This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

COUNTWAY LIBRARY
HC 2ISC 3

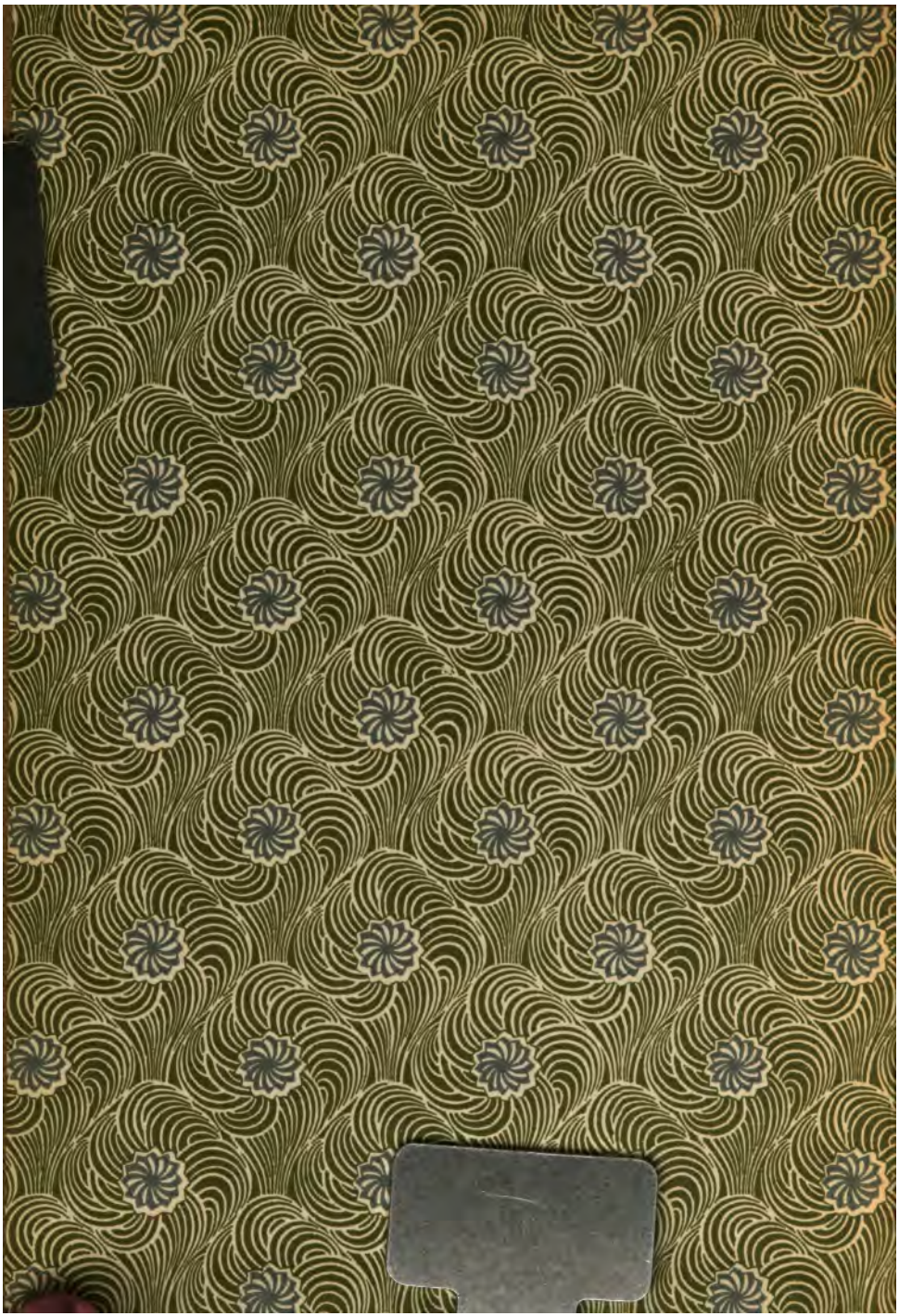
Dr. Hero Tilemann

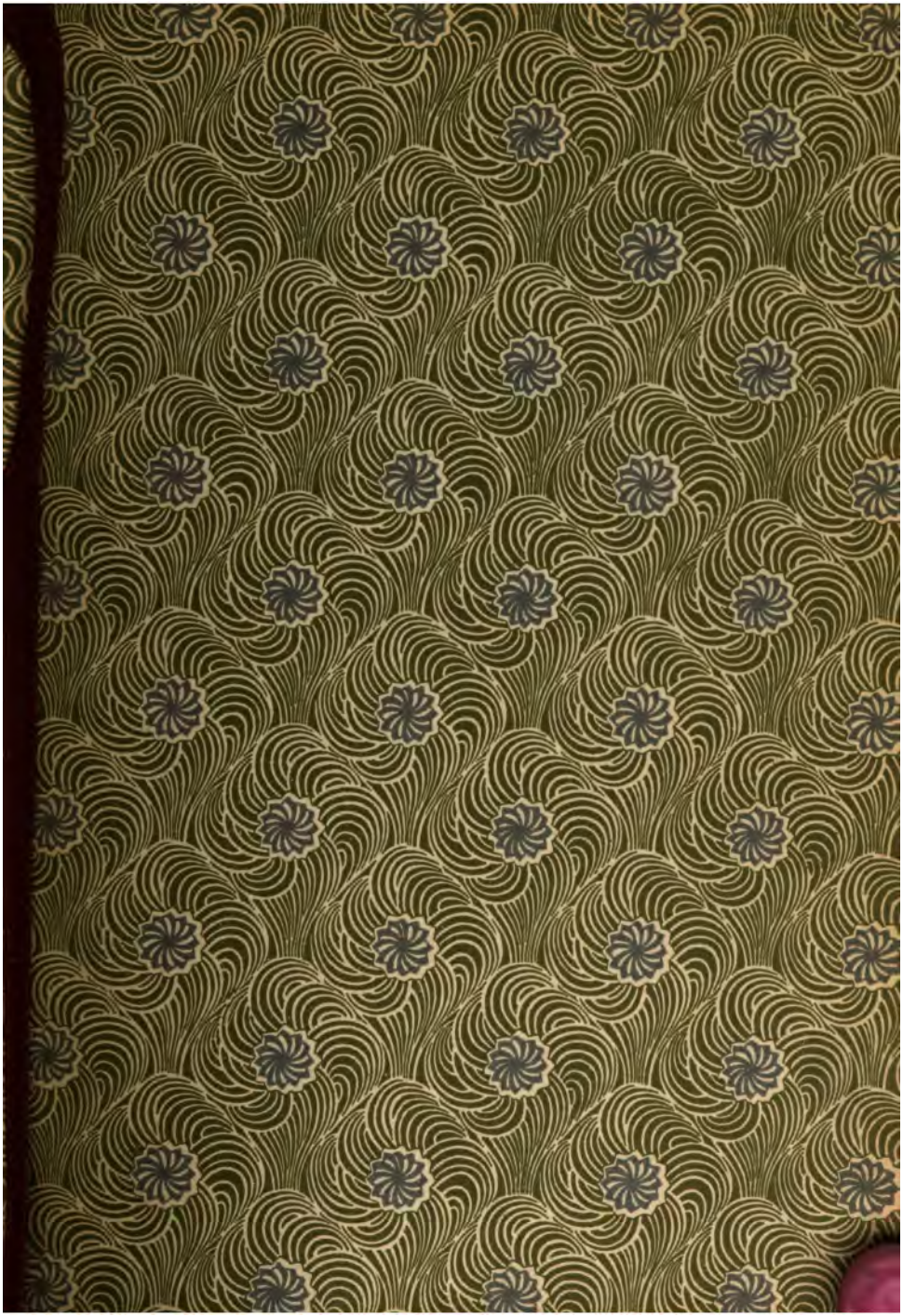
Tagebuchblätter

eines

Deutschen Arztes

aus dem Burenkriege





BOSTON MEDICAL
NOV 23 1964
LIBRARY
E.6231

Herr Filemann Dr. med.

Nach Friedensschluß, Pretoria Juni 1902.

Tagebuchblätter

eines deutschen Arztes aus dem Burenkriege

Von

Hero Tilemann

Dr. med.

Mit zwei Bildnissen und einer Karte

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck
München 1908

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Dem Andenken meiner Eltern

Vorwort.

Der Verfaſſer dieſer Tagebuchblätter hat die Veröffentlichung nicht ſelbſt beſorgt. Im vorigen Jahre, am 24. Juni 1907, fand er, zuſammen mit einem Kollegen vom Eppendorfer Krankenhauſe, Herrn Dr. Wilhelm v. Hoorn, auf einer Segelfahrt, unweit Glückſtadt, in den Fluten der Elbe ſeinen Tod.

In ſeinem Schreibtiſch fanden ſich die Tagebuchblätter faſt druckfertig vor. Es war die Abſicht des Verfaſſers, die Erinnerungen ſo der Öffentlichkeit zu übergeben, wie ſie an Ort und Stelle unter dem urſprünglichen Eindrucke der Geſchehniſſe niedergeſchrieben waren.

Lange hat der Verfaſſer mit der Herausgabe gezögert. Der Ausgang des Krieges laſtete anfangs zu ſehr auf ihm, als daß er ſich zu einer Veröffentlichung hätte entſchließen können. Später gab er dann der dringenden Ermunterung, die von vielen Seiten an ihn erging, nach, und nun entſchloß er ſich um ſo eher, als er ſich überzeugte, daß, von den Schriften der Heerführer abgeſehen, über den größeren Teil jenes wechſelvollen Krieges nichts Authentiſches vorlag. Die Schilderungen der Mitkämpfer reichen nicht bis zur Hälfte des Krieges, und die Erinnerungen der beteiligten Ärzte beſchränken ſich auf die erſten Monate des zwei und ein halb Jahr dauernden Kampfes.

So handelt es ſich in den vorliegenden Blättern um eine Urkunde, die unmittelbar aus der Geſchichte erwachſen iſt. Sie

stellen keine Kriegsgeschichte dar, aber vielleicht sind sie imstande, von einem einzelnen Punkte aus einen vollen Einblick in die Eigentümlichkeiten des Krieges wie des kämpfenden Volkes zu vermitteln.

Und wo wäre sonst Gelegenheit geboten, das Leben eines Kriegsarztes länger als zwei Jahre hindurch zu verfolgen? Wie der Leser einen Einblick gewinnt in die Eigenart eines der merkwürdigsten Kriege, die in den letzten Jahrzehnten ausgefochten sind, so läßt er zugleich das Charakterbild eines in den mannigfachsten Lagen erprobten Kriegsarztes an sich vorüberziehen.

In der Tat ist mit Hero Tilemann ein festgefügter männlicher Charakter aus dem Leben geschieden.

Mut und Entschlossenheit treten als die deutlichsten Züge seines Wesens hervor. Wo eine Aufgabe vorlag, hielt er nicht leicht etwas für unmöglich und fand sein Wille einen Weg. Seine Tatkraft versagte selten, am wenigsten, wo es zu helfen galt.

Doch war sein Mut in erster Linie der Mut der Selbstzucht, und in der Strenge gegen sich selbst übte er sich täglich.

Größer aber noch als seine Tapferkeit war seine Treue. „Suscipere et finire hat mein Vater mich gelehrt.“ „Die Gewißheit, da tritt kein anderer für dich ein, hielt mich bisher, hielt mich bis zuletzt.“ So hat er ausgehalten mit dem verlierenden Teil bis zur letzten Stunde, tapfer und treu.

Seine Wiege stand in einem evangelischen Pfarrhause. Am 17. März 1873 wurde er zu Norden in Ostfriesland geboren. Seine Jugend verlebte der Verfasser in der Nähe des Meeres, das eine außerordentliche Anziehungskraft auf ihn ausübte, unter dem Einfluß eines selbständigen, weitblickenden und hochherzigen Vaters und einer Mutter von zartem und tiefem Empfinden.

Mit einem klaren Verstande ausgerüstet wuchs der Verfasser in verhältnismäßig jungen Jahren zu einer Reife heran,

die sich frei hielt von Selbstgerechtigkeit, und zu einer großen Weite des Charakters. Wie die Heimat eine starke Macht über ihn hatte, so beseelte ihn zugleich, auch noch nach der Rückkehr aus dem Kriege, ein mächtiger Drang in die Ferne. Mit viel Empfänglichkeit für die lösende Kraft des Humors verband sich ein Abscheu gegen alles Gemeine; mit einem stets auf die Sache dringenden Ernst eine Freundlichkeit, die darauf aus war Freude zu bereiten, und jene feine Höflichkeit, die sich auch in kritischer Lage nicht verleugnet; endlich aber war in ihm mit einer unzerstörbaren Ehrfurcht vor den großen über die Zeit hinausliegenden Lebensmächten verbunden ein Freiheitsbewußtsein edelster Art.

Man wird verstehen, daß der jähe Abbruch eines solchen Lebens als ein schwerer Verlust empfunden wird. Die Ärzte verloren mit dem Verfasser einen Berufsgenossen, der ihrem Stande zur Zierde gereichte, und wem immer sein Wesen sich erschlossen hatte, verlor mit seinem Heimgang die Gegenwart eines starken persönlichen Lebens, das imstande war, zu großen Gesinnungen zu erziehen und in ihnen zu fördern.

Göttingen, den 9. September 1908.

Heinrich Tilemann.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

1. Reise zum Kriegsschauplatz 1

2. Ankunft in Pretoria 11
Von Lourenço-Marques nach Pretoria. Wie es um die Freiwilligen bestellt ist. Erste Beobachtungen und Eindrücke.

3. Endlich zur Front 17
Ärztlicher Dienst auf den Lazarettzügen.

4. Nach der Kapkolonie 32
Eisenbahnfahrt Pretoria-Springfontein. Feldlazarett in Norvalspont.

5. Rückzug aus der Kapkolonie 39
Donkerspoort. Eine nächtliche Irrfahrt. Aufbruch von Donkerspoort.

6. In englischer Gefangenschaft 44
Bloemfontain in englischem Besitz.

7. Rückkehr aus der Gefangenschaft 49
Zum ersten Male auf dem Trekk (von Bloemfontein nach Smaldeel). Kronstadt Sitz der Freistaatregierung.

8. Zurück nach Natal 55
Abstecher nach Pretoria. Ankunft in Glencoe. Übernahme der Krügersdorp-Ambulanz. Eine Unternehmung gegen die Engländer bei Elandslaagte. Besuch des deutschen Trappistenklosters Maria-Raschitz auf Waschbank in Natal. Das Krügersdorp-Kommando wird nach der Westgrenze abberufen. Das deutsche Feldhospital bei Glencoe. Als Sachverständiger vor dem Kriegsgericht.

9. Rückzug aus Natal 72
Durchbruch der Engländer bei Helpmakaar. Dr. Albrecht und ich geraten in einen Hinterhalt der South-Afrika-Light-Horse.

Seite

10. In englischer Gefangenschaft bei der Buller-Armee 75
Dr. Albrecht und ich werden Ärzte beim XIV. West-Yorkshire-Regiment. Mit der Buller-Armee auf dem Aufmarsch nach der Transvaalgrenze. Gesalzene Pferde. Englische Infanterie auf dem Marsche. Gegen Revers bekommen wir mehr Freiheit, der Wachtposten wird eingezogen. Zur Paroleabgabe bei General Lord Don Donald im Zelt. Mit der weißen Flagge zu den Burenposten zurück.

11. Die Majuba-Positionen 90
Das deutsche Hospital in der Volksschool zu Volksrüst. Auf Bullers Vorschlag dreitägiger Waffenstillstand. Die Engländer nehmen Bothas Paß.

12. Rückzug auf Ermelo 94
Ein Radbruch auf dem Trekk. Ermelo Hauptplatz im Hoogeveld. Ein Gefangenentransport passiert Ermelo.

13. Durch Assistent-Kommandant General Christ. Botha beordert, mit leichtbeweglicher Ambulanz zu dessen Kommandos zu kommen 99
Trennung von Dr. Albrecht. Ausrüstung einer leichten Feldambulanz. Auf dem Trekk von Ermelo zu den östlichen Kommandos.

14. Unter Christ. Botha im östlichen Transvaal . . . 103
Englische Artilleriegefechte bei Amersfoort. Buller marschiert über Ermelo auf Machadodorp, wir hinter seinem Rücken nach der Natalgrenze. Die Engländer nehmen zum zweitenmal Wakkerstroom und halten es besetzt. — Durch die deutschen Ansiedelungen Lüneburg und Bergen an die Zululand-Grenze. Order, nach Kastrollhoogte zu vertrekken. Die Engländer werden bei Bryheid angegriffen. Die Gastfreundschaft auf den Burenfarmen. Rückzug von Kastrollhoogte.

15. Fünf Wochen in englischer Gefangenschaft 197
Mit meiner Ambulanz durch einen englischen Parlamentär mit der weißen Flagge gefangen genommen. Wegnahme und Verbrennung meiner Ambulanz. Wie die Truppen des Generalmajors Sir John Dartnell in den deutschen Ansiedelungen wüten.

16. Als Gefangener in Pretoria 226

17. Meine Freilassung und Rückkehr zu den Buren . . 229

18. Im Buschfeld 231
Besuch bei der ambulanten Transvaalregierung auf Tautesberg.

19. Flucht der ambulanten Regierung aus dem Buschfeld ins Hoogeveld 240
Auf dem Trekk mit der Regierung über die Bahnlinie ins Hauptquartier von Louis Botha nach Ermelo. Auf Besuch bei Dr. Albrechts Ambulanz in Karolina.

Seite

20. Übernahme der holländiſchen Ambulanz 246

21. Die Zeit des Winterfeldzuges 1901 252
Überfall des Heidelberg-Lagers am Buſchmannskop. Das Feldhoſpital auf Blakplaats. General Ben Viljoen will Frieden machen. Gerichtliche Sektion an einem neugeborenen Kaffer. Noch eben der engliſchen Gefangenſchaft entronnen. Ein Kriegsgericht. General Botha hält in Ermelo Verſammlung ab. Das Feldhoſpital auf Onverwacht. General Spruit fällt beim Übergang über die Bahnlinie. Lord Kitcheners neueſte Proklamation. Die Engländer ſchicken die gefangenen Burenfrauen mit der weißen Flagge zu Friedensunterhandlungen zu den Kommandos heraus. Bothas Antwort auf Kitcheners Proklamation. Die Natal-Expedition unter Louis Botha. Die Regierung läßt den von den Engländern dem Privateigentum zugefügten Schaden feſtſtellen.

22. Gefecht bei Baakenlaagte. 327
Gerate nach dem Gefecht mit meinem Verwundeten-Transport in die Gefangenſchaft der Kolonne des Colonel Allenby, werde aber am ſelben Tage wieder freigegeben. — Verwüſtung der Hoſpitalfarm auf Onverwacht durch die Engländer. Meine Rückkehr dahin. — Das Schlachtfeld von Baakenlaagte fünf Tage nach dem Gefecht.

23. Einſame Tage mit einem Schwerverwundeten . . 352
Gefecht bei Baalkop am 4. Dezember 1901, dabei den Engländern faſt unſer ganzes Viehlager in die Hände gefallen wäre.

24. Das Hoſpital muß vor den engliſchen Blockhäuſern weichen 365
Überſiedelung von Onverwacht nach Aangewys. Ein Pferdeſtall, das Hoſpital am Weihnachtsabend. Auf Suche nach Salz. Die Rinderpeſt. Pferdekrankheiten.

25. Durchbruch durch die Blockhauslinie 387
Der mißglückte Beutezug nach Brakpann. Die engliſchen Blockhäuſer.

26. Rückkehr durch die Blockhäuſer zum Hoſpital nach Buſchmannskraal 399
Nächtlicher Überfall meines Hoſpitals am 24. Januar. Auf Suche nach dem Kommandant-General. Die Engländer verbrennen und zerſtören meine Ambulanz zum zweitenmal, am 18. Februar. Rapport über beide Vergewaltigungen an den Kommandant-General, in deutſcher Überſetzung. Durch die Blockhäuſer zu den Kommandos zurück.

27. Zwiſchen den engliſchen Blockhäuſern 421
Das Gefecht bei Buſchmannskop.

28. Als Parlamentär bei den Engländern 440

29. Nach dem Freiſtaat gerufen 448

30. Eine Unternehmung gegen die Bahnlinie 459

Seite

31. Schwere Zeit 465
Am Vaalfluß. Rücksichtslosigkeit der Engländer gegen Frauen und Verwundete. Hungersnot. Versuch, Vieh zu erbeuten. Die Komandos werden über die Bahnlinie gedrängt. Wiedervereinigung mit den Heidelbergern. Große Enttäuschung.

32. Letzter Kriegsmonat 485
Die Friedensverhandlungen. Der letzte Tag im Feld.

33. Friede 509

34. Rückkehr nach Pretoria. Mit den Generalen de la Rey, de Wet und Louis Botha nach Europa. Rückkehr in die Heimat 517

Anhang 532

Erstes Kapitel.

Reise zum Kriegsschauplatz.

Auf das vom Präsidenten Krüger England gestellte Ultimatum war am 22. Oktober 1899 die Kriegserklärung gefolgt.

Krieg in Südafrika!

Ich war damals in Leipzig, mich auf meinen Doktor vorzubereiten. Da kam mir eines Sonntags der Gedanke, ich könne mir in Südafrika die Sporen für meinen ärztlichen Beruf erwerben. Dem Gedanken folgte der Entschluß, dem Entschluß die erste Unterhandlung und dieser am Sonnabend den 18. November abends ein Eilbrief aus Antwerpen: „Wir bitten Sie, an unserer ersten Expedition, welche am 25. November von Amsterdam abgeht, teilzunehmen. Senden Sie gefälligst Maße für Anzug, Stiefel, Hut u. s. w. Der deutsch-belgische Hilfsausschuß für Transvaal. Der Vorsitzende: Professor Pol de Mont."

Der Hilfsausschuß stand im Begriff, eine deutsch-belgische Sanitätsexpedition nach dem Kriegsschauplatz zu den Buren zu entsenden. Die deutsche Abteilung, für die ich angenommen war, verdankte ihre Entstehung dem Alldeutschen Verbande und Dr. Fr. Lange, dem Herausgeber der „Deutschen Zeitung".

Unterdessen hatte ich einige Tage und Nächte drangesetzt, meine Doktor-Dissertation fertigzustellen, und gerade zwei Stunden vor Eintreffen des Eilbriefes hatte ich sie eingereicht. Am

21. November promovierte ich. Mit den freundlichsten Worten wünschten mir die Herren Examinatoren, unter denen einer, der 1870/71 selber als Arzt im Felde gestanden, Glück zu meinem Aufbruch nach dem Kriegsschauplatz. Wenige Minuten später war schon der Examensfrack ausgezogen, saß ich im Zuge, der mich in die Heimat führte. Es war zu Hause ein Wiedersehen nach längerer Trennung und ein schneller Abschied für die Fahrt in den Krieg — zum letztenmal sah ich meinen Vater.

Schon am zweiten Tage mußte ich nach Amsterdam abreisen. Dort lag der Reichspostdampfer „Herzog", auf dem unsere Ambulanz sich einschiffen sollte. Ich kam spät abends an Bord, am nächsten Morgen sollte das Schiff fahren. Die meisten Mitglieder unserer Ambulanz waren bereits eingetroffen. Von der deutschen Abteilung waren es die deutschen Ärzte Dr. Albrecht vom Krankenhaus St. Pölten bei Wien und Dr. Leitz aus Stettin — in Neapel sollten sich uns noch zwei deutsche Ärzte anschließen.

Die Ärzte der belgischen Ambulanz waren Dr. Coolen und Dr. Delandsheere. Außerdem bestand unsere Ambulanz aus Schwestern, Krankenpflegerinnen, Krankenpflegern und einem Ökonom.

Zugleich mit uns schiffte sich die zweite holländische Ambulanz ein. Eine holländische Ambulanz war bereits nach Südafrika unterwegs. Außer den Ambulanzen waren noch viele Passagiere an Bord, deren Reiseziel ebenfalls der südafrikanische Kriegsschauplatz war.

Ein trüber Tag war der Tag unserer Ausfahrt. Das stolze Amsterdam lag in einen Nebelschleier eingehüllt, unaufhörlich rieselte ein feiner Sprühregen hernieder. Aber gleichwohl war zu unserer Abfahrt eine vieltausendköpfige Menge herbeigeströmt, begeistert und von nationalen Hochgefühlen erfüllt, wie sie das ganze Volk durchzitterten. Bis oben auf den Speichern am Hafen stand es Kopf an Kopf; gerade wie die Begeisterung ihren Höhepunkt erreicht haben mochte, sah ich,

wie hoch oben von einem Speicher ein Mann herunterfiel, herunter auf die unten wogende Menge.

Zu unserer offiziellen Begrüßung erschien Dr. Leyds, der Brüsseler Gesandte der Südafrikanischen Republik, und Dr. Müller, Generalkonsul vom Oranje-Freistaat, uns im voraus den Dank der Buren abzustatten.

Von Verwandten und Freunden der Abfahrenden, von Reportern und Photographen war es ein Drängen und Schieben bei uns an Bord, daß man kaum durchkommen konnte. Endlich gegen zwölf Uhr mittags — es war der 25. November — ertönte die Schiffsglocke. Die Schiffskapelle hatte die deutsche und die holländische Nationalhymne intoniert, dann setzte sich das Schiff langsam in Bewegung und unter den Klängen des protestantischen Volksgesanges „Ein' feste Burg ist unser Gott" verließen wir die Kajung. Im Großtopp führte unser „Herzog" die deutsche Reichspostflagge, hinten am Heck die deutsche Nationalflagge und im Vortopp flatterte die Vierkleur — auf nach Transvaal!

„Het leven de Boeren!" und brausende Hurras pflanzten sich fort von Dock zu Dock, von Schiff zu Schiff und von der auf den Deichen des Nordseekanals gedrängt stehenden Menge, bis wir in Ymuiden die Seeschleuse erreichten.

Eine Seereise von 8200 Seemeilen lag jetzt vor uns. Wind und Wetter vorbehalten sollten wir am 2. Januar in der Delagoa-Bai landen.

Neapel, den 3. Dezember 1899. Außer sonstigen Passagieren sind Dr. Bertelsmann vom Eppendorfer Krankenhaus und Dr. Feßler, Privatdozent für Chirurgie in München, an Bord gekommen. Damit ist unsere Ambulanz vollständig geworden. Dr. Feßler ist als Leiter der deutschen Abteilung bestimmt.

Als deutsche Ärzte haben wir den Wunsch, Tüchtiges zu leisten, aber keiner von uns Ärzten hat den andern vorher gekannt, da ist denn zunächst nötig, uns kennen zu lernen und zu verständigen und uns zweckmäßig zu organisieren. Täglich gibt es Besprechungen.

Aden, den 14. Dezember. Auch Aden ist englisch. Deshalb wagen manche Passagiere, die als Kombattanten zu den Buren gehen wollen, es nicht, hier an Land zu gehen. Seit Neapel ist bei uns an Bord eine fürchterliche Spionenriecherei losgegangen. Da fürchten denn die angehenden Kämpfer, sie könnten an Land von den Engländern festgehalten werden. Aber die Furcht ist unnötig.

Delagoa-Bai, den 11. Januar 1900. Wir verließen Beira am 3. Januar. Wind und Wetter vorbehalten sollten wir am 5. Januar in der Delagoa-Bai, in Lourenço-Marquez sein.

Doch es sollte anders kommen.

Es war am 4. Januar abends 6 Uhr, gerade sollte es zum Diner gehen, die Sonne stand noch am Himmel, die See fast glatt, da wird gerade voraus ein Schiff gesichtet. Es kommt von der Landseite, wo eigentlich ein Schiff nichts zu suchen hat, und je näher es kommt, um so deutlicher wird es, daß es auf uns abhält. Jeder guckt aus, was das wohl sein wird, da steht ein Bootsmann hinter mir, ein Hamburger, und sagt: „Wenn dat man nich en man of war is". Lange blieb darüber kein Zweifel, es fällt ein Schuß, weithin über die Wasserfläche verrollt der Donner. Ein englisches Kriegsschiff ist es, der Kreuzer „Thetis", der auf uns Jagd macht. Uns bleibt nichts anderes übrig, als uns fangen zu lassen. Ein Flaggensignal geht bei der „Thetis" hoch, da müssen wir auf langsame Fahrt gehen, die „Thetis" rundet uns und geht auf unsere Backbordseite, 500 Meter Distanz ist es von Schiff zu Schiff. Dann kommt das Signal „stoppen", und wir liegen still. Ein Boot wird von der „Thetis" ausgesetzt, darin drei englische Seeoffiziere und einige Mannschaften, und rudert an uns heran. Unser Fallreep ist ausgebracht, die Offiziere schwingen sich hinauf und steigen zu unserem Kapitän von Issendorf auf die Kommandobrücke.

Ein bunt zusammengewürfelte Gesellschaft sind unsere Passagiere an Bord — nicht weniger als 30 verschiedene Nationen, darunter sind auch fünf junge Buren, die in Europa studierten

und dem Rufe zu den Waffen gefolgt waren — für sie war das jetzt eine höchst ungemütliche Situation, ebenso für die Deutschen, die als Kombattanten zu den Buren gehen wollten, namentlich auch für einen Irländer Lynch, der von Haß gegen England brannte. Das erste, was er tat, war, daß er alle seine Papiere vernichtete.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe wir wußten, wie wir daran waren. Inzwischen hatten sich die englischen Offiziere die Ladebücher vorlegen lassen und erklärten den deutschen Reichspostdampfer „Herzog" als beschlagnahmt, schrieben in unser Schiffsjournal ein: „arrested because large quantities of provisions and iron material", weil das Kontrebande sei, wie sie vorgaben. Sie nahmen Anstoß an dem „iron material", weil wir Eisenbahnschienen für die Delagoa-Bai und an den „provisions", da wir Konserven für Johannesburg an Bord hatten.

Diese Begründung der Beschlagnahme war leicht als ein leerer Vorwand zu erkennen. Deutlich war vorgefaßter Beschluß der englischen Admiralität, den um diese Zeit fälligen deutschen Reichspostdampfer der Deutsch Ost-Afrika Linie vor der Delagoa-Bai auf alle Fälle abzufangen und zu beschlagnahmen. Schlagfertig, aber darum nicht minder nichtig war die Antwort des englischen Offiziers, als unser Kapitän verwundert die Frage stellte, wieso Eisenbahnschienen Kontrebande wären: „Die Buren könnten sich aus den Eisenbahnschienen „horse schoes", Hufeisen, machen".

Mit der Beschlagnahme war aus unserm deutschen Reichspostdampfer „Herzog" ein Schiff geworden, das unter englischem Kommando stand, von englischen Offizieren befehligt wurde. Englische Signalisten standen auf unserer Kommandobrücke, signalisierten von uns zur „Thetis" hinüber und nahmen von dort Befehle entgegen.

Ein zweites Boot kam von der „Thetis" herüber, das ein ganzes Wachtkommando zu uns an Bord brachte, kriegsmäßig ausgerüstet mit Gewehr und Bajonett, außerdem mehrere Kisten

scharfgeladener Patronen und die englische Kriegsflagge. Die Wache wurde eingeteilt und dann wurden über die Decks hin Posten aufgestellt, Posten mit Gewehr, Seitengewehr, Patronentaschen mit scharfen Patronen.

Unser Schiff nahm seine Fahrt wieder auf, aber die „Thetis" blieb uns zur Seite und behielt uns scharf im Auge, nachts leuchtete sie uns mit dem Scheinwerfer ab.

Als so die Engländer Herren unseres Schiffs geworden waren, da zeigte sich denn auch bald, daß wir nicht nur Buren und solche, die für die Buren fechten wollten, bei uns an Bord hatten, sondern da war auch ein ganz Teil Engländer unter den Passagieren, und zwar solche, die sich für Durban eingeschifft hatten, um gegen die Buren zu fechten, die jetzt ihre Uniformen auspackten und jetzt mit Orden und Ehrenzeichen auf der Brust stolz an Deck auf und ab promenierten.

Uns Ambulanzen, die wir für die Buren bestimmt waren, konnte ja nicht viel Schlimmes passieren, vielleicht, so war die Ansicht, daß der Zeitverlust verhinderte, daß wir je auf dem Kriegsschauplatz in Wirksamkeit treten würden.

Aber wie mir so ging es wohl allen Deutschen, und die Holländer an Bord empfanden das mit uns: die Art und Weise, wie das offizielle England gegen den deutschen Reichspostdampfer vorging, beleidigte, und erst recht ging es dem Deutschen nahe, als von unserem Großtopp die deutsche Reichspostflagge heruntergeholt wurde, um der englischen Kriegsflagge Platz zu machen. Aber das war noch nicht alles.

Unsere Beschlagnahme erfolgte ungefähr 20 Stunden vor der Delagoa-Bai. Am nächsten Tag hätten wir dort ankommen sollen, statt dessen fuhren wir an der Bucht vorbei und wurden nach Durban aufgebracht!

Es war ein trüber Sonnabend morgen, als Port Natal, Durban in Sicht kam. Draußen auf Reede lag es voll von den grau gestrichenen englischen Transportdampfern der Castle Line, die meisten von ihnen hatten Viehtransporte herüber-

gebracht. Mehrere hatten noch ihre brüllenden und wiehernden Passagiere an Bord.

Mehr der Küste zu unterhalb des Leuchtturms von Durban tauchte ein weißer Schiffsrumpf auf, der unser ganzes Interesse in Anspruch nahm. Es war ein vor Anker liegendes Schiff unter deutscher Kriegsflagge, der „Kondor", das Schiff unserer ostafrikanischen Station. Mit einer gewissen Genugtuung und guter Zuversicht nahmen wir Deutsche, ebenso die Holländer, die holländischen Ambulanzdamen nicht ausgeschlossen, davon Notiz. Die Passagiere schrieen und winkten wie hilfeflehend hinüber. Und Kapitän von Issendorf, der, wenn auch unter englischem Oberbefehl, die Führung des Schiffes beibehalten hatte, schickte, als wir uns etwa auf 800 Meter dem „Kondor" genähert hatten, schnell ein Flaggensignal hinüber, bekam auch gleich Antwort zurück. Aber wie er das Signalisieren fortsetzen wollte, da legte der englische Kommandant sein Veto ein und der „Kondor" bekam auf sein Signalisieren keine Antwort und mußte sich selbst seine Erklärung dafür suchen.

Auf Reede, nahe vor dem Hafeneingang, lag der große englische Kreuzer „Terrible". Neben ihm bekamen wir unsern Liegeplatz — da mußten wir bleiben und abwarten, was mit uns werden würde.

Der „Terrible" ist einer der zwei größten Kreuzer der englischen Flotte, machte einen imponierenden Eindruck und der Vergleich mit dem Gefechtswert des deutschen „Kondor" mußte sehr zu dessen Ungunsten ausfallen, aber dennoch trotz seiner Kleinheit erhofften wir alles von unserem „Kondor". Wir sollten uns nicht irren, ein Boot unter deutscher Kriegsflagge ging vom „Kondor" ab, von einem deutschen Seeoffizier wurde es geführt. Es kam auf uns zu, Augenblicke größter Spannung folgten, die Augen aller Passagiere waren darauf gerichtet, so daß der „Herzog" beträchtlich zu der Seite überneigte, von wo das Boot kam.

Ganz mechanisch, gleich als wenn sich das von selbst verstünde, ohne erst einen Befehl dazu abzuwarten, ließ unser

Bootsmann das Fallreep herunter. Das Boot war nahe. Der deutsche Seeoffizier legte schon die Hand an die Mütze und grüßte, die Passagiere freuten sich und jubelten — nur die Mienen unserer verächtlich dreinschauenden Engländer verfinsterten sich. Da — das Boot hielt sich schon mit dem Bootshaken am „Herzog" fest, kommt der englische Kommandant unseres deutschen Reichspostdampfers das Fallreep heruntergestürzt, der deutsche Seeoffizier ist schon über die Ruderbrücke hinweg gestiegen, will gerade das Fallreep erfassen, um zu uns an Bord zu kommen, da macht der englische Offizier energische Abwehrbewegungen. „No! No! Now my ship!" des englischen Offiziers dringt zu uns herauf. Der deutsche Offizier macht Einwendungen „I am sent by my commandant", aber das nützt ihm nichts, der Engländer läßt ihn nicht an Bord. „You cant' go an board!" Augenblicke allergrößester Spannung waren das. Wird der deutsche Seeoffizier seine Kaltblütigkeit verlieren, die bei uns an Deck schon mancher verloren hat? Ein lautes Geknurr des Unwillens macht sich schon unter den Passagieren an Deck geltend. Da, während der englische Offizier da unten abweisend steht, langt ein Bootsmann über den Kopf des Engländers weg einen versiegelten Brief in das Boot, läßt ihn in das Boot fallen, ein Mann im Boot greift ihn auf, das ist auf deutschem Gebiete. Das Boot stößt sofort ab. Den Lauf des Briefes kann der Engländer nicht mehr aufhalten. Der Brief enthält den Protest von unserem Kapitän von Iffendorf gegen die Beschlagnahme des „Herzog".

Abgewiesen — unverrichteter Sache muß dieser deutsche Offizier abziehen. Noch mehr als vorhin macht sich der bis dahin unterdrückte Groll Luft, nicht der Deutschen allein, nein aller Nationen, soweit sie nicht Engländer waren, — und ich denke bei mir: unsere Flotte, die muß größer sein!

Das Boot kehrte zum „Kondor" zurück, eifrigst spähte man ihm nach. Was wird jetzt geschehen, war wohl die unausgesprochene Frage aller. Auf dem „Kondor" bemerkte man nichts, bis daß dort ein Boot abging, mit dem der Komman-

dant an Land fuhr. Bald arbeitete das Kabel und brachte die Nachricht nach London und über London nach Berlin von der Beschlagnahme des Reichspostdampfers, auch wohl von dem, was auf der Durban-Reede sonst noch sich zugetragen hatte.

Wir hatten wenigstens das Glück, daß sofort etwas in unserer Angelegenheit geschah. Dem „Bundesrat" war es anders ergangen. Der war ebenfalls von den Engländern aufgebracht und lag nun schon acht Tage im Hafen fest, ohne daß auch nur das Geringste in seiner Sache entschieden wäre. Der „Kondor" war nämlich erst am Abend vor uns hier einpassiert.

Unsere Stimmung wurde noch erregter, als wir erfuhren, daß noch ein dritter deutscher Reichspostdampfer, der „General" festgenommen war — und das schon in Aden! Der praktische Engländer frißt eben den Hafer so lang aus dem Sack, bis man ihn aufs Maul schlägt.

Vorläufig blieb uns nichts anderes übrig als abzuwarten. Allgemein herrschte eine gedrückte Stimmung. Nach langer Reise so nahe dem Ziel und noch zu guter Letzt ein vielleicht unüberwindliches Hindernis.

Von der Reede aus bot Port Natal einen schönen Umblick, aber mit der Augenweide aus der Ferne mußten wir uns begnügen. Keiner wurde an Land gelassen. Erst am folgenden Tage erhielten die portugiesischen Passagiere die Erlaubnis, das Schiff zu verlassen. Weshalb man uns Ambulanzen nicht wenigstens Gelegenheit gab, das Schiff mitzubenutzen, blieb unklar. Der englische Kommandant hatte zwar den Portugiesen verboten, Postsachen zur Besorgung von uns anzunehmen, aber darüber machte ich mir keinen Augenblick Gewissensbisse, einen Portugiesen zu gewinnen, der meine Briefe mitnahm, um sie in Lourenço-Marquez auf die Post zu geben.

Von Sonnabend morgen an hatten wir auf der Durban-Reede gelegen, da am Montag abend nahte die Erlösung. Ein Flaggensignal von dem „Terrible" schickte die Meldung herüber, daß der „Herzog" frei zu geben sei. Nicht schnell genug konnte die englische Flagge fallen, da hatte unser Bootsmann

auch schon die schwarz-weiß-rote Flagge oben. Dem nur schwer unterdrückten Unmut der letzten Tage machte lauter Jubel Platz, und nur die Engländer machten verdutzte Gesichter. Am meisten atmeten die Buren auf, die mit uns auf dem Schiffe waren — sie hatten schon ganz fest mit der englischen Gefangenschaft gerechnet.

An diesem Tage konnten wir nicht mehr abfahren. Am nächsten Morgen, als wir unsere Durbanpassagiere abgegeben hatten, die wegen der hochgehenden Dünung in großen Körben von uns an Bord auf einen Schlepper übergesetzt wurden, und als wir vom „Kondor" in drei Booten die schwarz-weiß-rot geränderten Postsäcke aus dem „Bundesrat" übernommen hatten, ging der Anker hoch und wir dampften zurück nach der Delagoa-Bai. So wurde es der 10. Januar, bis wir spät abends in die Delagoa-Bai einfuhren.

Auf dem hiesigen deutschen Konsulat erfuhr ich, daß man den Fall von Ladysmith jeden Augenblick erwartet. Man nimmt an, daß wir einer ereignisvollen Zeit entgegengehen. Von einem baldigen Ende des Krieges ist nirgends die Rede, so haben denn meine Freunde und Bekannten nicht recht bekommen, die meinten, wenn ich in Lourenço-Marquez angekommen sei, sei der Krieg längst vorüber. Hauptsächlich wurde diese Meinung damit begründet, daß die verheerende Wirkung moderner Feuerwaffen einem langen Kriegführen ein für allemal ein Ende gemacht haben sollte. Den Tag über gab es viel Laufen in Paßangelegenheiten. Schließlich ist aber doch noch alles fertig geworden. Morgen also auf nach Pretoria!

Zweites Kapitel.

Ankunft in Pretoria.

Von Lourenço-Marquez nach Pretoria. Wie es um die Freiwilligen bestellt ist. Erste Beobachtungen und Eindrücke.

Pretoria, den 15. Januar. Endlich in Transvaal! Vorgestern, Sonnabend, morgens 7 Uhr trafen wir hier ein.

500 Kilometer hatten wir von Lourenço-Marquez bis hierher zu fahren. Die Bahn, 1895 fertig geworden, führt streckenweis durch sumpfiges malariaverseuchtes „Buschfeld". Der Bau kostete viel Menschenleben. Man erzählte mir, wenn man die Leichen der Länge nach aneinander reihte, würde die Reihe der Toten so lang sein wie der Schienenstrang nach Pretoria.

Das Rote Kreuz in Pretoria hatte uns sehr bequeme Salonwagen entgegengeschickt. Hielt mich die meiste Zeit auf der sehr geräumigen Plattform auf. Nach Überwindung des Lebombogebirges passierten wir den Grenzfluß, den Komati, und waren in Transvaal. Die Vierkleur flatterte uns entgegen.

Ein Land im Kriegszustand, aber von kriegerischer Aufregung nicht viel zu spüren. Nur Verlustlisten von „gesneuvelden" Gefallenen und Verwundeten, die am Bahnhof angeschlagen waren, gemahnten an den Ernst der Zeit. Leute eines Aufgebots vom 16. bis zum 60. Lebensjahr hielten die Grenzwacht, zum Teil reckenhafte Gestalten mit langen Bärten und harten, wettergebräunten Gesichtern. Man konnte sie eher für Jäger halten als für Soldaten. Von militärischem Aussehen und Benehmen nach deutschen Begriffen nicht die Spur. Statt einer Uniform trug jeder seine gewöhnliche Kleidung. Gewehr und Patronengürtel schräg über der Brust machen die ganze Kriegs-

rüſtung aus. Mit Munition wurde verſchwenderiſch umgegangen. Immerfort wurde losgeknallt.

Überall, ſo ſagte man uns in einer Begrüßungsrede, werde man uns willkommen heißen. Hoffentlich kämen wir nicht Buren zu pflegen; wir möchten ihnen helfen, die verwundeten Engländer zu verpflegen. Darnach ſcheint man alſo des Sieges ſich ziemlich ſicher zu ſein. Aber auch hier im Lande hörte man nicht, daß Ladyſmith gefallen wäre.

Längs der Bahn waren Feldwachen poſtiert. An manchen Stellen hatten ſich, als unſer Zug paſſierte, die Wachen aufgeſtellt und gaben Salven ab. Die Fahrt wurde langſamer, immer größer die Steigung, zu beiden Seiten traten ſteil anſteigende zerklüftete Felſen an das Geleiſe heran, ſtellenweis von ganz reſpektabler Höhe. Wenn einem die Bahn zu langſam vorankam, ſtieg man wohl ab und ging zu Fuß nebenher. Es hieß dann aber ſelber aufpaſſen, daß man zur rechten Zeit wieder aufſprang, denn ſo am Gängelband wie auf deutſchen Bahnen iſt man hier nicht.

Gegen Morgen, als wir nicht mehr weit von Pretoria waren, kam uns eine Deputation Belgier entgegengefahren, an ihrer Spitze Dr. Heymanns, der Leibarzt des Präſidenten. Friedlich, unter hohem, wolkenloſem, blauem Himmel lag die Landeshauptſtadt da, als wir ankamen.

Unſerem Hotel gegenüber liegt das Regierungsgebäude, ein großer quadratiſcher Bau mit einem Lichthof in der Mitte. Da iſt ein fortwährendes Kommen und Gehen. Ohne Zeremoniell kann ſich jeder ſelbſt bei den höchſten Regierungsperſonen der Republik Rat holen, Wünſche vortragen oder ſonſt mit ihnen verhandeln. Dieſen freien Zutritt hatten auch unſere Freiwilligen. Leider haben ſie über einen etwas kühlen Empfang zu klagen. Ohne Perſonalnachweiſe wurden ſie angenommen und verpflichtet nur auf das Eine, im Verlauf dieſes Krieges nicht gegen Transvaal und den Oranje-Freiſtaat zu fechten. Sie können ſich bewegen, wie und wo ſie wollen. Auch ſteht

es ihnen frei jederzeit fortzugehen. Alles das nicht gerade geeignet, den Freiwilligen begeistert zu machen.

Wer viel erwartet hat, kann die größte Enttäuschung erleben. So hatten unter den Freiwilligen manche ehemalige deutsche Offiziere gemeint, man werde hocherfreut über ihr Kommen ihnen sogleich Kommandostellen anbieten. Daraus wurde nichts. So tüchtig auch ein deutscher Offizier sein mag, unbekannt mit Land und Leuten und der Fechtweise der Buren und vor allem ohne Rückhalt an die von Deutschland gewohnte Disziplin — was hätte er machen sollen? Wie dem aber auch sein mag, einen niederschmetternden Eindruck mußte es gerade auf die tüchtigen Elemente machen, wenn sie aus dem Munde des Oberhauptes hörten: „Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid, aber um mit den Engländern fertig zu werden, haben wir Euch nicht nötig".

Jeder Freiwillige wird auf Staatskosten unterhalten und verpflegt. Die meisten von ihnen wohnen im Transvaal-Hotel. Jeder Mann kostet der Regierung pro Tag 1 £ (20 Mark). Da ziemlich viele Freiwillige da sind, so sind das keine unwesentlichen Kosten, die dem Staat erwachsen, aber Geld scheint hier keine große Rolle zu spielen, das macht wohl das Goldland. Die Freiwilligen sind ein buntes Gemisch aus vieler Herren Länder. Daß unter ihnen viele Abenteurer sind und solche, denen vielleicht der Boden in der Heimat zu heiß geworden, ist nicht zu verwundern. Aber jedenfalls sind auch viele tüchtige und brave Elemente unter ihnen.

Jeder Freiwillige erhält als Ausrüstung: Pferd, Gewehr, Patronen, Sattelzeug, Decken, Kleidungsstücke, vielleicht auch noch dieses oder jenes andere. Um jedes Ausrüstungsstück muß er selbst laufen, das eine hier, das andere dort in Empfang nehmen. So sieht man sie denn jetzt den ganzen Tag mit ihren Ausrüstungsgegenständen über die Straße sich abschleppen. Verschiedentlich wurde mir auch gesagt, daß es nicht selten vorkommt, daß der einzelne Sachen empfängt, diese für seine Rechnung verkauft und wieder auf das Kommissariat geht, um

sich nochmals die Sachen liefern oder wie es heißt „kommandieren" zu lassen.

Anfangs hatte die Regierung den Freiwilligen zu ihrem sonstigen freien Unterhalt noch Getränke gewährt. Das geschieht jetzt nicht mehr. Es wurde zuviel getrunken, so daß die Getränkerechnungen hoch aufliefen. Außerdem ist dem Buren Betrunkenheit eine Schande, er weiß auch, daß Trunkenheit ihn in den Augen der Eingeborenen herabsetzt. Gegen Gleichstellung mit den Kaffern ist der Bur sehr empfindlich, und es ist ihm ein Schimpf, wenn er sich nachsagen lassen muß „dronk as en kaffer". Ich will aber nicht behauptet haben, unter den Buren gebe es keine Trinker. Unterstützt wird die Nüchternheit jetzt, seit Ausbruch des Krieges durch eine gesetzliche Verordnung, welche jeden Verkauf alkoholhaltiger Getränke verbietet, eine Verordnung, die im Kriegsfalle jede Nation akzeptieren sollte. Nur auf Grund ärztlicher Erlaubnisscheine darf hier Alkohol verabfolgt werden.

Pretoria hat Bedeutung als Sitz der Regierung. Johannesburg macht mehr von sich reden, es ist die bedeutendste Stadt Südafrikas überhaupt. Nach seiner Anlage ähnelt Pretoria, das in einem Talkessel der Magalisberge liegt, einem großen deutschen Dorf mit breiten geraden Straßen, die nur teilweise gepflastert sind. Den Mittelpunkt bildet der Kerkplein (Kirchplatz). Es ist ein großer, rechteckiger Platz, in der Mitte eine schmucklose Kirche, ringsherum die Staatsgebäude, das Gouvernement, die Münze, die Post, ein noch im Bau befindlicher Justizpalast und mehrere große Privatgebäude.

Neben der Kirche ist ein Denkmal im Bau, die Stiftung eines Mannes, der in Kimberley armselig begann und dann in Transvaal durch sein Whiskymonopol und billige Landerwerbungen ein enormes Vermögen „gemacht" hat und weitermacht. Von dem Denkmal ist das Postament fertig, es ist als Krügerdenkmal gedacht. (Später hörte ich, als das Glück des Krieges sich gewendet hatte, daß der Stifter seine Meinung geändert habe und nun als erster Favorit Lord Roberts in Betracht käme.)

Auch in der Landeshauptstadt merkt man nicht sonderlich viel vom Krieg. Man sieht zwar häufig einzelne Buren mit umgehängtem Gewehr durch die Straßen galoppieren, meistens Urlauber, aber von einer großen Erregung ist nichts zu spüren. Nur am Bahnhof geht es etwas lebhafter zu.

In Pretoria ist der Einfluß der Holländer vorherrschend, in Johannesburg soll er hinter dem der Engländer und der Deutschen — in und um Johannesburg arbeitet viel deutsches Kapital — sehr zurücktreten. Immerhin ist die Zahl der Deutschen auch in Pretoria nicht gering. Die deutsche Gemeinde besitzt eine eigene Kirche und trägt sich zurzeit mit dem Gedanken, auch eine deutsche Schule einzurichten. Der deutsche Klub verfügt über ein eigenes Haus. Gleich am ersten Abend waren wir dort zu Gaste, unter brennenden Weihnachtsbäumen. Als Gast war auch der transvaalische „Postmeistergeneral" van Alphen da. In mehreren Toasten gab er seiner Siegesgewißheit Ausdruck. Wohin man hört, überall steht es günstig. Ich sehe die gegenwärtige Lage kritischer an. Als es im Klub auf zwölf Uhr ging, empfahl sich van Alphen, nicht ohne zu bemerken, daß kein Bur den Sonntag im Wirtshaus anfange.

Sonntags herrscht völlige Ruhe, auch in Kriegszeiten. Die Post blieb geschlossen, Telegramme konnte man nicht absenden. In der Dopperkirche sah ich zum ersten Male den Präsidenten Krüger, in der Nähe der Kanzel. Nach Beendigung des Gottesdienstes folgten ihm mehrere Bürger in seine Wohnung, es ist dies ein einfaches einstöckiges Haus. Dort hat jeder leichten Zutritt. Die Audienzen beginnen bereits morgens fünf Uhr. Jeder bekommt seinen Kaffee. Wegen der vielen Besuche muß viel von diesem Stoff vorhanden sein, daher denn auch im Staatshaushalt für diesen Repräsentationskaffee eine besondere Summe eingestellt ist.

Pretoria, den 20. Januar 1900. Vor einigen Tagen wurde an unserm Hotel eines der berühmten Creuzot-Geschütze (Festungsgeschütze), der „Long Tom" vorbeigeführt. Die Artilleristen liefen neben dem Geschütz her, wie man wohl bei uns

die Leute hinter der Dreschmaschine hergehen sieht. In der Eisenbahnwerkstätte, wo Kruppsche Arbeiter beschäftigt sind, war er repariert worden. Die Mündung war beschädigt gewesen. Man half sich, indem man vorn von dem Rohr ein Stück absägte.

Dank der Bummelei in Lourenço-Marquez dauerte es mehrere Tage, ehe unsere Ambulanzgüter von dort eintrafen. In der Turnhalle eines Mädchenpensionats brachten wir sie unter. Die Verbandsachen sind in 1 Meter langen wasserdichten rotbraunen Segeltuchsäcken, die verschließbar sind, sehr praktisch verpackt. Alle Säcke sind mit dem roten Kreuz gezeichnet. Alle Arten von Verbandsmitteln, Medikamenten, chirurgischen Instrumenten, auch ein Röntgenapparat sind vorhanden. Unter den Sachen, die zum Teil Liebesgaben sind, ist wie meistenteils im Kriege mancherlei, was nicht brauchbar ist und unnütze Transportkosten gemacht hat. Manche alte Ladenhüter aus der Apotheke erkennt man da. Übermangansaures Kali, Gummi arabicum und anderes mehr ist faßweise vorhanden.

Nach dem Auspacken hieß es ordnen und die Sachen zwischen der deutschen und belgischen Abteilung unserer Ambulanz so verteilen, daß jede Abteilung getrennt arbeiten konnte. Eine Trennung war nötig aus Gründen, die hier nicht erörtert zu werden brauchen. Schon während der Schiffsreise hatte es sich herausgestellt, daß wir mit der belgischen Abteilung nicht gemeinsam arbeiten konnten.

Bei unserer Ankunft in Transvaal waren bereits zwei fremdländische Ambulanzen für die Buren im Felde tätig, eine deutsche und eine holländische. Die Ärzte der deutschen Ambulanz waren Marinestabsarzt Dr. Matthiolius als Leiter, Professor Dr. Küttner und Dr. Hildebrand; diejenigen der holländischen Ambulanz Dr. Lingbeck als Leiter, Professor Dr. Korteweg, Dr. Bierens de Haan, Dr. Entmann und Dr. Jansen. Die deutsche Ambulanz arbeitete im südwestlichen Freistaat in Jacobsdal, die holländische in Modderspruit bei Ladysmith und in Pretoria.

Gleichzeitig mit uns trafen die zweite deutsche (hamburgische) Ambulanz der Vereine vom Roten Kreuz und die zweite holländische Ambulanz von Europa ein. Die Ärzte dieser deutschen Ambulanz sind: Dr. Ringel als Leiter, Dr. Wieting und Dr. Flockemann, Ärzte vom Eppendorfer Krankenhaus. Der Leiter der zweiten holländischen Ambulanz ist der holländische Militärarzt Dr. Koster.

Transvaal hat für ein geordnetes Kriegssanitätswesen wenig Vorsorge getroffen. Eigentliche Militärärzte gibt es nur zwei. Der Arzt der Staatsartillerie in Pretoria und der Arzt der Artillerie in Johannesburg. Der im Gefecht bei Modderspruit gefallene Dr. Hools war der Chef des Militärsanitätswesens gewesen. Neben diesen beiden Ärzten sind aber die sog. Distriktsärzte zum Kriegsdienst verpflichtet. Jeder Distrikt hat sein Kommando, jedes Kommando seine eigene Ambulanz unter Leitung des Distriktsarztes.

Drittes Kapitel.

Endlich zur Front. Ärztlicher Dienst auf den Lazarettzügen.

So faul in Pretoria im Hotel herum liegen und auf Kosten des Staates leben, für den man noch nichts geleistet hat, ist deprimierend und höchst langweilig. Von unserer deutschen Abteilung erhielten Dr. Bertelsmann und ich zuerst einen Wirkungskreis zugewiesen. Dr. Bertelsmann ging nach der Westgrenze nach Zeerust und Mafeking ab. Auf dem isolierten Posten hielt Dr. Bertelsmann so lange aus, bis er durch Krankheit, durch die in dortiger Gegend endemische Malaria, gezwungen wurde, nach Europa abzureisen.

Mir wurde als Arzt die Leitung und Begleitung der Lazarettzüge anvertraut. Die Züge verkehren zwischen Pretoria

und Modderspruit in Natal und dienen zur Evakuierung von Kranken und Verwundeten aus den Ambulanzen und dem Feldhospital bei Ladysmith.

Die Lazarettzüge sind praktisch eingerichtet, entsprechen vollständig ihrer Bestimmung. Die eigens für diesen Zweck gebauten Lazarettwagen waren von den Ingenieuren in den Eisenbahnwerkstätten zu Pretoria in denkbar kürzester Zeit hergestellt worden. Die Wagen bieten für 24, die längsten sogar für 38 liegend zu transportierende Schwerverwundete Platz. In doppelter Reihe übereinander sind an beiden Wagenwänden Betten angebracht, eiserne Gestelle mit Drahtrostmatratzen, wollenen Decken und schneeweißer Bettwäsche, die von den Damen des Vereins vom Roten Kreuz in Pretoria in vorzüglichster Ausstattung geliefert ist. In der Mitte der Wagen geht ein breiter Gang durch. Die seitlichen weiten Fensteröffnungen durch Vorhänge verdeckbar, geben dem Wageninnern genügend Luft. In zwei schräg gegenüberliegenden Wagenecken sind Waschtische angebracht, auf Börtern über den Tischen finden sich die notwendigsten Artikel für die Krankenpflege. Der Fußboden ist mit Linoleum ausgelegt, innen und außen sind die Wagen weiß gestrichen. Für Ventilation ist hinreichend gesorgt.

Außer diesen für den Krankentransport konstruierten Wagen werden in den Lazarettzug je nach Bedarf Wagen I. Klasse eingestellt zur Aufnahme Leichtverwundeter oder Kranker. Sie sind unseren D-Zugwagen ähnlich. Ein jedes Abteil in diesen Wagen bietet bequeme Lagerstätten. Ein Abteil in solchen Wagen dient dem Arzt als Wohnung, der Gepäckraum, gleich nebenan, ist in der Mitte des Wagens als Apotheke eingerichtet. Außerdem ist in den Wagen I. Klasse Platz für das Pflegepersonal vorgesehen. Sonst gehört noch zum Lazarettzug ein Wasserwagen, der jedesmal in Pretoria mit frischem Quellwasser aufgefüllt wird, ein Küchenwagen, ein Proviantwagen und ein Wagen zur Aufnahme der Effekten der Kranken. Die Wagen sind alle miteinander so in Verbindung, daß man während der Fahrt überall hinkommen kann. Ich bin der ärztliche Leiter,

für das Geschäftliche steht mir ein „bestuurder", ein geschäftlicher Leiter, zur Seite, der zugleich die Funktionen eines Zugführers wahrzunehmen hat. Außer Lokomotivführer und Heizer ist kein Bahnpersonal auf dem Zuge. Für den Dienst an den Patienten stellt das Rote Kreuz in Pretoria Damen als Krankenpflegerinnen neben einer Anzahl von Pflegern. Außerdem ist noch Personal für die Küche und die weitere Bedienung vorhanden.

Abends in meiner Doktorwohnung auf dem Lazarettzug vor Ladysmith, den 27. Januar 1900. Gestern vom Vorsitzenden des Komitees vom Roten Kreuz Dr. Knobel in meinen Dienst eingeführt. Am selben Mittag mit meinem ersten Lazarettzug hierher ab zur Front, nach Modderspruit bei Ladysmith. Hier stehe ich jetzt mitten im Feld. Vor mir ist das Bahngeleise in die Luft gesprengt. Es ist nur noch eine kurze Distanz bis nach Ladysmith, wo die Engländer eingeschlossen sitzen.

Auf der Hinfahrt sah ich mich in der Lazarettapotheke um. Ordnung war da nicht viel. Medikamente, Verbandsmittel und Erfrischungsgegenstände sind reichlich vorhanden, auch einige chirurgische Instrumente. Unter den Medizinen sind viele, die trotz Rabow und anderer Bücher, die ich zur Hand habe, nicht zu agnostizieren sind, außerdem eine Unmasse englischer Patentmedizinen. Veralteten Plunder und unnütze Wundermittel während der Fahrt zum Fenster hinausgeworfen. In Elandsfontein, einer Kreuzungsstation, wurde einem Lazarettzug ein Kommandozug angekoppelt. Ob das ganz in der Ordnung ist, weiß ich nicht. Links und rechts weite grüne Weideflächen, große Viehherden. Kein Baum und kein Strauch. Vereinzelte Farmen. Nachts ein fürchterliches Gewitter. Überall in einem fort leuchtete es auf am Horizont, zuckten die Blitze, und prasselnd ging ein Platzregen nieder. Der Zug fuhr die Nacht durch. Als ich morgens um 6 Uhr wachte, hatten wir bereits die Natalgrenze passiert. Überall auf den Bahnstationen dieses okkuppierten Gebietes die Vierkleur. Unser Zug mußte häufiger halten, um Kommandozüge vorbei zu lassen. Wir nähern uns der Front. Nordwärts von Glencoe, das wir passierten, liegt

Dundee, wo die Engländer zur Zeit des Ultimatums ihre Truppen konzentrierten. Hier war es zum ersten Zusammenstoß gekommen, hier hatten die ersten Gefechte stattgefunden, in deren Verlauf der englische General Seymour tödlich verwundet wurde und die Engländer auf Ladysmith zurückgeworfen wurden und ihr Lager mit großen Vorräten im Stich lassen mußten. Unter der Munition, die den Buren zur Beute fiel, waren sehr viel Kisten Dumdumgeschosse.

Eine der nächsten Stationen Elandslaagte. Über den Kampfplatz hat der warme südafrikanische Sommer schon hohes Gras wachsen lassen, in dem jetzt friedlich die Viehherden grasen. Links von der Station zwei kleine bescheidene Grabhügel mit schlichtem Holzkreuz. Das eine das Grab des Holländers Dr. Koster, Staatsprokureur in Pretoria, das andere das Grab eines Deutschen, des Grafen Zeppelin. An seinem Grab stand wohl schon mancher Deutscher außer mir. In Elandslaagte wurde eifrigst eines der letzten Gefechte besprochen, das am Spionskop stattgefunden hat. Man erzählte mir, daß in diesem Gefecht auch ein tapfer kämpfender Deutscher gefallen sei. Leutnant von Brüsewitz war es. Ein Bur, der neben ihm gefochten hatte, erzählte mir, Brüsewitz sei während des Gefechtes zu weit aus der Deckung herausgegangen. Wie seine Kameraden ihm zuriefen, den Kopf wegstecken, streckte ihn die feindliche Kugel nieder. So hatte das Unglück in Karlsruhe zur Folge, daß Brüsewitz hier in Südafrika den Soldatentod fand. —

Auf der Station Elandslaagte ein rechtes Durcheinander. Zelte aufgeschlagen oder zusammengerollt, Ochsenwagen, Ambulanzwagen u. s. w.; Wagen mit Kasten und Säcken, obenauf bewaffnete Buren, die sich zur Abfahrt bereit hielten, zum Trocknen ausgelegte Kuhhäute, die die Luft verpesteten, grasende Ochsen und Pferde, hie und da ein Feuer, auf welchem Kaffern für ihre Herren das Essen bereiteten. Bei einer Gruppe Buren amtiert ein Geistlicher; sein fünfzehnjähriger Sohn, ein schmucker Junge, noch in Kniehosen, mit einem Mauserkarabiner geht für die Freiheit des Vaterlandes zu fechten.

Da, der erste Kanonendonner in der Richtung nach dem Tugela. In Elandslaagte, wo eine Ambulanzstation sehr nötig gewesen wäre, verlangten mehrere Bürger nach dem Traindoktor. Ein Patient kam mit Malaria, ich gab ihm Chininpastillen. Einen großen bewaffneten, seine kurze Pfeife ruhig weiter schmauchenden Buren nahm ich mit in meine Apotheke, ich zog ihm seinen kranken Zahn. Ihn löste ein jüngerer Bur ab, der den Arm in der Binde trug, er hatte einen Schuß durch die Brust. Dies die ersten Patienten.

Etwas über Modderspruit hinaus mitten im Feld hielt der Zug. Wir waren am Ziel. Das Bahngeleise aufgerissen, das erste Werk der Zerstörung, das ich sehe. Von mittags zwölf Uhr bis zum folgenden Nachmittag sechs Uhr hatte die Fahrt von Pretoria gedauert. Die Bahnstrecke ist etwa 510 Kilometer lang. Die bedeutenden Steigungen der Drakensberge und der Biggarsberge konnte die Eisenbahn nur in großen Windungen langsam überwinden. Jetzt trennt mich nur noch eine schmale Bergkette von Ladysmith. Die Bergabhänge ringsum sind, soweit das Auge reicht, mit weiß schimmernden Zelten bedeckt. Im Norden und Osten liegen die Transvaal-, im Süden und Westen die Freistaatkommandos. Etwa drei Kilometer links voraus ist das „Hoopdlager" mit dem Kommandant General Joubert. Rechts in der Ferne winken die Rote-Kreuz-Flaggen eines Feldhospitals der ersten holländischen Ambulanz. Auf halbem Wege dorthin kamen mir die beiden holländischen Ärzte Dr. Lingbeck und Dr. Bierens de Haan entgegen geritten. Sie erzählten mir von Spionskop. Es sei ein schweres Gefecht gewesen, den Buren hat der Tag 55 Mann, den Engländern etwa 800 Mann, unter ihnen viele Offiziere, gekostet. Die Engländer sollen bis zum Grade demoralisiert gewesen sein, daß auf die eigenen Leute gefeuert werden mußte, um sie vorwärts zu treiben.

Es dunkelte schon, da sehe ich aus der Burenstellung dreimal hintereinander Geschützfeuer aufblitzen, langhin verhallt der Donner. Der Long Tom sendet seine Nachtgrüße nach Lady-

smith. In Ladysmith sollen die Engländer in Höhlen ihre Zuflucht vor dem Feuer der feindlichen Artillerie suchen. Es besteht jetzt der etwas merkwürdige Plan, Ladysmith unter Wasser zu setzen. Man will es ersäufen. Es werden schon Dämme gebaut, um das Wasser von dem Tugela aufzustauen.

Modderspruit, den 28. Januar. Schon gestern abend wurden in Maultierwagen Kranke und Verwundete angebracht. Heute mittag gegen 12 Uhr bin ich mit der Übernahme fertig. Die Personalien der Verwundeten, Art der Verwundungen und Krankheiten u.s.w. sind von mir in Listen eingetragen. Die Kleider der Patienten werden in numerierten Säcken aufbewahrt, fast alle konnten im Zuge mit frischer Wäsche versorgt werden. Die Verwundeten kommen zumeist vom Spionskop.

Pretoria (Grand-Hotel), den 29. Januar 1908. Gestern mittag fuhr ich mit meinen Patienten ab. Vom Sonntag merkte ich nicht viel. Mit Ausnahme von drei Patienten erhielten alle anderen einen neuen Verband. Ich hatte Verwundete aller Art, solche mit Schußwunden durch Kopf, Auge und Mund, durch Hals, durch Schulter, Brust, Bauch, Ellbogengelenk, Bein u.s.w. Verhältnismäßig viele Artillerieverletzungen. Ein Bur, der schon in einem der vielen Kaffernkriege seinen ganzen rechten Arm verloren hatte, trotzdem aber mit ins Feld gerückt ist und Dienst tat wie jeder andere, erhielt bei Spionskop einen Schuß durch die Brust nur ganz wenig am Herzen vorbei. Kaum ein Zentimeter seitlich von der Wirbelsäule ist die Kugel herausgekommen. Es geht ihm verhältnismäßig gut. Ein 17jähriger Bur hatte eine schwere Zerreißung des Ellbogengelenks, er trug den Arm in einer hohlen Blechschiene, als ich ihn vornahm, floß nur so der Eiter aus der Schiene heraus. Er erzählte mir, er sei von einem Engländer auf drei Meter geschossen, als er ihm Wasser zutragen wollte, um das er ihn gebeten hatte — die Engländer hatten nämlich an dieser Stelle die weiße Flagge gezeigt und das Schießen eingestellt. Zum Glück ist ja nur der Ellbogen getroffen, der sah aber dann auch fürchterlich aus. Sollte die schwere Verletzung etwa von einer Dumdumkugel

herrühren? Viel zu schaffen machten mir zwei am Auge Verletzte. Einer hatte die Kugel am Hals herein und am unteren Augenlid heraus. Einem andern hatte eine Schrapnellkugel die halbe Nase weggerissen und beide Augen verletzt. Das eine Auge ist wahrscheinlich verloren, das andere kann vielleicht noch erhalten werden. Viel auszuhalten hatte ein Bur, der einen Schuß in den Mund bekommen hatte, der rechte Unterkiefer, dick geschwollen, sah tatsächlich aus wie aufgepflügt. Außer drei oberen Schneidezähnen hatte ihm die Kugel die sämtlichen Zähne aus dem rechten Unterkiefer herausgerissen, nur hinten war noch eineinhalb Mahlzahn stehen geblieben. Bei Behandlung der Wunde holte ich ihm noch einen eineinhalb Zentimeter langen Holzsplitter heraus, der sich fest in den Kiefer eingekeilt hatte. Dieser Holzsplitter sah so aus, als wenn er aus dem Schaft des Mausergewehrs herausgesplittert war, wahrscheinlich hat der Mann gerade im Anschlag gelegen, als die Kugel zuerst seinen Gewehrschaft, dann ihn selber traf.

Für größere Eingriffe und Verbände ließ ich den Zug halten und warten, bis ich fertig war. Kleinere Sachen machte ich während des Fahrens, schön ist es aber nicht, wenn man bei solcher Arbeit geschüttelt und gerüttelt wird. Während der Nacht kletterten zwei Typhuskranke in ihren Fieberdelirien an den Fenstern herum und wollten hinausspringen. In dem Fieber suchte der eine beständig nach seinem Pferd, der andere rief nach seinem Kaffer „ons moet gaan opzadeln", wir müssen auffatteln, „daar is Engelsche", da sind Engländer. Nicht alle Kranken nahm ich mit, Leichtkranke und Leichtverwundete setzte ich auf den Heimatstationen ab.

Auf der Rückfahrt trafen wir den Salonwagen des Präsidenten Krüger. Es hieß, damit fahre der amerikanische Konsul zu Kommandant-General Joubert ins Hoofdlager, um im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten Friedensunterhandlungen zwischen den beiden feindlichen Parteien einzuleiten. In Pretoria standen bei Ankunft des Lazarettzuges Wagen, Fahr-

und Tragbahren bereit, um die Kranken aufzunehmen und auf die drei Hospitale in der Stadt zu verteilen. —

Der ärztliche Dienst auf dem Lazarettzuge ist nicht leicht, außer dem ärztlichen Dienst ist da noch so manches andere, für das man sorgen muß. — Aber es ist ein verantwortungsvoller Posten, und den suche ich ja. Ich bin ganz damit einverstanden, daß ich diesen Dienst behalte, denn ich glaube, nirgends kann ich besser in die kriegschirurgische Praxis hineinkommen als gerade hier. Fast jeder Verwundete aus den Stellungen um Ladysmith und an dem Tugela muß so durch meine Hände laufen. Mein „bestuurder" spricht etwas Deutsch, alle andern sprechen burisch. Da ich von Jugend auf die plattdeutsche Sprache meiner ostfriesischen Heimat zu sprechen gewohnt bin, so fällt es mir gar nicht schwer, meine Patienten zu verstehen.

Pretoria, den 5. Februar. Zum zweiten Male mit dem Lazarettzug zur Front. In Modderspruit das Hoofdlager besucht. Wollte mich dem Kommandant-General Joubert vorstellen, der war aber leider nicht anwesend. Aber wie sah es da aus! Daß in solchem Lager der Verbreitung von ansteckenden Krankheiten und Seuchen Tür und Tor geöffnet ist, muß sich jeder sagen, auch wenn er nicht Arzt ist. Der Abfall von Schlachtungen, Knochen, Fleischreste, eben angebrochene Konservendosen, namentlich viele Sardinen a l'huile und andere Vorräte lagen überall zwischen den Zelten herum. Dazu kommt noch die Menge von Vieh, die da herumläuft, Pferde, Zugochsen, Maultiere, ja selbst Milchkühe und Hühner, denn so seltsam das klingt, es sind nicht nur Buren an der Front, sondern mancher hat seine ganze Familie mit sich genommen ins Feld, seinen Ochsenwagen mit Vorräten, melkt seine Kühe, läßt seine Hühner Eier legen, und lebt mit seiner Familie zusammen, wie draußen auf seiner Farm. Wenn das nur das Rechte ist.

Inzwischen haben verschiedene Ambulanzwagen mir Patienten zugeführt. Pleine carrière fahren sie zurück. Was mit dem einzelnen Kranken oder Verwundeten los ist, erfahre ich erst, wenn ich selbst nachsehe, eine rühmliche Ausnahme machen einige

von den Kranken, die ich aus dem holländischen Feldhospital Modderspruit erhalte. Auch zwei Sterbende wurden mir dieses Mal gebracht. Wäre es nicht grausamer gewesen, diese Unglücklichen den holprigen Weg durchs Feld auf dem Ambulanzwagen zurückzuschicken, so hätte ich sie sicherlich nicht mitgenommen. Aber ich werde jetzt aufpassen, daß so etwas ein anderes Mal nicht wieder vorkommt. In Zukunft werde ich mir die Patienten ansehen, ehe sie in den Zug eingeladen sind, schon deshalb, damit ich bestimmen kann, wer im Wagen oben, unten, rechts oder links liegen soll, damit ich auch an die Wunden kommen kann, namentlich bei den vielen Nachblutungen. — Wie man das von vornherein befürchten mußte, sind mir denn auch die beiden Todeskandidaten unterwegs gestorben. Der eine, ein 16jähriger Bur, einer der zahlreichen Großneffen des Präsidenten Krüger. Schuß durch den Unterkiefer, dieser zerschmettert, dann war die Kugel weiter ins Gehirn eingedrungen. Wunde stark infiziert. Der andere, ein 59jähriger Bur namens Esbach vom Lydenburg-Kommando, ein Hüne von Gestalt, kaum in dem Wagenbett unterzubringen, starb unter den Erscheinungen einer allgemeinen Sepsis; wahrscheinlich war beim Katheterisieren im Feld ein falscher Weg gemacht. Die Leichen konnte ich nun nicht in demselben Wagen mit den Patienten mitnehmen. Auf der nächsten Station, die wir erreichten, ließ ich sie ausladen und in einem Anhängewagen weitertransportieren. Keine Kleinigkeit, auf der Station alles dunkel, und dann hielt es schwer, solch einen Anhängewagen überhaupt zu bekommen und den Wagen anzurangieren. — Unter den Verwundeten dieses Mal auch drei Engländer. Offenbar schien es ihnen ganz angenehm zu sein, daß sie gefangen waren und jetzt vor den Burenkugeln sicher sind.

Modderspruit, auf dem Bahngeleise vor Ladysmith, den 8. Februar. Schon am 6. mußte ich wieder von Pretoria fort. Streckenweise wurde meinem Zuge ein Kommandozug angehängt. Die Frage, die bei mir aufkam, ist es ein Verstoß gegen die Genfer Konvention, wenn ein Lazarettzug mit einem Kommandozug vergesellschaftet wird, glaube ich mir mit einem „Nein" be-

antworten zu dürfen; denn es geschah weitab von der Front, wo weit und breit keine Engländer sind. Die Buren, die hinten im Zuge waren, verkürzten sich die Zeit des Eisenbahnfahrens damit, daß sie vom Koupeefenster aus nach Vögeln und sonstigen Zielen schossen, manchmal geradezu ein Wettschießen veranstalteten. — Solche Munitionsvergeudung ist bei einer regulären Armee schlechterdings ausgeschlossen. — Während der Reise in der Nacht nebenan ein großer Polterabend. In tiefem Schlummer liege ich auf meinem Polster ausgestreckt; da gibt es einen mächtigen Ruck, ich fliege hoch und nebenan Gläserklirren, Scheibenbrechen und ein verdächtiges Gluckfen. Zünde mir schnell die Kerze an und sehe, daß die halbe Apotheke in Scherben am Boden liegt und wegschwimmt. Wie ich die heilen Flaschen aus dem Chaos herausfische, verbrenne ich mir noch meine rechte Hand mit Karbolsäure.

An den Stationen, die ich mehrfach berührte, pflegen sich schon zeitig Patienten für mich einzustellen, meistens um Zähne ziehen zu lassen. — Dieses Mal nahm die Reise von Modderspruit ziemlich lange Zeit. Es kommt, weil die Bahnlinie jetzt so überaus stark von Kommandozügen in Anspruch genommen ist. Es ließe sich da sehr viel vereinfachen, wenn der Bur nur seinen Ochsenwagen zu Hause lassen wollte, aber ein Bur, der mit seinen Söhnen ins Feld zieht, will auch seine Bequemlichkeit haben. So einen Ochsenwagen mit 16—20 Ochsen Bespannung per Bahn zu transportieren, erfordert zwei bis drei Eisenbahnwagen; dann müssen aber die Pferde auch noch mit. Als ich das letzte Mal hier war, hörte ich in Richtung Colenso vielfach Kanonendonner. Heute ist es hier ruhig und friedlich. Bei Kerzenschein sitze ich an meinem Koupeefenster und mache diese Aufzeichnungen. Draußen scheint der Mond. Die Zelte des Hoofdlagers sind deutlich zu erkennen. Mein Personal hat sich im Kreise ins Gras niedergesetzt, sie singen bekannte deutsche Volksmelodieen — und gar nicht weit von hier, die nächste Bahnstation Ladysmith, da sitzen die Engländer, eingeschlossen wie in einer Mausefalle und müssen hungern.

Pretoria, den 11. Februar. Diesmal später zurückgekehrt, als ich gedacht hatte. Habe inzwischen mit einem Transport Typhuskranker einen Abstecher nach Dundee gemacht. Etliche Typhuskranke lagen in dem holländischen Feldhospital in Riekfontein bei Modderspruit. Da nun meine Aufgabe die Evakuation ist, das heißt, durch den Transport von Kranken und Verwundeten für die Räumung des in der Nähe der Front befindlichen holländischen Hospitals, sowie der sonstigen Ambulanzen zu sorgen, so schlug ich vor, diese nach Dundee zu verbringen, wo Dr. Wildner, ein deutscher Arzt aus Johannesburg, eigens ein Hospital für Typhuskranke eingerichtet hat. — Mein Vorschlag wurde gebilligt. Bereitwilligst wurde mir von der Eisenbahngesellschaft für den Transport ein Zug zur Verfügung gestellt. Wegen der Infektionsgefahr wollte ich nicht meinen Lazarettzug verwenden. Zwei sehr hoch Fiebernde, die völlig benommen waren, machten mir unterwegs sehr viel Sorge, ich war glücklich, als ich sie abends in Dundee im Hospital untergebracht hatte. —

Dundee ist wie ausgestorben. Die Bewohner des Städtchens sind mit den englischen Truppen geflohen. Läden geschlossen. Auf der Straße kaum ein Mensch. Mein Lokomotivführer hat bei Dundee mitgefochten. Als die Engländer flohen, hatte er sich an die Lokomotive herangemacht und sie erbeutet. Auf dieser fährt er jetzt als Maschinist. Um mir die Leistungsfähigkeit „seiner" Maschine zu zeigen, ließ er sie auf der Rückfahrt von Dundee, als ich bei ihm auf der Lokomotive stand, mit der größtmöglichsten Geschwindigkeit laufen, es war eine rasende Fahrt.

In Glencoe war eine Feldbäckerei errichtet; unter den Bäckern, es sind Deutsche und Franzosen, stand einer da mit dickem Kopf, meinte, ihm sei die Malaria „auf den Kopf geschlagen". Nichts anderes als ein Zahngeschwulst. Ich nahm ihn mit auf das Telegraphenbureau vor die Petroleumlampe und zog ihm eine faule Zahnwurzel, damit war der Patient dauernd von „seiner Malaria" kuriert. Sobald das ruchbar

geworden war, kamen abends noch mehrere Buren, ſich im Telegraphenbureau von mir Zähne ziehen zu laſſen. —

Auf den Bahngeleiſen ſtanden mehrere Kommandozüge. Nachdem ich mir über Sättel, Zäume und Gewehre einen Weg gebahnt hatte, erwiſchte ich in einem der Wagen, die voll lagen von ſchlafenden und ſchnarchenden Bürgern, noch ein Abteil erſter Klaſſe. Wie ich einſchlafen wollte, hörte ich, im Wagen neben mir, wie ein Transvaaler ſich mit einem Freiſtaatler über Kimberley unterhielt. Kimberley iſt bekanntlich die Diamantenſtadt. Ehemals gehörte es zum Freiſtaat, wurde dann, als die Diamantfelder entdeckt wurden, von den Engländern annektiert, ſpäter bezahlten ſie dem Freiſtaat eine Entſchädigungsſumme. Beide, der Transvaaler ſowohl wie der Freiſtaater, ſind offenbar des glücklichen Ausgangs des Krieges gewiß. Es fragt ſich für ſie nur noch, wer die Stadt haben ſoll, Transvaal oder Freiſtaat. Der Freiſtaater beanſprucht Kimberley für den Freiſtaat, weil es ehemals dazu gehört habe, dagegen wendet der Transvaaler ein, Transvaal habe den Krieg begonnen, alſo müſſe es an Transvaal fallen.

Morgens vier Uhr ging's nach Modderſpruit zurück. Unterwegs ſah ich einen Vogel Strauß gravitätiſch durch ein Maisfeld promenieren.

In Elandslaagte längerer Aufenthalt. Für die Neuangekommenen war eben ein Ochſe geſchlachtet. Jeder kam und holte ſich ſeinen Teil. Als das letzte Stück vergeben war, machten ſich die Kaffern über die Eingeweide her. Bald hatten ſie überall kleine Feuer zu Gange, Feuer aus getrocknetem Kuhmiſt, den ſie ſich ſchnell aufſammelten. Auf die Kohlen legten ſie die Därme, ſo wie ſie waren, mit dem Miſt darin, ließen ſie ein wenig anbraten, dann aßen ſie, der Miſt wurde nur oberflächlich aus dem Darm entfernt. Einen anderen Kaffer ſah ich, wie er einen rohen Darm, der voll von Fliegen ſaß, nahm, auf kleine Enden ſchnitt und ſo roh es ſchmunzelnd verzehrte. Die kleinen Kaffern kochten ſich Suppen aus den Eingeweiden, mit denſelben Stöcken, mit denen ſie die Ochſen an-

treiben, rührten sie alle Augenblicke in dieser Suppe herum, bis sie nach ihrem Geschmack war.

Als ich erst am Abend nach Modderspruit zurückkehrte, hatte man schon mit dem Einladen der Verwundeten begonnen. Einer hat einen Rückenmarksschuß; vom unteren Teil des Brustkorbes an ist er völlig gelähmt. Ich habe ihn zwar glücklich bis hierher gebracht, aber der Zustand ist hoffnungslos. Ein Mann von 24 Jahren.

Zwei junge Buren waren unter den Verwundeten, die waren schon englische Gefangene gewesen, aber nachts waren sie auf allen Vieren weggekrochen. Die Engländer hatten hinter ihnen her geschossen „maar di hebben my nich geraak", die haben mich nicht getroffen, sagte er treuherzig.

Unterwegs in Elandsfontein sah ich den früheren Patienten van Garch, es war der, der einarmig ins Feld zog und bei Spionskop den Schuß durch die Brust erhielt. Er ist völlig hergestellt und zieht wieder auf Kommando „om khaki te skiet", um Engländer zu schießen. Sein Gewehr klemmt er, um es zu laden, zwischen die Knie, nicht viel langsamer als einer der zwei Hände hat, wird er fertig. Tüchtige Kerle! Männer, die sich auf Krücken fort bewegen, sitzen auf und ziehen fechtend, d. i. schießend zu Felde. Einen alten Humpelmayor sah ich, wie er ein Pferd aus dem Bahnwagen zog, das Humpelbein hinderte ihn nicht, in den Kampf für die „onafhankelykheid", Unabhängigkeit, zu ziehen.

Da ich dieses Mal mehrere Johannesburger hatte, so machte ich einen Abstecher nach Johannesburg. Mehr als den Bahnhof habe ich von Johannesburg nicht gesehen. Gegen acht Uhr traf ich in Pretoria ein. Den Rückenmarksverletzten ließ ich mit seiner Eisendrahtmatratze aus dem Wagen setzen und ihn auf eine Tragbahre heben. Die Träger ermüdeten bald, da mußte ich aushelfen. Ich brachte ihn ins holländische Hospital. Da es dort viel Arbeit gab, so griff ich selbst mit zu. Wie viel bequemer arbeitet es sich dort, als in einem in seinen Räumlichkeiten doch sehr beschränkten Lazarettzug! So wurde

es zehn Uhr, ehe ich ins Hotel kam. Schon liegt wieder eine neue Order vor für übermorgen.

Dr. Feßler hat inzwischen unglaublich viel Scherereien gehabt, um ein transportables Feldlazarett für südafrikanische Verhältnisse herzurichten.

Pretoria, den 12. Februar. Heute morgen auf der Reitbahn vier Maultiere ausgesucht, die uns für unser demnächst ins Feld abrückendes Feldlazarett noch fehlen. Die Tiere liefen da lose herum, hatten nur einen Halfter an. Kann von Glück sagen, daß ich von den störrischen Biestern keinen Denkzettel erhielt.

Für unser Feldlazarett stehen jetzt bereit: ein großer überdachter Ochsenwagen mit 16 starken Zugochsen und ein sogenannter Ambulanzwagen, der dazu dienen soll, die Verwundeten im Gefecht aufzunehmen. Die Wagen sind bepackt mit acht Zelten, mit Instrumenten, Medikamenten, Verbandzeug, Proviant, Küchengerät und Handwerkszeug. Sechs Boys, Kaffern, gehen als Bedeckung mit. Einer von ihnen heißt Schiller, da gaben wir dem andern den Namen Goethe. Vorläufig behalte ich den Dienst auf den Lazarettzügen bei. Außerdem bin ich als Arzt für das Heidelberger Kommando bestimmt. Mitten durchteilen kann ich mich aber nicht.

Dundee, den 14. Februar. Wieder auf einer Extratour mit Typhuspatienten von Modderspruit. Dr. Wildner hat sein Typhushospital in einem Mädchenpensionat eingerichtet. Mein Nachtquartier ist das vollständig möblierte Haus einer vermutlich wohlhabenden englischen Familie. Es sieht so aus, als wenn es von seinen ehemaligen Bewohnern Hals über Kopf verlassen wäre. Überall die Spuren eines plötzlichen Aufbruches: auf dem Boden ausgestreut Briefe und sonstige Papiere, offenstehende Schränke, halb aufgerissene Kommodenladen, aus denen man dieses und jenes noch wohl schnell an sich gerissen hat; Küchengerät steht umher, so wie es noch im letzten Augenblick gebraucht ist. Wunderbare Ruhe ringsum, man hört keinen Laut, friedlich im Mondenschein liegt das verlassene Städtchen da.

Modderspruit, den 15. Februar. Vom Schlachtfeld sieht man nichts mehr, außer einigen zerrissenen Stacheldrahtzäunen. Dr. Wildner zeigte mir auch das Haus, in dem man nach dem Gefecht nicht weniger als 20 Engländer als Leichen gefunden hat. Abends in Glencoe. Als ich nachts zwölf Uhr mit den inzwischen eingetroffenen Patienten und den sonstigen Geschäften fertig war, machte ich mich auf die Suche nach „unserer Ambulanz", die endlich nach Überwindung vieler Scherereien von Pretoria hier angekommen ist. Trotz des Mondscheins war es nicht leicht, bei den vielen Wagen und Zelten, die ganz regellos überall im Feld herumstehen, die Ambulanz herauszufinden.

Pretoria, den 16. Februar. Seit vier Tagen, sagt man, haben die Engländer aus Ladysmith nichts von sich hören lassen. Schon vermuten die einen, die folgenden behaupten es als Tatsache, man bereite dort die Kapitulation vor und sei beschäftigt, Geschütze und Munition zu vernichten.

Mehrere Verwundete aus den Gefechten am Tugela, u. a. ein Mecklenburger von Maltzahn. Schuß durch den Kiefer. Getroffen im selben Moment, wo er einem Kameraden, der vom Pferd geschossen wird, zur Hilfe eilt. Einem 17jährigen Buren war die Kugel hinterm Ohr eingedrungen und vorne unter dem Auge wieder heraus. Wie er verwundet war, fiel er den Engländern in die Hände. Zwei Tage und Nächte blieb er ohne Trinken und ohne Essen, da, in der dritten Nacht, so erzählte er, hatte er versucht sich fortzuschleichen. In der Morgendämmerung haben die Brandwachen der Buren ihn für einen Engländer gehalten und auf ihn geschossen, bis er zum Zeichen der Übergabe „gehändsupt", die Hände in die Luft gestreckt hat.

Fast scheint es mir, als wenn das Kleinkaliber-Mantelgeschoß eine ganz humane Waffe ist. Nach den Ein- und Ausschußwunden zu urteilen, handelt es sich um schwere Verletzungen, aber die Schmerzen der Verwundeten sind gering und der Heilungsprozeß verläuft verhältnismäßig günstig.

Unter meinen Patienten war auch ein schwerverwundeter

Engländer. Leicht fühlt man als Arzt sich veranlaßt, der kriegsgefangenen Patienten sich vor anderen anzunehmen. Sie sind ja allerdings für jede Hilfe auch ganz besonders dankbar.

Mehr wie ich die einzelnen Buren kenne, kennen sie mich. Und da ich als Doktor zu den Gelehrten gehöre, so meinen sie, muß ich auch die gegenwärtige Kriegslage am besten zu beurteilen imstande sein. Wie häufig werde ich nicht gefragt: „Hoe lang mag de oorlog nog anhoud?" (Wie lange mag der Krieg noch dauern?).

Im Lazarettzug von Pretoria nach Ladysmith, den 20. Februar. Sonnabend nachmittag erst zurückgekommen, gestern wieder Order mit dem „ambulance trein" nach den Lagern von Ladysmith zu „vertrekken". Es muß etwas los sein. Über den wahren Stand der Dinge ist ein richtiges Urteil gar nicht leicht.

Pretoria, den 23. Februar. In Modderspruit schnell meine Patienten eingeladen und dann hieß es zurück. Was ich nur an Patienten von dort mitnehmen konnte, sollte ich mitnehmen, so war der ausdrückliche Befehl des Kommandant-General, sämtliche Patienten und auch Hospitäler sollen aus Natal nach Transvaal herüber geschafft werden. Es liegt etwas in der Luft. Ich merkte das schon auf der Hinfahrt in Elandslaagte. Die Buren machten sehr bedrückte Gesichter. Die Engländer sind wieder über den Tugela herübergekommen; vor einigen Tagen waren die Buren noch 300 Schritt jenseits auf Patrouille.

Viertes Kapitel.

Nach der Kapkolonie. Eisenbahnfahrt Pretoria-Springfontein, Feldlazarett in Norvalspont.

Norvalspont, den 26. Februar. So bin ich denn jetzt von dem Kriegsschauplatz in Natal nach Süden in die Kapkolonie herübergewechselt. Auch hier auf erobertem Gebiet! Ein Hamburger, Hermann Reimers, steht mir als Pfleger zur Seite. Bei der Abfahrt in Pretoria

merkte man den Ernst der Situation. Als wir am Morgen aufwachten, hatten wir bereits bei Vereeniging die Freistaatgrenze passiert. Zeitweise war ich Gast der russisch-holländischen Ambulanz, die vorzüglich ausgerüstet ist. Mehrmals wurde im Zuge abgekocht. Farmen sieht man vom Zuge aus nur sehr vereinzelt, Bäume gar nicht außer auf den Farmen. Die Farmhäuser und die Anlage der Farmen zeigen einen Fortschritt gegenüber den Häusern in Transvaal. In dem wirtschaftlichen Leben des Freistaats spielt der Ackerbau eine größere Rolle als in Transvaal, wo die Viehzucht durchaus vorherrscht. Transvaal muß sogar Mais importieren. Sonntag Abend neun Uhr kamen wir nach Bloemfontein, der Landeshauptstadt des Oranje-Freistaats. Sehr gedrückte Stimmung. Hinsichtlich der verzweifelten Lage Cronjes hegt man ernste Befürchtungen. Fünf Uhr morgens kamen wir in Springfontein an. Auf dem Stationsgebäude und den benachbarten Wellblechhäusern grüßten uns Rote Kreuz-Flaggen. Hier war das Hauptlazarett der zweiten deutschen Ambulanz. Die Herren Kollegen waren noch nicht sichtbar; die Schwestern, mit der Hausarbeit beschäftigt, waren schnell mit dem Kaffee zur Hand. In liebenswürdiger Weise führte mich dann Dr. Ringel, der Chef der Ambulanz, durch die Lazarette, zum Teil Dienstwohnungen der Eisenbahnangestellten. Springfontein ist Knotenpunkt für die Linie Kapstadt-Johannesburg. Ein Isolierhaus für Typhuspatienten ist vorgesehen. Diese Kranken wurden aus der Kapkolonie hierher geschafft. Ein Typhuspatient war in letzter Nacht gestorben Es war Not an Mann für die Begräbnisarbeit, da sprang mein Pfleger helfend ein. Von hervorragenden Naturschönheiten Südafrikas hatte ich so wie so noch nicht viel gemerkt, die Gegend bei Springfontein ist aber bodenlos öde, trockenes Grasfeld, niedrige Höhenzüge, um die weit auseinanderliegenden Farmen einzelne Bäume, das ist alles. Dr. Ringel ersuchte mich, in Norvalspont in der Kapkolonie an der Übergangsstelle über den Oranjefluß ein Feldlazarett zu übernehmen. Auf dem vorgeschobenen Posten soll die Sortierung der Kranken

vorgenommen werden. Auf der Reise dorthin las ich im „Echo“ die Rede, die Bülow im Reichstag nach Bekanntwerden der Beschlagnahme der deutschen Ostafrika-Dampfer gehalten. An Transportmitteln habe ich nur Eisenbahnwagen, d. h. drei Lazarettwagen und einen Doktorwagen, den Wohnwagen für den Bahnarzt, in dem zugleich die Apotheke ist.

Norvalspont, den 5. März. Am Morgen nach meiner Ankunft auf die Farm eines Kapburen van Zyl geritten, um über Milch-, Butter- und Eierlieferung zu verhandeln. Begegne vielen Burenwagen, auch der Transvaal-Ambulanz des Dr. Mangold, die von Colesberg zurückkommt. Also auch hier, auf dem südlichen Kriegsschauplatz, ist man auf dem Rückzug! Treffe auch einige Herren, die mir vom „Herzog“ bekannt. Unter ihnen den Steiermärker Franko Seiner, der wie an Bord so auch hier von großem Tatendrang beseelt ist. Viel Rühmliches hörte ich von den tapferen Taten des deutschen Gymnasialoberlehrers Henkel, den sein Idealismus aus der Schulstube in Hamburg weg hierher in den Krieg geführt hat. Am Nachmittag angefangen zu verarzten, seitdem fast ohne Unterbrechung vom sehr frühen Morgen bis zum Abend in Tätigkeit. Zur Hausarbeit erscheinen jeden Morgen zwei Schwarze, abends verschwinden sie, wo sie über Nacht bleiben, weiß ich nicht. Reite in das Lager des Bethlehem-Kommandos. Am vorhergehenden Tage war ich abends zuvor dorthin gerufen. Wegen der vielen Patienten war es jedoch unmöglich gewesen, am selben Abend zu kommen. Mache mich mit meinem Paket Medikamente und Verbandzeug auf den Weg. Mein Gaul ein störrisches Tier, doch es half mir sattelfest werden. Mit dem Paket unterm Arm in der Einsamkeit über Stock und Stein, durch Busch und Schluchten, über Berg und Tal. Das Bethlehem-Lager war eine Wagenburg. Man führt mich alsbald zu dem „banje ziekenboy“ (sehr krankem Kaffer). An einem Bergabhang 200 Schritt abseits vom Lager liegt der Kaffer ganz verlassen, nur notdürftig mit einigen Decken zugedeckt. Zitternd und kaum noch lebend kann er auf meine Fragen, durch die ich mich verständlich machen

wollte, nur eben mit kindlicher Stimme antworten: „Ja, Baas“. Ein anderer Kaffer war in der Nacht „overleden“ (gestorben), die Leiche unter demselben Wagen. Der Regen der letzten Nacht hatte ihm wohl den Rest gegeben. Ein anderer Kaffer humpelt an mich heran und fragt: „Gatt maken, Baas?“ („Grab machen, Herr?“). Er wollte das Grab für die Leiche in der Nähe des Kranken machen. Weise ihm einen andern Platz an. Zu retten ist der Schwerkranke nur, wenn ich ihn zu mir ins Lazarett nehme. Es wird eine Tragbahre geholt. Zwei Kaffern stelle ich einen Erlaubnisschein aus, die Brücke passieren zu dürfen. Ehe ich fortreite, zu einem Buren gerufen, der über Schmerzen an seinem vor Jahren gebrochenen und ohne ärztliche Hilfe schlecht verheilten Fuß klagt. Das Zeugnis der Dienstunbrauchbarkeit verweigere ich ihm. Wann ist ein Mann dienstunbrauchbar? Jetzt ist jedermann nötig. Für mich ist das ein schlimmes Zeichen, daß schon alle Vorbereitungen getroffen sind, die Brücke über den Oranjefluß in die Luft zu sprengen. Das bedeutet einen Verzicht auf die schon zum Teil eroberte Kapkolonie. Das Tal des unten rauschenden Oranjeflusses ist tief, am Flußufer entlangt zieht sich Dorngestrüpp. An den Ufern und im Flusse selbst geht es zurzeit recht lebhaft zu. In malerischen Gruppen kampieren längs des Flusses die Buren, um sie herum weiden ihre Reitpferde, andere lassen ihre Pferde durchschwimmen und schwimmen selbst hinterher. Rinderherden, selbst die schweren Trekkochsen werden durch den Fluß getrieben, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Sowie aber die Ochsen den Boden unter den Füßen verlieren, da mögen sie nicht mehr, sie wollen wieder umkehren, aber Kaffern sind hinter ihnen drein, suchen mit viel Geschrei und mit Stöcken in den Händen ihnen den Rückweg abzuschneiden. Schließlich bilden die Kaffern eine zusammenhängende Kette, da können dann die Ochsen nicht anders, erreichen auch glücklich das jenseitige Ufer. Nach einem erfrischenden Bade in dem gelben Wasser des südlichen Grenzflusses von Deutsch-Südwestafrika nach Norvalspont zurückgekehrt. Inzwischen viele Patienten dagewesen. Nach dem Essen

— eben hatte ich mich hingesetzt, um nach Hause zu schreiben — kommt ein Bur hergestürzt und meldet, ein Kaffer sei übergefahren. Es steht schlimm mit ihm. Schneide die Hose herunter, die von Blut völlig durchtränkt war. Der linke Oberschenkel völlig zerquetscht, die große Schenkelschlagader zerrissen, blutet aber nicht mehr. Der linke Oberschenkel bietet einen komplizierten Knochenbruch, der gebrochene Oberschenkelknochen hat die Haut durchspießt und ragt weit über die Haut vor, der zermalmte linke Fuß hängt nur noch durch die Achillessehne mit dem Unterschenkel in Verbindung. Die Wunden sind durch Dreck und zerfetzte Kleidungsstücke verunreinigt. Esmarchs Gummischlauch tut seine Schuldigkeit, der Blutung werde ich bald Herr, nehme mit dem großen Amputationsmesser den Trümmer vom rechten Oberschenkel ganz fort. Nachdem das Nötigste getan, telegraphierte ich nach Springfontein um Hilfe. Es wurde mir schwer, am linken Bein noch weitere verstümmelnde Operationen vornehmen zu müssen, die mir zwar notwendig erschienen. Inzwischen richte ich alles für die weitere Operation her, die am Abend stattfinden soll. Nur die hilfsbedürftigsten Patienten können nebenher behandelt werden. Währenddessen wird mir auch der eben noch lebende Schwarze aus dem Bethlehem-Lazarett ins Haus gebracht. Die Kaffern reißen aus. In solchen Fällen siegt die Furcht über die Neugier. Da aus Springfontein keine Antwort erfolgt, entschließe ich mich, die Operation allein vorzunehmen. Schon habe ich den Patienten auf dem Tisch liegen; in einer großen Bratpfanne, in der sonst meine Hammelkeulen schmoren, kochen Sägen, Messer und die andern Instrumente, da meldet ein Telegramm aus Springfontein, daß dort keine Lokomotive zu haben sei, ich möchte mit dem Patienten dorthin kommen. Was tun? Ich gehe zur Station und fordere eine Lokomotive. Keine Lokomotive zur Verfügung; doch soll um ½10 Uhr ein Zug abgehen. Ich versorge meinen Patienten für den Transport. Die Abfahrt verzögert sich. Ich lasse die Bahre in einen Doktorwagen bringen, den ich dem Zuge hatte anhängen lassen. Selber todmüde.

Auf der Station viel Lärm und Geschrei. Die Abfahrt verspätet sich, ja man sagt mir, nach langem Warten, die Abfahrt werde sich noch um zwei Stunden verzögern. Telegraphiere nach Springfontein, daß sie dort alles bereit halten sollen. Bin mit dem Patienten allein, eine schlecht brennende Laterne verbreitet nur notdürftig Licht, und warte und warte, der Puls des Schwarzen wird schlechter und schlechter. Selbst kämpfe ich gegen den Schlaf. Alle fünf Minuten muß ich die Lage des Patienten ändern. „Baas, ander kant" (auf die andere Seite) bittet er immer. Auf jede Frage meinerseits antwortet er: „Ja, Baas". Noch immer hoffe ich, den Patienten lebend nach Springfontein zu bringen. Es wird zwölf Uhr, noch immer geht der Zug nicht ab. Der Patient wird etwas ruhiger. Dann falle ich auf einige Minuten in Schlaf. Ich rüttele mich wach. Der Zeiger steht auf eins. Der Patient atmet nicht mehr. Er ist im selben Augenblick gestorben, in dem ich wieder zu mir kam. Ich gehe auf die Station. Jetzt überall Ruhe. Auf Kisten und Kasten, auf Wagen und Bänken schlafen Buren, Kaffern und Eisenbahnbeamte. Der Stationschef liegt schlafend auf einem Tisch. Nehme ihm die Mütze vom Kopfe, er wird wach und sage ihm, daß es nicht mehr nötig ist, den Doktorwagen mitfahren zu lassen, und schlängele mich dann in die Dunkelheit durch die Masse der Eisenbahnwagen zurück. Ehe ich mich hinlege, nehme ich von der Leiche die Verbände, Schienen u. s. w. ab. Mittlerweile ist es drei Uhr geworden. Ich schließe den Wagen ab und suche mit der eben noch glimmenden Laterne meinen Weg nach dem Lazarett. Die Luft ist angefüllt mit dem Rauch der ausglimmenden Lagerfeuer. In die Haustür tretend, falle ich beinahe über die Bahre im Hausflur, auf der das schwache Lebensflämmchen meines schwarzen Patienten flackert. Das Weiß seiner Augen schimmert mir entgegen. Auf meine Bemühungen antwortet der Kranke nur mit einem leisen Wimmern. Es ist noch etwas Wein da. Seit Mittag hatte ich außer trockenem Brot, vier Sardinen und etwas Kaffee nichts genossen. Dann lege ich mich ins Bett und schlafe sofort ein. Um sechs Uhr

bin ich aber wieder hoch, neben mir in einem Eimer liegt noch der amputierte Oberschenkel. Alsbald von Patienten umlagert. Ohne etwas zu mir zu nehmen, verarzte ich bis zwei Uhr nachmittags. Zwischendurch hatte ich noch für das Begräbnis der Leiche zu sorgen, ging dieserhalb zum Kommissar, von dem ich zugleich Lebensmittel requirierte. Der Kommissar meint, das Begräbnis würden die Kaffern schon in rechter Weise besorgen. Drei von ihnen waren am Morgen in seltsamstem Aufzuge zu mir gekommen und hatten sich erboten, für den Boy „een Gatt te maak". Als ich nun vom Kommissariat zurückkomme, ist die Leiche nirgends zu finden. In etwa 500 Schritte Entfernung vom Schienenstrang sehe ich die Kaffern für ihren Stammesgenossen ein Grab graben. Sie sollen es aufs schönste besorgt haben. Alle dem Toten gehörenden Sachen haben sie in ein Bündel geschnürt, mit der Leiche in die Erde gelegt, und als sie sahen, daß mein Pfleger das amputierte Bein besonders begraben will, kommen sie, bitten um ein Tuch und legen das Bein in dasselbe Grab. Von dem Tod des Schwarzen wußten, dank des fabelhaft schnellen Rapportdienstes, sofort alle Stammesgenossen.

Norvalspont, 7. März. Gestern den ganzen Tag Patienten. Zuletzt kam noch ein Feldkornett. Er hatte sich selbst durch die Hand geschossen, wie er angab, als er auf der Wache in seiner Position herumgeklettert war. Die Kugel war durch die auf den Lauf gehaltene Hand gegangen und hatte einen Mittelhandknochen völlig zersplittert. Ließ abends einen feisten Hammel schlachten. Innerhalb einer halben Stunde hatte der Hausboy den Hammel fein säuberlich in der Speisekammer aufgehängt. Den schwarzen Patienten bringe ich jetzt zuweilen so weit, daß er sein Gesicht ein wenig zum Lächeln verzieht. Wenn sich Fliegen haufenweise an die Augen des Patienten setzen, ist er zu schwach, sie zu vertreiben. Nachts lasse ich ihn vorm Hause auf der Veranda schlafen. Am heutigen Sonntagnachmittag blieb ich von Patienten einigermaßen verschont, mußte aber meinen entgleisten Ambulanzwagen wieder auf die Schienen setzen.

Fünftes Kapitel.

Rückzug aus der Kapkolonie.

Donkerpoort. Eine nächtliche Irrfahrt. Aufbruch von Donkerpoort.

Kafferſpruit, den 12. März 1900. Cronje gefangen! Roberts rückt auf Bloemfontein los! Wollten wir im Süden nicht abgeſchnitten werden, ſo mußten wir zurück.

Gerade eine Woche lang in Norvalspont, da ſchickt General Lemmer mir telephoniſch Order, ſofort mit meinem Hoſpital nach Norden über den Oranjefluß aufzubrechen. „Dat is order, ik staa hier nog net met een paarden kommando, de geheele wereld is voll Engelsche.“ „Das iſt Befehl. Ich ſtehe hier noch gerade mit einem Pferdekommando, die ganze Welt iſt voll von Engländern“ ſind die Worte des wortkargen Generals, als ich zu ihm in die Poſition reite. Meine Wagen ſollten ſofort angekoppelt werden, der Zug ſogleich abgehen, aber — „wacht'n bitjet!“ „warte ein wenig!“ heißt es in Südafrika auch zur Kriegszeit.

Was mußte da aber auch nicht alles verladen werden! Welche Mühe z. B., ohne eine richtige Rampe einen ganzen Ochſenwagen zu verladen, vollgepackt mit allem, was drum und dran hängt.

Wie ich nun glücklich in meinem Doktorwagen auf der Station ſtehe, habe ich die gute Abſicht, mich ſchlafen zu legen. Müde genug bin ich, habe den ganzen Morgen verarztet und den Nachmittag gearbeitet wie ein Pferd. Aber das iſt da auf der Station ein ſolcher Lärm und ein Geſchiebe, daß aus dem Schlafen nichts wird. Ich ſetze mich hin und ſchreibe Briefe.

Nachts zwölf Uhr ſehe ich auf dem Stationsgebäude ein großes Feuer aufleuchten. Was zurückbleiben muß, namentlich Papiere werden verbrannt. Plötzlich reißt einer meine Wagentür auf, ein Mann vom Kommiſſariat: „18000 Engländer ſind im Anzuge“.

Jetzt wird's gut! Es iſt mittlerweile vier Uhr geworden.

Ohne Schaden kommen wir über die Brücke. Unser Zug ist der letzte, der den Fluß passiert; überall ist schon Dynamit gelegt. Am selben Tag noch wurde sie in die Luft gesprengt. Auf Donkerpoort machen wir Halt. Ein großes Lager mit Hunderten von Ochsenwagen. Überall kleine Kuhmistfeuer, durch die Wagenreihen und zwischen den Maultieren und Pferden laufen die Kaffern, von Zeit zu Zeit ein rauchend fortgetragenes Stück Kuhmist anblasend, um damit neue Feuer anzuzünden, kaueren dann vor den Feuern und kochen für ihren baas (Herrn) oder nona (die Burenfrau) Kaffee. Die Burenlager führen eine Anzahl von Familien mit, zum Teil sind es die Familien der flüchtig gewordenen Kapburen. Aus den zahlreichen Herden werden die fettesten Hammel herausgefangen und abgeschlachtet. Das macht alles der Kaffer. Sich selber reserviert er auch ein Stück und sei's auch nur ein Stück Darm.

Haufenweis kommen die Patienten heran. Zum wenigsten wollten sie ein „purgatie" Abführmittel haben, „om de maag schoon te werken" „um den Magen sauber zu machen." „Myn maag is all te ruil" (Mein Magen ist allzu schmutzig) war die selbstgestellte Diagnose.

Auch von entfernt liegenden Plätzen kommen die Mütter mit ihren teilweise arg vernachlässigten Kindern. Dann werde ich zu einem Eisenbahnunglück gerufen. Außer einem Schädelbruch hat der Alte eine Verrenkung des Oberarms im Schultergelenk, Bruch der Kniescheibe und des Unterschenkels erlitten. Im Sonnenbrand, von den zahlreichen Buren dicht umstanden, lege ich den ersten Verband an, verlade ihn auf die Bahn nach Springfontein. Fahre selber mit, sitze dort bis spät in die Nacht bei Whisky und Pfirsichen mit den Ärzten zusammen.

Am nächsten Tage suche ich das Bethlehem- und das Maricolager auf. Als ich wieder zu Pferde steige, ist es ganz dunkel geworden. Dicke Regentropfen, rechts und links große grelle Blitze, ein furchtbares Donnern geht los. Mein Pferd saust wie der Wind über und durch die Gräben, Hügel hinauf und herunter. Mein leichter weißer Anzug klebt mir am Leibe.

Als ich heimgefunden habe, ist mein Pfleger Reimers gerade dabei, Teewasser zu kochen. Mit Hilfe einer Flasche guten Rotspohns gibt es dann einen ganz vorzüglichen Teepunsch. In der Freude auf einen tüchtigen Schlaf setze ich mich noch einen Augenblick vor den Wagen. Der Regen hat aufgehört, eine scharfe Mondsichel schmückt den Himmel, die hellglänzenden Sterne verschönen die Aussicht auf die umgebenden Berge — da kommen drei Buren herangesprengt, mich zu einem Verwundeten zu rufen. Nach halbstündigem Ritt komme ich mit den Boten auf eine Farm. Um, vor und in dem Hause schlafende Buren; überall Sättel und Gewehre, Licht nicht vorhanden, man muß aufpassen, daß man nicht über einen Schlafenden stolpert.

Der Verwundete ist ein sechzehnjähriger Pretorianer. Als er auf dem Nordufer des Flusses Patrouille ritt, war er von einer feindlichen Patrouille auf dem anderen Ufer aus 800 Yards Entfernung getroffen. Nach seiner Verwundung hatte er noch zehn Schritt gelaufen, dann in einem Graben Deckung gefunden. Dort lag er von morgens neun Uhr bis abend sieben Uhr, bis ihn dann „onze menschen" (unsere Menschen) auf die Farm brachten. Die Farm ist wegen der Nähe des Feindes von dem Eigentümer geräumt. Zwei Kerzenstümpfe bringen wenigstens etwas Licht. Die Kugel ist von hinten oberhalb des rechten Schulterblattes eingedrungen, hat zwei Zentimeter unterhalb des Kehlkopfes ihren Ausweg gefunden. Die Einschußwunde ist ebenso wie die Ausschußwunde infolge der kleinkalibrigen Geschosse klein. Die Lungenblutung, die sogleich nach der Verwundung stattgefunden hat, ist in den letzten Stunden nicht wieder aufgetreten. Die Buren leisten mir vortrefflich Hilfe. Als ich mein Werk beendet habe, sollte ich zurückgebracht werden. Ich lehne die Begleitung ab. Trotzdem wir querfeldein geritten sind, denke ich doch, ich werde schon alleine zurückfinden. Außerdem hatte ich Reimers gesagt, er solle ein Licht vor das Wagenfenster stellen. Das Licht hat die ganze Nacht gebrannt, mir aber war nicht genützt, ich verirrte mich gründlich. Anfangs ging es noch,

es war Mondenſchein, dann aber ging der Mond unter und es wurde finſtere Nacht.

Ich reite die Berge hinauf, hoffe von dort das Licht meines Wagens entdecken zu können, aber vergebens. Als ich durch eine tiefe Schlucht komme, geht das Paket mit dem Verbandszeug aus dem Leim, notdürftig bringe ich ein Paket zuſammen, mit dem ich ſehr vorſichtig im Sattel ſitzen muß. Schließlich wird mein Pferd flau. Stillehaltend höre ich ganz in der Nähe das Rauſchen des Oranje, mich trennt nur ein kurzer Zwiſchenraum von den Engländern. Mit einer Flaſche Alpenkräuterbittern, einer für das Hamburger Rote Kreuz geſpendeten Liebesgabe aus einem Harzorte ſuche ich mein Pferd anzuſpornen, doch der Hals bricht ab und weg iſt alles. Dann ſehe ich in der Ferne ein Licht, reite weiter und entdecke, daß es ein Signallicht iſt. Ich ſuche nun möglichſt von dem Rauſchen des Oranje wegzukommen, reite auf zwei Kopjes zu, ich glaube ſie nahebei, täuſche mich aber ſehr. Der Weg wird ſehr ſteil, ich ſitze ab und führe mein Pferd am Zügel hinter mir her. Schließlich muß ich meinem Gaul Ruhe gönnen; mit dem Zügel um den Arm lege ich mich vor mein Pferd auf den Boden nieder. Später, ich mag wohl eine Stunde geſchlafen haben, höre ich Stimmen; ich ſehe Feuerſchein, komme zu einem Kaffernkraal und laſſe mir den Weg nach Donkerpoort zeigen. Als es Tag geworden, ſehe ich, daß ich jenſeits der Burenpoſitionen herumgeirrt war.

Der Wegelagerei auf dem Bahngeleiſe wollte ich ein Ende machen. Durch das beſtändige Rangieren erhalte ich fortgeſetzt Püffe. Habe kaum in meinem Salon meine Inſtrumente u. ſ. w. aufgebaut und ſchon liegt plötzlich die ganze Beſcheerung unten, und Wein und Medikamente fließen aus zerbrochenen Flaſchen. Lege Beſchlag auf eine Schule. Dort hat zuletzt ein deutſches Kommando kampiert. Zehn Kaffern helfen mir, aber faul ſind die Leute! Spät abends kommt ein klappriges Gefährt angerappelt. Der auf dem Wagen ſitzt, iſt Deutſcher, ein Sachſe aus der Chemnitzer Gegend, der viel von Hunger ſpricht. Ich

gebe ihm zu essen, dann erzählt er mir, unlängst habe er einen Kameraden verloren, dessen Körper durch eine nicht krepierte Bombe furchtbar zerrissen worden sei, das ganze Rückgrat des im Augenblick zur Leiche gewordenen deutschen Kameraden habe freigelegen. Am Sonntag richte ich mich ein. Eben habe ich mich zum Essen niedergesetzt, da wird mir ein Telegramm gebracht. Sofort von Donkerpoort mit allen Sachen schleunigst aufbrechen und retirieren.

Fast so heiß gegessen, wie gekocht war; dann zur Station. Vor Spätnachmittag geht kein Zug. Zwei deutsche Schuster, die für die Burenkommandos Schuhe flickten, halfen mir wacker. Das Pferd des einen hatte durch mich von der Nützlichkeit des Esmarchschen Gummischlauchs profitiert; es hatte am Vorderbein infolge einer Verletzung durch Stacheldraht an einer starken Gefäßblutung zu leiden. Ohne mich zu benachrichtigen, hatte der Stationschef, ein Engländer, mir einen Zug vor der Nase weglaufen lassen. Der Doktorwagen war mit fort. Meine Güter muß ich in einen Viehwagen verladen. Oben auf den Sachen macht Reimers uns eine Lagerstätte zurecht. Der Wagen wird dem Zuge eingegliedert, meine Wohnung ist also wieder rollendes Material. Abends wird auf der Station hier und dort Gottesdienst abgehalten und von manchen Stellen kommt Psalmgesang zu uns herüber. Bald flackern überall kleine Feuer. Auch bei uns kocht das Wasser und dem durch reichliches Schwitzen erlittenen Wasserverlust wird durch reichlichen Teepunsch am Kuhmistfeuer abgeholfen. Dem schwarzen Patienten lasse ich auch reichen; er hat aber kein Verständnis für diesen edlen Trank. Mit den Worte: „daar is brannwijn in" weist er ihn zurück. Ich krieche auf meinen Viehwagen und tue einen guten Schlaf, bis die empfindliche Kälte des dämmernden Tages mich wacker macht. Es ist noch früh am Tage, da eröffnen die vom Süden anrückenden Engländer eine heftige Kanonade. Sind sie über den Oranjefluß gekommen? Als ich noch schnell im benachbarten Spruit ein Bad nehme, schlagen schon die Geschosse in der Nähe ein. Endlich kommt vom Norden eine Lokomotive, um das ganze

in Donkerpoort aufgeblockte Wagenmaterial wegzuschleppen. In Springfontein hatte das Deutsche Rote Kreuz schon abgebrochen. Patienten und Güter waren bereits verladen. An der Station begrüße ich die Kollegen und den deutschen Konsul von Bloemfontein, Dr. Stollreuther. Fahren zusammen gen Bloemfontein. Traurig sieht der deutsche Missionar Sandrock uns abziehen; er hat Frau und Kind zu Haus, zwei Söhne im Felde, von denen er längere Zeit keine Briefe hat. In Edinburgh will uns der Landdrost nicht weiterfahren lassen. Nach bei ihm eingelaufenen Rapporten sind in der Nähe von Bloemfontein schon englische Patrouillen gesehen worden. Schweren Herzens entschließt er sich auf Zureden von Dr. Stollreuther, daß wir Ärzte mit unsern Patienten und unserm Gepäck weiterfahren können.

Unsern Lokomotivführer graute schon vor aufgebrochenen, namentlich aber vor mit Dynamit unterminierten Eisenbahnschienen, er fuhr daher recht langsam. Bei „Kafferspruit" hilft unser Zureden nichts mehr. Der Lokomotivführer getraute sich in der Nacht nicht mehr über die Brücke, läßt die Maschine rückwärts gehen. Auf der einsamen Station bleiben wir die Nacht über liegen. Von der nahen Kriegsgefahr, die über dem ganzen Gebiet schwebt, merkt man nichts. Kein fremder Laut stört den stillen Abendfrieden.

Sechstes Kapitel.

In englischer Gefangenschaft. Bloemfontein in englischem Besitz.

Vaalspruit (Freistaat), den 13. März. Seit heute morgen in englischer Gefangenschaft. Dank des bummeligen Eisenbahnbetriebes im Freistaat ist es uns gründlich mißglückt, vor der aus Richtung Kimberley aufmarschierenden Armee des Lord Roberts nach dem Norden zu entkommen.

Der Lokomotivführer faßte zuerst heute morgen wieder etwas Mut. Jedesmal, wo eine Brücke passiert werden sollte, stieg er vorher ab und untersuchte die Schienen. So kamen wir in langsamem Tempo nach Kaalspruit. Mit uns zugleich, aus der entgegengesetzten Richtung, kam gerade ein schwarzer Streckenwärter an und meldete „daar achter de rand liggt een engelsche kamp".

Nach kurzem Kriegsrat macht sich Dr. Stollreuther mit Dr. Ringel und einem Pfleger in die bezeichnete Richtung auf. Der Sicherheit halber nahmen sie zwei Rote Kreuz-Flaggen mit sich. Wir andern bleiben indes mit dem Zuge auf der Station zurück. Die Patienten werden versorgt, es wird abgekocht, und die Schwestern sitzen und rupfen Hühner. Um für die Patienten Milch zu beschaffen, mache ich mich mit Dr. Wieting zur nächsten Farm auf den Weg. Wir sind eine Strecke gegangen, da gewahren wir hinter uns auf dem Rand eine Reihe von Köpfen, und wie wir länger stehen bleiben, entwickeln sich aus den Köpfen Reiter, englische Lancers. Sie kommen in breiter Front heran, nur auf dem linken Flügel ziehen sie sich auf einen Haufen zusammen und stürmen unsere Abgesandten. Wir schleunigst sofort zurück. Dr. Wieting rennt zum Lokomotivführer. Der ist schon fertig, hat seine Lokomotive losgekoppelt, fährt ein kurzes Stück voraus, kommt auf ein zweites Geleise, macht Dampf rückwärts, und mit den im Winde flatternden Rote Kreuz-Fahnen an seiner Maschine fährt er in rasendem Tempo davon. Wir bleiben mit den Wagen auf der Station, in weitem Bogen stürmen die Lancers auf uns los, nachdem der rechte Flügel Leute abgegeben hat und auf die davonsausende Lokomotive Jagd macht. Was sie auch jagen, es reicht nicht mehr, ihr den Weg zu verlegen. Wie sie auf etwa gleicher Höhe mit der Maschine sind, setzen sie ab und geben Schnellfeuer. Die aber ist schneller, verschwindet hinter eine Anhöhe.

Wie aus dem Wasser gezogen sind die Pferde der Lancers, die sich wieder mit dem Haupttrupp vereinigen und mit eingelegter Lanze auf uns anstürmen. Der befehlführende Offizier

wird indes über uns verständigt. Ein Teil der Lancers bleibt bei uns, andere ziehen weiter. Bringen fortwährend Buren und Kaffern als Gefangene ein. Alle Gewehre werden aus den Häusern geholt und selbst die schönsten Mausergewehre auf den Eisenbahnschienen zerschlagen. Hühner werden als Beute eingesteckt, Viehherden fortgetrieben. In rasendem Galopp stieben die großen Pferdeherden, die auf den umliegenden Weideplätzen weiden, auseinander, wenn die Lancers durchreiten.

Auf Cronje hat man zu große Stücke gehalten, jetzt ist er gefangen, und das hat die Buren fürchterlich demoralisiert. Ich höre die Buren schon mehrfach sprechen, jetzt könne man nur Schluß machen, jetzt nütze es doch nichts mehr.

Seit der Niederlage am Modderrivier finden die Engländer kaum noch Widerstand. Nur bei Abrahamskraal schienen sie noch einmal zum Stehen zu kommen, das war aber auch der letzte Widerstand, jetzt heißt es bereits, Bloemfontein sei ohne einen Flintenschuß bereits gestern übergeben. Die Demoralisation der Buren zeigt sich auch darin, daß sie jetzt, zur Zeit der höchsten Not von ihren Kommandos fortlaufen, auf ihre Farmen gehen, weiße Bettlaken und Tücher über ihre Häuser festmachen und sich ohne Widerstand gefangen nehmen lassen.

Über die englischen Offiziere haben wir nicht zu klagen. Sie sind uns gegenüber ausnehmend freundlich. Die Soldaten zeigen sich alle sehr kriegsmüde, möchten gern nach Hause zurück. Die Engländer denken bald in Pretoria zu sein. Das glaube ich nun allerdings nicht. Die Zukunft ist dunkel. Was aus uns wird, weiß ich nicht; vorläufig können wir uns nicht vom Fleck rühren. Vor und hinter uns haben die Lancers, wie sie kamen, die Schienen aufgebrochen. Von hier bis Bloemfontein sind eineinhalb Reitstunden. Konsul Stollreuther ist bereits mit einem Wagen nach Bloemfontein unterwegs, hat versprochen, so bald wie möglich bei Lord Roberts unseretwegen vorstellig zu werden; Dr. Ringel ist mitgefahren. Tagebuch habe ich in den letzten Tagen nicht regelmäßig geführt, war unmöglich. Interessant war jede Stunde.

Bloemfontein, nachts den 13. März. Lord Roberts ließ noch gestern Abend die Bahnstrecke bis Bloemfontein wieder herstellen und schickte uns eine Lokomotive, die uns hierher brachte. Unterwegs in der Dunkelheit überall Lichttelegraphen. Auf dem Bahnhof in Bloemfontein alles ruhig. Kletterte schnell auf meinen Viehwagen, um zu schlafen.

Bloemfontein, den 14. März. Früh am Morgen sprachen wir am Bahnhof einen Deutschen, der erzählte uns von dem Verrat, der den Engländern den Vorstoß nach Bloemfontein so sehr erleichterte. Im Hause des deutschen Konsuls fanden wir freundliche Aufnahme. Unsere Patienten ließen wir in ein als Hospital hergerichtetes Mädcheninstitut bringen. Der Konsul hat unsere Freilassung erwirkt. Aber wie zu den Buren zurückkommen?

Bloemfontein, den 15. März. Dr. Stollreuther nahm uns mit in den Deutschen Klub, und da ist es recht spät geworden. Wir waren Gäste, sonst hätten wir es nicht so lange ausgehalten. Lange Sitzungen sind wir nicht mehr gewohnt. — Unser Plan ist jetzt, auf den Trekk zu gehen und so im Norden zu den Kommandos zu stoßen. Wagen und Ochsen sind aber scheint's nicht leicht zu haben. Was da ist, werden die Engländer requirieren. Überall sieht man Proklamationen von Lord Roberts, in denen die Buren aufgefordert werden sich zu ergeben, nach Niederlegung der Waffen ein ruhiges Leben zu führen. Eine zweite Proklamation fordert die Buren der umliegenden Farmen auf, ihre Produkte zur Stadt zu bringen. Für die einzelnen Produkte ist ein Tarif festgesetzt. Um Brot und sonstiges bettelnd schlendern die Soldaten an den Häusern entlang. Mannschaften und Offiziere gehen in zerrissenen, beschmutzten Uniformen, auch das Pferdematerial befindet sich in schlechtem Zustand. Es kann nicht anders sein. Der Aufmarsch nach Bloemfontein erfolgte fernab von der Bahnlinie, und was in Bloemfontein selbst zu haben, war bald ausverkauft; six pence (fünf Groschen) zahlt man für eine Dose Streichhölzer. Wenn ich die Heeresmassen sehe, die jetzt täglich hereinkommen,

bin ich erstaunt. Was können denen gegenüber besten Falles die Buren ausrichten? Und bei den Buren sind Mannschaften und Kriegsmaterial doch einmal zu Ende, während England unbegrenzte Reserven zur Verfügung hat. Ein englischer Offizier behauptete mir gegenüber, daß sie etwa 195000 Mann in Südafrika hätten. Ihnen stehen vielleicht nur noch 40000 Buren gegenüber. Daß aber auch nur annähernd 40000 Buren gleichzeitig den Engländern gegenüberstehen, glaube ich nicht, dafür grassiert das Urlaubsunwesen zu stark, und wer keinen Urlaub erhält, beurlaubt sich selbst.

Interessant ist mir das Urteil eines englischen Offiziers über ihre bisherigen Erfolge. Die Geschichte wurde mir von dem Museumsdirektor, einem Deutschen, erzählt. Ein englischer Offizier kommt, sich das Museum anzusehn; als er eine Münze sieht mit der Aufschrift „decus in armis", „Ruhm in den Waffen", da kommen ihm unter Kopfschütteln die Worte über die Lippen: „no honnour in this war", „keine Ehre in diesem Krieg".

Bloemfontein, den 17. März. Etwa 20 Schritt von mir sah ich Lord Roberts die Parade abnehmen. Bloemfontein hat schon immer als eine anglisierte Stadt gegolten; es ist aber doch ein Skandal, wenn man sehen muß, daß sogar die burische Bevölkerung für die Truppen Ehrenbogen baut, Union Jacks aufpflanzt und die durchziehenden Truppen mit Zurufen begrüßt. — Heute kamen die ersten englischen Verwundeten. Mußten unser Hospital mit unsern Patienten an die Engländer übergeben.

Bloemfontein, den 18. März. Dr. Flockemann, einem Sohn des Konsuls und mir gelang es bei Kolbe in der Nähe von Kaalspruit gegen Mietsvertrag vierzig Ochsen, zwei Ochsenwagen, einen weißen und zwei schwarze Wagentreiber zu erhalten. Der Besitzer selbst war auf seiner Farm, d. h. von Englands Gnaden. Er hatte die Gefechte am Modderrivier mitgemacht, in den Rückzugsgefechten hatte er sich von seinem Kommando getrennt und war zu seiner Farm geritten. Wie die Engländer kamen, hatte er sich ihnen ergeben. Die Engländer nahmen ihm die

Waffen, selbst jedes Gewehr, jede Schrotflinte aus dem Hause weg, dann konnte er auf seiner Farm sitzen bleiben.

Die Schuld an der Niederlage am Paardeberg maß Kolbe allein Cronje selbst zu, namentlich seiner Steifköpfigkeit. Hätte er nur gewollt, so hätte er sich mit seinen Kommandos durchschlagen können, zumal andere Kommandos bis zuletzt versuchten, ihm einen Weg offen zu halten. Ein ganzer Teil von Cronjes Leuten hat sich denn auch noch durchgeschlagen. Mit Cronje, und daran ist er ebenfalls schuld, ist der größte Teil der Freistaatartillerie unter Major Albrecht den Engländern in die Hände gefallen. Ein großer Unfug ist es auch gewesen, daß Cronje ein solch großes Familienlager mit sich führte.

Wie wir zurückritten, sahen wir eine Herde Springböcke, 300 Stück mochten es sein. Wir kamen ziemlich nahe heran, ehe sie flüchtig wurden. Sonst sah ich die nur ganz vereinzelt. Von dem früheren Wildreichtum Südafrikas ist nicht mehr viel übriggeblieben.

Siebentes Kapitel.

Rückkehr aus der Gefangenschaft.

Zum erstenmal auf dem Trekk. — Von Bloemfontein nach Smaldeel. — Kronstadt Sitz der Freistaatregierung.

Smaldeel, den 26. März. Am 20. März von Bloemfontein aufgebrochen. Dr. Stollreuther und seine Frau geleiteten uns zur Stadt hinaus. Wir Ärzte waren beritten. Die fünf Eppendorfer Schwestern hatten sich in dem Pferdewagen häuslich eingerichtet. Die fünf Pfleger saßen oben auf den mit unsern Gütern vollbeladenen Ochsenwagen. Solch ein Trekk hat seine Freuden und Leiden. Unangenehm waren die Flußübergänge. Brücken gab es nicht, und die Furten oder, wie sie hier genannt werden, die Driften

waren unwegsam. Manchmal mußten wir alle 40 Ochsen vor einen Wagen spannen, und auch dann hielt es noch schwer, namentlich das jenseitige Ufer hinaufzukommen. Häufig begegneten uns Buren. Verdächtige Kerle. Staken in Sonntagskleidern, unbewaffnet, hinten aus dem Wagen sahen mehrere Gewehrläufe heraus. Über ihre Absicht ließ schon nicht im Unklaren die weiße Flagge am Wagen. Sie fuhren in Richtung Bloemfontein, in keiner anderen Absicht, als den Engländern ihre Waffen auszuliefern.

Unsere Stimmung wurde durch solche Szenen nicht gerade gehoben.

Wie ein Alp löste es sich daher von der Brust, als wir mit der ersten Burenpatrouille zusammenstießen und dann abends von deren siegreichem Scharmützel hörten. Sie hatten ein Renkontre mit einer englischen Offizierspatrouille gehabt. Der Rapport: „Ein Leutnant tot, drei Offiziere und ein Mann verwundet. Ein Pferd tot. Erbeutet vier Pferde mit Sätteln und Zubehör und Gewehre." Die Buren hatten keine Verluste gehabt.

Bei Brandfort war es, wo ich zum erstenmal Christian de Wet sah. Er ist „waarnehmender Hoofdcommandant" vom Freistaat, Hoofdcommandant ist Prinsloo. De Wet fuhr auf einer Karre. Als wir ihm begegneten, hielt er an, uns zu begrüßen. Er sprach nicht viel, fühlte sich krank „ach doctor ik is toch all te ziek", „ach Doktor, ich bin doch allzu krank". Die Influenza saß ihm in den Gliedern.

Durch das siegreiche Gefecht bei Nicholsonsnekk 30. Oktober 1899 lenkte de Wet zum erstenmal die Aufmerksamkeit auf sich; er nahm in dem Gefecht 800 Engländer gefangen.

Mir war es gar nicht recht, daß wir uns immer mehr von der Vorpostenlinie entfernten. Am liebsten wäre ich in Brandfort geblieben, ein Gefecht stand hier sicher zu erwarten. Aber — es ging nicht.

Des Abends, ehe wir noch Smaldeel erreichten, drangen deutsche Weisen an unser Ohr. In der letzten Dämmerung

zogen Reitergestalten an uns vorüber, es war ein Ausländerkommando, Deutsche und Holländer.

In Smaldeel spannten wir aus. Zufällig spannten wir gerade neben der Ambulanz von Dr. Juriaanßen aus. Er ist Holländer, war seiner Zeit mit uns auf dem „Herzog"; so trifft man sich im Felde wieder. Als ich mich gestern Abend niederlegte, konnte ich vor Schmerzen nicht einschlafen. So muß der Mensch fühlen, wenn er auf Stecknadeln gebettet ist. Und woher kam das? Mittags hatten Dr. Flockemann und ich im Sandrivier gebadet, und da war ich denn bald im Wasser, bald kletterte ich auf die Klippen, um mich zu sonnen. Den Einfluß der afrikanischen Mittagssonne auf die unbedeckte Haut hatte ich nicht in Rechnung gezogen. Schon auf dem Pferde juckte mir das Fell, daß ich nicht wußte wie, bis ein Blick auf meine Brust mir zeigte, daß ich krebsrot war. Ich hatte mir mein ganzes Fell verbrannt. Nun strammte sich die Haut. Nur in ganz steifer Körperhaltung konnte ich liegen und mich fortbewegen. Jedes Bücken verursachte große Pein und machte Risse in der gespannten Haut. Einige Tage später konnte ich die Haut in langen Fetzen vom Körper herunterziehen, dann allmählich wurde es wieder erträglich.

Kroonstadt, den 27. März. Kroonstadt ist seit der Einnahme von Bloemfontein Sitz der Regierung. Präsident Steijn hat sich hierher zurückgezogen. Es treibt sich hier eine Unmasse frontscheuer Leute herum, Buren sowohl wie Ausländer, unter diesen leider mehrere Deutsche, die sich schon berüchtigt gemacht haben. — Um dem Urlaubsunwesen zu steuern, erscheint gerade am Tage unserer Ankunft in Kroonstadt folgende Proklamation. Sie wurde im „Buitengewone Gouvernements-Courant van den Oranje Vrijstaat", d. h. in dem Regierungsanzeiger vom 27. März 1900 veröffentlicht.

Proklamation. Da in Kroonstadt vielfach beobachtet worden ist, daß sich Personen ohne einen Urlaubsbrief ihrer Kommandanten in der Stadt aufhalten, statt sich ihren Kommandos anzuschließen, und es dringend notwendig erscheint, Maßregeln dagegen zu treffen und die nötigen Strafbestimmungen

bekannt zu geben, so habe ich, Marthinus Theunis Steijn, Staatspräsident des Oranje-Freistaats, im Einvernehmen mit dem Ausführenden Rat, kraft der mir durch Art. 3 von Gesetz Nr. 34, 1899, verliehenen Befugnis, es für gut befunden, folgendes zu bestimmen:

Der Wehrpflichtige, der sich in der Stadt Kroonstadt aufhält, ohne einen geschriebenen Urlaubsschein von dem zuständigen Offizier dafür bekommen zu haben, wird, wenn er der Aufforderung des Landdrosten oder eines durch den Landdrosten ermächtigten Beamten, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen und sich zu seinem Kommando zu verfügen, nicht nachkommt, angeklagt, sich einer Übertretung schuldig gemacht zu haben und mit einer Geldstrafe bis zu 25 Pfund Sterling belegt, event. mit einer Gefängnisstrafe bis zu einem Monat, nach deren Ablauf er sich sofort zu seinem Kommando zu begeben hat.

Alle die Bestimmungen dieser Proklamation betreffenden Angelegenheiten sollen von dem Landdrostenhof behandelt werden.

So geschehen und gegeben unter meiner Hand und dem Großsiegel des Oranje-Freistaats zu Kroonstadt am 26. März 1900.

M. T. Steijn, Staatspräsident.

Auf Befehl:

P. J. Blignant, Staatssekretär.

Besonders charakteristisch erhellt die Sachlage aus der folgenden zweiten Proklamation:

Proklamation an die Bürger des Oranje-Freistaats. Der Feind ist in Unser Land eingedrungen und trachtet jetzt Uns zu teilen, um Uns desto leichter unterzukriegen. „Teile und herrsche" ist stets seine Politik in Süd-Afrika gewesen, und aus seiner jüngst erlassenen Proklamation ist es deutlich, daß es auch jetzt wieder seine Politik ist. Vor Ausbruch des Krieges trachtete er auf listige Worte den Oranje-Freistaat zu überreden, sein Übereinkommen mit der Schwesterrepublik zu brechen, nur um desto leichter die beiden Republiken, die eine nach der andern einschlucken zu können. Hört, mit welcher List er jetzt seinen Zweck zu erreichen sucht.

Er beginnt damit, zu ſagen, daß der Krieg nicht mit der allgemeinen Zuſtimmung und dem freien Willen des Volkes angefangen iſt. Er will damit zum Ausdruck bringen, daß Ihr unkundig ſeid und durch Eure Führer mißleitet würdet. Mit dieſer Unwahrheit trachtet er, in Euren Reihen Zwieſpalt zu ſtiften. Die Behauptung, daß Ihr nicht wißt, wofür Ihr ſtreitet, iſt eine grobe Beleidigung für Euch, Bürger. Als Ihr dieſen Streit begannet, tatet Ihr es nicht ein jeder in der heiligen Überzeugung, daß Ihr einen gerechtfertigten Streit ginget ſtreiten? Und iſt dieſe Überzeugung nicht ſtets ſtärker bei Euch geworden? Fürwahr, der Feind kennt die Bürger des Oranje-Freiſtaats ſchlecht, wenn er ſich einbildet, auf die Weiſe Mißtrauen ſäen zu können.

Als ein weiteres Lockmittel verſpricht er nun allen den Bürgern, die im Kriege nicht weiter mittun werden, ſie in Ruhe zu laſſen. Er will nämlich die Bürger für Untreue und Feigheit belohnen. Kann Euch eine gröbere Beleidigung angetan werden, als daß man auf die Weiſe trachtet, Euch umzukaufen, um Eure heilige Pflicht zu verleugnen und untreu zu werden an Euch ſelbſt und Eurem Volke, untreu an dem Blut, das bereits für Land und Volk gefloſſen iſt und untreu an Eurer Nachkommenſchaft? Brüder, Ihr habt eine teure Pflicht zu erfüllen. Das Pfand, das durch Eure Voreltern Euch anvertraut iſt, müßt, und mit Gottes Hilfe werdet Ihr bewahren. Eure Kinder und Kindeskinder werden von Euch Rechenſchaft fordern über Eure Treue.

Laßt Euch nicht irre führen durch die Liſt Eures liſtigen Feindes! Wer einen anderen trachtet, zur Untreue zu überliſten, kann ſelbſt nicht treu ſein. Der Feind wird die Untreuen in Ruhe laſſen! Ja, aber bis wann? Bis er ſeinen Fuß auf den Nacken des Afrikanervolkes geſetzt hat. — Er, der bis dahin noch alle ſeine Übereinkommen mit unſerem Volke gebrochen hat, wird er nun bei dieſem liſtigen Verſprechen treu bleiben können? Und daß er bereits untreu geweſen iſt und ſeine Verſprechungen nicht gehalten hat, iſt deutlich geworden in dem

Distrikt Jacobsdal, wo er die schändlichsten Verwüstungen des Eigentums zugelassen hat, und auch wieder in Bloemfontein, wo er die Bürger, die den Streit im Vertrauen auf seine Proklamation aufgegeben hatten, gefangen genommen hat. — Brüder, wenn auch die Hauptstadt in Feindeshand ist, der Streit ist nicht verloren, im Gegenteil wir haben um so mehr Grund tapfer zu streiten. Unsere Macht ist nicht von irgend einer Stadt abhängig. Haltet guten Mut und stehet fest im Glauben. Gott der Herr wird seine Pläne mit Unserm Volk sich nicht lassen vereiteln. Harret darum aus in dem Streit. Wenn die Nacht am dunkelsten, ist die Morgenröte nahebei.

Gegeben unter meiner Hand und dem Großsiegel des Oranje-Freistaats zu Kroonstadt, heute am 19. März 1900.

M. T. Steijn, Staatspräsident.

Auf Befehl:

P. J. Blignant, Staatssekretär.

Zweifellos bereitet Roberts einen Vormarsch auf Pretoria vor. — Mutlosigkeit, Verzagtheit und Gleichgültigkeit grassiert unter den Freistaatburen. „Ons heff un toch verloor, ons zall mar huis too gaan.“ „Wir haben jetzt doch verloren, wir können nach Hause gehen.“

Ist der Freistaat verloren, was wird dann aus Transvaal?

Achtes Kapitel.

Zurück nach Natal.

Abstecher nach Pretoria. — Ankunft in Glencoe. — Übernahme der Krügersdorp-Ambulanz. — Eine Unternehmung gegen die Engländer bei Elandslaagte. — Besuch des deutschen Trappistenklosters Maria-Raschitz auf Waschbank in Natal. — Das Krügersdorp-Kommando wird nach der Westgrenze, nach Veertienstrom abberufen. — Das deutsche Feldhospital bei Glencoe. — Ein Dynamitattentat in Johannesburg. — Als Sachverständiger vor dem Kriegsgericht in Glencoe.

Pretoria (Grand Hotel), den 1. April. Gestern Kroonstadt verlassen. Dr. Ringel erwartet dort die Ankunft der ersten deutschen Ambulanz unter Stabsarzt Matthiolius. Mich rief ein dringendes Telegramm nach Glencoe in Natal. In geschäftlichen Angelegenheiten mußte ich einen Abstecher nach Pretoria machen. Reimers reist einstweilen voraus. Heute morgen vier Uhr angekommen. Mein erster Gang war zur Badeanstalt, dann ging ich ins Hotel. Holte nach dem Frühstück von dem deutschen Konsulat meine Briefe ab. In Pretoria sieht man in den Buch- und Papierhandlungen vielfach photographische Aufnahmen von dem Leichenbegängnis des ehemaligen Kommandant-General Piet Joubert. Der Generalissimus von Transvaal ist eines plötzlichen Todes gestorben. Die Todesursache konnte ich bisher nicht mit Genauigkeit erfahren. Daß Ladysmith nicht genommen wurde, ist kein Verdienst Jouberts. Warum es nicht geschah, wird vielleicht immer ein Rätsel bleiben. Als Nachfolger wird Louis Botha genannt. Die Schlacht bei Colenso soll er gewonnen haben.

Pretoria, den 3. April. Erst heute kann ich reisen. Suchte mir ein Reitpferd aus. Es ist ein dunkler Fuchs. Ein Kaffer, den ich als Boy zugewiesen erhielt, ist mir wieder durchgebrannt.

Das geschieht häufiger. Erst gestern sah ich, wie an einem Kaffern, der seinem Baas weggelaufen war, Gericht geübt wurde. Zwei Polizeikaffern zogen den Deserteur über eine Holzkiste, ein Weißer verabreichte ihm mit einem breiten Lederriemen 20 Schläge über den Rücken. Der Schlagende soll kräftig zuhauen, es darf aber kein Blut dabei fließen. Der Kaffer, ein stämmiger Bursche, verbiß sich den Schmerz, gab keinen Laut von sich. Zu Friedenszeiten muß bei dem Vollzug der Prügelstrafe ein Arzt zugegen sein, der dafür eine halbe Guinea als Honorar bezieht.

Glencoe (Deutsches Feldhospital), den 5. April. Nach 24stündiger Eisenbahnfahrt in Glencoe angekommen. Habe die meiste Zeit in dem bequemen, von den Engländern erbeuteten Eisenbahnwagen I. Klasse vorzüglich geschlafen.

Das Hospital der Herren Feßler und Albrecht lag etwa eine halbe Reitstunde von der Station entfernt. Auf der Station hörte ich von einem Deutschen, Herrn Teichmann, daß eine holländische Ambulanz in der Nähe sei, so machte ich mich zunächst dorthin auf den Weg. Es war sehr dunkel, nur ab und zu sah man ein erleuchtetes Zelt. Schließlich — einmal war ich mit meinem Pferde gestürzt — traf ich in einem erleuchteten Zelt Dr. Koster und Dr. Pinnow. Die Ambulanz war erst kürzlich aus Ladysmith hier angekommen, hatte früher in Harrysmith ein Feldhospital gehabt und war bei dem Entsatz von Ladysmith von den Engländern gefangen. Dr. Koster wußte noch nicht, ob er in Glencoe bleiben würde, er hatte deshalb nur einige Zelte aufschlagen lassen, seine meisten Güter waren noch verpackt. Nach halbstündigem Ritt kam ich dann richtig zu der Farm, auf der Dr. Feßler und Dr. Albrecht ihr Hospital etabliert hatten. Alles schlief. Vorsichtig legte ich mich auf das Bett, das für mich zugerichtet war, es war nicht mehr ganz sicher auf den Beinen, und versank.

Glencoe (Krügersdorp-Ambulanz), den 8. April 1900. An demselben Tage, wo auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz General Cronje die Niederlage erlitt, wurde Ladysmith entsetzt, am Majubatage, dem Tage, an dem anno 1881 die Buren

am Amajuba über die Engländer einen entscheidenden Sieg davontrugen. Nach dem Entsatz von Ladysmith mußten die Buren die Tugela-Linie aufgeben und zogen sich in die Biggars-Berge zurück. Die Hauptpässe sind in den Händen der Buren, im Osten stehen die Engländer. Eben in Glencoe angekommen, da erhalte ich von der „Medische Commissie" in Pretoria das Ansuchen, die Ambulanz bei dem Krügersdorp-Kommando zu übernehmen. Diese Kommission ist eine Staatskommission für das Kriegssanitätswesen; anfangs leitete das Hauptkomitee vom Roten Kreuz diese Angelegenheiten, inzwischen ist es aber, so wenigstens macht es den Eindruck, durch diese Kommission aus ihrer Stellung herausgedrängt. Merkwürdigerweise gehört zu dieser Kommission nur ein einziger Mediziner.

Die Krügersdorp-Ambulanz steht auf der anderen Seite von Glencoe, etwa auf halbem Wege zwischen Glencoe und Dundee auf der Farm eines Natalburen, der in den Reihen seiner Stammesgenossen kämpft.

Eine reine Freude ist das nicht, solch eine Ambulanz zu übernehmen, zumal sie mir nichts weniger als mustergültig zu sein scheint. Das Personal ist zahlreicher, als es nötig wäre. So ist es bei vielen Burenambulanzen. Sodann flüchtet sich unter das Rote Kreuz-Personal mancher Drückeberger, und es sind doch für diesen Dienst nur zuverlässige Leute zu gebrauchen. Vielen und unnützen Ballast schleppt die Ambulanz mit sich herum. Aber wer kontrolliert das Ambulanzwesen? Trotz mehrerer Ambulanzzelte keine ordentliche Gelegenheit Patienten zu lagern. Kranke werden ohne viele Auswahl auf die Bahn gesetzt und in die Heimat geschickt, und wenn es auch eine 24 stündige Eisenbahnfahrt kostet! Aber so ist es für das Ambulanzpersonal am bequemsten und denen, die sich krank melden, ist damit auch häufig am meisten gedient; denn gerne wird eine geringe Unpäßlichkeit als Grund benutzt, um so für längere Zeit vom Kommandodienst befreit zu sein. Ich bin da nicht Pessimist, sondern so verhält es sich in der Tat. Das Krügersdorp-Kommando hat sich bereits in mehreren Gefechten

ausgezeichnet, dementsprechend hat es auch schon erhebliche Verluste an Menschenleben aufzuweisen. Zur Zeit beträgt die Stärke etwas mehr als 1000 Mann.

Die Ambulanz liegt etwa 1500 Schritt abseits vom Kommando. Teils kommen die, die sich krankmelden zur poliklinischen Behandlung zu mir zur Ambulanz, teils werden sie, namentlich solche, die sich zu krank fühlen, im Lager von mir besucht. Der Gesundheitszustand des Kommandos ist im allgemeinen gut, die altgewohnten Klagen höre ich auch hier. Bei dem einen will der Magen nicht „werken", bei dem andern ist der Magen am „Werken" und hat schon „banje gewerkt". Der eine klagt „pyn op myn beide niere" „Pein auf meinen beiden Nieren", bei dem andern ist „de rugg zoo zeer" „der Rücken so weh", der fühlt „Koorts ziekte" — so wird fast jede fieberhafte und nicht fieberhafte Krankheit, namentlich aber Malaria, Typhus und Pneumonie bezeichnet, und der wieder leidet an „aanbyen", einmal sind das Hämorrhoiden, meistens aber so etwas Verschiedenartiges, daß, wenn mir einer mit dieser Diagnose kommt, ich noch nicht am entferntesten wissen kann, was ihm eigentlich fehlt. Ferner ist eine von den Buren viel gestellte Diagnose „zinkings"; nach dem Lexikon ist „zinking" Katarrh, aber der Sprachgebrauch meiner Patienten bezeichnet damit alle möglichen krankhaften Zustände.

Seit einiger Zeit geht meine Uhr nicht mehr, Zeit und Stunde bestimme ich nach dem Stand der Sonne. Da ich außer Weiße auch Schwarze behandle, so die Lagerkaffern und die umwohnenden Kraalkaffern, das sind hier Zulus, so muß ich manchmal die Sonne zu Rate ziehen, um mich mit den Schwarzen nach dem Stand der Sonne zu verständigen, wann sie diese oder jene Medizin nehmen sollen. Dem Glücklichen schlägt ja keine Stunde.

In der Nähe der Ambulanz findet sich noch ein kleines Kommando, das sich die „Irische Brigade" nennt. Der Kommandant derselben ist ein Mitpassagier vom „Herzog", den ich schon einmal erwähnte, ein Irländer namens Lynch, der all-

gemein Kolonel Lynch genannt wird. Der Stamm der „Irischen Brigade" sind Irländer, unter ihnen viele nach Amerika ausgewanderte Irländer, aber es sind unter ihnen auch ein ganz Teil Deutsche, frühere deutsche Offiziere. Ein zweites Irländerkorps steht im Freistaat den Engländern gegenüber. Wie schlecht die Irländer auf England zu sprechen sind, habe ich erst hier recht erfahren.

Mein Sprechzimmer habe ich mir in der Farm selbst eingerichtet. Die Chaiselongue ist nachts meine Lagerstatt. Für Tischzeiten sind in Südafrika allgemein die englischen Bezeichnungen im Gebrauch. Alles ist immer in großem Überfluß vorhanden. Gestern kommt mein Kommandant zu mir mit der Bitte, die Leiche seines einjährigen Kindes einzubalsamieren. In vier Tagen will er sie mitnehmen. Selbst Frauen mit ihren Babys werden bei den Buren mit ins Feld genommen. Mit einer starken Sublimatlösung suche ich die Konservierung zu erreichen. Der Verwesungsprozeß ist aber schon weit vorgeschritten.

Glencoe (Krügersdorp-Ambulanz), den 9. April. Gestern war Sonntag, da wollte ich einmal eine Ausfahrt machen und fuhr zu Dr. Albrecht. Ich hatte einen alten klapprigen „spider" Kutsche, viel zu leicht für meine zwei schweren Pferde, die Polster waren herausgerissen, die Bremsvorrichtung abgebrochen. Ich fuhr nicht gerade langsam. Auf der Rückfahrt war es stockdunkel. Bis Glencoe kam ich auch glücklich, nachher verlor ich den Weg. In Afrika kann das einem Europäer schon passieren — den Engländern passiert das sogar bei Tage, und wenn sie einzeln gefangen werden, dann ist es gewissermaßen zu ihrer Entschuldigung, daß sie sagen „I lost my road" „Ich verlor meinen Weg." Die Fuhrwege sind durch nichts anderes als durch die Wagenspuren markiert. Nun ich sitze oben auf meinem spider, habe ziemlich an meinen Pferden zu halten, die schon Stallzwang haben, zwischen den Füßen eine Flasche Hennessy, die Dr. Albrecht mir dedizierte. Ich merke allmählich, daß ich nicht mehr auf dem Wege bin, bemerke aber nicht, daß der Weg auf der Seite zufällig eine hohe Kante hat, knacks bricht der

Wagenbaum, der Wagen steht, ich halte die Zügel fest, stürze vorne über aus dem Wagen, falle unter die Stränge und werde nun eine ganze Strecke auf der Deichsel über die Erde weggeschleift. Als es mir endlich gelingt, die aufgeregten Pferde zum Stehen zu bringen, bin ich an meinen Gliedmaßen arg zerschunden. Da es mir allein bei der Dunkelheit nicht gelang, den Wagen wieder transportfähig zu machen, strängte ich die Pferde ab und kletterte auf eines der geschirrten Pferde. Der Wagen mit der flatternden Rote Kreuz-Fahne blieb im Felde zurück. Lange suchte ich nach dem richtigen Wege, aber vergeblich. Alle Augenblicke gerate ich vor einem Drahtzaun fest, den muß ich entlang reiten, bis ich an einer Stelle durchkommen kann. Durch dieses Hin- und Herreiten verliere ich aber jegliche Orientierung. Zu guter Letzt, als ich durch einen Graben will und erst das eine, dann das andere Pferd hinüberbringen möchte, brennt mir der eine Gaul durch; da gibt es dann in der dunklen Nacht eine wilde Jagd. Werde müde und durstig, habe aber auch meine Flasche Hennessy wohlverwahrt, und in der Nähe höre ich Wasser rauschen. Da habe ich nun aber das Pech, daß der Kork nicht heraus will. So bohre ich mir ein Loch durch den Kork, sauge an der Flasche, lege mich auf den Bauch, nehme einen Schluck Wasser und habe so, was die Engländer brandy water nennen. Schließlich stoße ich oben auf einer Höhe auf ein Maisfeld in der Nähe eines Kaffernkraals. Nachdem ich mich vergewissert, daß keine Gefahr hier im Anzuge, bleibe ich, mache mir sogar ein Feuer, um mich zu wärmen. Schließlich nicke ich ein, als ich erwache, steht die Sonne schon am Himmel; aber die Pferde anstatt sich im Mais dick zu fressen, sind weg. Zerschunden die Kleider sowohl wie das eigene Fell. Als es hell geworden, bin ich über meine Richtung bald im klaren, und zu Fuß — etwas, was man hier gar nicht kennt — mache ich mich auf den Heimweg. Die Pferde sind schon lange vor mir an ihrer Futterstelle angelangt, und das Ambulanzpersonal macht ein Gesicht, das nach Schadenfreude aussieht.

Ich bin noch nicht lange zurück, als zwei Feldkornetts vertraulich mir mitteilen, daß ein Angriff auf die Engländer bei Elandslaagte geplant sei, und mich im Namen des Kommandanten ersuchen, mich um sechs Uhr abends mit der Ambulanz zum Abrücken bereit zu halten. Versammlungsort das Lager.

In meiner jetzigen Eigenschaft als Kommandoarzt lerne ich auch die Organisation der Buren kennen. Transvaal ist in verschiedene Distrikte eingeteilt. Der Distrikt hat als obersten Zivilbeamten den Landdrost. Im Frieden und zu Kriegszeiten steht dem Distrikt ein Kommandant vor; das militärische Aufgebot des Distriktes bildet das Kommando, das von seinem Distrikt den Namen erhält. Der Distrikt wiederum ist in Wyke eingeteilt, durchschnittlich hat ein Distrikt vier Wyke. Zivilbeamter eines solchen Wyks ist der Feldkornett, den die Buren auf eine bestimmte Zahl von Jahren wählen. Ein solcher Feldkornett hat aber in Friedenszeiten auch militärische Funktionen wahrzunehmen und ist bei Ausbruch des Krieges ohne weiteres der militärische Vorgesetzte seines Wyks.

Nach deutschen militärischen Verhältnissen wäre das Kommando etwa ein Regiment, das Wyk die Eskadron. Der Feldkornett hat neben sich einen Assistent-Feldkornett, ihm unterstehen die Korporale. Demnach ist das Kommando die taktische Einheit der Burenarmee.

Glencoe, den 14. April 1900. Als bei Elandslaagte am 7. April die Schrapnells über uns hinpfiffen, da rief Leutnant von Leckow, ein ehemaliger preußischer Gardeoffizier, jetzt habe er die Feuertaufe erhalten. Das geschah auch mir an diesem Tage. Am 6. April, nachmittags sechs Uhr, war ich der Verabredung gemäß mit einer Ambulanz bei dem Krügersdorplager. Das Kommando hatte sich nach Wyken aufgestellt; das Lager mit den Zelten blieb an derselben Stelle. Ein Teil der Bagagewagen, Ochsengespanne war bereits in Richtung Elandslaagte vorausgeschickt. Als das Kommando aufbrach, schloß ich mich mit meiner Ambulanz hinten an; nicht etwa weil mir dieser Platz angewiesen wurde, sondern weil ich dachte, daß ich an

diese Stelle gehöre. So etwas wird einem nicht gesagt, da muß man sich selbst helfen.

Unterwegs stießen andere Kommandos zu uns, außerdem eine Abteilung Artillerie mit Creusotgeschützen und Nordenfeldt-Maxims. Schließlich mochten wir 3000 Mann stark sein. Alle beritten, Fußvolk habe ich hier überhaupt noch nicht gesehen. Es galt einen Anschlag auf die Engländer jenseits der Biggarsberge. Jeder Mann sollte sich für zwei Tage mit Proviant versehen haben.

Wir marschierten auf einem Fahrweg. Gab es einen Fluß oder Graben zu überschreiten, traten regelmäßig Stockungen ein, bisweilen wurde auch kurze Rast gemacht, um die Pferde saufen zu lassen. Alles das vollzog sich, ohne daß ich auch nur ein einziges Kommandowort hörte. Jeder ritt wie und wo er wollte. Geritten wurde im angezogenen Schritt. Mitternacht war schon vorüber, als wir den Engländern so nahe waren, daß wir, ohne bemerkt zu werden, eine längere Rast machen konnten. Ich zog mit meiner Ambulanz in einen dichten Busch in der Nähe einer demolierten Farm. Solcher im Kriege zerstörten Farmen gibt es hier viele in Natal. Nach kurzem tiefen Schlaf erwachte ich gegen Tagesanbruch. Aber man läßt es später und später werden. Überrascht kann der Feind nicht mehr werden.

Wir eröffneten das Gefecht mit Artilleriefeuer. Die Geschütze waren auf die Station Elandslaagte gerichtet, so wenigstens kam es mir vor, und um die Station herum gruppierte sich das englische Zeltlager. Unsere Kommandos hatten in halbmondförmiger Aufstellung die Höhen besetzt, nordwestlich von Elandslaagte. Zwischen uns und den Engländern schob sich fast parallel zu unserer Aufstellung ein Bergrand, der Elandslaagte zu einem großen Teil deckte. Alles — so meine ich — wäre nun darauf angekommen, diesen Berg zu nehmen, damit hätte man den Schlüssel zur Stellung der Engländer gehabt. Der Berg wurde von uns beschossen, aber ich sah auch nicht einmal irgendwelche ernstliche Anstrengung machen, den Berg wirklich

zu besetzen; und dabei hatten die Engländer kein einziges Geschütz dort.

Im ganzen verlief das Gefecht so, daß unsere Kommandos in ihren Positionen liegen blieben und an gedeckter Stellung ihr Feuer anzubringen suchten, die Engländer taten aber unseren Kommandos nicht den Gefallen, einen Ausfall zu machen und beschränkten sich darauf, unser Feuer zu erwidern.

Zunächst hatte ich mich in einer „poort" aufgestellt, einem tiefen Bergsattel, wo wir zwei Geschütze stehen hatten, hernach stieg ich auf ein Koptje, wo Leutnant Grothaus persönlich die Artillerie befehligte. Hier flogen mir zum ersten Male Schrapnells oder, wie die Buren sagen, Bomben dicht über den Kopf, nahe hinter mir schlugen sie ein und krepierten. In dieser Stellung hatten wir unsern einzigen Verlust. Eins der Artilleriemaultiere wurde schwer verwundet, sonst wurde bei uns am ganzen Tage auch nicht einem ein Haar gekrümmt.

Wenig ernst die ganze Aktion! Zum Teil hockten die Buren im Kreise zusammen auf den Koptjes und beobachteten mit bloßem Auge oder mit dem Glase das Gefecht und ließen jedesmal ihre Freude merken, wenn unsere Geschosse gut einschlugen. Übrigens sehen die Buren sehr gut. Andere scherzten miteinander, wieder andere schlafen sogar, während man die Pferde in dem nahen Maisfeld fressen ließ.

Den meisten Lärm während des Gefechts machten die Nordenfeldt-Maxims, unsere leichteste Artillerie, wenn sie ihr automatisch ablaufendes Patronenband abgab und „pom, pom pom" machte. Gegen Abend brach das Gefecht völlig ab. Wir hatten nichts erreicht, die Engländer blieben, wo sie waren. Abends mit zwei deutschen Herren, ehemaligen Offizieren, auf eine Apfelsinenfarm geritten. Ein Kaffer kam auf uns zu, wagte aber nicht mehr als einen höflichen Gruß. Früchte noch dunkelgrün. Hier in Afrika ißt man das Obst auch unreif.

Auf Ordre von Louis Botha bleibe ich mit der Ambulanz beim Kommando. Botha führt den Oberbefehl. Nachts

wurde eine ſtarke Wache, hier „Brandwache“ genannt, ausgeſtellt. Der nächſte Tag verlief für uns ebenſo unblutig und erfolglos.

In dieſen Tagen iſt mir recht klar geworden, wie ſchwer es iſt, mit undisziplinierten Truppen zu manöverieren. Daß dieſer Mangel an ſtraffer Ordnung Louis Bothas Initiative lähmt, iſt ſelbſtverſtändlich.

Am zweiten Tage waren wir auf die Hälfte des vorhergehenden Tages reduziert. Woher das? Weil General Erasmus trotz entgegenſtehender Order geſtern abend einfach mit ſeinen Leuten abgerückt war. Während des Gefechts trieb ſich immer ein großer Teil hinter den Koptjes herum und ließ Gefecht Gefecht ſein. Andere taten wiederum nur mit in Ausſicht auf Beute an Pferden, Satteln uſw.

Ich habe Louis Botha jetzt auch perſönlich kennen gelernt. Was ich über ihn gehört und geleſen habe, beſtätigt ſich mir. Botha iſt ein Mann von etwa 35 Jahren; groß und kräftig. Er ſpricht wenig, ſcheint ein guter Diplomat zu ſein. Mir gegenüber war er ſehr freundlich. Im Gegenſatz zu manchen anderen Burengenerälen iſt er ganz modern gekleidet; trägt auch keine Uniform. „Het gaat huis to.“ „Es geht nach Hauſe“, riefen ſich am zweiten Tage manche einander zu.

Gründonnerstag ſtattete ich mit Dr. Krüger und zwei deutſchen Offizieren einem in tiefſter Einſamkeit gelegenen Trappiſtenkloſter Maria Raſchitz einen Beſuch ab. Wir ritten querfeldein und kamen gegen Mittag an. Als wir in das Kloſtergehöft einritten, trat ein Glatzkopf mit langem Bart aus einer Lehmhütte hervor und begrüßte uns — ſchweigend. Ein Deutſcher, der ſeine Kinder von den Kloſterleuten erziehen läßt, begrüßte uns mit Worten, verſorgte unſere Pferde und führte uns zu einem Pater, der ſich gerade zur Inſpektion des Kloſters dort aufhielt. Er war ſehr freundlich zu uns und hob das Redeverbot für die Zeit unſerer Anweſenheit im Kloſter auf. Wir waren ſo die Veranlaſſung, daß ſich die Kloſterleute ſelber wieder einmal ſprechen hören konnten. Als ſo das Band ihrer Zunge gelöſt war, nahmen ſie das denn auch weidlich wahr

bewillkommneten uns mit deutschen Lauten und redeten auf uns ein. Die Klosterbrüder haben sich auf den Weinbau verlegt und halten selbstgezogenen Wein auf Lager. Erst vor acht Jahren hat man sich hier angesiedelt. Während dieser kurzen Zeit hat energische Arbeit dort vieles zustande gebracht. Die fortschreitende Entwicklung sieht man an den Klosterbauten. Die ältesten sind eine Reihe Lehmhütten, eine spätere Reihe besteht aus Blechhäusern, und jetzt ist eine dritte Reihe, stattlichere Gebäude aus Stein, im Entstehen begriffen.

Nachher führte man uns durch die Gärten und über die Felder. Nonnen, die auch da sind, müssen bei harter Feldarbeit im Sonnenbrande tüchtig mithelfen. Vor der Arbeit schien man sich nicht zu fürchten, so war z. B. der Boden für den Weinberg drei Fuß tief umgelegt und nach allen Regeln der Kunst bearbeitet. Überall auf den Äckern und in den Gärten arbeiteten Kaffernkinder eifrig mit. Für die Kaffernkinder hat das Kloster seine eigene Schule, zum Betriebsinventar auch für schwarze Schüler gehört eine Rute.

Es war Gründonnerstag. Deshalb wurde nicht wie sonst mit der Glocke zum Essen geläutet, sondern ein Frater ging im Hof mit der Holzklapper herum, die bis Karsonnabend die Glocke vertritt. Weil es die Karwoche war, konnte man uns kein Fleisch vorsetzen; die Klosterbrüder bedauerten das lebhaft, wollten für uns Hühner schlachten, das lehnten wir aber ab schon aus dem Grunde, weil wir Fleisch sonst genug zu essen bekommen, Vegetabilien für uns dagegen etwas Seltenes sind. Wein gab es auch zu Tisch, man merkte aber, daß er sehr zu Kopfe stieg. Vielleicht sind wir alkoholische Getränke nicht mehr so gewohnt. Der Wein kostete zwei Schilling die Flasche; für südafrikanische Verhältnisse ungeheuer billig. Wir ritten fort mit dem Eindruck, eine landwirtschaftliche Musteranstalt besucht zu haben. Der Rückweg war anfangs sehr schön, wurde nachher aber sehr schwierig. Nach einem harten Ritt und vielem Umherirren spät in der Nacht einpassiert.

Glencoe (Krügersdorp-Ambulanz), 18. April 1900. Karfreitag hatte ich bis zum Abend viel zu tun. Ritt dann zur Station, um Briefe zu holen. Schon vor einigen Tagen ist ja in Lourenço-Marquez ein deutscher Postdampfer angekommen. Vergebens. Am anderen Tage zu Dr. Albrecht. Der weiß auch nichts von Postsachen. Erzählt mir von seiner Gefangenschaft in Ladysmith. Man hat den Doktor mit seiner Ambulanz gefangen, den Arzt selber sogar ins Gefängnis gebracht, weil er angeblich zwei Burenpatienten zur Flucht verholfen hatte. Nachdem die Engländer ihren Irrtum eingesehen, Dr. Albrecht aber inzwischen eine ganze Zeit mit Dieben und Verbrechern zusammen im Gefängnis gewesen war und sich zuletzt noch einen Typhus geholt hatte, habe man ihn um Verzeihung gebeten und ihn mit seiner Ambulanz wieder freigegeben. Gerade habe ich mir mein Pferd satteln lassen, da kommt ein Bote mit der Post von Pretoria, vom deutschen Konsulat. Ich bin glücklich, die Post noch abgefangen zu haben, mustere die Briefe, sehe eigentlich nur nach dem Brief von zu Hause, nach dem Brief mit dem jüngsten Datum. Der Brief war verhältnismäßig jungen Datums, noch nicht ganz zwei Monate alt und kam von meiner Mutter. Ganz zufrieden reite ich fort, um unterwegs in aller Ruhe die Briefe zu lesen — den jüngsten Brief zuerst.

Ich lese die erste Seite, lese sie nicht ganz zu Ende, ich werde unruhig, so daß ich nach der letzten Seite sehe, da lese ich — das konnte ich nicht ahnen — die Nachricht von dem Tode meines heißgeliebten Vaters, am 16. Februar. — Ich war im Feld allein mit meinem Fuchs, kein Mensch war um mich. — — — Es wurde dunkel. Ich achtete kaum auf den Weg, das Pferd brachte mich zurück, war ganz ruhig geworden, war doch vorhin so unruhig. Schon sehe ich das Licht bei meiner Ambulanz, da wende ich mein Pferd, ich mußte allein sein. Bis Mitternacht ritt ich im Feld herum, wohin mein Pferd mich trug, allein mit meinem getreuen Pferd. Wie dunkel sah das jetzt bei mir aus, ob die Sterne schon funkelten.

Am 16. April erhielt das Krügersdorpkommando Befehl,

nach der Westgrenze, nach Veertienstrom abzurücken. Vorher ein allgemeiner achttägiger Urlaub! Da der Distrittsarzt von Krügersdorp dort an der Grenze die Ambulanz wieder übernehmen will, so siedele ich zum deutschen Feldhospital zu Dr. Albrecht über, um dort an Stelle von Dr. Feßler, der nach Pretoria abgereist war, zu arbeiten.

Das Hospital eine stark demolierte Farm. Dünnes weißes Verbandleinen verdeckt die Fensteröffnungen. Das Pflegepersonal ausschließlich Deutsche, der Koch ein Irländer, war angeblich früher Tierarzt, wird als solcher auch noch öfters konsultiert. Für die Hausarbeit u. s. w. steht eine Schar von Kaffern zur Verfügung. Die Kaffern sind zumeist aus dem nördlichsten Transvaal, aus dem Distrikt Zoutpansberg, gehören zum Stamme der Makatesen, haben eine dementsprechende Tätowierung an der Wange. Kaffern, wenn sie sich sonst nicht als solche erkennen, erkennen an der Tätowierung die Stammeszugehörigkeit. Unsere Kaffern sind zumeist „baare" Kaffern, solche die noch nicht mit der Zivilisation, mit der „beschaafdheid" in Berührung gekommen sind. Es darf deshalb nicht Wunder nehmen, daß z. B. einer von den Kaffern, schon ein älterer Herr, nicht versteht, eine einfache Stubentür zu öffnen, so z. B. der, der unser Schlafzimmer besorgt. Wie ein Hund das zu tun pflegt, schlägt er gegen die Tür, so daß einer von uns aufstehen muß und öffnen, wenn der Kaffer mit der Wasserschüssel vor der Tür steht, um sie tänzelnden Schrittes hineinzutragen. Die Kaffern gehen nackt, tragen nur den Lendenschurz, die „mudscha". Einige gehen aber schon teilweise bedeckt, in dem Schmuck abgelegter Kleidungsstücke. Nachts kampieren die Kaffern in einer Außenkammer, schon ihrer Ausdünstung wegen kann man sie nicht gut ins Haus nehmen, namentlich wenn es so viele sind. Sie liegen da am Boden herum, eingehüllt in Felle, Säcke oder sonstige Lumpen, was sie gerade haben. Abends hocken sie lange bis in die Nacht hinein draußen um das Feuer, haben sich scheinbar immer viel zu erzählen, mitunter bricht dann die ganze Korona in ein lautes Lachen aus.

Das Mienenspiel und merkwürdige Naturlaute spielen da eine Hauptrolle.

Glencoe (Deutsches Feldhospital), den 23. April. Dr. Albrecht nach Pretoria verreist. Auf Ersuchen der Medicinischen Commissie versehe ich auch den ärztlichen Dienst für das Pretoria-Kommando. Der frühere Arzt der dort stationierten sog. Bourke'schen Ambulanz — den Namen brauche ich nicht zu nennen, wird wohl keine Lust mehr haben, jetzt wo die Engländer im Freistaat immer weiter vorrücken, und hat deshalb seine ärztliche Praxis in Pretoria wieder aufgenommen. Die meisten Patienten im Hospital kommen vom Zoutpansberg-Kommando, das auf der andern Seite von Glencoe liegt. Sie bringen vielfach die Malaria mit, eine in den nördlichen Transvaaldistrikten, wie Zoutpansberg, Waterberg endemische Krankheit. Ob nun etwa die Luftveränderung aus dem „Laageveld" „niedrigen Feld" hier nach dem höheren Feld das Fieber auslösen hilft, ist vorläufig nur eine Annahme. Fast Bett an Bett liegt hier jetzt ein Malariakranker. Sie kommen gewöhnlich mit sehr hohen Temperaturen auf, bieten ein sehr schweres Krankheitsbild, verschiedentlich lassen sie zwei Temperaturanstiege am Tage beobachten. Auf deutschen Universitäten habe ich ja einige Malariafälle gesehen, ich erinnere mich aber nicht, je so starke Milzschwellungen beobachtet zu haben, Milzschwellungen, die bis ins kleine Becken hineinragen. Chinin in von uns abgewogenen Dosen ist unser Hauptmedikament.

Außer daß ich täglich zweimal zur Bourke'schen Ambulanz hinunter muß, reite ich mindestens jeden zweiten Tag zum Zoutpansberg-Lager. Immer wieder stoße ich auf Farmen, die in ganz sinnloser Weise zerstört sind, nachdem sie zuvor ausgeplündert. Wer ist der Täter? Von der Transvaalregierung ist das Zerstören von Privateigentum streng verboten.

Am 20. April ein neuer Anschlag auf die Engländer bei Elandslaagte. Sie hätten vier Bomben unter die Engländer „gegooit" „geworfen" und seien dann wieder umgekehrt, erzählten mir die Buren. Außerdem hatte man eine große Kohlenmine

in Brand gesteckt. Jetzt rapportieren unsere Patrouillen, daß die Engländer bei Elandslaagte starke Schanzen aufführen, sie werden auf etwa 6000 Mann geschätzt.

In diesen Tagen langte Proviant für das Hospital an: Jam, Butter, kondensierte Milch, Sardinen u. s. w. Fleisch, Mais, Hafer u. s. w. bekommen wir direkt durch das Kommissariat in Glencoe. Merkwürdig ist es, daß in diesem Lande mit dem großen Viehreichtum noch Milch eingeführt werden muß. Wir essen hier holländische, dänische, norwegische, australische und sogar italienische Butter. Die Butter kommt in einpfündigen Konservendosen zum Import; ebenso wird Milch in Konservenbüchsen aus dem Auslande importiert. Das ist nicht nur jetzt, sondern vor dem Kriege geschah es schon. So bezog z. B. Transvaal im Jahre 1894 für 1202460 Mark Butter aus dem Auslande, trotz der niedrigen Bevölkerungsziffer. Während in meiner ostfriesischen Heimat die Kuh 36 bis 40 Liter gibt, allerdings eine ganz vereinzelte Ausnahme und in der günstigsten Zeit, so ist die Milchergiebigkeit der Kühe hier sehr gering; wenn die Kuh zwei Weinflaschen Milch gibt, so ist man schon sehr zufrieden. Zum Teil liegt das jedenfalls daran, daß früher in Ermangelung eines geregelten Marktes nicht auf Milchproduktion gezüchtet wurde, teils auch an dem Gras und an der Rasse; vereinzelte hier eingeführte friesische Milchkühe, „Mofskühe" hier genannt, geben mehr Milch.

In Nähe des Hospitals hat sich in den letzten Tagen ein Haufen Kaffern niedergelassen. Wie aus dem Erdboden gestampft erheben sich Kafferndörfer, auf dem früher kahlen Feld reiht sich schon Hütte an Hütte.

Da unser Koch fortging, dingte ich einen Inder, den mir ein hier ansässiger Deutscher als einen tüchtigen Koch empfahl. Der Inder erhält zwei Pfund Sterling im Monat, machte zur Bedingung, da kürzlich seine Frau verstorben, daß er seine beiden kleinen Kinder mitbringen darf. Das kann er ruhig tun, wo so viele satt werden, werden die beiden Kinder auch noch satt, und für Unterkunft zur Nacht muß der Vater selbst

sorgen. Ich habe mich über eine Sache geärgert, die ich neulich in der Zeitung las, die ich hier erwähne, da sie von prinzipieller Bedeutung ist. Auf dem Marsch von Pietersburg nach Bloemfontein wurde Lord Roberts von einem Verräter, einem Transvaaler, geführt. Daß Roberts auch ohne den nach Bloemfontein gekommen wäre, tut nichts zur Sache — dieser selbe Bur ist jetzt von den Buren gefangen. Der hätte nun an den ersten besten Baum aufgeknüpft gehört, zum mindesten hätte man ihn standrechtlich erschießen müssen, statt dessen findet ein ordentliches Gericht über ihn statt, und man höre und staune, nur zur Gefängnisstrafe mit harter Arbeit wird der Lump verurteilt. In solchen Fällen scheint es in Transvaal an der nötigen Energie zu fehlen, auch hier hatten sich, wie das so üblich sein soll, die Verwandten ins Mittel gelegt.

Glencoe, den 24. April 1900. Heute nachmittag um sechs Uhr, so meldete der Telegraph, ist die „Bombenfabrik in Johannesburg", die Privatfabrik der Firma Begbie aufgeflogen.

Glencoe, den 1. Mai 1900. Am 25. April kehrte Dr. Albrecht von Pretoria hierher zurück. Die Explosion in Johannesburg soll ein Dynamitattentat gewesen sein. Man will jetzt auch den letzten Engländer aus Transvaal herausschmeißen. Gestern am 30. April erließ Präsident Krüger eine Proklamation, nach der alle britischen Untertanen innerhalb 48 Stunden das Land zu verlassen haben. In Pretoria, so erzählt Dr. Albrecht, hält sich eine Unmasse Händler und frontscheues Gesindel auf.

Am 29. April reiste einer unserer Pfleger nach Deutschland ab. Er nimmt für mich einen Kranz mit auf Vaters Grab. Aus natalschen Feldblumen ist er von unserer Krankenschwester Frau Ahlborn gewunden. Frau Ahlborn hat mir damit einen Dienst erwiesen, für den ich ihr allzeit dankbar bleiben werde.

Glencoe, den 2. Mai 1900. Louis Botha aus dem Freistaat hierher zurückgekehrt. Die Not im Freistaat ist groß, immer weiter rückt Lord Roberts vor.

Glencoe, den 3. Mai 1900. Zu Patienten nach Dundee geritten. Dundee ist eine völlig ausgestorbene Stadt, wurde von den englischen Bewohnern plötzlich verlassen, als die Engländer nach Ladysmith hineinflüchteten.

Auf dem Rückweg bei Dr. Eberhardt, Arzt der offiziellen russischen Ambulanz, Tee getrunken. Das Personal der Ambulanz sind Militärpersonen, die sprichwörtliche Disziplin der russischen Soldaten hat hier nichts eingebüßt. Mit einem deutschen Patienten, der vorgab, deutscher Offizier gewesen zu sein, es sicherlich aber niemals war, schlechte Erfahrungen gemacht.

Eine merkwürdige Gerichtsverhandlung machte mich zum glücklichen Besitzer eines sehr brauchbaren Mauritiusjungen. Ein Mann der Irischen Brigade hatte vor geraumer Zeit in aufgeregtem Zustand mit seinem Mauser nach einem Kraalkaffern geschossen und diesem nicht weniger als drei Schußwunden beigebracht. Der Kaffer war damals zu mir gekommen, ich hatte ihn behandelt, so erhielt ich eine gedruckte Vorladung vor das Kriegsgericht in Glencoe als Sachverständiger. Zuvor mußte ich ein schriftliches Gutachten einschicken. Zu dem festgesetzten Termin war ich da, aber der Kaffer war nicht da. Man schickte einen Polizeimann nach dem Kraal ab, den Kaffern zu suchen, da der aber nicht zurückkam, wollte man mich nicht länger warten lassen und begnügte sich mit meiner schriftlichen Äußerung. Währenddem standen noch andere Sachen zur Verhandlung. In dem einen Fall wurde gegen einen Buren verhandelt, der in den Tagen von Ladysmith dort im Lager aus Unvorsichtigkeit einen Kameraden erschossen hatte. Die Verhandlung endete mit Freisprechung. Endlich sollte einem Kuli der Prozeß gemacht werden. Spionage und unrechtmäßiger Verkauf einer ihm nicht gehörigen indischen Frau spielten in dem Verhör eine Hauptrolle. Mir wurde die Sache nicht recht klar, den Richtern auch nicht. Da half man sich denn nur so aus der Klemme, daß der Staatsprokureur mich fragte, ob ich den Angeklagten als Diener gebrauchen könnte. Ich bejahte das sofort, da mir der Mann

ganz brauchbar schien, und so wurde er mir als Eigentum zugesprochen und mir ein Paß über ihn eingehändigt. Alle Farbigen, gelb oder schwarz müssen sich stets mit ihrem Polizeipaß ausweisen können. Ich ritt zu Pferde, der Boy trottete nebenher. Ich drohte ihm, daß er mir nicht weglaufen dürfte, dann ginge es ihm schlecht. Die Absicht schien er aber auch gar nicht zu haben und verschlagen, wie er sonst sein mochte, antwortete er ganz treuherzig, er würde so lange bei mir bleiben, bis ich ihn aufhinge.

Er scheint ein Bastard zwischen Kaffer und Kuli zu sein, stammt von der Insel Mauritius, spricht pitchen = english — so verständige ich mich mit ihm —, französisch, die Kuli — und die Kaffernsprache. heißt Louis und mag gegen 50 Jahre alt sein.

Neuntes Kapitel.

Rückzug aus Natal.

Durchbruch der Engländer bei Helpmakaar. — Dr. Albrecht und ich geraten in einen Hinterhalt der South-Afrika-Light-Horse.

Volksrüst, den 22. Mai 1900. „Alles still en rustig", war bis vor kurzem täglich die Parole. Das änderte sich aber. So ein recht schöner Sonntagmorgen war es, am 13. Mai, als ich von meinem Dienst zum Hospital zurückritt. Unterwegs begegnete ich Leutnant Grothoder war in einiger Erregung. Auf unserem linken Flügel st es schlecht. Die Engländer suchten bei Helpmakaar durchzubrechen. Grothaus wollte mit Artillerie zur Unterstützung abrücken. „Helpmakaar" ist zu deutsch „Helft einander". Dieser und so viel ich weiß noch zwei andere Päße sollen die einzigen Zugänge zu den Biggarsbergen sein, die im übrigen von den

Buren als uneinnehmbar genannt wurden. Am Montag morgen war Helpmakaar in den Händen der Engländer. Am Mittag erhielten Dr. Albrecht und ich von General Erasmus Order, sämtliche Patienten westwärts nach Volksrüst zu evakuieren und unser Hospital zur Aufnahme von Verwundeten bereit zu halten; also mit dem Hospital zu bleiben. Ohne daß wir es hätten wissen können, räumten dann die Buren plötzlich in der ganzen Linie die Biggarsberge. Wir waren noch zu sehr Neulinge, noch nicht gewöhnt, eine Order, deren Berechtigung und Grund man nicht einsieht, einfach unbeachtet zu lassen, uns zu jeder Order ebenso wie der Bur kritisch zu verhalten und selbständig zu handeln. Wir hielten also vorläufig auf dem uns angewiesenen Posten aus. In Kürze hatten wir alle Patienten auf die Bahn verladen und warteten nur im Hospital auf die Verwundeten. Die kamen aber nicht, so ritt ich dann gegen Dunkelwerden zur Station herunter, um mich umzuhören. „de Engelsche kom", hieß es schon. Auf dem Bahnhof faßte ich zum Glück den befehlführenden Offizier, der mir für die Fortschaffung des Hospitals drei Eisenbahnwagen versprach, nachts um ein Uhr mußte ich mit Ambulanzwagen und Gütern auf der nächstfolgenden Station Hattingspruit sein.

Ich schleunigst zurück zum Hospital. Hinter mir ein Feuermeer, jetzt in der trockenen Jahreszeit brennt das Gras wie Zunder. Ein großartiger Anblick, aber ich hatte an anderes zu denken. So wie ein Wagen beladen war, ging er nach Hattingspruit ab. Es ist Nacht, als versprengte Reiter kommen und um Obdach bitten, sie melden, eine Stunde vor Dundee stehen die Engländer.

So wurde es der 15. Mai, als einer unserer Wagen von Hattingspruit zurückkam, mit der sehr wenig erfreulichen Nachricht, daß trotz der mir gemachten Zusage in Hattinspruit kein Eisenbahnwagen mehr verfügbar gewesen sei.

Morgens trotz dichtesten Nebels ritt ich noch einmal nach Glencoe hinunter, um nach der Pretoria-Ambulanz zu sehen und sie eventuell auf den Weg zu bringen, außerdem um, wenn noch

möglich, von dort für den Transport unserer Güter einige Maultiere zu entleihen. Im geheimen hoffte ich, daß die Pretoria-Ambulanz schon aufgebrochen sei. Mir war dieser Rekognoszierungsritt überhaupt eine kitzliche Sache. Was konnte geschehen, wenn im Nebel plötzlich englische Reiter vor mir auftauchten, oder der Nebel sich plötzlich verzog. Dann sah ich mich vielleicht mitten unter den Engländern. Um mich nun vor mir selbst zu rechtfertigen, sagte ich mir, daß, wenn mir in solchem Nebel Vorsicht geboten war, die Engländer noch viel vorsichtiger sein müßten. Kurz vor Glencoe ging der Nebel hoch. Die Pretoria-Ambulanz stand eingespannt, sie konnte sich gleich in Marsch setzen, Marschrichtung New-Castle; dorthin waren auch unsere Kommandos vertrekkt. Nun hätte man denken sollen, die Kommandos hätten durch Patrouillen mit den vorrückenden Engländern Fühlung gehalten, aber davon war gar nicht die Rede. Vom Kommando war niemand mehr da in Glencoe. So machte ich auch, daß ich wieder zurückkam, und ließ hinter mir die Spuren der Verwüstung, hier und dort rauchende Futtervorräte, verlassene, halb verbrannte Zelte u. s. w. Die einzigen menschlichen Wesen waren alte Kaffernweiber, die mit Säcken auf den Rücken die Lagerstätten absuchten. Wenn nun die Engländer kommen, sind sie ihnen die Berichterstatter. Die Stationsgebäude sind nicht niedergebrannt, und auch die Geleise nicht zerstört. Und warum? „Um später nicht so viel Schadenersatz zahlen zu müssen," sagten sie mir, und zwar Leute, die sonst ganz vernünftig waren. Wenn das kein Verzicht ist auf einen günstigen Ausgang des Krieges, dann weiß ich es nicht. Weshalb aber macht man dann nicht lieber augenblicklich dem Kriege ein Ende? Ein Krieg ist doch kein Spiel, das man ganz nach Belieben abbricht. Nun, das sind Fragen, auf die gewiß erst ein ich weiß nicht wie lange noch ausstehender Friede Antwort geben wird.

Endlich sind wir mit dem Abbrechen fertig und reiten von dannen.

Wir waren schon eine Strecke weit, da sehen wir, daß

noch die deutsche und zwei Rote-Kreuz-Flaggen auf dem Hospital im Winde flattern. Flagge ist Flagge; sie konnten für die Engländer eine Trophäe sein; Buren und Engländer könnten sie mißbrauchen. So kletterte ich denn aufs Dach und holte sie herunter. Dann aber ging es wieder unseren Wagen nach, die inzwischen einen ziemlichen Vorsprung gewonnen hatten.

Da taucht plötzlich rechts hinter einer Kohlenmine von uns eine englische Reiterabteilung auf, die im Hinterhalte gelegen, verlegt uns den Weg, und wir sind die Gefangenen einer englischen Patrouille von den South-Afrika-Light-Horse.

Zehntes Kapitel.

In englischer Gefangenschaft bei der Buller-Armee.

Dr. Albrecht und ich werden Ärzte beim XIV. West-Yorkshire-Regiment. — Mit der Buller-Armee auf dem Aufmarsch nach der Transvaal-Grenze. — Gesalzene Pferde. — Englische Infanterie auf dem Marsche. — Gegen Revers bekommen wir mehr Freiheit und wird der Wachtposten eingezogen. — Zur Paroleabgabe bei General Lord Don Donald im Zelt. — Mit der weißen Flagge zu den Burenvorposten zurück.

Volksrüst, den 22. Mai 1900. Wieder einmal in englischer Gefangenschaft! Eigentlich das drittemal: auf See, bei Roberts und jetzt bei Buller.

Wie die South-Afrika-Light-Horse uns abfing, dachten wir anfangs nicht anders, als daß man uns nach unseren Päßen fragen und dann wieder laufen lassen würde. Waren wir doch in Aktion gewesen, als man uns faßte, und wir bewegten uns in Richtung der Kriegspartei, zu der wir gehören.

Aber nichts davon, es wurde uns nicht einmal gestattet, unsere Wagen zu verständigen, und die Patrouille wagte es allem Anschein nach nicht, den Wagen nachzusetzen, wenn auch die Rote-Kreuz-Flagge deutlich genug an dem Wagen zu erkennen war. Die englische Presse verbreitet geflissentlich so viel Schlechtes über die Buren, wie kann es da Wunder nehmen, daß der Soldat auch bei einem Ambulanzwagen Verrat wittert. Später kamen sie auch mit ihrem Argwohn heraus, sie meinten, da auf dem Wagen könnten Buren schußbereit liegen.

Alle weiteren Vorstellungen unsererseits schnitt der Patrouillenführer ab mit den Worten: „I am now your master", „Ich bin jetzt Euer Herr und Gebieter", und nolens volens mußten wir mit, zunächst nach der Kohlenmine. Von da wurden wir mit einer Patrouille weitergeschickt zu einer weit zurückliegenden Farm, mußten uns da im Gebüsch verstecken und warten, während eine Ordonnanz zum befehlführenden Offizier weiterritt. Nach einiger Zeit stieß eine andere englische Patrouille zu uns, zu der gehörte auch der sehr erboste Besitzer einer der zerstörten Farmen in der Nähe, die er nach langer Zeit auf diesem Patrouillenritt zum erstenmal wiedersah.

Mit Einbruch der Dunkelheit mußten wir wieder in den Sattel steigen, um ins englische Kamp gebracht zu werden. Als wir dem Kamp nahe, mußten wir trotz stockfinsterer Nacht die letzte Strecke „geblindtucht" reiten.

Ein Offizier, der schon von uns wußte, nahm uns im Kamp in Empfang. Wir meldeten unsern Protest an, worauf der Offizier uns zum Vorwurf machte, daß wir nicht bei unseren Wagen gewesen wären. Unsere Antwort war deutlich. Wir wurden dann etwas abseits vom Lager zu einer Geländefalte geführt, dort sollten wir die Nacht verbringen. Ganz in der Nähe von uns lagerten elf Gefangene, es waren Natalburen, als englische Rebellen gefangen genommen.

Nachdem uns klar geworden, daß wir so, wie und wo wir waren, die Nacht verbringen sollten, protestierte ich in einem Schreiben an Buller gegen diese unwürdige Behandlung.

Ein Offizier wurde gerufen, dem kam mein Ersuchen sehr ungelegen, er zog sich bald zurück und erklärte, Buller nehme nach sieben Uhr abends keine Briefe mehr entgegen. — Unser Auftreten hatte nun wenigstens den Erfolg, daß uns bald in schicklicher Weise serviert wurde: zwei Dosen Macconochi Army Rations, Jam, Bisquits, Kaffee und Tee.

Unsere Kaffern, ganz verschüchtert, lagerten in unserer Nähe. Da sie sahen, wie ihr Baas den Mut nicht verlor, faßten sie auch zusehends neuen Mut. Wir sorgten, daß auch sie reichlich zu essen bekamen. Zwei Decken wurden uns gebracht, damit mußten wir uns auf dem harten Boden niederstrecken und schlafen. Es ist zu dieser Jahreszeit schon recht empfindlich kalt. Wachen mit aufgepflanztem Seitengewehr patrouillierten während der ganzen Nacht bei uns auf und ab.

Als wir morgens am Feuer saßen, unsere erstarrten Glieder zu erwärmen, kam von den anderen Gefangenen weg auch zu uns ein jüngerer Leutnant heran, näselnd meinte er uns ausfragen zu können, wie jene mehr oder weniger schuldbewußten Gefangenen. Da er aber bald merkte, daß er trotz seines Nasenakzents keinen Eindruck auf uns machte, zog er mit langer Nase ab.

Um neun Uhr kam eine Kavallerieabteilung, unter deren Eskorte wir mit den anderen Gefangenen nach Dundee zum Hauptquartier gebracht wurden. Dort wurden wir von einem Platz zum anderen geschickt. Im Intelligenz-Departement wurden wir von einem Offizier vernommen. Währenddem stellte ein anderer Offizier mit den Natalrebellen ein Verhör an. Ach, um wie manche Antwort suchten die armen Kerle sich herumzudrücken! Wenn es wohl gar zu arg wurde, hörte man den Offizier: „Jy liig", „Ihr lügt".

Vorläufig erhielten wir die Tribüne auf dem Rennplatz zum Aufenthalt angewiesen. Von Zeit zu Zeit kam der Offizier uns nachgeklettert, uns noch über dies und jenes auszufragen.

Dann kam General Buller angeritten und sagte, für uns hörbar, wir sollten von jetzt ab in der britischen Armee als

Ärzte funktionieren. Als der Offizier uns das mitteilte, gaben wir sofort unsern Protest zu Protokoll. So sollte selbst Sir Redvers Buller doch nicht mit uns umspringen können! Von Redensarten, daß wir uns schuldig gemacht hätten, sofern wir nicht in der Nähe unserer Wagen geblieben seien, ließ unser Intelligenzoffizier bald ab. „Jy is laat" hätte der Bur gesagt, wir dachten so, es bedeutet das etwa, „wir sind auch nicht von heute".

Als ich dem Offizier sagte, daß uns der Magen knurrte, wir hatten den ganzen Tag noch nichts zu essen gehabt, kam bald eine Polizei-Patrouille, die uns ins Brigadezelt führte, wo wir Lunch einnahmen.

Die Offiziere dort waren sehr entgegenkommend und freundlich, zumeist unterhielten wir uns mit einem Offizier, der längere Zeit in Hannover gewesen war und gut deutsch sprach. Er setzte sich zu uns an den Tisch, machte in aufmerksamer Weise den Gastgeber.

Laut Order sollten wir dem XIV. West-Yorkshire-Regiment zugeteilt seien; die Offiziersmesse dieses Regimentes war fortab unser Quartier. Vor dem Zelt, in dem wir untergebracht wurden, stand ein Wachtposten. Das Meßzelt war so konstruiert, daß parallel zueinander zwei Ochsenwagen aufgefahren waren; der acht Schritt breite Zwischenraum war mit einem Zelttuch überdacht. In der Mitte ein langer schmaler Tisch, an den Seiten einfache Holzbänke. Auch hier waren die Offiziere freundlich; bei dem five o' clock-tea fand eine Art von gegenseitiger Vorstellung statt. Deutsch sprach keiner der Offiziere.

Daß wir, wie Buller bestimmt hatte, tatsächlich hier Dienst tun sollten, haben wir nie ernst genommen. Unsere Freilassung wollte ich aber auch nicht auf die lange Bank geschoben wissen. Als das Teezeug abgekramt war, bat ich daher einen der Herren um Feder und Schreibpapier, und dann setzte ich zugleich im Namen von Dr. Albrecht ein Protestschreiben auf, in dem wir Buller um unsere schnellstmögliche Freilassung

ersuchten. Einer der Herren übernahm in liebenswürdiger Weise, den Brief an seine Adresse zu besorgen. Die Aufschrift hatte ich mir genau sagen lassen, sie war sehr kurz.

Abends konzertierte im Lager ein Korps Dudelsackpfeifer. Schön ist die Musik ja gerade nicht, aber auch eine Musik. Am Schluß des Konzerts stieg das „God save the Queen", jeder im Lager, wo er ging und stand, nahm bei dieser Strophe eine der Musik zugewendete stramme Haltung an, diejenigen, die saßen, standen auf. — Unser Rayon, innerhalb dessen wir gefangenen Ärzte uns bewegen konnten, war sehr beschränkt, und mußten wir einmal fort, dann ging der Posten mit.

Nach einem einfachen wohlschmeckenden Diner, bei dem verschiedene Tafelgetränke aufgestellt waren, erhielten wir unter dem einen Wagen unsern Schlafplatz angewiesen. Jeder bekam vier Decken. Die englischen Decken, so wie sie jeder Soldat auch hat, sind schön wollig und haben vor allen Dingen den Vorzug, recht lang zu sein, ein Vorteil, den erst der herausfindet, der mit Decken unter freiem Himmel kampieren muß.

Am nächsten Morgen gegen drei Uhr, es war noch alles dunkel, wurde Reveille geblasen. Ehe es noch tagte, setzte sich das Lager in Marsch, wir mußten mit. Uns waren für den Marsch unsere Pferde gebracht, so ritten wir neben „unserm" Regiment her, in unserer Mitte ein wachhabender Offizier. Das West-Yorkshire-Regiment gehörte zur Brigade des General Clary; im Sportanzug führt er seine Brigade. Unterwegs bekamen wir auch unsere drei Handpferde wieder zu Gesicht, unsere dazugehörigen Kaffern aber waren und blieben verschwunden. Wahrscheinlich hatten sie sich in irgendeinem der umherliegenden Kaffernkraale versteckt und sind jetzt bereits auf der Fußreise in ihre Heimat. Es ist aber auch möglich, daß sie zum Dienst bei den Engländern gepreßt wurden. Die Besorgung unserer Pferde übernahm jetzt ein englischer Soldat, der sich freute, auf diese Weise beritten zu werden. Eines dieser Pferde ist der ganz besondere Liebling von Dr. Albrecht. Auf Körperschönheit und Form kann der Gaul absolut keinen Anspruch machen, und

nur wenn er will, geht er, aber meistens will er nicht. Aber „der geht nicht tot", damit wird regelmäßig mein Spott aus dem Felde geschlagen. — Es ist ein „gesalzenes Pferd", so geht die Sage, die Eigenschaft der Faulheit hat es allerdings mit „gesalzenen Pferden" gemein. Gesalzen bedeutet immun. Ein Überstehen der „paardeziekte", „Pferdeseuche", die in vielen Gegenden Süd-Afrikas, auch in Deutsch-Südwest-Afrika endemisch ist, verleiht einen gewissen Grad von Immunität gegen ein nochmaliges Erkranken an der gefürchteten Pferdekrankheit. Gesalzene Pferde stehen sehr hoch im Preis, namentlich in den verseuchten Gegenden. Weil sie meistens Lungenemphysem zurückbehalten, sind sie dämpfig und träge.

Das West-Yorkshire-Regiment ist ein Infanterieregiment. Infanteriedienst ist in Südafrika beschwerlich, selbst wenn die Leute von allem Gepäck entlastet sind. Alles, auch die Infanterie trägt Khaki, eine Farbe, die deshalb so rationell ist, weil sie sich auf einiger Entfernung kaum von dem Gelände abhebt. Khaki ist alles, die metallenen Uniformknöpfe, die Kopfbedeckung, der leichte Tropenhelm, und die Binden, mit denen anstatt Gamaschen oder langschäftiger Stiefel die Beinkleider unten zusammengehalten werden. Sie vereinigen die Eigenschaften der Schaftstiefel und der Ledergamaschen, sind aber viel leichter, können außerdem im Bedarfsfall bei Verwundungen sehr praktische Verwendung finden; sind daher, wie mir scheint, den schweren Infanteriestiefeln der deutschen Armee vorzuziehen. Das Schuhzeug der englischen Infanteristen sind Schnürschuhe. An der Seite trägt der Infanterist seinen Brotbeutel, seine Feldflasche, sein kurzes Seitengewehr. Die Munition wird in Patronentaschen oder Patronengurten getragen, und dann hat der Infanterist nur noch sein Gewehr, dessen Laufmantel khakifarben gebräunt ist. Mäntel, Schlafdecken, Kochgeschirr und was der Mann sonst noch nötig hat, werden auf Bagagewagen nachgefahren. „Unserm" Regiment folgte innerhalb der Marschkolonne ein großer und vielköpfiger Troß mit der leichten Bagage. Zum größten Teil sind es malerisch aufgeputzte Inder, die ent-

weder auf einem Maultier beritten sind und mehrere Packmäuler an der Hand führen oder zu Fuß einhergehen und das Lasttier hinter sich her am Zügel führen. Farbe und Größe der Maultiere sind sehr mannigfaltig.

Viele Leute sehen alt und klapprig aus, fast alle haben eine blasse Hautfarbe. Das hindert aber nicht, daß die Kolonne in guter Ordnung marschiert. Starke Kavallerieabteilungen sorgen während des Marsches für Seitendeckung, ihrerseits sind diese durch vorausreitende Patrouillen gesichert. Für die Offiziere „unseres" Infanterieregiments scheint, außer für den Major, der das Regiment führt, und für dessen Adjutanten, nur ein Pferd verfügbar zu sein, das abwechselnd bald von diesem, bald von dem geritten wird. Ohne Gepäck ist das Gehen ja weiter nicht anstrengend. Wird gerastet, so finden sich alle „unsere" Offiziere zusammen bei den beiden Packmäulern, die unsere Fourage tragen.

Abends bezogen wir oberhalb der Bahnstation Dannhausen auf einer hochgelegenen Ebene Lager. Ähnlich wie bei uns in Deutschland wurden die Gewehre in Pyramiden aufgestellt. Auf dem rechten Flügel stand ein Handwagen, darunter, das bemerke ich nebenbei, stand ein Korb, der mit einem großen roten Kreuz gezeichnet war. Weiter rückwärts lagerten die Soldaten, etwas vor den Gewehren lagerten wir. Unser Gepäck kam erst mit Einbruch der Nacht, die Wagen waren weit zurückgeblieben. Aber bald brannte ein großes Feuer, das Brennmaterial lieferten die Bahnschwellen der nächsten Station. Im Kreise lagen wir um das Feuer herum, der eine und andere Offizier stimmte ein Lied an, in das dann und wann der Chor einfiel. Um uns zu ehren, wurde auch die Melodie der „Wacht am Rhein" angestimmt, aber außer einigen Worten kam der Text nicht zustande. Ich wurde auch aufgefordert, etwas zum besten zu geben; im Trauerjahr wollte ich nicht singen, ungerechnet, daß mir niemals Nachtigallengesang nachgesagt worden ist. Schon häufig fand ich, daß man im Ausland die „Wacht am Rhein" für des Deutschen Nationallied hält, wuchtig genug ist es ja.

Als wir so am Feuer liegen, kommt ein Stabsoffizier mit einem Schriftstück aus dem Head-Quarter. Mit unserer Unterschrift verpflichten wir uns, „as officer and as gentleman not to escape", dann sollte uns mehr Freiheit gegönnt und der Wachtposten eingezogen werden. Sofort als wir unterzeichnet hatten, stand der Wachtposten stramm und ging ab. Etwas freier fühlten wir uns immerhin. Spät am Abend wurde uns noch ein Schreiben gebracht, in dem der Empfang unseres gestrigen Protestschreibens bestätigt und uns die demnächstige Freilassung in Aussicht gestellt wurde. Ich dankte für den Brief und sagte, daß wir „with satisfaction" Kenntnis genommen hätten. Also wären wir unserer Freiheit wieder einen Schritt näher. Daß wir so energisch von Anfang an auf unsere Freilassung bedacht waren, geschah schon deshalb, weil wir annehmen mußten, daß es jetzt jeden Tag zum Gefecht kommen konnte, das um so erbitterter werden mußte, weil der Feind an der Landesgrenze stand. Daß aber die Buren von vornherein vortreffliche Positionen unbenutzt ließen und den Engländern auf so weite Distanz hin ihren Vormarsch um keinen Schritt schwer machten, konnte man vornherein nicht annehmen, zwar hatte ich in letzter Zeit manchmal die Äußerung gehört: „Engelsche grond is onveilig grond, ons zall op onse lynen terug gaan mar daar zall de Engelsche barst." Englischer Grund ist gefährlicher Grund, wir wollen zu unserer Grenze zurück, aber da wollen wir fechten, da soll der Engländer auseinander „bersten". Die letztere Drohung heißt den Mund recht voll nehmen. Auf ihrem Aufmarsch nach Ingogo, der Ostseite des Amajuba- und Laingsnekkgebirges, ist den Engländern auch nicht ein Härlein gekrümmt worden. Daß die Gefahr, durch den im Freistaat von Süden her vorrückenden Lord Roberts abgeschnitten zu werden, auf diese Weise etwa geringer wird, vermag ich vorderhand nicht einzusehen. Die Engländer folgen genau den Spuren des Feindes. Ab und zu stoßen wir deshalb auf zerbrochene Wagen, die mitten im Wege im Stich gelassen worden sind. Von den Buren ist weit und breit neben dem Wege alles Gras ab-

gebrannt, der daraus erwachsende Schaden ist aber für die Engländer deshalb nicht so groß, weil sie Futtervorräte auf Wagen mit sich führen. Die englischen Zugochsen werden allerdings darben müssen. Einen geradezu trostlosen Eindruck macht ein solches abgebranntes Land. Da, wenn alles Feld schwarz gebrannt ist, Niveaudifferenzen als solche nicht mehr kenntlich sind, so wird, bei jeglichem Fehlen von Baum und Strauch, die Eintönigkeit der Gegend auf diese Weise erheblich vermehrt. Ärgerlich war mir das inkonsequente Handeln der Buren. Die Eisenbahnbrücke über den Ingangane ist mit Dynamit in die Luft gesprengt, an der Wagenbrücke aber, die für die Engländer zunächst in Betracht kommt, ist nichts gemacht.

In dem geschäftigen Treiben, das sich alsbald längs des Flusses entwickelte, herrschte Ordnung. Oben am Fluß tranken die Soldaten, füllten sich ihre Feldflaschen und holten Wasser zum Abkochen, unterhalb wurden die Pferde getränkt und wuschen sich die Soldaten. Einige Tommies, in der Unterhaltung der Offiziere werden die englischen Soldaten stets so bezeichnet, kochten an einer Stelle ab, wo nach Gras stand, das Gras fing Feuer, und im nächsten Augenblick brannte das ganze Feld, so daß es nur noch eben gelang, die im Gras niedergelegte Bagage, Patronenbänder, Munition zu retten. Mit ihren Jacken und Decken schlugen die Soldaten das Feuer aus.

Am Nachmittag kamen wir durch das Städtchen New-Castle. Wo früher stolz die Flagge der Eroberer wehte, sah ich jetzt den Union-Jack. An der Straße, durch die wir zogen, hatten sich von den Einwohnern welche aufgestellt, um die Truppen zu begrüßen oder wenigstens dem Durchmarsch zuzusehen. Während ich über die rätselhafte Taktik der Buren nachdachte, wurden die scharfen Umrisse des Amajubaberges mehr und mehr sichtbar. Jeder Tommy hat für diesen verhängnisvollen Berggipfel Interesse, und „Revange for Majuba" ist ein sehr erprobter Stimulans für die Soldaten, das wissen die Führer. — Wir konnten jetzt reiten, wo wir wollten. So konnten wir die englische Truppenführung mehr im einzelnen beob-

achten. Dann und wann ritt ein Offizier heran, und man hatte Gelegenheit, Meinungen auszutauschen.

Eine interessante Unterhaltung führten wir mit dem Arzt des Stabes der Bullerarmee, der in Begleitung des Generalarztes eine lange Strecke mit uns ritt. Die Herren schienen von der Solidarität der deutschen und englischen Interessen überzeugt zu sein und meinten u. a.: „Germans and English must figth together against Russie and France." Wiederholt erklärten die Herren auch: „We like the Germans." Da sie einen siegreichen Einzug in Pretoria für nahe bevorstehend hielten — freilich jene 14 Tage, die Frist innerhalb deren die Engländer am Anfang des Krieges in Pretoria einziehen zu können träumten, ist schon lange abgelaufen — so luden sie uns zu einem Dinner in der eroberten Stadt ein; daß ich die Einladung dankend ablehnte, schien den Herren unbegreiflich. — Die neutrale Stellung, zu welcher der unter der Genfer Konvention arbeitende Arzt verpflichtet ist, verlangt nicht eine solche Empfindungslosigkeit, daß er das eigene Lager verläßt, um mit der obsiegenden Partei Feste zu feiern. „It's too sad for me." „Es ist zu traurig für mich," mußte schließlich als Erklärung für meine Ablehnung hingenommen werden. Der folgende und nächstfolgende Tag, ein Sonntag, waren Rasttag. Wir hörten, die Buren sollten am Majubaberge zum Stehen gekommen sein. Scherzhaft meinte ein Natalkaffer, der seine Ochsen tränkte, wo ich badete, es sei zwecklos für die Buren, Krieg zu führen: „de Queen is'n banje sterke maat, mar de Queen is ver-r-ver-r, de boeremensche zall voor har nooit vang." „Die Königin von England ist ein starker Geselle; aber die Königin ist weit, weit weg. Die Burenmenschen werden sie niemals fangen." Der Rasttag war ein Sonnabend. Am Abend kam die Post von England im Lager an. In der Messe gelangte ein Haufen Zeitungen, illustrierte Blätter und Briefe zur Verteilung. Bald sah ich jeden Offizier seine Briefe lesen. Wir gingen natürlich leer aus, wie lange war ich schon wieder ohne Briefe! Und wie sehr lag mir jetzt daran, nach dem Tode meines Vaters, von

dem Ergehen meiner Mutter zu hören. Am nächſtfolgenden Tage rückte der Reitergeneral Lord Don Donald mit ſeiner Brigade weſtwärts nach Ingogo vor. Der Arzt „unſeres“ Regiments kümmerte ſich am wenigſten um uns, machte auch ſonſt keinen hervorragenden Eindruck. Auf unſere Bitte führte er uns aber zu ſeinen Kranken. Mir lag daran, das Ambulanzweſen bei den Engländern kennen zu lernen. Die Kranken waren in neun Zelten untergebracht. Die Zelte ſind ſogenannte „belltents“, Glocken- oder Spitzzelte. Gewöhnlich bleiben die Patienten nur einen Tag bei der Ambulanz, ſind ſie dann noch nicht dienſtfähig, ſo werden ſie nach Ladyſmith oder nach Durban evakuiert. Für eine organiſierte Armee, die nicht mit dem einzelnen Mann zu rechnen braucht, empfiehlt ſich dieſer Modus ſehr; Patienten bedeuten eben für eine Armee einen Ballaſt, den man möglichſt bald abſchieben ſoll, um in der Aktionsfähigkeit nicht zu leiden. Ein Offizier „unſerer Meſſe“ iſt während der Belagerung in Ladyſmith eingeſchloſſen geweſen. Er ſieht noch blaß und hohläugig aus, leidet noch an den Folgen eines Typhus. Er erzählte, wie während der letzten Zeit die Lebensmittel knapp geworden. Ein Biskuit und acht Unzen (240 Gramm) Fleiſch hatte der Mann pro Tag bekommen. Geſchlachtet wurden die magerſten Pferde und Maultiere, von denen keine Arbeit mehr zu erwarten war.

Plötzlich am Sonntag Abend, die Sonne war ſchon unter, hält eine Patrouille vor der Meſſe und überbringt die Order, daß Dr. Albrecht und ich uns ſofort bereit machen ſollen, um zu den Buren zurückgebracht zu werden. In aller Eile wurde uns noch ein Dinner hergerichtet. Der Major trank uns zu und richtete einige liebenswürdige Worte an uns, auf die ich mit einem Hoch auf das Wohl des XIV. Weſt-Yorkſhire-Regiments erwiderte. Inzwiſchen waren uns unſere Pferde gebracht. Der Major ſteckte mir noch eine Flaſche Henneſſy zu, dann ging es fort mit der Patrouille in die ſehr kalte, dunkle Nacht. Wohin? Wir wußten es nicht. Manchmal ſtolperten unſere hungrigen und müden Pferde, ſie hatten es leider nicht ſo gut

gehabt wie ihre Herren. Unſre Mäntel hatten wir zuſammen mit unſern Kaffern eingebüßt, ſo war uns die Kälte ſehr empfindlich. Es mochte gegen 12 Uhr nachts ſein, da wurde der Patrouillenführer, der voran ritt, angeſprochen; ſofort mußten wir halten. Wir ſahen nichts, mußten wohl auf einen engliſchen Wachtpoſten geſtoßen ſein. Eine halbe Stunde mußten wir da in der Kälte warten; dann kam irgend eine Meldung zurück, und weiter ging's. Statt in derſelben Richtung weiter zu reiten, zogen wir jetzt rechtwinklig ab und zuletzt im Kreiſe. Auf dieſe Weiſe ſollten wir aus der Orientierung gebracht werden. Auch dieſes Karuſſellreiten hätte man ſich ja gefallen laſſen, wenn es nicht ein ſo miſerables Terrain geweſen wäre, wo alle Augenblicke unſere müden, hungrigen Pferde über Felsblöcke ſtolperten oder im Sumpf feſtſaßen, daß uns ſchließlich nichts übrig blieb, als abzuſteigen, die Pferde zu führen und mit ihnen zu ſtolpern und dann und wann im Moraſt einzuſinken. Endlich konnten wir bei einer Feldwache Halt machen. Unſere Pferde mußten aber aufgeſattelt bleiben und konnten frieren, wir ſelber froren aber nicht weniger, namentlich da wir von unten naß waren. Ein waterproofsheed war auf dem feuchten Grund unſere gemeinſame Unterlage und in die einzige Decke zum Zudecken mußten Dr. Albrecht und ich uns teilen. Wir ſuchten uns, ſo gut es ging, gegenſeitig zu wärmen, aber ſchauderhaft frieren taten wir auch dann noch.

Kaum dämmerte der Tag, da hieß es Aufſitzen. Für unſere vor Kälte zitternden Pferde war das eine Erlöſung, unſere Kniee und Fußſpitzen froren weiter. Wir kamen zu der am weiteſten vorgeſchobenen Kavalleriebrigade, der des General Don Donald. In der Ärztemeſſe begrüßte uns der Chefarzt der Buller-Armee und erkundigte ſich nach unſerem Befinden. Er war ſogar ſo liebenswürdig, uns beim Abſchied eine ſeiner letzten aus Indien mitgebrachten Zigarren zu verehren. — Wir ritten weiter zum Kavallerie-Kamp und wurden vor das Zelt des Generals Lord Don Donald geführt. In liebenswürdiger Weiſe grüßte uns der General und lud uns in ſein Zelt. Bei

einem Glaſe Wein verbrachten wir ungefähr eine Stunde in angenehmſter Unterhaltung, und da er faſt fließend deutſch ſprach, in deutſcher Sprache. Mit Hochachtung ſprach er von den Buren, meinte aber, daß ſie ſchließlich doch einmal unterliegen müßten. England ſei reich genug, den Krieg lange Zeit fortſetzen zu können, ſie könnten fortwährend friſche Truppen landen, während die Buren die Gefallenen, Invaliden und Gefangenen durch nichts erſetzen könnten. England müſſe gewinnen, und deshalb würde ein weiterer Widerſtand an dem Endausgang des Krieges nichts ändern. Direkt erſuchte uns der General, bei Präſident Krüger und den leitenden Burenkreiſen vorſtellig zu werden mit dem, was er uns jetzt ſagen wollte. Es betraf die Stärkeverhältniſſe der Engländer in Süd-Afrika, die wir dem Präſidenten, wie folgt, bekannt geben ſollten: Buller ſtände mit ſeiner Natalarmeee mit 70 000 Mann, Lord Roberts mit 110 000 Mann den Buren im Felde gegenüber, außerdem hätten ſie 600 Geſchütze im Feld, das ſei ein zu großes Mißverhältnis, da die Buren über höchſtens 40 000 Mann und wenige meiſt kleine Feldgeſchütze verfügten. Als Friedensvermittler ſollten wir alſo zurückgehen: ein Auftrag, deſſen wir uns vorerſt gewiß noch nicht entledigen konnten.

Über manches wurde ſich noch im Plauderton unterhalten, ſo bedauerte der General, nach der Schlacht bei Colenſo keine engliſchen Minenaktien gekauft zu haben, damals ſeien ſie billig zu haben geweſen. Der General hatte viel Intereſſe für Johannisburg, ſo war es ihm von Intereſſe zu erfahren, was die Buren mit der Goldſtadt machen würden, ob ſie die etwa in die Luft ſprengen würden. — Dieſer lange Aufenthalt war namentlich unſeren Pferden gut zu ſtehen gekommen. Ich hatte gleich bei der Ankunft um Futter für ſie gebeten, und ſeitdem ſtanden ſie in der Nähe des Zelts, ſo daß wir ſie während der Unterhaltung freſſen hören konnten, vor einem Haufen Futter. Ehe wir entlaſſen wurden, mußten wir General Lord Don Donald die „Parole“ geben, uns durch Ehrenwort verpflichten, nichts von dem, was wir bei den Engländern geſehen, zum Nachteil

der Engländer an die Buren zu verraten. — Dann ging der General selbst in sein Proviantzelt, holte uns Sardinen und Biskuits und gab uns das als Wegzehrung mit auf den Weg. Währenddessen hatten die Parlamentäre schon gewartet. Es waren das ein Kapitän, Hauptmann, ein Leutnant und ein Mann, der unsere drei Handpferde führte, die, ohne daß wir uns darum viel gekümmert hatten, bis hierher geschafft waren. Diese drei Pferde sahen so mager und abgerackert aus, daß wir uns eigentlich genieren mußten; aber besser war es doch, wir hatten sie bei uns, schon weil in der Erinnerung das gesalzene Pferd von Dr. Albrecht noch viel höher geschätzt wäre, als früher. Die weiße Flagge, mit der wir zu den Vorposten ritten, war nichts anderes als ein schmutziges weißes Handtuch, das an einer Lanze festgemacht war, die führte der Leutnant, während der Kapitän außerdem an einem Stöckchen ein weißes Taschentuch sichtbar trug. Als Dr. Albrecht und ich annehmen konnten, die englischen Vorposten passiert zu haben, wollten wir die Weiterbegleitung ablehnen, wir wollten verhindern, daß unsere Parlamentäre zu viel von der Burenstellung sähen. Da sie aber für den gegenüberliegenden Burengeneral auf offiziellem Wege ein Schriftstück zu übermitteln hatten und Antwort abwarten sollten, so war nichts zu machen.

Was ich noch immer nicht hatte glauben wollen, das sah ich tatsächlich jetzt mit eigenen Augen. Die Buren hatten sich bis zum Majuba zurückgezogen, und der Mount-Prospekt, der zu einem guten Teil die Vorteile der Majuba-Position aufhob, war den Engländern überlassen. Ich hatte das Gelände noch niemals gesehen; so viel war aber auch für den Unkundigen klar, daß hier ein strategischer Fehler gemacht war, wie ich ihn mir schlimmer nicht denken kann. Mir wurde auch der Burenoffizier genannt, der dafür verantwortlich zu machen ist, da ich ihn aber nicht ganz sicher weiß, nenne ich den Namen lieber nicht. Tatsächlich hat diese Position den Engländern späterhin ermöglicht, bei Bothas Paß die Majuba-Position zu durchbrechen.

Nun aber zurück zu unſerm Ritt mit den engliſchen Parlamentären. Unſerer Bedenken, daß die zuviel ſehen könnten, wurden wir bald überhoben, als eine Burenpatrouille geritten kam. Von ihrem Vorpoſten aus hatte ſie unſere weiße Flagge ſchon lange bemerkt gehabt. Die Burenpatrouille verkörperte die drei Lebensalter, Jüngling, Mann und Greis, unter ſich nannten ſie ſich „neef“ (Neffe) und „Oom“ (Oheim). Die drei benahmen ſich mit dem den meiſten Buren angeborenen ritterlichen Anſtand, ſo daß die engliſchen Offiziere ſichtlich verwundert waren. Der Oom nahm von den Offizieren das Schriftſtück entgegen und rief: „neef Jy moet de briev naar de generaal breng, onz zall wacht hier.“ Ohne irgendwelche Meinungsäußerung reitet der Jüngſte zurück. Dann fordert der Alte uns auf, abzuſitzen und es uns gemütlich zu machen. Der engliſche Kapitän neſtelt vorne an ſeiner Satteltaſche und zum Vorſchein kommt eine Strohhülſe, und aus der Strohhülſe entwickelt er eine Flaſche Sekt. Der Pfropfen knallt und fliegt, dann reicht der Hauptmann mir das ſchäumende Glas mit den Worten: „Your Kaiser!“ Auf einen Zug leert er das Glas, wir folgen. Mit Dr. Albrecht trinkt er auf das Wohl des Kaiſers Franz Joſef. Ich erwidere die Aufmerkſamkeit damit, daß ich die Kognakflaſche aus meiner Bruſttaſche hervorhole, eingieße und mit den Worten: „Your Qeen!“ auf das Wohl der Königin von England trinke und trinken laſſe. Die Buren werden gefragt, wem ihr Spruch gelten ſoll. „Oom Paul“ heißt es da.

Nach Verlauf von etwa zwei Stunden kam ein Burenjunge ohne Gewehr herangaloppiert und brachte ein Antwortſchreiben zurück. Wir verabſchiedeten uns, die engliſchen Parlamentäre ritten gen Oſten, wir nach Weſten und waren froh, wieder unter den Buren zu ſein.

Elftes Kapitel.

Die Majuba-Positionen.

Das deutsche Hospital in der Volksschool zu Volksrüst. — Auf Vorschlag Bullers findet ein dreitägiger Waffenstillstand statt. — Die Engländer nehmen Bothas Paß.

Volksrüst (Schulhospital), Ende Mai 1900. Als wir hier eintrafen, kam Jung und Alt, uns zu begrüßen. Es wurde uns wieder erzählt, was man erlebt oder anders woher gehört hatte, von Gefechten, von Intervention der europäischen Mächte, von Seuchen, die in den englischen Lagern ausgebrochen sein sollten, und last not least vom Frieden. Ein alter Bur vergaß aber nicht zum Schluß zu bemerken: „Nulle praat viel, mar nulle ligg banje". „Sie erzählen viel, aber sie lügen auch ban—je viel", das banje wurde überzeugungsvoll recht lang gezogen. Dann mußten wir erst einmal der Anarchie ein Ende machen, die mittlerweile unter unsern Leuten eingerissen war. Futter gibt es hier genug. Die Tiere fressen aus schwarz gestrichenen Särgen; dieselben Särge liefern unserm Koch Brennmaterial. Der Markt ist ein großer freier Platz, vollständig kahl, deshalb gegen Wind ungeschützt. Wir leben gerade in den Windmonaten, die sind unangenehm durch den vielen Staub, den der Wind aufwirbelt. Im Winter regnet es nicht und der südafrikanische Sommer ist mit März zu Ende. Was der Wind an Staub mit sich führt, das finden wir in den Schlafdecken, im Essen, und die Fettaugen auf der Suppe sind blind, wie wenn im Winter der Staub die spiegelnde Eisfläche verweht hat, außerdem garnieren Strohhalme und dergleichen die Suppe, ehe man sie ganz ausgelöffelt hat. Es gibt ein ostfriesisches Sprichwort: „sand schürt de maag", „Sand scheuert den Magen", aber es kann auch des Guten zuviel werden.

Wenn nachts der Wind unten durch das Feld pustet, dann wache auch ich einige Male auf. Sonst liege ich, wie

meine Mutter mir wohl sagte, wie ein Mehlsack im Bett, den man morgens so vorfindet, wie man ihn am Abend hingelegt hat. Wir haben nun die neuerbaute „Volksschool" als Lazarett hergerichtet. Das Zimmer, wo wir die Schulbänke aufgestapelt hatten, benutzen Dr. Albrecht und ich als Schlafzimmer. Uns gerade vor der Nase hängt eine Wandtafel, auf der bei Ausbruch des Krieges die Frage ungelöst blieb: 1 Appel + 1 Appel = ?

Es sind hier jetzt viele Kommandos zusammengezogen. Teilweise haben sie alle ihre Ochsenwagen nach Hause geschickt. Die Buren werden so schon etwas beweglicher. Dann und wann wird den Engländern mit dem Long Tom Antwort gegeben. Einmal gab es eine schwere Kanonade. In tiefen Schützengräben hat man Deckung gegen die Artillerie. Verwundungen kommen nicht vor. Mehrere fremde Ambulanzen hier.

Volksrüst (Schulhospital), den 30. Mai 1900. Die Engländer sollen bereits nahe vor der Landeshauptstadt stehen. Pretoria wird wahrscheinlich nicht verteidigt. Hauptgrund ist, man will sich nicht vom Feind einschließen lassen, zum mindesten muß der Bur eine Möglichkeit haben, sich zurückziehen zu können, das ist nun einmal seine „Taktik".

Wir haben in letzter Zeit viel in Strategie gemacht. Unter genauer Rücksicht auf die lokalen Verhältnisse scheint uns eine Verteidigung wohl möglich. Das Risiko, in Pretoria eingeschlossen zu werden, besteht allerdings; auf diese Weise wird jedoch eine große Belagerungsarmee festgehalten, die fortwährend durch blitzartig bald hier, bald dort erscheinende plänkelnde Buren beunruhigt werden kann. Diese hätten dann vor allen Dingen die Aufgabe, den Engländern den Lebensnerv, die Bahn im Rücken, abzuschneiden. Aber was mit disziplinierten Truppen erreichbar ist, muß leider für die Buren als unmöglich angesehen werden. Den Engländern hat man den Mount Prospekt überlassen. Nun ist die Karre völlig in den Dreck gefahren. Schade, daß erst jetzt General Christ. Botha, Bruder von Louis Botha, den Oberbefehl über die hier lagernden Kommandos erhalten hat. In Durban ist die Pest ausgebrochen. Man

erhofft von ihr eine günstige Wendung des Krieges. Ersuchten die medizinische Kommission in Pretoria, nach Paris um Serum zu telegraphieren. Wenn Buren kommen, um ein „certificaat voor een boddel sterke drank" weisen wir sie ab. Mehr Glück haben sie bei einem Nachbarn, der auf der einen Seite seines Hauses die Buchstaben „Dr.", auf der anderen den Namen „Kunnay" stehen hat. Aus Versehen, so wurde mir erzählt, sei es geschehen, daß besagter Herr, ein russischer Jude, in früheren Jahren die Lizenz zum Arzten erhalten hätte. Die Unterschrift eines russisch geschriebenen Empfehlungsschreibens des Arztes, dem er in Rußland Krankenwärterdienste geleistet, legitimierte ihn irrtümlicherweise als Doktor.

Man lebt hier ziemlich zeitlos. Kaum einer wußte, daß es Pfingsten war. Der einzige Kalender, der hier vorhanden ist, ist mein Reichsmedizinalkalender. Christ. Botha hat einen ihm von Buller angebotenen dreitägigen Waffenstillstand angenommen. Am zweiten Pfingsttag Besuch von zwei deutschen Herren. Von Wichmann, früher preußischer Gardeoffizier, seit 1896 in Süd-Afrika, ist Leutnant bei der Transvaal-Staatsartillerie; Lüders aus Lübeck ist der Artillerie angeschlossen, vor Ladysmith bediente er den Scheinwerfer.

Präsident Krüger mit der Transvaal-Regierung hat sich schon seit einiger Zeit von Pretoria längs der Delagoa-Bai-Bahnlinie zurückgezogen. Jetzt ist Machadodorp, ein an sich ganz unbedeutender Platz, Regierungssitz. Nun Lord Roberts durch den Freistaat bis nach Pretoria vorgedrungen ist, wird hinter seinem Rücken von de Wet und Präsident Steijn der Freistaat zurückerobert.

Volksrüst, den 6. Juni 1900. Zum Zoutpansberg-Kommando gerufen. Die Positionen wurden seit dem Morgen lebhaft beschossen. Unterwegs sehen wir eine nicht krepierte etwa 100 Pfund schwere Lydittbombe liegen. Für das lebhafte Artilleriefeuer, das auf ihre Position niederging, hatten nicht alle Buren gleiches Interesse. So sah ich z. B. im Schußbereich der englischen Artillerie während des Gefechtes einen Buren Springböcke jagen. Andere saßen am

Feuer und backten Fettkuchen. Mir wurde ein Kuchen auf einer Gabel direkt aus dem Topf hingereicht mit den Worten: „zall Dokter ook een vettkoekie gebruik?“ Auch die heutige schlimme Kanonade tat keinem Menschen etwas. Alle männlichen Personen, meldet ein offizielles Telegramm, vom zwölften Lebesjahr aufwärts, werden jetzt von Lord Roberts kriegsgefangen gemacht und nach St. Helena geschickt. Heute morgen unterhielt die englische Artillerie von neuem ein lebhaftes Feuer. Abends wurde als Resultat mitgeteilt: „de Engelsche heef de geheele dag quai geskiet, mar nüms bezeerd“, die Engländer haben den ganzen Tag böse geschossen, aber niemanden verwundet.

Volksrüst, den 9. Juni 1900. Die Engländer setzen ihr Geschützfeuer unaufhörlich fort, aber man tut ihnen nicht den Gefallen zu antworten und so die Geschützpositionen zu verraten. Was für ein Geld mögen die Engländer in diesen drei Wochen, die wir uns jetzt am Majuba gegenüberliegen, verpulvert haben, und von welchen Artillerieerfolgen werden sie träumen? Sie werden es ja nie glauben, wenn man es ihnen hinterher sagt, daß ihr Artilleriefeuer tagaus tagein auch nicht einem einzigen das Leben gekostet hat.

Jetzt haben die Engländer tatsächlich Bothas Paß genommen. Es ist der Schlüssel für Transvaal sowohl als nach dem Freistaat von Osten her. Hörten zuerst davon auf einer Farm, in der die Frauen in heller Aufregung waren. Sie haben große Angst vor den Kaffern. Sehr erfreulich, daß den Äußerungen über die verzweifelte Lage häufig genug Worte folgen wie diese: „as ons toch mar nett de onafhankelijkheid zall behoud, dan mag de man mar ook tien maanden wegbly, dan zall het good weezen!“ Wenn wir doch nur die Unabhängigkeit behalten, dann mag der Mann wohl auch zehn Monat wegbleiben, dann soll das gut sein.

Es war bereits dunkel, als wir nach Volksrüst zurückritten. Da sehe ich plötzlich Schatten von Menschen. Ich denke, es sind Kaffernspione, reite auf sie zu, aber — siehe da! Im Grase liegen platt hingestreckt fünf Buren. Als ich die Jammer-

prinzen zur Rede stelle, geben sie zur Antwort, sie seien Fußgänger und völlig ermüdet. Wes Geistes Kind sie waren, war deutlich zu erkennen. Ich fragte sie nach ihrem Kommando, und ob sie den Engländern ihre Waffen bringen wollten. Die zweite Frage verwiesen sie. Sie gaben vor, in ihrem Heimatsdistrikt, in dem die Engländer eingefallen sind, fechten zu wollen. In Wahrheit waren es sogenannte „Weglopers". Von dieser Sorte gibt es leider schon allzu viele. Kaum sind wir 20 Schritt weiter, da haben sie sich schon von ihrer Ermüdung erholt und gehen weiter. Unterwegs werden sie sich wohl bald genug Pferde stehlen, dann geht es noch schneller.

In Pretoria auf der Post soll ein registrierter Brief für mich liegen.

Als die Engländer an die Bahnlinie vorgerückt waren, hielten wir noch einige Tage durch einen Maultierwagen den Verkehr mit Pretoria aufrecht, jetzt hat auch das gestoppt. Wer weiß, vielleicht sind die Engländer jetzt schon in Pretoria. Den Brief werde ich wohl nie zu sehen kriegen.

Zwölftes Kapitel.

Rückzug auf Ermelo.

Ein Radbruch auf dem Trekk. — Ermelo Hauptplatz im Hoogeveld. — Ein Gefangenentransport passiert Ermelo.

Ermelo, Ende Juni 1900. Mit Allmannsnekk mußten auch die Stellungen am Majuba fallen. Es dachte kein Mensch daran, sie zu halten. Oben auf dem Majuba blieb allerdings noch eine Wache von 17 Mann, aber nur, weil sie ohne Nachrichten war über das, was in den Stellungen am Fuß des Berges inzwischen vor sich gegangen. Trotz der englischen Patrouillen entkamen alle 17 mit heiler Haut. Unsere Flucht, man kann es aber auch Rückzug nennen, nahmen wir von Volksrüst nordwärts. Es war wohl

kalt, daß einem Kniee und Fußspitzen froren, aber schaurig schön war in der dunklen Nacht das im weitesten Umkreise vor und hinter, rechts und links von uns brennende Grasfeuer. Wie die Flammen in Terrassen die Berge hinauf züngelten, anderwärts das Feuer terrassenförmig von den Bergen herunterkam, und wie die Flammen da, wo das Gras gerade sehr hoch stand, oder das Feuer sonst reichlicher Nahrung fand, höher und höher zum Himmel emporschlugen. Das war der Eindruck eines grandiosen Feuerwerks; am nächsten lag mir der Vergleich mit Heidelbergs erleuchtetem Schloß. Gespenstisch hoben sich im Dunkel der Nacht die Gestalten ab, die an das Grasfeuer ritten, sich wärmten oder abgestiegen waren und den kleinen Kaffeekessel am Stock vor sich hinhielten und dem Feuer nachliefen, um über den Flammen Wasser zu kochen. Nachts ging der Trekk langsam von statten. Als es begann, Morgen zu werden, waren wir aber so weit, daß wir einen großen Bergzug hinter uns hatten. Es wurde Halt gemacht und bald lagen wir in unsern aus Deutschland mitgebrachten Schlafsäcken und schliefen, bis es einem der Herren von der Artillerie zu lang wurde und viel von gutem und warmem Kaffee erzählte und uns endlich hoch kriegte. Später weitergetrekkt in Richtung Amersfoort über Graßnekk. — Graßnekk ist die Übergangsstelle eines Bergzuges, dessen höchste Erhebung der Graskop ist. Es ist dies die zweite natürliche Verteidigungsstellung gegen die von Volksrüst uns etwa folgenden Engländer. Hier hielt General Christian Botha einen Teil der Kommandos fest, während wir mit dem Lager und anderen Kommandos über Amersfoort nordwärts nach Ermelo weiter zurückgezogen.

Einer von unsern Wagen ist zum Trekken ganz besonders geeignet. Er ist erstlich trotz großer Festigkeit nicht zu schwer, was bei holperigen Wegen und für das Passieren der Flüsse wichtig genug ist, zehn Maultiere haben es mit dem vollgepackten Wagen nicht zu schwer. An der einen Seite hängt wie ein Rouleaux aufgewickelt ein Segeltuch. Abends, wenn ausgespannt ist, wird es losgerollt und mit Pflöcken schräg gegen den Boden

ausgespannt. Unter solchem Dach machen uns die Kaffern unser Nachtlager zurecht. Ausgespannt wird, wo Wasser in der Nähe ist. Es ist jetzt zwar Winter, das heißt regenlose Zeit, aber der Osten von Transvaal ist nicht gerade wasserarm. Nachts machen wir Maultiere und Pferde am Wagen fest, bei Tage laufen sie frei herum. Ein Kaffer muß stets ein Auge auf die Tiere haben. Die Tiere sind aneinander gewöhnt, so kommt es, daß sie wenigstens in kleinen Gruppen immer zusammen bleiben. Sind die Tiere am Wagen festgemacht, so halten wir am Feuer noch eine Feierabendstunde, ehe wir uns niederlegen. Schläft man nicht gleich ein, so hört man die Tiere noch lange am vorgeworfenen Milis knabbern und die futterneidischen Maultiere sich beißen und schlagen. Solange kein Maultier „verwürgt", läßt man sie ruhig gewähren.

Jetzt im Winter friert es bei Nacht, morgens sind unsere Decken stets bereift. Der erste, der morgens hoch kommt, ist „Sam", der Küchenkaffer, er macht Feuer; brennt erst das Feuer, dann kriechen auch unsere anderen Kaffern aus ihren Lumpen heraus und hocken mit vorgestreckten Händen im Kreise rund um das Feuer. Dann dauert es nicht lange mehr, und der Kaffee ist fertig. Wenn mein Boy Louis mit einer Tasse dampfenden Mokkas unter die Zeltleinwand kriecht und sie mir zuschiebt mit dem Morgengruß: „good morning baas", so ist man offiziell wach. Kommt dann irgend ein Bur zu den Kaffern ans Feuer und fragt: „slaap di baas nog", schläft der Baas noch, dann antwortet der Kaffer: „na! di baas drink koffe". Manchmal hat der Baas dann seine Tasse Kaffee wohl ausgetrunken, legt sich auf die andere Seite und schläft weiter. Habe ich mich aber aus meinen Decken entwickelt, so steht mein Boy schon da, mir einen Eimer kalten Wassers überzugießen. Ich ziehe mich an und flüchte zum Feuer, die Kaffern hocken dichter zusammen, im Chorus ist ihr Morgengruß „morra doter", soll heißen „guten Morgen Doktor". — Am zweiten Marschtage erlitt einer unserer Wagen schwere Havarie. Beim Fahren durch einen „Spruit", Fluß, brach das eine Hinterrad

sämtliche Speichen entzwei. Jetzt hieß es „plan machen“. Ich setzte mich aufs Pferd und ritt zur nächsten Farm, um dort ein Ersatzrad zu bekommen. Unser Wagen ist jedoch kein gewöhnlicher Trekkwagen, und deshalb ist ein Ersatzrad nicht aufzutreiben. Mit Ochsenriemen und jungen Baumstämmen gelang es uns indessen, die Felgen mit den zerbrochenen Speichen und der Nabe so fest zu verschnüren, daß das Rad sich auch tatsächlich um seine Achse drehte und der Wagen transportierbar war. Über diese Arbeit war es dunkel und namentlich empfindlich kalt geworden, so daß wir erst am Feuer allmählich wieder auftauten, während eine Flasche Whisky im Kreise rund ging, die einer unserer Gäste noch zu guter Letzt in Volksrüst „buit“ gemacht hatte. — Hier vor Ermelo den schon früher abgesandten Teil unserer Ambulanz wiedergetroffen.

Ermelo ist ein Ort von etwa 1500 Einwohnern, ein „groot dorp“. Er ist der Hauptplatz im sogenannten Hoogeveld. Der gleichnamige Distrikt gilt als einer der reichsten und besten Viehdistrikte in Transvaal; namentlich blüht die Schaf- und die Pferdezucht. Die „paardenziekte“ Pferdeseuche kommt fast nirgends vor. — Bedeutende Kohlenlager. Fast jede Farm, oder wie man hier ebenso wie in Ostfriesland sagt „plaats“ hat ihre eigene Kohlenmine, die neben dem getrockneten Kuhmist das Feuerungsmaterial liefert. Die Kohle liegt meistens sehr hoch. Sie wird mit Hacken ausgeholt, oder der Bur hilft sich mit Dynamit, damit versteht er gut umzugehen. Für alle solche Sachen scheint er eine gesetzliche Bevormundung nicht nötig zu haben. Ermelo hat mehrere größere Häuser: ein Landdrostkontor, Post, eine Bank, ein großes Hotel, mehrere Geschäftshäuser, hier „Winkel“ genannt, und eine große Kirche aus Sandstein. Es ist auch eine Station der Berliner Mission da. Mehrere Deutsche, die hier wohnen, sind im Laufe der Jahre zu ziemlichem Wohlstand gelangt. Überhaupt sollen Deutsche, wenn sie arbeiten und aufpassen, es in Transvaal leicht zu etwas bringen können. Hauptsache ist, daß sie bei guten Einnahmen auch zu sparen verstehen.

Fast alle fremdländischen Ambulanzen der Natalfront haben sich hier eingefunden, außer uns die Schweizer Ambulanz des Dr. Suter, die sog. Beckeltsche Ambulanz des russischen Arztes Dr. Eberhardt und die belgische Ambulanz des Dr. Delandsheere. Dieser langte hier mit zerbrochenem Vorwagen an. In der ersten Nacht hatte er das Pech, daß ihm alle seine Kaffern wegliefen.*)

Da wir längere Zeit bleiben, bauten wir uns ein Zeltlager auf. Am 17. Juni passierte ein Gefangenentransport Ermelo — 580 Engländer, hauptsächlich Jeomanries, die im Freistaat bei Lindley gefangen. Sie wurden nach Waterval abgeführt. Eigenartiger Anblick. Die einen fuhren auf den miterbeuteten khakigestrichenen Ochsenwagen und ließen ihre Beine lang herunterbaumeln, andere liefen hinter und neben den Wagen her, und wieder andere liefen etwas abseits von den Wagen ins Feld hinein und hoben Kuhmist auf, um sich abends am Halteplatz ein Feuer anmachen zu können. — Auf dem englischen Wagen, der den Zug schloß, wehte hinten rechts die Vierkleur.

Meistens waren es alte Männer und halbwüchsige Jungen, die als Wache den Transport begleiten. Viel Zwang erlegt man den Gefangenen gewiß nicht auf. Ein eskortierender Bur klagte mir vor: „Die Truppen" — so nennt der Bur die englischen Soldaten, wenn sie in Gruppen zusammen sind — „sind allzu faul; sie wollen nicht trekken, sie laufen nur so ins Feld hinein." Verpflegt werden die Gefangenen mit der auf den Wagen erbeuteten „Kost", außerdem werden für die Gefangenen täglich 3 bis 5 Ochsen geschlachtet. — Wurde von dem Transportoffizier ersucht, ins Kamp zu kommen, da mehrere Gefangene sich krank gemeldet hätten. Unter den Gefangenen, den Jeomanries, sollten die Söhne der ersten englischen Familien

*) Ich sah ihn hier zum letztenmal, nachher begleitete er Hoofdkommandant de Wet und fiel bei Bothaville. Er war der einzige Sohn seiner verwitweten Mutter.

sein, so hieß es, an ihrem Benehmen habe ich davon nichts gemerkt. Sie waren unnahbar — weil sie Läuse hatten, so toll hatte ich es noch nicht gesehen. Spät abends nochmals ins Kamp gerufen, um nach einem Buren zu sehen, der sich die Kniescheibe gebrochen. Der Bur lag oben auf einem Ochsenwagen, über den eine Persennig gezogen war. Trotzdem der Wagen mit Munition bis oben voll gepackt war, gab man mir eine freibrennende Kerze; so mußte ich unter der Persennig durch zu dem Patienten auf den Wagen steigen. Man ist ja vorsichtig; wenn man's nicht wäre, würde man in die Luft gehen.

Dreizehntes Kapitel.

Durch Assistent-Kommandant General Christ. Botha beordert, mit leicht beweglicher Ambulanz zu seinen Kommandos zu kommen. — Trennung von Dr. Albrecht. — Ausrüstung einer leichten Feldambulanz. Auf dem Trekk von Ermelo zu den östlichen Transvaalkommandos.

Auf dem Trekk, den 24. Juni 1900. An Frieden ist noch nicht zu denken. Von einer entscheidenden Schlacht hört man nichts. Nach dem Kontrakt des Transvaalhilfsausschusses bin ich nur für drei Monate verpflichtet. Die Zeit ist längst vorbei. Fühlt der Hilfsausschuß sich meinem längeren Bleiben gegenüber nicht verpflichtet, so ist es kein geringes finanzielles Risiko, das ich auf mich nehme. Ich bleibe, weil ich bleiben muß. Die ärztliche Hilfe des einzelnen Arztes wird immer notwendiger. Würde mir später gewiß stets selber Vorwürfe machen, wenn ich vor Schluß des Krieges zurückkehrte. „Suscipere et finire" hat mein Vater mich gelehrt.

Wurde von Assistent-Kommandant-General Christ. Botha, der mit seinen Kommandos bei Grasnekk ohne ärztliche Hilfe zurückgeblieben, ersucht, mit einer leicht beweglichen Ambulanz zu ihm zu kommen. Dr. Albrecht gibt mir einen Ambulanzwagen mit vier Maultieren ab. In die ärztliche Ausrüstung teilen wir uns. Werde mir so schon weiterhelfen. Wer sich nicht zu behelfen versteht, muß hier überhaupt wegbleiben. Besorge mir noch einige Maultiere dazu.

Am 23. Juni von Ermelo ausgerückt, um als einziger Ambulanzarzt an die Ostfront zurückzukehren. An Flaggen führe ich mit mir, wie die Genfer Konvention das vorschreibt, die Konventionsflagge, die deutsche und die transvaalsche Flagge. Meine Ambulanz heißt offiziell die deutsche Ambulanz des Dr. Tilemann. Mir zur Seite mein Pfleger Reimers, der mir schon in der Kapkolonie und im Freistaat treue Dienste geleistet hat. Außer drei Kaffern, „Kapitän", „Franz" und „Jonas" nehme ich meinen Leibjungen „Louis" mit. Der Ambulanzwagen ist ein überdachter, federnder Ochsenwagen. Ich ritt meinen Fuchs, mein Pfleger seinen tapferen „August". Wagentreiber sind Franz und Jonas; der „Kapitän" sitzt hinten; seine langen Beine hängen und schlenkern aus dem Wagen heraus. Diese Position braucht er nur zu verändern, wenn ihm von vorne die „Treiber" zuschreien bo-pà-bo-pà „die Bremse anziehen", oder „kumula-kumula" „die Bremse losdrehen", je nachdem der Weg abschüssig ist oder ansteigt. Louis, der Mauritiusjunge, sitzt oben auf der Bagage, sieht man ihn an, so grinst er. Vielleicht hatte er es in seinem Leben noch nie so gut wie jetzt; vor allen Dingen weiß er, wo er hingehört.

An Proviant nahm ich mit: ½ Schaf, 20 Brote, viele Dosen dänischer, italienischer und holländischer Butter, viele Dosen Ölsardinen, Hummer und Hering. Konserven, ein Sack Zucker, ½ Sack Salz, ein Sack Reis, Weizenmehl, Zwieback, getrocknetes, in Blöcke gepreßtes Heilbronner Suppengemüse, aus der englischen bei Dundee gemachten Beute stammend, acht Flaschen Hennessy, Tabak, Seife, Kerzen, Zündhölzer; außerdem

für die Kaffern ein Sack Maismehl, mit dem sie sich den von Jugend auf gewöhnten Maisbrei bereiten. — Für die Tiere nahm ich zwei Sack Mais mit. Der Preis für den Sack schwankt um zehn Schilling herum. Außer Instrumenten, Medikamenten, Kleidern, Schlafzeug, Matratzen u. s. w. habe ich noch zwei Zelte auf dem Wagen liegen. Als es ganz dunkel geworden, spannten wir für die Nacht aus. Bald hocken die Kaffern ums Feuer. Pferde und Maultiere stehen angebunden am Wagen und knabbern am Mais. Weit und breit dringt kein menschlicher Laut an das Ohr. Nirgends Licht- oder Feuerschein zu sehen. Während ich mich am Feuer wärme, hat der Junge mir im Zelt das Lager zurecht gemacht. Von zwei Kerzen erleuchtet, hebt sich die weiße Leinwandbehausung sehr hell von dem Dunkel ab. Der Grasboden dient als Serviertisch, auf dem der Kaffer dampfenden Kaffee, Brot und Fleisch serviert. Zum Kopfende eine flache Kognakkiste, dient als Schreibtisch und Aufbewahrungsort für die Uhren, Feldstecher ꝛc. Unter meinen Decken in dem Schlafsack fange ich Reuters „Ut mine Stromtid" an, aber nicht lange dauert es, so bin ich in ebenso tiefem Schlaf wie die unter dem Wagen schnarchenden Kaffern. Morgens ist die Zeltleinwand steif gefroren, das Wasser im Eimer war überreift. Auf dem Grase ringsum und auf den Pferden, so weit sie nicht zugedeckt waren, dicker Reif. Schon als wir uns den Kommandos näherten, wurde ich zu einem Kranken gerufen. Von dort geleitete mich ein Bur zum Zelt des Generals Schalk Burger. Sinnend saß er im Eingang zu seinem Zelt, um ihn herum hockend oder mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend andere Buren. Vor dem General auf einem Tisch lagen Bibel und Gesangbuch.

Die Begrüßung verläuft in einfachen Formen. Es ist allgemein üblich, auch wenn man als Unbekannter zu einer Gruppe herantritt, daß man einem jeden die Hand „langt". Gleich nach der Begrüßung wird dem Gast Kaffee gereicht. Der General spricht ein Weniges über die Kriegslage, redet überhaupt nicht viel und schien anhaltend nachzudenken.

Als mein Ambulanzwagen inzwiſchen ausgeſpannt hatte, paſſierte mir ein unangenehmes Malheur.

Mein Kaffer war beim Feuermachen nicht vorſichtig genug geweſen, im Augenblick ſtand ringsherum das Gras in Brand. Im Nu ſind zwei Morgen Grasfläche vollſtändig ſchwarz gebrannt.

Zu dem täglichen Brot eines Kommandoarztes gehört vor allem auch das Zahnziehen. Dieſe Prozedur nehme ich im Freien vor, der Patient kniet dabei nieder, das Geſicht der Sonne zugekehrt. Gewöhnlich ſitzt eine ganze Geſellſchaft rings herum und ſieht ſich das an. Iſt der Zahn ſchon heraus, fragt der Chorus in etwas ſpöttiſchem Tone, „doet het ook zeer, oud maat?“ (tut es auch weh, alter Freund?), und dann erzählt der eine dies, der andere das, etwa wie ein alter Kafferndoktor die Zähne auch „zoo mar“ („nur ſo“ = ohne Schmerz!) geſund machen kann ꝛc.

Laſſe abends noch ein Schaf ſchlachten, der Kaffer verſteht das. Die Eingeweide gehören eo ipso ihm, nur die Nieren werden für den Baas reſerviert. Wenn Nieren als Organtherapie irgend einen Nutzen hätten, dann müßte ich ſchon längſt von den vielen gegeſſenen Schafsnieren profitiert haben. Der Schafskopf, ſo wie er iſt, wird abends, wenn man ſchlafen geht, unter die heiße Aſche gepackt, dann iſt er am Morgen gar und ſchmeckt delikat, auch die Schafsaugen werden gegeſſen. Meine Kaffern bekommen auch Fleiſch ab. Im übrigen nehmen ſie ſich vom Maisbrei, für den Kaffern das Hauptnahrungsmittel. Es iſt nichts anderes als Maismehl und Waſſer, meiſtens wird nicht einmal Salz beigegeben. Iſt der „Milipapp“ fertig, dann kommt der Topf vom Feuer und nun hocken die Kaffern um den „pitja“ (Topf) und einer nach dem andern langt in den Topf, nimmt eine Handvoll heraus, knotet dies über den Topf zu einem Kloß und ſteckt es ſo in den Mund. Mein Mauritiusjunge tut ſo, als wenn die Lebensart ſeiner 50 Jahre doch eine andere wäre. Ihm iſt die Koſt lieber, die von ſeines Herrn Tiſche fällt. Augenſcheinlich bezweckt er damit, daß er wie ein Weißer mit Meſſer und Gabel vom Teller ißt, ſich bei

den Kaffern in Respekt zu setzen. Meinen Kaffern merke ich es an, daß sie den Mauritiusboy nicht ganz für voll ansehen.

Den 25. Juni. Trotz dichten Nebels ging es früh am nächsten Morgen weiter. Begegnete u. a. dem „Edwards Verkenningskorps", einem Spezialkommando für Aufklärungsdienst. Der Kommandant Edwards, von Hause aus ein Engländer, war in früheren Jahren wegen seiner Sympathie für die Buren von seinen Landsleuten geteert und gefedert. Einem Knaben von 16 Jahren, der diesen Kommandos angehörte, einem von den vielen Botha in Südafrika, war gerade auf der Jagd nach Vögeln das Gewehr geplatzt, Schloß und Schloßteile gegen den Schädel geflogen, auf der Stirn eine tiefe Wunde.

Vierzehntes Kapitel.

Unter Assistent-Kommandant General Christ. Botha im östlichen Transvaal.

Englische Artilleriegefechte bei Amersfoort. — Die Engländer nehmen Amersfoort. — Buller marschiert über Ermelo auf Machadodorp, wir hinter seinem Rücken nach der Natalgrenze. — Die Engländer nehmen zum zweitenmal Wakkerstroom in Besitz und halten es dauernd besetzt. — Auf dem Trekk durch die deutschen Ansiedelungen Lüneburg und Bergen an die Zululand-Grenze. — Bekommen Order, nach Kastrollhoogte zu vertrekken. — Die Engländer werden bei Vryheid angegriffen. — Die Gastfreundschaft auf der Burenfarm. — Wir müssen uns vor den Engländern von Kastrollhoogte zurückziehen.

Vor Amersfoort, den 26. Juni. Stehe seit gestern mit meiner Ambulanz auf dem Platz von Uys. Bis zu den Engländern sind es vier Reitstunden. Man hört jetzt viel von Verrat und Feigheit. In den Grenzgebieten, wo die Engländer festen Fuß gefaßt haben,

laufen manche Buren, die dort ihre Besitzungen haben, zu ihnen über, was der Bur ausdrückt mit „händsuppen". Man erzählt, daß in diesen Tagen ein Bur im Distrikt Wakkerstroom bei dem Anrücken des Feindes auf seinem Hause die englische Nationalflagge gehabt und die Engländer mit einem „Welcome" über der Haustür begrüßt habe. Vor kurzem fing man hier einige Landesverräter ab, als sie auf dem Wege waren, auf eine von Buller erlassene Proklamation hin den Engländern ihre Waffen auszuliefern. Solche Kerle hätte man von Anfang des Krieges an aufhängen sollen.

Den 28. Juni. Eine unserer Patrouillen hat bei Pardekopp, zwischen Volksrüst und Standerton, das Bahngeleise gesprengt. Ein aktiver russischer Offizier, Prokowsky, der bei dieser Patrouille war und auf die Telegraphenpfähle kletterte, um die Drähte zu durchschneiden, hat sich die Hand arg verletzt und läßt sich von mir verarzten. Ein Burentelegraphist hat mittels eines Apparates, den er mit den Telegraphendrähten in Verbindung bringt, von Buller aufgegebene Telegramme aufgefangen, z. B. die Nachricht, daß Buller die Absicht hat, von der Bahnlinie abzugehen und über Amersfoort, Ermelo nach Machadodorp zu stoßen.

Bei Gelegenheit hörte ich von dem Cynismus eines ausländischen Offiziers auf Burenseite — es war nach den Tagen von Ladysmith. Der schwamm durch den Tugelafluß und pürschte sich an einen Doppelposten heran; wie dann einer der zwei Soldaten sich eben entfernt hat, überfällt er den zurückgebliebenen mit einem Rasiermesser und schneidet ihm die Gurgel ab. Jener Offizier hat mir es selbst gestanden. Er dachte wenigstens in Ausländerkreisen sich dieser Tat rühmen zu können, fand hier eine Antwort, die er nicht erwartete. Man kann sich im Kriege Situationen denken, wo eine derartige Tat, die lautlos ausgeführt werden kann, notwendig wird. Hier lag keine Notwendigkeit vor. Derselbe Offizier trug sich mit der Absicht, zu ähnlichen Zwecken noch öfters das Rasiermesser zu gebrauchen, führte angeblich zu diesem Zweck auch immer eines mit sich.

Sollte er einmal Engländer als Gefangene begleiten müſſen, wollte er ſich der Laſt entledigen, indem er dem Einzelnen die Augen verbände unter dem Vorwande, daß die Gefangenen die Stellungen nicht ſehen ſollten, in Wirklichkeit, um ihn abſeits zu führen und lautlos abzuſchlachten. Der Weg vom Gedanken bis zur Tat iſt weit, zur Ausführung des Planes iſt es nie gekommen.*)

Nach einem kleinen Gefecht am 29. Juni ſüdweſtlich von Amersfoort wurde mir ein junger Bur gebracht. Trotz ſeiner 18 Jahre war er ſchon einmal ſchwer verwundet, hatte nun einen Bauchſchuß. Einem Artilleriſten, der auf dem Protzkaſten ſaß, war in den Munitionskaſten ein Schrapnell eingeſchlagen. Nur einer war verwundet worden.

Nördlich von Amersfoort, den 30. Juni. Erhielt Order, mit meiner Ambulanz nach Grasnekk zu ziehen. Uns gegenüber ſteht Buller mit etwa 40000 Mann; ſeine Artillerie iſt uns weit überlegen. Wir haben nur zwölf leichte Feldgeſchütze. Schlimm ſieht es für unſere Pferde aus. de Wet hat den Engländern im Freiſtaat mehrere kleine Schlappen beigebracht, mehrere Proviantkolonnen fielen den Buren in die Hände. Das wird den Soldaten des Lord Roberts ſehr an den Magen gehen.

Vor Amersfoort, den 1. Juli. Nacht und Nebel wurden zur Vorwärtsbewegung benutzt. Ich reite zum General Chriſtian Botha nach Amersfoort, das gewiſſermaßen unſer Hauptquartier iſt. Der General wünſcht, daß ich mich in Richtung auf Volksrüſt bei Graßkopp mit der Ambulanz aufſtelle, bei dem Wakkerſtrom-Kommando. Ohne Verzug dorthin ab.

Den 2. Juli. Ich liege morgens noch unter den Decken, da höre ich draußen ſchon wieder: „waar is de docter? slöpt de docter noch?“ Ich: „kumme in, oom.“ Es kommt herein ins Zelt ein alter Bur, gibt mir die Hand und hockt zu meinem

*) Am Ende des Krieges deckte jenen Offizier transvaalſche Erde, er erhielt einen tödlichen Schuß. Was ſoll ich Namen und Nation nennen? Ein Deutſcher war es nicht.

Fußende, ſagt erſt nichts weiter. Dann, nachdem er ſeine Blicke hat durchs Zelt gehen laſſen: „ik is sick, docter“ (ich bin krank, Doktor). „Waar over klaag jy denn?“ uſw. Während ich ſo unter den Decken liegend Sprechſtunden abhalte, ſerviert Reimers mir direkt auf der Pfanne Konſerven — Salm in Butter gebraten. Der kranke Ohm trinkt inzwiſchen ſein „kummetje“ Kaffee, er ſitzt am Fußende auf meinem Lager. Dann ſtehe ich auf, und ſo wie ich bin gehe ich und nehme ein Bad in dem nahen Spruit, über den ſich während der Nacht eine dünne Eiskruſte gebildet hat. Wehalb ſoll einem geſunden Manne ein ſolches Bad ſchaden? Als ich mit dem Anziehen eben fertig, kommt eine Burenfrau, die ſich unter Gottes freiem Himmel in einer Sitzung fünf Zähne aus dem vernachläſſigten Munde ziehen läßt. Um ſich mir dafür erkenntlich zu zeigen, ſchickt ſie mir einen Sack ſchönen ſelbſtgebackenen Zwieback an den Wagen.

Die Tiere werden zuſammengetrieben, das Zelt abgebrochen, alles aufgepackt, dann geht es auf den Trekk. Vor uns liegt ein hoher Berg, der Graßkop, dort am Fuße ſpanne ich aus. Der Graßkop iſt ſo hoch, daß er die ganze Umgebung beherrſcht, dient deshalb auch unſern Kommandos als Heliographenſtation. Von ihm aus wird über die Köpfe der Engländer, über die Bahnlinie hinweg nach dem Freiſtaat heliographiert und auf ihm von dort geſchickte Heliogramme aufgefangen. Buren und Engländer machen von dem heliographiſchen Fernverkehr den ausgedehnteſten Gebrauch; er beſitzt vor dem Verkehr mittels Telegraphendrähte den Vorzug, daß die reflektierten Sonnenſtrahlen, die Lichtblitze vom Feinde nicht unterbrochen werden können, wie man Telegraphendrähte unterbrechen kann, indem man ſie durchſchneidet; daß man über den Feind weg operieren kann und daß für den Heliographen keine langen Vorbereitungen nötig ſind. Das Wakkerſtrom-Kommando unterſteht dem Kommandanten Joubert. Der Ort Wakkerſtrom, auf deſſen Landdroſtkontor ſchon die engliſche Flagge wehte, iſt wieder in Beſitz der Buren. Der verräteriſche Landdroſt Kleinhans wurde gefangen und nach Carolina transportiert.

Als die Engländer auf seinem Hause an die Stelle der Vierkleur die englische Flagge setzten, wurde aus dem Buren-Landdrost ein hilfsbereiter englischer Magistrat. Ein Mann von deutscher Abkunft!

Den 3. Juli. Beim Einkauf von Mais im nahen Kaffernkraal bot sich mir ein eigentümliches Stilleben. Vor dem Kraal, einer bienenkorbähnlichen Hütte, hockt auf dem Boden eine Kaffernmutter mit ihren zwei Kindern; das eine ein Baby, das andere mag gegen zwei Jahr alt sein. Das Baby hat sie auf dem Schoß, sie füttert es mit Hirsebrei, den sie mit der Hand aus dem vor ihr stehenden Topf nimmt und damit an dem Mund des Säuglings vorüberwischt, wobei immer etwas in den Mund hineingedrückt wird. Zwischendurch nimmt die Kaffernmutter auch selbst einen Kloß und schiebt sich den in den Mund. Als die Mahlzeit beendet, nimmt die Kaffernfrau statt einer Serviette einen abgekörnten Maiskolben, reibt sich damit die Hände rein, fährt schließlich dem Baby damit vor den Mund und wischt ihm den Pappbart weg. Sie duckt sich zur Seite, das Baby hält sich am Hals der Mutter fest, die nimmt von der Seite ein Ziegenfell und bindet sich damit ihr Kind auf den Rücken fest und geht fort.

Die Engländer, die uns am nächsten sind, liegen auf Oud Nekk. Sie haben dort Forts gebaut und bauen noch immer weiter. Botha hat im ganzen Umkreis von Volksrüst selbst rekognosziert. In seinem Auftrage schrieb ich an die Regierung um eine zweite Ambulanz. Auf dem Wege zu meinem Zelt ritt ich eine ganze Strecke mit dem General zusammen. Über seine Buren sprach er sich recht enttäuscht aus. Der Mangel an Rückgrat unter der Mehrzahl der Buren geht ihm ans Herz. Doch meint er schließlich, wenn auch noch mehr Buren abfallen: „ons boere is'n wonderlyke natie, ons zall noch met klumptjes van so man daar en daar met de Engelsche vecht." Unsere Buren sind ein wunderliches Volk. Es wird noch so weit kommen, daß wir in Haufen von 10 Mann gegen die Engländer fechten.

Spät abends, ich hatte noch Licht im Zelt, kam ein Bur vorbeigeritten und bat mich, sein Pferd bei mir „festmachen" zu dürfen, er wollte sich abseits von der Ambulanz ins Gras schlafen legen. Das Schicksal seiner Familie war mit dem Wohl und Wehe Südafrikas eng verwachsen. Zwei Brüder waren bei Spionskop gefallen, er selbst dort verwundet. Seine Mutter war zur Zeit der Vortrekker, als sie die Kapkolonie verließen und über den Oranjefluß zogen, in den Kämpfen mit den Kaffern von diesen ermordet. Sein Vater hatte als einer der Vortrekker, der ersten Weißen, die sich in dem heutigen Transvaal ansiedelten, das Land von den Buschmännern „schoon gemacht" rein gemacht und nun, fügte er hinzu, müssen wir ebenso das Land wieder von den Engländern rein machen. Aber auch aus seiner Familie ist einer ein Überläufer, einer seiner Brüder.

Den 4. Juli. Starker Regen. Im Zelte viele Patienten. Machen mit ihren nassen Kleidern meine Decken noch feuchter, der Boden wird immer weicher. Um bei dem nassen Kuhmist und dem vielen Regen das Feuer im Gang zu halten, wird jetzt häufiger eine Hand voll Fett hineingeworfen.

Den 5. Juli. Man erzählt sich, Präsident Krüger erhalte von Europa gute Nachrichten. Die Bürger sollten wenigstens noch bis zum 1. September aushalten. England, so hören wir, ist mit China, Rußland mit Japan im Kriege. Sollte England in der Tat in China stärker beschäftigt werden und müßte es seine Streitkräfte zwischen hier und dort teilen, dann können wir hier aufatmen. Die Artillerie machte in letzter Nacht vergeblich Versuche, die Bahn bei Paardekopp zu sprengen. Diese Nacht will Leutnant Wichmann es noch einmal versuchen.

Den 7. Juli. Heute ein alter Ohm hier, der im Freiheitskriege gegen die Engländer 1881 den rechten Arm verloren. Brachte mir einen ganzen Wagen voll Zahnpatienten. Als Honorar will er mir einen Sack Kartoffeln zukommen lassen. Zum Mittagessen hatten sich die Artillerieoffiziere eingeladen. Es war nämlich ruchbar geworden, daß mir die Behandlung einer Patientin

zu einem Schweinebraten verholfen hatte, Schweinefleisch ist sonst rar bei uns.

Den 8. Juli. Wir haben ausgekundschaftet, daß die Engländer übermorgen Amersfoort nehmen wollen. Um das zu verhindern, werden die Kommandos von Ermelo, Carolina und Leydenburg einen Ausfall nach Pardekop machen. Ich ziehe mit diesen Kommandos mit.

Den 9. Juli. Aus dem Ausfall heute morgen wurde nicht viel. Blutüberströmt wurde mir ein Bur gebracht, der auf Patrouille mit einem Engländer handgemein geworden. Als der auf ihn einstürmte, war er dessen Pferd in die Zügel gefallen, hatte dem Engländer zugerufen „hands up", der aber nicht faul, hatte ihm mit dem Schloßteil seines Gewehrs einen Schlag über den Schädel gegeben. Der Bur taumelte vom Pferd, hielt aber beide Pferde fest, darauf hatte der Engländer zu Fuß das Hasenpanier ergriffen. Der Engländer hatte schon kräftig zugeschlagen. Der Holzmantel des erbeuteten englischen Gewehrs zeigte einen frischen Sprung, und die Fleischwunde reichte über den ganzen Schädel bis auf den Knochen. Außer dem Gewehr hatte der Bur das Pferd mit Sattelzeug erbeutet. In einer Satteltasche fand sich ein scharfes Kroppsches Rasiermesser, das erhielt ich von der Beute, ich konnte es gleich verwenden. Derselbe Bur war schon in der Schlacht am Spionskop durch einen Schuß durch den Unterarm verwundet worden. Der Arm war schlecht verheilt, beide Unterknochen miteinander verwachsen.

Den 10. Juli. Ziehe mit den von General Smuts befehligten Kommandos zu dem alten Lagerplatz nach Grasnekk zurück.

Grasnekk, den 11. Juli. Heute wurde ein gefangener englischer Husar ins Lager gebracht. Der hatte sich absolut nicht ergeben wollen. Als sein Pferd verwundet und er heruntergefallen war, hatte er noch zu Fuß zu entkommen versucht. Das erbeutete Pferd, eine schöne Rappstute, wurde mir zum

„Doktern" gebracht, sie hatte einen Schuß durch den Oberkiefer erhalten, viele lose Knochentrümmer staken in der Wunde.

Den 14. Juli. Während der letzten Tage lautet für uns die Parole: „alles still en rustig". Mein Pfleger schnitt mir die Haare, ich war sein erstes Versuchsobjekt, selbst ohne Kamm hat er seine Sache gut gemacht. Im übrigen vertrieb ich mir die Zeit mit dem Halmaspiel, das wir irgendwo aufgetan haben, mit braunen Tannin-Opium-Tabletten setzt die eine Partei, die andere mit weißen Borax-Tabletten.

In einem Kaffernkraal, den ich heute besuchte, war ein alter Kaffer damit beschäftigt, sich eine Schnupftabakmischung zu bereiten. Seine ganze Aufmerksamkeit schien das in Anspruch zu nehmen. Er mußte schon ein sehr alter Kaffer sein. Nach Jahren wissen die Kaffern ihr Alter nicht anzugeben, annähernd läßt es sich aber bestimmen, wenn man sie etwa fragt, ob sie zur Zeit dieses oder jenes Kaffernkrieges schon auf der Welt waren. Der Kaffer lebt dort bei seiner Tochter und deren Mann. Von dem Kaffern-Schwiegersohn ist das gar nicht dumm, seinen Schwiegervater bei sich aufzunehmen, denn dann erhält er die Rinder zurück, mit denen er sich einstens seine Frau von seinem Schwiegervater gekauft hat. Der Preis für eine Frau stellt sich auf etwa zwölf Stück Rindvieh. Töchter der Kaffernaristokratie stehen allgemein noch höher im Preis. Der Fußboden in einem solchen Kraal ist hart wie eine Tenne und sauber. Licht und Luft haben nur durch eine dreiviertel Quadratmeter große Öffnung Zutritt. Liegt man platt auf dem Boden ist der Rauch nicht lästig. Die Frau dieses alten Kaffern hatte neben dem Kraal unter einem regelmäßig geschichteten Steinhaufen ihre letzte Ruhestätte gefunden. So können die wilden Tiere nicht heran. Hie und da ist es üblich, den Leichen die Wirbelsäule zu brechen. So denkt man vor dem Scheintod sich sicher zu stellen. Machte mit dem russischen Offizier Wichmann einen Besuch. Sein Eßgeschirr hat schon eine kriegerische Vergangenheit hinter sich; die Blechteller sind vielfach verbeult und umgebogen, stellenweise ist noch etwas

Emaille ſitzen geblieben. Meine Gabel hatte noch eine Zinke, die übrigen waren abgeroſtet, und als Meſſer mußte ich mein Taſchenmeſſer benutzen.

Den 18. Juli. Geſtern verſuchte man die Engländer zu einem Gefecht herauszulocken, aber vergebens. Nach eineinhalbſtündigem Schießen gaben unſere Kommandos den weiteren Verſuch auf.

Eine Patrouille, blutjunge Buren, hatte bei Zandſpruit ein Renkontre mit einer engliſchen Patrouille; ſie wollen drei Engländer vom Pferd heruntergeſchoſſen haben, ein aufgeſatteltes Pferd brachten ſie als Beute mit.

Den 20. Juli. Das Leydenburg-Kommando iſt von hier fortgezogen, um im Heimatsdiſtrikt gegen Roberts verwendet zu werden. Das Kommando ſteht hier im Ruf des Drückebergertums, die Schuld ſoll am Kommandanten liegen. Die Perſönlichkeit des Offiziers macht bei einem Burenkommando ſehr viel aus.

Erhielt wieder einmal Nachricht. Der Brief war von meiner Mutter am 26. April aus Deutſchland abgegangen. Wie wertvoll ſind einem ſolche Briefe, wie häufig werden ſie wieder und wieder geleſen und wieder und wieder durchdacht. Als ich heute in Amersfoort Briefe zur Poſt bringen wollte, mußte ich noch erſt an meinem Pferd eine Operation vornehmen. Mein Fuchs litt an geſchwollenem Gaumen, wahrſcheinlich infolge von dem harten ſcharfkantigen Mais, der ſich in Zahnfleiſch und Gaumen eingeſpießt hatte, fraß nicht, weil ihm der Gaumen davon ſchmerzte und fiel ſehr ab. Das für ſolche Fälle bei den Buren übliche Heilverfahren iſt ganz rationell; als Roßarzt habe ich es denn auch in meine Therapie aufgenommen. Mit dem Meſſer macht man tiefe Längsſchnitte in die geſchwollene Gaumenſchleimhaut, preßt das Blut heraus und reibt dann gewöhnliches Kochſalz in die Wunden hinein. Die Blutung ſteht bald, nebenbei wirkt das Salz antiſeptiſch. Die Schwellung geht allerdings auch ſo wieder zurück, dauert aber ſo lange,

daß die Pferde in ihrem Ernährungszuſtand zu ſehr herunterkommen.

Wenig Orte können ſolch öden und troſtloſen Eindruck machen, wie Amersfoort, zumal im Winter, wenn alles verdorrt und ſtaubig iſt. Bäume gibt es nur ganz wenige. Wenn man jetzt zu Kriegszeiten in ſolche Orte kommt, hat man zudem den widerwärtigen Anblick von Leuten, die den ganzen Tag herumlungern, viel kritiſieren, ſelbſt nichts tun und nur auf ihren kleinlichen Profit bedacht ſind.

Den 22. Juli. Heute iſt Sonntag. Mittags wurde General Botha während des Gottesdienſtes aus der Kirche gerufen. In Richtung von Graßkop hörte man dumpfe Kanonenſchläge. Die Engländer waren im Anzuge.

Bei dem Dorfſchmied ließ ich mir eiligſt mein Pferd beſchlagen. 8 Schillinge. Dann zur Front. Auf den Farmen wird ſchon alles zur Flucht bereit gemacht. In Richtung des Gefechts ſtarke Rauchwolken. Den Graßkop werden die Engländer ſchon in ihren Beſitz gebracht haben. Mit ihm beherrſchen ſie das ganze Vorgelände. Links vom Karolina-Kommando ſind die erſten, die ich treffe. In Klumptjes ſtehen ſie um ihren „waarneemende commandant" (wahrnehmenden Kommandanten), d. h. der Kommandant des Karolina-Kommandos iſt auf Urlaub nach Hauſe! Nun muß der Vieldkornet, ſein „plaatsverfanger" (Stellvertreter) die Leute führen, und der weiß nicht, was er tun ſoll. Zum wenigſten hätte er ſeinen Leuten ſagen können, daß ſie nicht ſo gedrängt ſtehen ſollten. Denn die aus engliſchen Kanonenſchlünden geſandten Grüße ſchlagen dicht um uns ein. Ein Treffer kann viel Unglück anrichten. Wir ſind ohne Deckung und bieten mit unſern vielen Pferden dem Feinde ein gutes Ziel. Der Kommandant zeigt mir die Order, die er vom General erhalten. Während wir dieſe beſprechen, naht ein Bur. Mit einem Mal gerät der Kommandant in Aufregung und die ganzen Gruppen um ihn. Auf einem Patrouillenritt hatte jener Bur einen Engländer totgeſchoſſen, der ſchon „hands up" gemacht hatte. Vielleicht, ſo ſpreche ich, iſt der Engländer nur verwundet,

und ich kann ihm noch helfen, aber „na, docter, ik hebb hem dood geskiet“ (nein, ich habe ihn totgeschossen) antwortet der Bur mit stumpfer Resignation. Während das Bombardement immer stärker wird und nichts notwendiger ist als energisch handeln, läßt man sich in Streitereien ein. Vom Kommandanten und den andern Buren wird der heftigste Tadel auf jenen schon bejahrten Buren gehäuft. „Oom, yi is ouder as ik, mar het is schandelyck, hoe kön Yi so'n onbarmhartigkeid begaan, een man, de geen wapens heeft, zoo te dooden. Het is doch schandelyk van Jo, en dat Yy dat doet in onze gerechte zaak u. s. w.“ (Ohm ist älter als ich bin, aber es ist schändlich. Wie könnt Ihr eine solche Unbarmherzigkeit begehen und einen Mann, der keine Waffen mehr hat, so töten. Es ist doch schändlich von Euch, und daß Ihr das tut in unserer so gerechten Sache u. s. w.) So wird der Bur hinabgetan. Er sieht seine „Untat“ ein und reitet stumm davon. Um doch etwas zu tun, erbietet er sich, die Leiche des Engländers zu bringen, aber das ist unmöglich, die Engländer sind schon selber zur Stelle. So wird in Augenblicken akutester Gefahr Zeit vergeudet mit Sachen, die sich später ebenso gut erledigen lassen. (Jener Bur ist bei einer späteren Gerichtsverhandlung tatsächlich verurteilt und wurde seit jenem Malheur von den anderen Buren gemieden.)

Das unaufhörliche Artilleriefeuer machte die Situation immer ungemütlicher. Widerstand wurde kaum geboten, wäre auch unnütz gewesen, da die Engländer einmal in die beherrschenden Stellungen eingerückt waren und schon ihre weittragenden Schiffsgeschütze oben hatten, aus denen sie uns mit Lyddit-bomben beschossen.

Da ein Verteidigungsplan nicht vorliegt, jage ich zur Stelle, wo ich meine Ambulanzflaggen flattern sehe. Wenn alles sich rückwärts bewegt, ist das auch für meine Ambulanz die einzige Richtung. Es geht quer feldein, ich mit meinen Leuten ganz allein. Wege gibt es nicht, über Steine und Klippen, über Löcher, die das Erdschwein gegraben hat, über und hart vorbei an Termitenhügeln, bergauf, bergab, nur weg von den

Engländern. Ich muß über ein hohes Plateau hinüber. Ringsum alles schwarz gebrannt, um so deutlicher hebt sich mein Ambulanzwagen ab, da, in kurzer Folge, rechts, links und hinter meinem Wagen, innerhalb eines Bereichs von höchstens 20 Schritt gehen auch schon die schweren Lyddit-granaten nieder. Man hört sie kommen rrr—sss, und wo die Granate einschlägt, da reißt sie ein tiefes Loch, eine geschlossene tiefschwarze Wolke steigt auf, Erde wird mitgerissen. Man hört ein Schmettern, dann ein kurzes dumpfes Getöse. Jetzt heißt es allein: schnell voraus, in Deckung! Die Wagentreiber müssen vom Pferde aus mit dem Sjambok die Maultiere anjagen. Endlich sind wir hinüber, außer Sicht, in Deckung und außer Gefahr. Die englische Artillerie hat ihr Feuer eingestellt, da entspinnt sich gegen Sonnenuntergang auf unserem rechten Flügel ein lebhaftes Kleingewehrfeuer. Die Engländer stehen auf Spitzkopf in Nähe von Retiefsfarm. Als es so dunkel wird, daß man schon die kurzen Gewehrblitze aufleuchten sieht, wird das Gefecht abgebrochen. Die Engländer haben gewiß viel Munition verschossen, wir haben nicht mehr als drei Leichtverwundete.

Der heutige Tag war eine Niederlage; die Engländer haben uns aus unseren Positionen vertrieben. Freilich an Zahl und Artillerie waren sie uns weit überlegen; aber auf unserer Seite sind schwere Fehler gemacht. Keine Disziplin.

Noch immer hatte man sich darüber nicht beruhigt, daß jener Bur den Engländer doch noch geschossen hatte, als der schon „hands up" machte. Im Lager war noch große Aufregung darüber: „Hy iss nix anners as een gemeene moordenar, di de Engelsche doot geskiet heeft, die all zyn geweer weggegooid had en hands up maakd. De had glijk 'n kogel door de kop hebben zullt. Nà dat is 'n gemeenheid!" Und weiter: „Wat zullen denn de Engelschen!?" Das ist charakteristisch für den Dünkel der Buren gegenüber den Engländern. Sie halten sich von vornherein für bessere Menschen; da ist es denn freilich konsequent, wenn sie von ihren Volksgenossen besseres Handeln voraussetzen. Aber selbst dann dürfte man ihn nicht mit

„Mörder" bezeichnen, wie man es allgemein tat. Die Sache verhielt sich etwa so. Der Bur war mit zwei anderen zusammen auf Patrouille. Da sieht er auf seiner Farm eine englische Patrouille, die aus acht Köpfen besteht, ruft „die will ons storm" und stürmt auf die Engländer ein, schießt, unter dem einen Engländer bricht das Pferd zusammen. Der kann nicht weiter und streckt die Hände in die Luft, während die anderen Engländer in eiligster Flucht davonjagen. Darüber ist aber der Bur auf den Zurückgebliebenen losgejagt, drückt ihm das Gewehr auf die Brust und schießt ihn so nieder.

Um die Situation besser beurteilen zu können, muß man wissen, daß sich der Fall auf der eigenen Farm jenes Buren ereignete. Eine Farm, die er sich selbst angelegt hatte, auf der unlängst die Engländer gebrandschatzt hatten, von der eben erst die Familie mit knapper Not geflüchtet war. Und dann darf man nicht vergessen, was es heißt, daß die Engländer hier in der Umgegend alles niederbrennen. Einige Tage zuvor hatte man auf einer benachbarten Farm der Frau, die allein anwesend war, gesagt, sie solle schnell die notwendigsten Sachen zusammenpacken; gleichzeitig hatte man aber über ihrem Kopf das Haus in Brand gesteckt, ohne daß ein besonderer Grund vorgelegen hätte.

Spät abends kommt noch ein Kommandant und teilt mir mit, daß am nächsten Morgen die Engländer angefallen werden sollen. Dann ist alles still. Nach dem bewegten Tage ringsum tiefste Ruhe. Ich trete noch einmal vor das Zelt. Gegen die Engländer hin ist der Himmel in prachtvoll goldiges Rot getaucht. Meine Gedanken eilen weiter. Unwillkürlich tritt angesichts des prächtigen Schauspiels die Erinnerung an ein Bild vor meine Seele, wo menschliche Kunst die Herrlichkeit des ersten Tages darzustellen versucht.

Den 23. Juli. Morgens dichter Nebel. Es wird mir schwer, mit meinem Ambulanzwagen den Berittenen nachzukommen. Die Engländer eröffnen das Feuer aus eigener Initiative. Auf unserer Seite den ganzen Tag keine Verluste.

Den 24. Juli. Suche mit den Kommandos in nahe Füh-

lung zu kommen. Stoße zunächst auf die Artillerie des Leutnants Grothaus, der eingespannt in einer Deckung wartet. Das erste Kommando ist das Karolina-Kommando; es rückt zum Gefecht aus; sammelt sich noch einmal in einer Deckung und schwärmt dann in kleinen Abteilungen gegen eine langgestreckte Hügelreihe aus. Es dauert nicht lange, da antwortet auch schon die englische Artillerie.

Ich werde inzwischen zu einer Farm diesseits des Hügelrandes gerufen. Dort liegt eine Frau krank, die außerdem durch die Nähe des Gefechtes sehr beunruhigt wird. Was ich für die Frau tun kann, geschieht; aber ich muß sie doch in großer Angst zurücklassen. Für mein Pferd erhalte ich einige Bündel Mannagras, die nehme ich zu mir auf den Sattel und reite zu meiner Ambulanz zurück, die eingespannt auf mich wartet. Mit ihr rücke ich nach der Mitte unserer Stellung ab zum Platz eines van der Merwe.

Der Übermacht an Artillerie, die unaufhörlich Lyddit-granaten, Schrapnells mit Zeit- und Aufschlagzünder in unsere Stellungen hineinwirft, vermögen unsere zwei Creuzotfeldgeschütze und ein Nordenfeldmaxim nur wenig Widerstand entgegen zu setzen. Fast unaufhörlich sieht man die in der Luft krepierenden Granaten. Unter dem Schutz ihrer Artillerie geht englische Infanterie und Kavallerie vor, zum Glück gelingt es aber einer Handvoll Buren, diese mit dem Mausergewehr zurückzuhalten.

Endlich geht die Sonne unter. Das Artilleriegefecht bricht plötzlich ab, eine Weile dauert das Kleingewehrfeuer noch fort, schließlich fallen nur noch ganz vereinzelte Schüsse, und endlich hört es ganz auf. Je dunkler es geworden ist, um so mehr rötet sich der Himmel von dem Feuerschein der in Brand geschossenen Grasflächen.

In kleinen Abteilungen kehren die Buren zurück. „Das war ein harter Tag" ruft mir Leutnant von Wichmann zu, der glücklicherweise mit heiler Haut mit seiner Artillerie aus der Position zurückkommt. Heiß war der Tag, wie selten einer. Denen, die da fochten, ist Ruhe wahrlich zu gönnen.

Auf unſerer Seite ſind zwei Mann gefallen „gesneuveld“. Zwei Schwerverwundete liegen noch weit zurück. Für den Arzt iſt mit dem Gefecht die Arbeit nicht zu Ende. Der eine Verwundete liegt auf einer Farm, wo das Gefecht am heftigſten gewütet, hinter und neben mir iſt es dunkel, vor mir die Gefechtslinie, vom Grasfeuer gerötet. Ich reite allein, ſtoße auf kleine Gruppen Nachzügler, die aus dem Gefecht zurückkehren. Wenig ermunternd iſt es, wenn mir geſagt wird: Ja, Doktor, das iſt noch weit weg. Dann begegne ich keinem mehr, vom Grasfeuer heben ſich die engliſchen Signallichter ab. Endlich tauchen die Umriſſe eines Hauſes auf. Das muß die Farm ſein, denke ich. Aber nirgends im Hauſe ſehe ich Licht. Alles iſt dunkel. Ich reite um die Ecke des Hauſes, da fliegen erſchreckt Kaffern ins Haus zurück, die in dem Kücheneingang ſtanden. Es gelingt mir nicht mehr, ſie anzurufen und Antwort zu erhalten. Zögernd kommt endlich eine Frau, zieht ſich aber wieder ängſtlich vor mir zurück. Wohl weil ſie aus meiner buriſchen Anrede den fremden Akzent heraushört. In der Aufregung hielt man mich für einen Engländer. Schließlich erkennt man mich und führt mich zu dem Verwundeten. Er liegt in einem dunklen Schuppen. Noch ehe die Tür geöffnet wird, dringt ängſtliches Stöhnen an mein Ohr. Einſam und verlaſſen, unaufhörlich ſtöhnend im dunklen Hauſe der treue Sohn eines um die Freiheit ſeines Landes mit einem übermächtigen Feinde kämpfenden Volkes. Erſt als eine Kerze geholt und angezündet iſt, ſehe ich den Verwundeten, der in blutüberſtrömten Kleidern in Decken eingeſchlagen ſich auf dem Boden hin- und herwälzt. „Morgenrot, Morgenrot leuchteſt mir zum frühen Tod, heute noch auf ſtolzen Roſſen und heute durch den Kopf geſchoſſen.“

Auf der einen Seite der Stirn iſt zertrümmertes blutiges Hirn vorgequollen. Ich fühle den Puls; er zeigt kaum merkbare flatterhafte Erhebungen. „Morgen in das kühle Grab.“

Ängſtlich, mit verſtörten Geſichtern kommen die Frauen aus dem Hauſe herüber. Der Schrecken des Tages ſitzt ihnen in den Gliedern. Den ganzen Nachmittag hatten ſie am Boden

liegend verbracht. Unaufhörlich waren englische Artilleriegeschosse über ihre Köpfe hinweggegangen; jeden Augenblick konnten sie erwarten, daß es bei ihnen einschlage. Kaffern sind auch da. Alle wollen gerne helfen. Mit starkem Kaffee hoffe ich dem kleinen flackernden Puls noch ein wenig aufzuhelfen.

Aber alles Mühen nützt nichts mehr, nach einer halben Stunde tut er den letzten Seufzer. Die Kugel war am Hinterkopf links vom Wirbel eingedrungen, der Ausschuß fand sich rechts an der Stirn. Es war eine starke Blutung aus dem rechten Ohr erfolgt.

Über meiner Arbeit konnte ich jeden Augenblick erwarten, von den Engländern überrascht zu werden. Burenwachen waren nicht hier. Wer wußte, ob wir vielleicht nicht schon von Engländern umstellt waren!

In welch unmittelbarster Lebensgefahr ich geschwebt, erfuhr ich erst am nächsten Tag.

Als ich auf das Gehöft geritten kam, sah ich im Schatten einer Hauswand zwei aufgesattelte Pferde stehen, sie gehörten zwei Buren, die auf der Farm zu kurzem Gruß abgestiegen waren. Wie die mich anreiten gehört, spitzten sie die Ohren, dachten nicht anders, als daß ihnen die Engländer auf dem Hals sind. Schon, so erzählten sie mir, sind sie bereit, auf mich loszudrücken, da meinen sie im Dunkel rechts vom Hause eine größere Reiterabteilung halten zu sehen. Die Flucht ins Dunkel hinein zu Fuß dünkt sie die beste Rettung. Ihre Pferde lassen sie im Stich, flüchten ins Feld und kommen nachts zu Fuß im Lager an.

Spät war es geworden, als ich den Heimweg antrat. Der Grasbrand, der vorhin noch den ganzen Himmel gerötet hatte, war im Verlöschen. Um so besser waren die englischen Signallichter zu erkennen und der Scheinwerfer, der rund herum das Gelände ableuchtete.

Die aufgesattelten Burenpferde nehme ich mit mir. Wer weiß, wenn nicht in der Nacht noch, so doch am nächsten Morgen sind die Engländer hier. Es ist dunkel, die Engländer nahe,

auch gilt es vor englischen Kaffernspionen auf der Hut sein. Die Pferde führe ich verkoppelt rechts an der Hand, das Feuer muß ich im Rücken behalten, dann reite ich recht.

Mein Fuchs, der schon den ganzen Tag unter dem Sattel war, wurde müde, so stieg ich denn auf eines der andern beiden Pferde, da war aber das Malheur, daß die andern beiden Pferde nicht an der Hand gehen wollten. Bald ließ sich das eine, bald das andere ziehen. Bei der lautlosen Stille machten dem einsam Reitenden das Geklickklack und Geraffel von den Kesseln und Töpfen, die auf den Sätteln festgemacht waren, einen rasenden Lärm. Wie leicht konnte mich das verraten. Schließlich treffe ich einen Wagen, der steht mitten im Feld; an der einen Wagenseite sind Pferde angebunden und knabbern am Mais. Erst dann sehe ich zehn Buren im Grase liegen, den Sattel zu Häupten unter ihren Decken. Sie liegen so fest, daß ich absteigen muß, einem die Decke vom Gesicht ziehe und an der Schlafmütze zupfe. Allmählich überwand er seine Schlaftrunkenheit, begriff die Situation, aber meinen Weiterweg konnte er mir nur vermutungsweise angeben. Ich ritt weiter, schon machte ich mich darauf gefaßt, ohne Decken die windkalte Nacht im Feld verbringen zu müssen, als ich in der Ferne vor mir matten Lichtschimmer entdecke. Es waren Buren, die zu dieser nachtschlafenden Zeit noch im Kreise um ein verglimmendes Feuer hockten und sich von den Ereignissen des Tages erzählten. Mit einem verwunderten „Goeden avend, docter!" begrüßten sie mich, und zu meiner Freude hörte ich, daß ich ganz nahe bei meiner Ambulanz war.

Hungrig, müde und kalt, wie ich war, freute ich mich sehr, als ich bald den weißen Schimmer meines Zeltes gewahre, in dem eine Kerze brennt. Alles schon in festem Schlafe. Erst auf einige kräftige Rufe erfolgte das „ja, baas", und der Junge kommt und besorgt die Pferde. Feuer zu machen für den hungrigen Nachtschwärmer war bei dem Winde nicht möglich. Am Morgen hatte ich nur einen kleinen Imbiß getan, das war alles. In richtiger Voraussicht hatte aber Reimers mir

vor meinem Lager Essen bereit gestellt. Freilich sehr einladend sah die kalte Fleischsuppe nicht aus, obenauf lag eine Fettschicht mit allem Möglichen, womit der Wind die Suppe würzen wollte — aber das ließ sich abrahmen.

Weit schätzenswerter und willkommener aber als dieser Genuß war ein anderer: unter meiner Schlafdecke vier Briefe aus der Heimat!

Den 25. Juli. Das gestrige Gefecht hat den Buren im ganzen drei Tote gekostet. Einem Engländer, der dem Kampfe beigewohnt hat, muß das völlig unglaublich sein. Selbst mir ist es unfaßlich bei dem Regen von Artilleriegeschossen, der unaufhörlich auf uns niederging. Hoch gerechnet waren etwa 300 Buren im Gefecht. Wir hatten also nur 1 % Tote. Von ihnen soll der eine einen Schuß durch die große Schenkelschlagader bekommen haben und sofort verblutet gewesen sein, der andere erhielt einen Brustschuß und war sofort tot. Beide waren von Edwards Korps. Der dritte, Scholz vom Karolina-Kommando, starb mir unter den Händen. Außer Artillerie hatten die Engländer zahlreiche Infanterie und Kavallerie. Über Verluste der Engländer haben wir keine sicheren Angaben; mancher Bur will viele Feinde haben fallen sehen, aber da tut ganz unwillkürlich gewiß auch viel die feindliche Brille. Da die Engländer bis auf 500 Meter in Schußbereich der Burenmauser kamen, und sie immer, wenn auch ausgeschwärmt, in Massen kommen, so bieten sie ein viel besseres Ziel als umgekehrt. Da der Bur immer gegen eine Übermacht kämpft, so ist die Taktik der Buren individuell zu fechten wohl berechtigt; auf diese Weise erhält schon eine kleine Abteilung einen verhältnismäßig viel größeren Gefechtswert.

Nach der Aufregung des gestrigen Tages heute morgen viele Patienten.

Am Mittag war ich bei der Artillerie zu Gaste. Es sollte Springbockbraten geben. Es war Wild, aber nicht was man Wildbraten nennt, das Fleisch war halb gekocht und halb angebraten und im übrigen so zähe und wenig wohlschmeckend,

daß man doch zur Überzeugung kommt, daß Kochen eine Kunst ist.

Den 26. Juli. Ich schreibe hier ein Urteil über die drei namhaftesten Burengenerăle nieder, das aus englischer Quelle stammt. Louis Botha ist ein Gentleman, de la Rey ein tapferer Kriegsmann, de Wet ein listiger Mann.

Wir bekamen heute die heliographische Meldung, daß General de Wet am gestrigen Tage von den Engländern „festgekehrt", schon umzingelt gewesen ist, sich aber durchgeschlagen hat. De Wet macht den Engländern viel zu schaffen, vier Kolonnen sollen hinter ihm drein sein. Auch wir halten große Stücke auf de Wet, der Bur sagt „de Wet is slim".

Botha teilte mir vertraulich mit, daß das Karolina-Kommando nach Machadodorp abgegeben werden muß, dort ist Hilfe nötig. Es ist nicht gelungen, die längs der Delagoabai-Bahnlinie aufziehende Armee des Lord Roberts zum Stehen zu bringen. Heute ein kleines Gefecht. Die englische Kavallerie schien erst mehr vor zu haben. Buller wird wohl versuchen, über Amersfoort und Ermelo zu Roberts zu stoßen.

Den 28. Juli. Die Engländer gaben einige Kanonenschüsse ab. General Christian Botha ist fortgeritten, um das Vryheid- und Utrecht-Kommando aufzubieten und mit ihnen den Engländern bei der Bahnstation Ingogo in Natal in den Rücken zu fallen. Es ist jetzt die Hauptaufgabe der Buren, den Engländern im Rücken die Bahnverbindungen abzuschneiden. Wird das planmäßig durchgeführt, dann kann die jetzt so weit in Feindesland vorgeschobene englische Armee sich dort schlechter halten und muß zurück. Was das Fehlen einer Bahnverbindung im Rücken für die Engländer ausmacht, habe ich am besten in Bloemfontein an den verhungerten Engländern und ihren abgemagerten Tieren gesehen. Lord Roberts steht bereits bei Middelburg; er bewegt sich von Pretoria längs der Delagoabai-Bahnlinie.

Ein alter Patient erzählte mir heute, daß er mit neun Brüdern im Felde stehe.

Den 30. Juli. In Amersfoort requirierte ich ein Viertel Sack Zucker, ein Halb Sack Kaffeebohnen, eine Kiste Kerzen, 22 Stangen Seife, ein Groß Zündhölzer, zwei Paar Schuhe, ein Halb Sack bunte Bohnen erhielt ich auf Kauf zu. Diese Freigebigkeit erklärte sich damit, daß die Bohnen, wie sich später herausstellte, absolut nicht zu gebrauchen waren. Obwohl sie einige Zeit in kaltem Wasser standen, zwei Tage auf dem Feuer waren, und obwohl dem Regenwasser noch eine gute Portion doppelt kohlensaures Natron zugesetzt war, blieben sie hart und ungenießbar, nicht nur die Weißen, auch die Kaffern und die Pferde verschmähten sie, selbst die Maultiere ließen den Mund davon.

Um Sachen, die ich sonst noch nötig hatte, die aber in Amersfoort nicht mehr zu erhalten waren, schickte ich ein Heliogramm nach Ermelo.

Sehr fatal, daß unsere Artilleriemunition so knapp ist. Wir wurden heute wieder mit einem kolossalen Artilleriefeuer überschüttet. Gut, daß wir so wenige sind. Ein einziges Pferd tot, das ist unser ganzer Verlust.

Den 31. Juli. Auch Pferde werden chirurgisch behandelt. So extrahierte ich heute z. B. einem Pferde eine plattgedrückte in dem Knochen festsitzende Lee-Metford-Kugel. Einem Bur Stahlsplitter aus dem Auge gezogen. Hatte sich wieder einmal selbst verletzt.

Den 1. August. Wichmann kam als Patient; er war gestürzt, erlitt einen Rippenbruch, tut aber seinen Dienst weiter.

Den 2. August. Einer meiner Patienten erzählt mir heute von einem großen Trekk, den er vor etlichen Jahren mit seinem Vater gemacht habe. Von Swasi-Land waren sie über Johannesburg, durch Betschuanen-Land, Damarra-Land nach Swakopmund in Deutsch-Südwest-Afrika gezogen. Der Trekk hatte einundeinhalb Jahr in Anspruch genommen. Außer Mehl, Salz, Zucker, Kaffee und Tabak hatten sie keine Lebensmittel mit sich geführt, Fleisch erbeuteten sie sich auf der Jagd. In böser Erinnerung standen noch die Tage des sog. „dorst trekk“,

Tage, an denen sie im Betschuanen-Land kein Wasser antrafen. Lediglich auf die Kunde — und das klingt wie ein Märchen — daß in westlicher Richtung schönes Land anzutreffen sei, habe sich sein Vater auf den Trekk dorthin begeben, sagt er mir. In Swakopmund sei sein Vater an einer Darmkrankheit gestorben. Er hat sich dann mit Frachtfahren von Mossamedy aus in Portugiesisch-West-Afrika viel Geld verdient, hat darauf zu guterletzt Wagen und Zugochsen verkauft und ist mit viel Geld zu Schiff über Kapstadt heimgekehrt.

Aus Europa wird berichtet, daß der König von Italien ermordet sei. Reimers überraschte mich mit der erfreulichen Tatsache, daß er meine Uhr wieder in Gang gebracht hat. Seit März stand sie. Für Pulszählungen konnte ich mir leihweise meistens eine Uhr verschaffen.

Den 3. August. Schon sieht man unter dem dürren Gras hier und da einzelne grüne Grashalme. Heute wurden wir wieder einmal angeführt. Neulich ist es vorgekommen, daß man eine Rinderherde für Engländer angesehen, wir waren alsbald ausgerückt. Diesmal machten die Wakkerstroomer blinden Lärm, indem sie zwei englische Bomben, die nicht krepiert waren, explodieren ließen. Wir dachten, die Engländer schöffen und die Artillerie spannte ein. Noch immer verschwinden Leute vom Kommando. Bei Machadodorp erwartet man eine große Schlacht. Dort kostet der Sack Mais 17,6 sch, hier 13,6.

(Brief.) Den 3. August 1900. In der Front bei Amersfoort gegenüber der englischen Front bei Paardekopp.

Es besteht die Gefahr, daß wir in nächster Zeit durch die Engländer gänzlich vom Postverkehr abgeschnitten werden. Möglicherweise geht morgen noch von Amersfoort Post ab. Ob dieselbe aber noch nach Machadodorp durchkommt, ist fraglich. Die Regierung hat Machadodorp bereits geräumt und sich nach Waterwallunder zurückgezogen. Die Engländer streben jetzt mit allen Mitteln, die Delagoabai-Bahn bis Komati-Poort in ihre Hände zu bekommen. Die Sache der Buren steht schlecht, und

deshalb ist es möglich, daß der Krieg bald sein Ende erreichen wird. Das Terrain, das die Engländer noch okkupieren müssen, ist allerdings sehr schwierig. Die Buren vertrauen darauf, daß die Engländer dort mit ihren schweren Geschützen, namentlich den großen Schiffsgeschützen nicht manövrieren können. Meiner Ansicht nach ist es nicht so sehr die Übermacht der englischen Truppen, sondern die Übermacht an Artillerie, was für die Buren verhängnisvoll werden kann. Außer den vier Lang Toms, die noch in Machadodorp stehen sollen, haben die Buren nur Feldgeschütze, und von diesen sind die französischen Creusot-Kanonen häufig reparaturbedürftig. Das Schlimme aber ist, daß die Munition allmählich ausgeht.

Nach Ankunft dieses Briefes bitte ich alle für mich bestimmten Sendungen an das deutsche Konsulat nach Lourenço-Marquez gehen zu lassen. Dann wird nichts verloren gehen. — Eine Übersicht über alle Kriegsschauplätze zu geben ist mir nicht möglich; dafür sind die Verbindungen zu schlecht.

In den letzten Tagen fielen mir einige Nummern deutscher Zeitungen in die Hände; da ist Wahrheit und Dichtung über den Burenkrieg; aber die Dichtung scheint zu überwiegen. Tolles Zeug las ich z. B. in einer Schweizer Zeitung von einem gewissen Dr., der über das Ambulanzwesen usw. berichtete. Diesen Dr. sah ich im Freistaat, jedoch ohne mit ihm bekannt zu werden. Derselbe hatte sich für einen Professor ausgegeben; später mäßigte er sich etwas und stellte sich als einen Privatdozenten vor. Er erstattete von K. aus seine „Berichte", ohne bis dahin jemals in der Front gewesen zu sein. Er berichtete als Augenzeuge über Schlachten und über Verletzungen, die vorgekommen sein sollten, obwohl er erst längere Zeit nach den betreffenden Schlachten in Transvaal angekommen war. Ausländer treiben sich hier herum, tun und sehen womöglich nichts und konstruieren Berichte, als hätten sie dies oder jenes ausgeführt, oder wären wenigstens Augenzeugen wichtiger Ereignisse gewesen. — Ich sitze im Zelt. Meinen Schreibtisch bilden drei aufeinandergestellte Holzkisten. Um das Zelt zu erwärmen, brennen drei Kerzen;

an Kerzen haben wir noch großen Vorrat. Wir haben auch eine Menge Seife, Kaffern sind auch da, so habe ich jetzt wenigstens die Annehmlichkeit, jederzeit frische Wäsche zu haben.

Den 5. August. General Botha kehrte heute von mehrtägigem Patrouillenritt nach Amersfoort zurück. Da er sich krank fühlte, bat er mich zu sich. Ich empfahl ihm, sich für einige Tage ins Bett zu legen, er fürchtet aber, daß die Engländer uns hier nicht lange mehr in Ruhe lassen werden. Niemals sprach Christ Botha sich mir gegenüber so hoffnungslos über den Endausgang des Krieges aus wie heute.

Unterwegs nahm Botha einen Leutnant und neun Mann gefangen, zugleich erbeutete er einen Wagen mit ganz vorzüglicher Maultierbespannung. Wie ganz anders sehen diese Tiere aus im Vergleich zu unsern räudigen Kanonenmäulern.

Der gefangene Leutnant behauptete, vor dem Einfall der Buren in Natal sei halb England gegen den Krieg und mit seinen Sympathien auf seiten der Buren gewesen. Welcher vernünftige Mensch wird sich heute auf Sympathien verlassen. Die reale Bedeutungslosigkeit der Sympathien sieht man ja in diesem Kriege, in welchem Europas Nationen und Amerika mit den Buren sympathisieren — den Buren aber bis jetzt noch nicht zu einem Frieden verholfen haben. In Gegenwart der Engländer unterhielt sich die Amersfoort-Gesellschaft — der Deutsche stimmte mit ein — über die Feigheit und Schlechtigkeit der Buren. Daß es unter den Buren viele Feiglinge gibt, ist sicher. Unter welcher Nation gibt es die nicht, und hier droht dem Feigling nicht die Kugel eines Kameraden, wie in einer disziplinierten Armee.

Dieses schreibe ich auf meinem Lager liegend. Reimers schläft schon; es ist gleich Mitternacht. Draußen heller Mondschein. Am Wagen sind Maultiere und Schlachtschafe angebunden, um die Pferde nachts festzumachen, ist es zu kalt, sie sind „gespannt", d. h. mit einem Riemen sind die beiden Vorderbeine oberhalb der Fesseln zusammengebunden, so hopsen sie draußen umher, sich ihr kärgliches Futter zu suchen.

Den 7. Auguſt. Schon frühmorgens kommen viele Buren zu mir, um für „onbequaam voor commando dienst“ oder für urlaubsbedürftig erklärt zu werden. Nichts davon!

Advokat Siegfried reitet mit Rapport an General Botha bei mir vorüber: „Engliſche Infanterie rückt aus drei Richtungen an, vor und zwiſchen den Infanteriemaſſen viel Reiterei.“ Nahm in Bothas Nähe Aufſtellung und ſah von dem Koptje aus deutlich das Gefecht ſich entſpinnen. Hageldicht gingen die engliſchen Artilleriegeſchoſſe nieder. Mit breiter Front rückte die engliſche Infanterie an, beim Ausſchwärmen zu unabſehbarer Breite ſich ausdehnend, etwa drei Schritt war die Diſtanz von Mann zu Mann.

Die Engländer kommen ſprungweiſe näher, laufen einige Schritte vor, werfen ſich nieder ins Gras und ſchießen. Wie ſie über den vorliegenden Hügelrand herüber ſind, taucht hinter ihnen noch eine zweite Schützenlinie auf. Eine Gewehrkugel pfeift mir dicht am Kopf vorbei, ſonſt platzen Schrapnells in der Luft oder krepieren mit Getöſe, Schrapnells mit Zeit- oder Aufſchlagzünder, je nachdem. Es iſt ein Säen mit Artilleriegeſchoſſen vor der Infanterie her; unter dieſem Schutz kann die Infanterie geſichert vorrücken.

Ab und zu ſtoppt die Infanterie, das Artilleriefeuer ſchweigt, aber nur ſo lange, bis daß die Geſchütze weiter vorgeſchoben ſind und eine neue Gefechtsſtellung eingenommen haben. Dann plötzlich bricht das Geſchützfeuer wieder los, die Geſchoſſe gehen ſchon viel weiter in unſere Stellungen ein und unter der Flugbahn der ſie ſchützenden Geſchoſſe geht die Infanterie ſprungweiſe vor. Wenn wir doch nur ein einziges Mal unter den gleichen Bedingungen mit den Engländern fechten könnten!

Mitten im Gefecht werde ich zu Verwundeten nach Amersfoort gerufen. Alſo im Galopp dorthin. Die Sonne ſteht noch hoch, das Gefecht dauert alſo noch lang; wenn die Engländer wollen, können ſie bis Abend in Amersfoort ſein. Was Buller mit ſechswöchigen Scharmützeln und Gefechten verſuchte, heute wird es ihm gelingen.

Als ich nach den Verwundeten gesehen, nur einen fand ich vor, ritt ich ins Gefecht zurück. Schon kommt unsere Artillerie zurück, ich reite noch weiter vor, aber vorne sind keine Buren mehr und neben und fast unter mir, unaufhaltsam schlagen die kleinen Granaten aus dem Nordenfeld Maxim ein, wo so eine Granate krepiert, fängt das Gras Feuer, bald brennt das ganze Feld. Schnellstens zurück ist die einzige Losung und in der Luft über mir platzen die Schrapnells. Zwischen den Engländern und uns nahe bei Amersfoort läuft eine lange Hügelkette, sie diente uns als letzte Position. Jetzt ist sie nicht mehr zu halten, so weit man sehen kann, wird sie von einem Regen von Artilleriegeschossen zugedeckt, auch dann noch, als schon lange kein Bur mehr da ist.

Wer soll die Engländer hindern? Ich täusche mich nicht über die Zahl unserer Kämpfer. Der gewaltigen Truppenmasse der Engländer stehen kaum 200 Buren entgegen. Es könnten mehr sein, aber wie viele haben sich gedrückt! Das Ermelo-Kommando auf unserm linken Flügel hatte sich gleich auf der andern Seite von Amersfoort in die Berge zurückgezogen und nahm nicht am Gefecht teil.

Ich hatte inzwischen meine vor dem Orte wartende Ambulanz nach Amersfoort hineingenommen; übernahm dort die Verwundeten der Schweizer Ambulanz. In Amersfoort alles in Aufregung. Die letzten Buren sprengen durch den Ort, hier und da sieht man sie noch verweilen, um von Frau und Kind Abschied zu nehmen. Den Zügel des Pferdes im Arm, den Blick gegen die Engländer gerichtet. Grade trifft die Postkarre von Machadodorp ein, auf sie stürzt sich das Gesindel, das im Dorf zurückbleibt. Zum Glück kommt da noch ein Ochsenwagen mit Munition, auf dem Wagen bringe ich noch einen Schwerverwundeten unter, dann aber geht es fort, auch die Ochsen können traben.

Schon muß die englische Artillerie näher herangezogen sein, die Geschosse fliegen über den Ort dahin oder krepieren in der Luft. — Laut aufkreischen die in Amersfoort zurück-

gebliebenen Frauen und Kinder, sind bald nicht mehr zu sehen, haben sich wohl alle in die Häuser zurückgezogen. Jetzt ist auch sicher keiner mehr im Dorf, der sich nicht fangen lassen will. Meine Gedanken sind nur damit beschäftigt voraus zu kommen. Immer abschüssiger wird der Weg, viele große Steine liegen im Weg, so überholt der zugsichere Ochsenwagen meinen Maultierwagen. Beide Wagen kommen glücklich durch den Spruit, jetzt aber wird der Weg steil und plötzlich können die Maultiere den Ambulanzwagen nicht mehr aus der Stelle bringen. Reimers und ein junger deutscher Kämpfer, Rheinländer von Geburt, ziehen ihren Pferden den Sattel herunter. Glücklicherweise liegt auch ein Paar Zeuge auf dem Wagen, vor den Maultieren werden die beiden Pferde angespannt; ich selbst und Buren in der Nähe greifen in die Räder, und glücklich überwindet der Wagen das Hindernis.

Hart am Wege hat Leutnant von Wichmann mit seiner Artillerie Aufstellung genommen. Wie ein wütender Bär bäumt sich unsere Kruppsche Haubitze, wenn sie ihren Schuß abgibt.

Als meine Ambulanz die Artillerieaufstellung passiert, hält diese einige Zeit inne; am Ambulanzwagen flattert die Rote Kreuz-Flagge, hinterher könnten die Engländer sagen, was sie schon so geflissentlich in ihren Zeitungen verbreiteten, wovon ich aber nie etwas gesehen, wir hätten unter dem Schutz des Roten Kreuzes gefochten. Damit die Flagge auf dem abfallenden Gelände bald aus Sicht kommt, lasse ich jagen, was die Riemen halten wollen.

Rauchgeschwärzt, mit dem Feldstecher vor den Augen, steht Wichmann neben seinen Geschützen. Bewundernswert die Bravour dieser beiden deutschen Offiziere der Transvaal-Staatsartillerie, von Wichmann und Leutnant Grothaus. Munition so knapp; nur wenige kleine Feldgeschütze gegenüber einer erdrückenden Übermacht an Artillerie und den viel weiter tragenden Geschützen der Engländer. Und wie sieht die Bespannung aus, jetzt im Winter, magere störrische Maultiere, alle haben die Räude, sehen scheußlich aus; zerrissene, auf alle mögliche Weise

geflickte Geschirre. Und doch halten die deutschen Offiziere in der gewagten Stellung aus bis aufs letzte, auch ohne daß Bedeckung da ist. Und noch kein einziges Geschütz ist ihnen verloren gegangen. — In den ganzen Gefechten während der letzten sechs Wochen hatten wir nur vier Tote. Jeder Irrtum in dieser Beziehung ist ausgeschlossen.

In der Nähe des Wakkerstroom-Lagers spannte ich an einem Spruit aus. In Fischkonservendosen und Kochtöpfen wurden die Instrumente sterilisiert, Wasser zum Anmachen von Sublimat und anderen Lösungen auf Feuer gestellt. Dieser und jener leuchtete mit dem Kerzenstumpf, während ich die Verwundeten untersuchte und verband. Hilfe kann ich immer finden, Teilnehmende und Neugierige gibt es immer genug, „um'n bitjet na de gewonde mensche te gaan kyk," „um ein wenig nach den Verwundeten zu sehen."

Einer, der nach dem Loch in der Kleidung an gefährlicher Stelle verwundet sein mußte, hatte nur eine verfärbte Druckstelle gerade über der Wirbelsäule. Durch eine dicke Winterjacke war die Kugel noch durchgedrungen, die Haut selbst zeigte keine Wunde. Beim Lüften des Hemdes rollte mir die kirschgroße Schrapnellkugel in die Hand.

Den 8. August. Kam gerade zu einem Schwerverwundeten, als man Kost hineintrug, damit der „arme Verwundete" sich stärken könne. Mit das Beste, was der Arzt bei Bauchschußverwundeten tun kann, ist: verhüten, daß man ihm zu essen und zu trinken gibt. Ihre Hilfsbereitschaft konnte die englische Farmersfamilie auf andere Weise betätigen. Der Verwundete wurde auf ein schneeweißes Bett gelegt, so wie ich es schon lange nicht mehr gesehen, geschweige benutzt hatte. Das Aussehen des Patienten war schlecht. Bei jedem Bauchschuß von vornherein an eine Laparatomie denken zu wollen, wäre Torheit. Innerlich bekam der Patient deutsche Tannin-Opiumtabletten aus der Berliner Oranienapotheke, über den Leib hängte ich einen englischen Futtersack mit kaltem Wasser auf. Ruhe war die Haupt-

sache. Nur der Patrouille, bei der er gefochten, mochte ich es nicht wehren, vielleicht das letzte Mal ihren Kameraden zu sehen. Er selbst wußte, wie gefährlich es um ihn stand. Beim Abschied sagte er seinen Kameraden „für Transvaal bis zum Tode des letzten Mannes zu fechten". Da ich annehmen mußte, daß wohl bald die Engländer hier sein würden, ließ ich für sie einen Brief zurück, den Kranken in Ruhe zu lassen und ihn nicht zu transportieren. (Die Engländer waren so human und haben ihn in Ruhe gelassen, wie ich später erfuhr.) Während die Frau des Hauses sich in liebenswürdigster Weise meines Rockes annahm und daran herumflickte, nahm ich in schmutzigen zerrissenen Hemdärmeln mit den Damen des Hauses an einer komfortablen und eleganten Frühstückstafel Platz, bis es geraten schien, wegen der Nähe der Engländer aufzubrechen.

Den 9. August. Wir sind auf dem Trekk. Mitten im Vaalfluß bleibt mein Wagen stecken. Immer wieder werden die armen Tiere angetrieben; aber es geht nicht. Da kommt ein Bur eiligst daher gesprengt, um schleunigst den Doktor zu holen. Einem Schwerverwundeten sei das Blut „nur so" aus dem Munde gestürzt. So wie ich bin, muß ich in den Fluß hineinwaten, um an meinen Medizinkasten zu kommen, gleich darnach bis an die Hüften durchnäßt sitze ich im Sattel und im sausenden Galopp geht es zurück. Vor uns steht das Feld in Brand, mitten durch das Grasfeuer müssen wir; wo das Feuer am dünnsten brennt, galoppieren wir durch, kaum scheuen die Pferde.

Auf einem Wagen kommt mir schon der Verwundete entgegengefahren, er ist totenbleich; Blut steht vor Mund und Nase, hinter ihm sitzt ein Mann und stützt den Kopf. Engländer sind hinterdrein, da gibt es kein Aufhalten. Mit dem Wagen reite ich wieder den Weg zurück, den ich gekommen. Ängstlich sehe ich auf den Patienten. Wird er wohl so lange leben, bis wir zu der schützenden Deckung kommen, noch eine Strecke voraus? Endlich hinter dem Randje, einem Bergrand, haben wir einen Vorsprung gewonnen, ich lasse halten. Der Verwundete hat zwei Schüsse, beide durch die rechte Brust. Das Aussehen ist

leichenblaß, der Puls kaum noch zu fühlen, von Blut sind die Kleider durchtränkt.

Den ersten Schuß hatte er erhalten, da wendet er sich um, und im selben Augenblick bekommt er den zweiten Schuß, dieses Mal von hinten durch die Brust. Dieser letzte Schuß war der gefährlichere, hatte offenbar ein größeres Blutgefäß in der Lunge getroffen. Vorläufig reichte die Zeit nur zu einem Notverband, die Blutung hatte aufgehört, dann ging es weiter zum Lager, zur Ambulanz. Am andern Ufer des Vaalflusses hatten wir ausgespannt, auch mein Wagen war losgekommen. Zum Glück war im Wagen alles trocken geblieben. Der Verwundete wurde auf eine Matratze gelegt, einer von den Kleidersäcken diente als Kopf- und Rückenstütze, und über den im Sonnenbrand Daliegenden errichtete ich das Ambulanzzelt.

Von allen Seiten aus dem Lager kommen sie herbei, vom Schrecken gebannt bleiben sie stehen, sie hören das beängstigende, rasselnde, schlürfende Geräusch der Lunge. Ruhe ist auch hier vonnöten. Schwer hält es, den Besuch zurückzuhalten. Nur den Bruder lasse ich die Nacht als Wache da. Ich schlafe im Zelte nebenan, höre noch lange das röchelnde Atmen.

Den 10. August. Direkte Lebensgefahr besteht zurzeit für den Patienten nicht. Eine Blutung ist nicht wieder aufgetreten, was er aushustet, ist wenig blutig. Voraussichtlich werden wir tagaus tagein trekken, einer ungewissen Zukunft entgegen. So im Feld ist es unmöglich, den Patienten mit herumzuführen. Ich schlage daher dem General vor, ihn nach Ermelo ins Hospital zu schaffen. Ich liefere den Patienten auf diese Weise allerdings den Engländern aus, denn, ohne Widerstand zu finden, werden die Engländer voraussichtlich schon in zwei Tagen in Ermelo sein. Aber das Leben steht auf dem Spiel. Ohne weiteres wird mein Vorschlag akzeptiert und mein Pfleger zieht mit dem Verwundeten nach Ermelo ab. Ich selbst jetzt ohne Obdach, quartiere mich für die Zeit bei der Artillerie ein. Wir trekken, die Engländer kommen uns nicht nach. Wozu auch? Sie haben bequemen Weg, ziehen auf dem Gouver-

nementsweg Amersfoort-Ermelo, haben von uns nichts zu leiden. Unsere Kommandos sollten jetzt versuchen, unbemerkt hinter die von Amersfoort auf Ermelo zu marschierenden Engländer zu kommen, um dann im Rücken zu operieren. Es käme nun viel darauf an, daß die Engländer diese Marschänderung nicht bemerkten. Doch schon wieder spielt uns die Disziplinlosigkeit einen schlimmen Streich. Die kostbare Munition verwendete man zu einer Jagd auf Blaßblöcke, eine Art von Antilopen. Es ging eine Schießerei los, als wenn wir mitten im Gefechte wären.

Den 11. August. Dr. Juriaanssen gebeten, nach Möglichkeit bei einer Zentralstelle — wenn es die noch geben sollte — Medizin und Verbandszeug für mich zu requirieren.

Den 12. August. Mein Ambulanzwagen kehrte von Ermelo zurück; brachte frischen Proviant mit.

Den 13. August. So auf dem Trekk, jeden Abend wo anders, mache ich für die Nacht Maultiere und Pferde am Wagen fest. Früh am Morgen werden sie losgelassen, sich ihr Futter zu suchen. Gestern abend als die Tiere festgemacht werden sollten, fehlten zwei Tiere, ein Pferd und ein Maultier. Bis Mitternacht suchten wir, fanden aber die Verlorenen nicht. Heute morgen, ehe noch die Sonne aufging, schickte ich meine Kaffern auf die Suche. Endlich fanden sich die Verlorenen in dem Stall einer benachbarten Farm. Alle Farmen oder Plätze haben ihren besonderen Namen, dieser hieß Calcoenkrantz. Kalkunen sind Truthühner, sie kommen hier wild vor, nisten hauptsächlich in Felswänden. Auf der Farm hörte ich, daß es dem Bauchschußverletzten von neulich gut geht. Heute kurierte ich einem Holländer unter vieler körperlicher Anstrengung sein Pferd; es litt furchtbar unter Koliken. Mit einem Klistier war nichts zu wollen; da mußte das Pferd, das schon gar nicht mehr auf die Beine kann, alle Augenblick von der einen auf die andere Seite gerollt und dabei regelrecht ausgemistet werden; daß das am schonendsten mit dem entblößten Vorderarm geschah, bemerke ich nebenbei.

Abends war der Gaul so weit hergestellt, daß er seinem Besitzer davonlief und nie wieder gesehen wurde.

Den 15. August. Passierten gestern in der Nähe von Wakkerstroom einen ehemaligen englischen Lagerplatz. Gieriger können die Hyänen ein Schlachtfeld nicht absuchen, als wie jetzt die Buren die verlassenen englischen Lagerplätze revidieren. Besonders eifrig wird auf Hufnägel gefahndet. Sie sind eigentlich der erste wichtige Artikel, der uns völlig ausgegangen ist.

So starkhufig sind ja leider auch die Burenpferde nicht, daß sie Hufeisen entbehren können, und haben wir keine mit Steinen gepflasterte Straßen, so nützt sich auf dem ausgetrockneten, harten Feldboden namentlich zur Winterszeit der Huf ebenso stark ab.

Es kommt uns sehr zugute, daß die Engländer so verschwenderisch mit ihrer Gewehrmunition umgehen. Patronen werden auf den Lagerplätzen reichlich gefunden. Es sind zwar Lee-Metford-Patronen, mancher Bur spart aber gerne seine Mausermunition und schießt inzwischen mit einem erbeuteten Lee-Metford-Gewehr. Auch sonst liefern die Lagerplätze manches, was für uns von Wert ist. Nur gut, daß die Engländer das nicht wissen.

In einem alten Kirchengebäude in Wakkerstrom kampierte der russische Offizier Prohwosky mit einer Abteilung Freiwilliger. Der Russe hat es verstanden, sich bei den Buren populär zu machen. Überall hört man von dem „oud russisch Kaptein" alten russischen Kapitän, dabei ist er aber erst 27 Jahre alt. „Oud" ist bei den Buren ein Epitheton, das gelegentlich auch schon dem Säugling beigelegt wird: „oud kleentje" altes Kleines.

Die Burensprache ist dem Russen absolut nicht geläufig, um so komischer wirken einige burische Kraftausdrücke, die er sich im Laufe der Zeit angeeignet hat. „Ons khaki banje storm en lekker doad skiet" „Wir Khaki tüchtig stürmen und dann lekker totschießen" u. s. w.

Er kam mit einer Abteilung Freiwilliger, die sich ihm aus freiem Stück angeschlossen hatten, aus Natal zurück. In

der Nähe von New-Caſtle hatte er an vier Stellen die Bahnlinie geſprengt und die Telegraphendrähte zerſchnitten. Nach dem Zeltlager zu urteilen können in New-Caſtle etwa 2000 Engländer liegen.

Die verlaſſenen Häuſer in Amersfoort wurden von den Engländern zerſtört. Manchen Buren ſcheint das profan, daß die Engländer die Kirchenbänke als Feuerungsmaterial benutzten. Es iſt aber den Engländern durchaus nicht übel zu nehmen, denn ſonſt gibt es da kein Brennmaterial; Kuhmiſt, der im Felde lag, iſt von uns aufgebraucht, in letzter Zeit bezahlte ich ſchon für einen Sack Kuhmiſt einen Schilling an die Kaffern.

Den Juden Treismann, der in Amersfoort zurückgeblieben und uns ſchon keine Zigaretten mehr verkaufen wollte, weil er die für die Engländer aufhob, ſollen engliſche Soldaten in ſeinem eigenen Winkel verhauen haben — und er war doch ein ſo fürtrefflicher Jingo!

Den Abend verbrachte ich in der Familie des Arztes in Wakkerſtroom, der zugleich Diſtriktsarzt für den gleichnamigen Diſtrikt iſt. Er und ſeine Frau ſtammen aus Irland, ſind aber ſchon lange in Südafrika. Die meiſten Irländer in Südafrika wollen nun im ganzen von Great-Britain nichts wiſſen. Abgeſehen von den großen Städten, iſt in Südafrika der Arzt ſein eigener Apotheker. Dr. Watt war auch bereit, mir einiges, was ich notwendig brauchte, aus ſeiner Apotheke abzuſtehen. Nachdem ich in behaglichem Raum, eine ruhig brennende Petroleumlampe auf dem Tiſch, im Kreiſe der Familie den Abend verbracht hatte, wurde ich mit einer Laterne durch die Winternacht zu meinem im Winde flatternden Zelt zurückbegleitet.

Den 16. Auguſt. Für die Kommandos wurde heute in der Kirche in Wakkerſtroom ein außerordentlicher Gottesdienſt abgehalten. Die Kirche war wohl bis auf den letzten Platz gefüllt. Nur Männer wohnten dem Gottesdienſt bei; angelehnt an die Bänke und in den Ecken ſtarrte es von Gewehren. Draußen am Gitter um die Kirche herum ſtand es voll von

aufgesattelten Pferden — ein ganz eigenartiges Bild. Auch für den Feind wurde in der Kirche gebetet.

Den 21. August. Vor vier Tagen setzten wir unsern Aufmarsch an die Natalgrenze fort; wir liegen zwischen den Orten Utrecht und Wakkerstroom. Unser Erfolg wird wesentlich davon abhängen, daß unsere Bewegung dem Feinde verborgen bleibt. Allenthalben geht man ja schon mit größerer Vorsicht zu Werke, aber selbst in einem immerhin nur kleinen Ort wie Wakkerstroom, weiß man nicht, wes Geistes Kinder die einzelnen sind.

Den 22. August. Vor Sonnenaufgang rückten die Kommandos nach Natal aus. Man will den Feind wieder auf eigenem Gebiet angreifen. Ein gutes Zeichen. In einem kleinen Gefecht, wo wir keine Verluste hatten, wurde u. a. ein Major vom XIII. Husarenregiment gefangen. Von Kommandant Oppermann erhielt der Major einen Schuß durch beide Kniee. Das Pferd unter ihm war auf der Stelle tot. Wie Oppermann an den hilflos daliegenden Major herankommt, sind dessen erste Worte, Oppermann möge ihm doch weiter nichts antun. Später äußerte der Major, daß im englischen Lager das Gerücht gehe, die Buren behandelten ihre Kriegsgefangenen schlecht. Das Gegenteil ist Wahrheit! Mit diesem Major hatte es seine besondere Bewandtnis. Das erste, was er tun mußte, war, Kommandant Oppermann um Entschuldigung dafür bitten, daß er eine unerlaubte Sorte Kugeln bei sich führe, aber gebraucht habe er sie nicht, fügte er hinzu. Es waren Revolver-Dum-Dum-Kugeln, von den 17 Patronen in seiner Patronentasche hatten sieben Stück Dum-Dum-Kugeln.

Gegen den verwundeten Feind handelt der Bur stets ritterlich, Kommandant Oppermann nahm sich des Verwundeten an. Unbehelligt sollte er zur englischen Ambulanz. Von den Revolverdumdums erhielt ich zwei Stück als corpora delicti.

Den 23. August. Mir wurde ein gestern gefangener Husarenleutnant gebracht; er hatte eine Kontusion des Oberschenkels erlitten, mit der es aber nichts weiter auf sich hatte. Ich lud ihn zum Tee ein. Während dessen streckten viele neu-

gierige Buren ihren Kopf ins Zelt, um „de Khaki te zien" (den Khaki zu sehen). Der Leutnant war erst seit zwei Monaten in Süd-Afrika, hatte sich von Durban, Ladysmith, Harrismith hierher bewegt. Beiläufig bemerkte er, daß er schon gedacht hätte, mit seinem Regiment nach China geschickt zu werden. Ich hätte gern von der Chinaexpedition, in die ja auch Deutschland verwickelt ist, gehört; doch er wußte nichts Näheres. Sollte England in China stärker engagiert werden, dann könnte der Krieg für die Buren doch noch günstig ablaufen, obwohl schon manche Buren mürbe geworden sind; viele glauben nicht mehr an den Sieg. Im Verlauf unserer Unterhaltung brachte der Engländer die Rede auf die Splittbullets (Dum-Dums). Er hatte sogar die Unverfrorenheit zu behaupten, die Buren schöffen sehr viel mit Dum-Dums. Ich nehme an, daß er nicht wußte, daß unter der Beute bei Dundee zu Beginn des Krieges den Buren eine Unmenge Kasten mit Lee-Meetford-Dum-Dums in die Hände fielen. — Ich besitze noch einen Karton mit der Aufschrift „soft nosed bullets", der vom Spionskopp stammt! Und noch jetzt werden die Engländer mit Dum-Dums in ihren Patronenbändern gefangen. Da die englischen Bandoliers in letzter Zeit vielfach unsere Munition ergänzen, kann man nicht verlangen, daß sie die Dum-Dums aussondern. Äußerst peinlich für den Leutnant, als ich ihm nach der Diskussion ein Exemplar von den Dum-Dums seines Majors vorzeigen konnte. So peinlich war ihm das, daß er wiederholt Anläufe machte, die kompromittierenden Geschosse, die Dum-Dums in seinen Besitz zu bringen. Vergebens.

Da der Leutnant noch nicht gegessen hatte, ließ ich ihm Fleisch am Spieß braten. Das war ihm etwas Ungewohntes, aber er versicherte mir, daß es ihm außerordentlich gut schmeckte. Ich will es ihm glauben.

Den 24. August. Der russische Offizier kommt mit einer Beute von 160 Ochsen heim.

Den 28. August. Am Morgen schweres Gewitter und ein sehr erwünschter, fast zweistündiger Regen. Sommersanfang.

„Nu docter zall het gras gauw grorei" (nun Doktor wird das Gras ſchnell wachſen). Ein kleines Scharmützel fand geſtern bei Großkop ſtatt. Auf Burenſeite keine Verluſte. Angeblich ſollen die engliſchen Ambulanzwagen Arbeit gehabt haben. Den Verluſt des Feindes bemißt man allgemein nach der Geſchäftigkeit, mit der die Ambulanzwagen herumfahren.

(Aus einem Brief an meine Mutter:)

Winkelhoek, den 3. Auguſt. Über den Endtermin des Krieges ſich auszulaſſen iſt zwecklos, aber ich denke doch nicht, daß der Krieg noch ein Jahr dauern wird. Die Entſcheidung wird nicht auf dem hieſigen Kriegsſchauplatz fallen, ſondern im Norden Transvaals, wohin ſich die Buren-Regierung bis zur letzten Möglichkeit zurückziehen wird. Die Hauptmacht der Engländer iſt bei Machadodorp konzentriert, wird alles aufbieten, um Ohm Paul und die Burenregierung zu faſſen. Es wird ihnen aber ſo leicht doch nicht gelingen. Die Poſitionen ſollen im Norden des Landes für die Buren beſonders günſtig ſein, und den Engländern wird es vor allen Dingen ſchwer werden, dort in dem alpinen Terrain mit ihren ſchweren Schiffsgeſchützen zurecht zu kommen. Die Regierung kann ſich noch weit nordwärts zurückziehen. Die Gegend dort iſt zwar ungeſund, aber das wird den Engländern jedenfalls fühlbarer werden als den Buren. General de Wet wird von den Engländern beſonders gefürchtet. Wenn die Engländer am Abend glauben, ihn geſtellt „feſtgekehrt" zu haben, ſo windet er ſich ſchon bei Nacht wieder aus der Umklammerung heraus und fällt nun ſeinerſeits die Engländer im Rücken an. Ein Huſarenoffizier, der in letzter Woche bei mir war, nannte de Wet einen „smart gentleman".

Die Lebensmittel werden knapp, beſonders knapp waren ſie in der letzten Zeit für die Pferde, und hat der Bur kein gutes „fettes" Pferd, ſo will er nicht fechten und entſchuldigt ſich mit ſeinem „alten mageren Pferd". Infanteriſten, oder wie dieſe von den Buren bezeichnet werden, „Fußgänger" ſind nicht bei unſeren Kommandos. Doch wir gehen jetzt der Regen-

zeit entgegen; dann soll es bald Gras vollauf geben; hoffentlich übertreibt der Bur nicht mit seinem „vollauf"; der Bur neigt zum Übertreiben, und nur so ist es mir möglich, daß ich mich rühmen kann, schon vielen „beinahe toten" Menschen „he was all amper heel te maal dood" (er war beinahe schon ganz tot) zum Leben verholfen zu haben, z. B. wenn ein schmerzender Zahn trotz Vitriol, mit dem die Zahnleidenden sich den Mund verbrannten, trotz Kafferndoktor und deren vielen seltsamsten Mitteln nicht besser geworden war, und ich den schlechten Zahn einfach entfernte.

Seit langer Zeit schon strengen die Engländer sich an, die Bahnlinie von Pretoria nach der Delagoabai zu okkupieren. Gelingt ihnen das, so können für uns von außen keine Lebensmittel mehr ins Land kommen, außerdem sind wir dann vom Weltpostverkehr abgeschnitten. Zurzeit spielt die Lebensmittelfrage für uns im Feld keine große Rolle; wir auf Kommando sind schon seit langem fast allein auf Fleisch angewiesen. Aber das gibt es genug, und wer will, kann Mais essen. Ich habe aber auch noch einen halben Sack Zucker, Mehl, Reis, Kaffee, etwas Salz, drei Wochen altes Brot und einen halben Sack Tabak auf dem Wagen, auch noch einige Fischkonserven, Sardinen und Hummer und Zitronenjam. In letzter Woche kam ich zu einer verlassenen Farm, da habe ich von Zitronen auf den Bäumen „buit gemaakt", habe sie mit Zucker und allem Möglichen aus der Apotheke eingekocht. Jetzt rühmt jeder den Jam, mehr als mir eigentlich lieb ist, besonders der russische Offizier, der Jam büchsenweise verzehrt. Ein andres Mal muß ich aber die Kerne herauslassen, sie machen den Jam stellenweise unangenehm bitter. — Mein Befinden ist ausgezeichnet, wer von Haus eine gute Konstitution mitbringt, kann ja auch kaum gesünder leben, immer im Freien, kräftiges Essen, fast jeden Tag im Sattel.

Der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht ist bedeutend. Gestern war es über Tag z. B. sehr heiß und heute am Morgen war eine Eisschicht auf dem Wasser.

Das einzige Gesundheitsschädliche in unserer Lebensweise ist der viele und starke Kaffee, den man so den Tag über trinkt. Außer bei den Mahlzeiten wird Kaffee getrunken, wenn man Besuch bekommt oder zu anderen ans Feuer tritt.

Als besondere Annehmlichkeit empfinde ich es, stets frischgewaschene Wäsche zu haben. Gleich heute morgen ist mein Junge wieder an den Fluß gegangen zum Waschen.

Meine Kaffern, die früher nur den Lendenschurz kannten, sonst nackend gingen, haben sich je länger, je mehr an die Kleidung der Weißen gewöhnt; sie tragen Kleider und werden in ihrer Kleidung immer nobler, sie bekommen die alten Kleider von ihrem Baas und setzen mit viel Geschick immer wieder einen neuen Lappen auf den alten, auf die Farbe kommt es ihnen nicht an. Das „Werken" mit den Kaffern geht vorzüglich. In der Behandlung, der noch „baren", solcher Kaffern nämlich, die nicht unter den Weißen aufgewachsen sind, folge ich dem Beispiel der Buren. Die Buren haben es verstanden, dem Schwarzen Respekt vor dem weißen Mann beizubringen. Vor Übergriffen, die sich der Kaffer gelegentlich dem Ausländer gegenüber erlaubt, hütet er sich wohl dem Buren gegenüber. Die Ausländer, denen das passiert, haben es selbst schuld, wegen ihrer läppischen Kameradie mit dem Schwarzen, die dann gelegentlich ganz in das Gegenteil, in ungerechte Behandlung, umschlägt. Etwas „Kafferntaal" (Kaffernsprache) habe ich mir auch angeeignet. Mein Leibboy Louis ist gelegentlich Dolmetsch. Er spricht außerdem Französisch und Englisch. Wenn er abends sich zur Ruhe in den Wagen zurückgezogen hat, pfeift er die Marseillaise. Er sorgt vor allen Dingen für seinen Baas und liebkost dessen Pferd, was der Kaffernkapitän nur tut, wenn er einen Kaffernkraal „gekeuft" hat, d. h. Kaffernbier getrunken hat, um dadurch über sein längeres Ausbleiben seinen Baas versöhnlich zu stimmen. Um meine Kleider und sonstigen Sachen brauche ich mich nicht zu kümmern, die hält Louis in bester Ordnung. Wenn diese dann wieder einmal durch den Baas zu sehr gestört ist, sieht er mich so verstohlen von der

Seite an, schüttelt den Kopf und fällt in ein lautes Gelächter: „Baas“ — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den 31. August. Morgens wurde ich zu einer kranken Burenfamilie gerufen. Das Haus, in dem die Familie wohnte, ist ein Haus aus Feldsteinen mit schräg abfallendem Dach aus Wellblech. Fast ausnahmslos sind die Häuser in Südafrika mit Wellblech gedeckt. Wellblech ist daher für Afrika ein bedeutsamer Importartikel. Angenehm ist das Dach aus Wellblech deshalb nicht, weil es in den Winternächten darunter sehr kalt und im afrikanischen Sommer unerträglich heiß ist, wie in einer Bleikammer. Die meisten Buren haben sich ihre Häuser selbst gebaut. Auch dieses Haus hatte der Sohn mit Hilfe von Kaffern selbst hergerichtet. Neben dem Haus liegen die Viehkraale, das sind von Mauern aus aufgeschichteten Feldsteinen eingefriedigte Höfe, in die bei Nacht das Vieh hineingetrieben wird, und in denen die jungen Pferde zum erstenmal eingefangen werden. Um das Haus zieht sich der Garten, der ebenfalls durch eine Mauer aus Feldsteinen eingefriedigt ist. Der am meisten verbreitete Obstbaum ist der Pfirsich, der steht jetzt, da der Sommer beginnt, in schönster Blüte.

Die Fenster in den Häusern sind durchgehends klein und primitiv. Holzfußboden hat erst in wenigen Häusern Eingang gefunden. Da Holzplanken fast nur über See eingeführt werden, stellt sich das Holz sehr teuer. Allgemein dient als Fußboden der bekannte Kuhmistboden. Jede Woche wird der Boden mit einem Kuhmistbrei überzogen und mit den flachen Händen poliert, ist dann glatt und schön wie die beste Dreschtenne. Die Nase merkt dem Fußboden seine Entstehung nicht an.

Die Diele ist meistens reichlich mit Tierfellen bedeckt, mit Fellen von wilden Tieren und sehr häufig mit Rinderfellen und namentlich Ziegen- und Schafpelzen.

Eine üble Angewohnheit der Buren ist, daß sie beim Rauchen viel ausspucken; das geht dann nicht in die Spucknäpfe, die ich noch nirgends gesehen habe, sondern da wird allen hygienischen und antiseptischen Forderungen zum Trotz immer

in die Felle hineingespuckt, trocknet darin ein — zum Glück wirbeln aber hinterher keine Tuberkelbazillen in der Luft herum, weil die Tuberkulose hier so äußerst selten vorkommt, was ich bei meiner umfassenden ärztlichen Tätigkeit aus Erfahrung sagen kann.

Das Haus hat mehrere getrennte Räume. Zum wenigsten eine „Zittkamer", die als Wohn-, Eß- und Empfangszimmer dient, mehrere Schlafkammern, eine Fremdenkammer — bei Reisen über Land ist man auf die Gastfreundschaft angewiesen — Vorratskammer und Küche.

Das Mobiliar der „Zittkamer" besteht gewöhnlich aus Tischen, Stühlen, Bänken und Wagenkisten. Schränke habe ich nur wenig angetroffen. Die Kisten sind traditionell wie bei uns die Truhen, entsprechen ja auch mehr dem Nomadenleben, das bis vor etwa 30 Jahren das Gewöhnliche war. Vielfach findet sich in den Häusern auch ein Harmonium oder Pianino, bisweilen auch beide Instrumente.

Stühle und Kisten ist häufig ererbter Hausrat, wird auch als solcher geachtet, sind meistens selbst verfertigt. Die Sitze auf Stühlen und Bänken sind meistens ein Geflecht von Ochsenriemen.

Dieses Haus ist noch etwas sehr primitiv. Man entschuldigte sich mir gegenüber damit, und den Grund hörte ich schon häufiger, daß man in den letzten Jahren, namentlich seit dem Jamesoneinfall zu bauen und besondere Anlagen zu machen sich gescheut hat, weil ein Krieg mit England in sicherer Aussicht gestanden hat. Überhaupt hat die drohende Kriegsgefahr, namentlich in Transvaal, in Städten wie Johannesburg sowohl wie auf dem platten Lande sich manchen Unternehmungen hindernd in den Weg gestellt.

Den 1. September. Heute war ein 67jähriger Patient, Botha vom Wakkerstroomkommando. Er sagte mir, er stehe mit 18 Söhnen im Felde. Außerdem hat der Alte noch zwei Schwiegersöhne unter den Kämpfern. — Mittags kamen drei Reiter angesprengt. Sie entpuppten sich als sehr hungrige Gäste, die meinen Zitronenjam lieben.

Den 2. September. Wir ziehen uns von der Natalgrenze zurück. In Wakkerſtroom wurde ausgeſpannt. Am Nachmittag ging ich in Wakkerſtroom in die Kirche der kapländiſchen Kaffernmiſſion; es waren bei dem Gottesdienſt etwa 80 Zulukaffern. Der Kafferngeſang wie die Zuluſprache überhaupt iſt beſonders klangvoll. Der Gottesdienſt wurde von dem Miſſionar, hier „Lehrer" genannt, in der Zuluſprache gehalten; von den Lauten verſtand ich nichts. Als am Schluß der alte Kaffer mit dem Teller herumging, waren bei denen, die den Teller vorbeigehen laſſen wollten, dieſelben Abwehrbewegungen zu beobachten wie bei uns, wenn der Klingelbeutel paſſieren ſoll. Die älteſten Täuflinge waren vom Jahre 1893. Nachher trank ich bei dem Miſſionar Kaffee. Er ſchenkte mir ein Wörter- und Phraſenbuch der Zuluſprache. — Der Landdroſt in Wakkerſtroom, mit dem ich zu tun hatte, machte mir als Deutſcher das Kompliment „de duitschers zyn knapp", das ſoll heißen „praktiſch". Geſtern ſchickten die Engländer eine Proklamation heraus, die folgende Drohungen enthalten haben ſoll:

1) Daß die Engländer alle Männer, auch die nicht unter Waffen wären oder geweſen wären, kriegsgefangen wegführen würden.

2) Daß diejenigen, die ſich mit ihren Waffen den Engländern übergeben hätten, ſpäter die Waffen aber wieder gegen ſie aufgenommen hätten, erſchoſſen würden, wenn ſie wiederum in engliſche Hände fielen.

Nur ſchade, daß die Proklamation nicht ſchon früher erſchien. Das Leben in der Gefangenſchaft iſt auch der Burenmemme ein Schrecken. So kann uns dieſe „proclamatic" noch von Nutzen werden.

Den 3. September. Der Wagen, den wir des Proviants wegen nach Baberton geſchickt, kommt zurück. Er iſt aufgehalten worden. Nur gut, daß Reimers zurückkommt. Immer mehr ſcheint ſich hinter meiner Unpäßlichkeit ein Anfall von Ruhr zu verbergen; dabei fiebernd im Sattel ſitzen und für alles ſorgen, ein hartes Angehen. Sollte die Abweſenheit meines

Küchenchefs mir auf den Magen geschlagen sein? Seit Reimers fort war, wurde der Küchenkaffer von niemanden kontrolliert und der Baas hat alles gegessen, was ihm vorgesetzt wurde. Die Tiere haben für die Nacht kein Futter gehabt, also weiter in die Dunkelheit, auf schwarzem Feld, hügelauf, hügelab, ohne Weg und Steg. Da, einen Abhang hinab, steht mein Wagen vor einem Spruit, ich reite rechts, ich reite links, eine Drift ist nicht zu finden. Nichts anderes bleibt mir jetzt, als auszuspannen, nur wenn es hell ist, kann ich hier weiterkommen. Ich muß Ruhe haben.

Den 4. September. Ich ritt herum, nach einem Menschen zu suchen, der mir sagen konnte, wo ich war, ich selbst wußte es nicht, so kam ich zu einer Farm und erkundigte mich dort. Ein Kind von vier Monaten lag dort krank. Vergorenes Maiswasser in einer schmutzigen Flasche, dann ein mit Pilzen besetzter Gummischlauch — nun, das verträgt nicht einmal der Magen eines Erwachsenen. Ganz gegen die allgemeine Gewohnheit, zum erstenmal, daß ich das hier sah, hatte die Mutter das Kind nicht selbst gestillt.

In der Nähe der Farm traf ich mit Kommandant Joubert zusammen. Ich ließ einspannen und stieß bei Bleeschpoort wieder zu den Kommandos.

Den 6. September. Um den Engländern zuvor zu kommen, die von der Bahnlinie sich trennend auf Baberton vorrücken, trekken wir in Richtung auf den Weg, der von Wakkerstroom nach Piet-Retief führt. Heute kampieren wir in der Nähe einer großen Farm nahe am Watervall. Der Eigentümer Frey ist der Sohn eines aus Deutschland ausgewanderten Deutschen, spricht und versteht aber kaum ein einziges deutsches Wort! 1872 war er aus der Kapkolonie hierher gekommen, damals war hier „nog geen klipp omgedrai" noch kein Stein umgedreht, jetzt hat Frey hier einen großen, stattlichen Besitz. Lange vier Fuß hohe Mauern ziehen sich rund herum um das große Gartengrundstück, in dessen Mitte die Wirtschaftsgebäude stehen. Längs der Mauern blühen zurzeit 941 Pfirsichbäume.

Den 7. September. Einige Burenabteilungen ſind nach Caſtrollhoogte abgegangen, um dort die Engländer zu erwarten. Abends kommt — ein wunderlicher Anblick! — eine Horde alter und junger, tanzender, ſpringender, ſchwatzender und brummender Kaffern mit langen Stöcken zu uns ins Lager. — Die Eingeborenentypen in den „Fliegenden“ ſind wirklich nicht übertrieben. Sind aus den umliegenden Kraalen zuſammengetrommelt, um Munition nach Caſtrollhoogte zu bringen. In alte Tücher, löcherige Säcke, die notdürftig geſtopft, wird jedem ſein Teil Munition zugemeſſen. Ein Kaffer prahlt damit, daß er ſchon bei Ladyſmith für die „Bure menſchen gewerkt“ habe, meint offenbar, damit Eindruck zu machen und ein leichteres Pack zum Tragen zu bekommen, aber pfiffig bemerkt der Bur jetzt dem Kaffern ſeinerſeits ſchmeichelnd: „Sieh, dann biſt du das gewohnt, ſieh hier,“ und bekommt erſt recht etwas aufgepackt. Widerrede gegen die Buren gibt es nicht und der Kaffer trollt ab.

Den 9. September. Das war heute eine merkwürdige Szene. Kommt da ein Bur zu mir mit Zahnſchmerzen. Eben habe ich ihm den Zahn gezogen, juſt iſt er fortgegangen, da wird er von unſeren Artilleriſten gepackt und mit 15 Sjambokſchlägen traktiert. Noch nie hatte ich Buren ſich ſchlagen ſehen, viel weniger eine ſo entehrende Strafe an einem Weißen vollziehen ſehen. Was iſt der Grund?

Der Bur iſt heute morgen mit der Meldung ins Lager gekommen, daß die Engländer im Anzuge ſeien. Sofort wurde das Lager alarmiert, nach allen Richtungen Abteilungen entſandt, aber mit den Engländern war es nichts. Da man auf dieſe Weiſe ganz unnütz ſeine Pferde angeſtrengt hatte, hatte der Bur den erwähnten Denkzettel entgegen zu nehmen.

Auf dem Trekk durch die deutschen Ansiedelungen Lüneburg und Bergen an die Zululandgrenze.

Die Engländer haben sich in südlicher Richtung auf Utrecht in Marsch gesetzt. Wir vertrekken nach Paul-Pietersdorp, um die Engländer in Schach zu halten. Nochmals mußten wir den hohen Watervall hinauf. Bei dem Staub und der Trockenheit des Weges ist unser Lager auf dem Trekk fast beständig in eine dichte Wolke gehüllt. In Deutschland macht man sich gar keinen Begriff, was alles ein Wagen hier aushalten muß, und wozu ein Ochsenwagen mit 12—18 Ochsen bespannt sein muß, lerne ich hier gründlich kennen. An steiler Furt passierten wir den Assagaifluß. Auf der einen Seite ging es eine steile felsige Böschung herunter. Trotzdem die Bremse so fest wie nur irgend möglich angedreht war, so kollerte der Wagen von einer Felsbank zur anderen herunter. Fast ebenso steil ging es hinauf. Hätte ich in den letzten Tagen nicht noch zwei Maultiere dazu bekommen und hätten die Buren nicht mit in die Räder gegriffen, so würde ich den Wagen nie wieder nach oben gebracht haben. Solche Weghinderniſſe nehmen das ganze Interesse der Buren in Anspruch, unaufgefordert wird dabei jedem auf das bereitwilligste geholfen.

Ohne Schaden war es indes nicht abgegangen, was an Töpfen, Bratpfannen und sonstigem unter dem Wagen festgemacht war, wurde elendiglich zerdrückt.

Drei Tage später fuhr ich an einer andern Stelle an einer Furt im Schlamm fest. Da ich allein war, hinter dem Lager zurückgeblieben, so konnte ich mir nicht anders helfen, als abzuladen und die Güter von meinen Kaffern durch die schlammige Pfütze auf das andere Ufer schleppen zu lassen. Das hätte ich nun aber nicht nötig gehabt, denn gerade als ich fertig war, wurden mir zwei Gespanne entgegengeschickt, die den leeren Wagen leicht herausbrachten. Da meine Tiere sich gründlichst abgearbeitet hatten, mußte ich gleich am andern Ufer ausspannen. Es war Mittagszeit und ich wollte gerade unter dem Wagen meinen Mittagsschlaf halten, da kommt der Kaffer

gelaufen und meldet, daß mein Pferd im Schlamm feststitzt. Sofort war ich da und sah, wie es sich immer tiefer einbuddelte, die Augen rollte und stöhnte und sich nicht helfen konnte. An Riemen um Hals und Schweif bekam ich mit Hilfe meiner Kaffern das Pferd glücklich wieder heraus.

Nachmittags kam ich in die Nähe der Farm Stapelberg, wo man schon lange nach dem Doktor ausgeschaut hatte.

Wie in so vielen Burenhäusern, so hing auch hier ein Familienstammbaum an der Wand, und zwar der Stammbaum der Frau, ihre Familie stammte ursprünglich aus Hessen, der Name war Ries.

In den heutigen Buren steckt nach meiner Beobachtung und Erfahrung viel deutsches Blut. Soweit ich das beurteilen kann, übertrifft die Zahl der Buren deutscher Abstammung wesentlich die derjenigen, die ihre Herkunft von den Hugenotten herleiten. Die französischen Abkömmlinge sind leicht an ihren Namen kenntlich, du Preez, du Busson, la Grange, le Roux, Rousseau, Malherbe, de Villiers u. s. w.

Die deutschen Namen sind vielfach verholländert, so daß man ihnen nicht immer den deutschen Ursprung auf der Stelle ansehen kann, außerdem gehen die stammverwandten deutschen und holländischen Namen ineinander über. Ich sah mir einmal das Geschlechtsregister der alten südafrikanischen Familien durch. Die Geschlechter sind da auf die Zeit der Einwanderung in die Kapkolonie zurückgeführt unter Angabe des Auswanderungsortes. Ich fand, daß die Einwanderung aus Deutschland nicht so sehr hinter den aus Holland Eingewanderten zurückblieb, und interessant ist es, daß die Einwanderung nicht nur aus Norddeutschland, sondern sehr viel aus Mittel- und Süddeutschland erfolgt ist. Norddeutsche sind vielfach als Schiffbrüchige oder als Deserteure von Schiffen in Südafrika hängen geblieben. So zeigt denn die Begeisterung der Deutschen für die Burensache, daß „Blut dicker ist als Wasser".

Als ich am nächsten Tage mit meiner Ambulanz aufbrach, überbrachte mir eine Tochter von der Farm eine zehn Pfund

Rolle delikaten Tabak zum Lohn für meine Mühe. Die Tochter war so klein, daß sie die Rolle selbst nicht tragen konnte, ein Kaffer folgte ihr daher und trug sie, aber mit den Allüren einer Herrin überreichte sie mir den Tabak persönlich.

Nicht lange war ich getrekkt, so kam ich in das Gebiet rein deutscher Ansiedelungen, die sich mit den Orten Lüneburg und Bergen etwa vier Reitstunden an Ausdehnung hinziehen. Diese nach den gleichnamigen Orten in der Lüneburger Heide benannten Ansiedelungen sind von Deutschen bewohnt, die während der fünfziger Jahre von der Hermannsburger Mission in Hannover ausgeschickt mit dem Missionsschiff „Candace" in Südafrika landeten.

Größtenteils kamen sie als Kolonisten heraus, jeder von ihnen — das hat der Begründer des Missionswerkes von Anfang an im Sinne gehabt — verstand ein besonderes Handwerk, und in der ehemaligen Wildnis haben diese Deutschen eine große Kulturarbeit geleistet. Ich habe schon ein gut Teil von Südafrika gesehen, aber solch schöne Farmen habe ich bisher in Südafrika noch nicht angetroffen. Schon von weitem zeichnen sie sich durch prächtige Baumpflanzungen aus. Grund und Boden war ehemals um ein Billiges zu haben. Durch ihrer Hände Arbeit sind diese Deutschen zur Wohlhabenheit gelangt, so daß sie jetzt Besitzer großer Plätze sind, die man in Deutschland „Güter" nennen würde.

In ihrer Anlage erinnern die Häuser sehr an die deutsche Heimat, und tritt man in ein solches Haus, so fühlt man sich in einen ländlichen deutschen Haushalt versetzt. Es wird nur deutsch geredet und zwar reines Deutsch; deutsche Bilder, deutsche Bibel und Wandsprüche. Handarbeiten deutscher Frauen kommen in Decken und Deckchen, in gemusterten Rückenkissen u. s. w. zur Geltung.

Durchgehends unterscheiden sich die Häuser recht vorteilhaft von den meistens nur kleinen, engen, niedrigen, mit Sachen vollgepfropften, wenig Luft und Licht einlassenden Burenwohnungen. Die Räume sind hoch, die Dächer vielfach mit Gras gedeckt,

außerdem die Häuser meistens von hohen Bäumen umstanden, so bieten sie selbst bei Sommerhitze einen kühlen Aufenthalt. Die Baumanpflanzungen sind vorwiegend Bestände von Eukalypten, die sehr schnell fortkommen.

Das Interesse der Deutschen, die hier wohnen, für Deutschland ist recht lebhaft. Ich habe in vielen Häusern, die mir am Wege lagen, vorgesprochen, überall war ich ein willkommener, gern gesehener Gast. Immer wieder galten ihre an mich gerichteten Fragen der deutschen Heimat. Direkte persönliche Beziehungen nach Deutschland scheinen selten zu sein. Einige der Ausgewanderten haben Deutschland schon einmal wieder gesehen, aber ganz ausnahmslos dünkt es sie doch nicht mehr ein Land, wo sie den Kampf um die Existenz aufnehmen möchten. Man sagt mir: „Hier in Südafrika lebt man leichter." Das ist gewiß richtig, besonders wenn nicht über Transvaal und damit auch über diese Deutschen als transvaalsche Staatsbürger der Krieg mit England als ein Damoklesschwert hinge. Von dem Kampf und der Not um das tägliche Brot merkt man hier in Südafrika überhaupt wenig, abgesehen von den Städten wie Johannesburg und Pretoria.

Ich hatte am Intombi-Fluß ausgespannt. Ganz in der Nähe lugten aus dem dichten Busch vertraulich zwei strohgedeckte Häuser, das war die Hermannsburger Missionsstation Intombi, wo Missionar Wagner wohnte. Mit großer Liebenswürdigkeit nahm man mich auf. Im Laufe der Unterhaltung wurde ich nach meiner engeren Heimat gefragt; als ich Ostfriesland angab, fragte man weiter, dann kenne ich in Ostfriesland wohl auch den Pastor Tilemann u. s. w., dessen Todesanzeige sie in den letzten Blättern gelesen hätten. Man konnte nicht ahnen, daß diese Nachricht in ganz Afrika mich am meisten anging.

Als ich mich vorstellte, war mein Name überhört, nun ich mich als den Sohn dessen vorstellte, von dem die Rede war, war ich gleich bekannt. Hatten doch die beiden alten Missionsleute meine beiden Eltern gekannt. Mir kam der Gedanke, wie es auch möglich gewesen wäre, daß mich erst hier die Todesnachricht erreicht hätte.

Den Abend verbrachte ich bei den alten Wagners beim traulichen Schein einer Petroleumlampe. Viel konnten die alten Leute von ihren Erfahrungen erzählen, namentlich aus der früheren Zeit der Zulukriege. Ganz in der Nähe hatten die Zulus im Jahre 1879 ein Blutbad unter den Engländern angerichtet, hatten die sorglosen Engländer in der Dunkelheit vor Tagesanbruch überfallen und mit ihren Assagais hingemordet.

Als ich am nächsten Morgen vertrekkte, wurde ich von der Missionsfarm mit einer geräucherten Speckseite und sonstigen schönen Sachen, die die Kaffern herzutrugen, reichlich bedacht, so daß in mein einförmiges Menu eine angenehme Abwechselung kam.

Weil ich unterwegs vielfach konsultiert wurde, kam ich am Abend nicht mehr bis Paul Pietersdorp.

An der Ausspannstelle am Fluß lagen aufgetürmt viele große Granitklippen, dazwischen bereitete der Junge mir mein Nachtlager.

Da ich von den Deutschen mit Lektüre, sogar mit ganz frischen Nummern des „Daheim" und des im Ausland von den Deutschen viel gelesenen „Deutschen Echo" ausgestattet war, so mußte der Junge mir in eine Holzkiste eine brennende Kerze stellen. Ich legte mich nieder und las bis tief in die Nacht hinein. Mit dem Interesse für uns ins Südafrika wird es wohl jetzt vorbei sein; die China-Angelegenheit, an der Deutschland beteiligt ist, mehr als es wünschenswert sein mag — wahrscheinlich auf Englands Betreiben hin — wird jetzt das ganze Interesse absorbieren.

Morgens wenn ich erwache, von den Kaffern sich aber noch niemand regt, sind meine ersten Morgengrüße: „Jongens, opstaan!" Mein Pferdeburschе Louis, der das Burische nicht versteht, muß auf Pferdesuche gehen: „Louis, where are the horses?", und der Kaffer Jonas bekommt den Befehl: „Jonas, zoek die muile". Der Eifrigste von der Gesellschaft, der Küchenkaffer, hat dann bald ein Feuer zu gange, und der alte „Kapitän", der Würdigste und Faulste, muß Wasser heranschleppen.

Bevor ich in Paul Pietersdorp einrückte, ließ ich große Wäsche halten. Alles, was nur an Wäsche und Kleidungsstücken

waſchbar war, wurde gewaſchen; zu guter Letzt hielten die Kaffern auch an ſich Leibwäſche ab. Unter der ſüdafrikaniſchen Sonne braucht die Wäſche nur wenig Zeit zum Trocknen. Noch vor Mittag paſſierte ich Paul Pietersdorp und ſpannte auf der andern Seite des Dorfes aus. Die Kommandos waren ſchon geſtern dort eingetroffen. Kaufte hier außer Hoſen, Strümpfen, Schreibbüchern, Tinte u. ſ. w. auch „Medizinen“. Häufig trifft man hier homöopathiſche Medizinen von Schwabe aus Leipzig, ſie gehen ſpeziell bei den Buren unter dem Namen „Deutſche Medizin“.

Unter den Ladenmedizinen ſind eine Unzahl von „Droppels“, Tropfen; die helfen, wie die Aufſchrift das angibt, nicht nur für alle möglichen körperlichen Leiden, ſondern auch für alle möglichen Seelenzuſtände. Von den Buren wird manchmal ganz ſyſtematiſch eine Reihe von ſolchen verſchiedenen Tropfen durchprobiert, d. h. er macht ſich zum Verſuchskaninchen, bis daß er endlich die Medizin findet, die ihm „hilft“. Den Kurerfolg des einen macht ſich dann der andere zunutze, der eine „ähnliche“ Krankheit hat. Bald war ich von allen Seiten her von Patienten belagert.

Abends noch zum Dorfſchmied, einem Deutſchen, ins Haus gerufen. Um einen guten Eindruck zu machen, hatte er mir gleich einige Bund friſcher Zwiebeln mitgebracht. Seine kleine, blühende, ſaubere Familie traf ich in recht deutſcher Sonnabend-Abendſtimmung. Die Kinder gebadet; eben war das Eſſen aufgetragen, und um den ſauberen Tiſch ſaß die blühende Schar wohlerzogener, munterer, deutſcher, blauäugiger Flachsköpfe, die ſich wohlſchmecken ließen, was ihnen von den Eltern auf den Teller gelegt wurde. Bei dem Anblick dieſes Bildes häuslichen Glücks ließ ich es mir auch wohl ſein. Mir ſetzte die Frau Meiſterin noch ein Extraeſſen vor, und beim Abſchied bekam ich vom Meiſter mein Honorar in Geſtalt von 23 echten ſchwediſchen Hufnägeln.

Der ſpätere Abend galt einem Beſuch bei Herrn Lammerding, dem Friedensrichter, wo ich auch Herrn von Wichmann

und Herrn Siegfried traf. Manches ſchwierige Problem wurde bis tief in die Nacht von uns erörtert, ehe wir uns vor das Dorf in unſere Zelte zurückzogen. Mußte in der Nacht vor den Ameiſen aus meinem Zelte fliehen.

Den 16. September. Als wir abends ausſpannten, war kein Fleiſch vorhanden. Zum Glück trieb nicht weit vom Lagerplatz ein kleiner dickbauchiger Bur, der Zitzmann hieß, alſo wohl deutſcher Abkunft iſt, eine große Schafherde vor ſich her, das heißt ſeine Kaffern trieben die Schafe an, er ſaß mit ſeiner Körperſchaft hoch zu Pferd und ſchrie mit gellender Stimme bald den, bald jenen Kaffern an. Von ihm konnten die Kommandos Hammel kaufen. Schnell bilden wir um die Herde einen Kordon, und dann ſtürzt jeder los, am Hinterbein den fetteſten Hammel für ſich zu ergattern.

Den 18. September. Zu ſpät! Geſtern waren wir ſchon ganz in der Nähe von Utrecht, als die Meldung kommt: „Die Engländer haben Utrecht in Beſitz genommen und rüſten ſich zum Vormarſch auf Vryheid.“ Nun will ihnen Botha wenigſtens in Vryheid zuvorkommen. Beim Judenwinkel am Peevan-Fluß wurde von den Kommandos eingekauft, was nur irgend verwendbar war. In den Kaufläden hapert es ſchon ſehr. Vergeblich fahndete ich auf Salz. Als ich wieder einſpannte, kommt der Jude an meinen Wagen heran, erzählte mir, er ſei ein Deutſcher, ſein Großvater ſtamme aus Mannheim, deswegen führe er den Namen Mannheim. Er erzählte viel von ſeinen „großen Verluſten“, die er durch die „Schlacht“, ſo nennt der Jude den Krieg, erlitten habe. Das ſind die Präliminarien, dann kommt er endlich mit ſeiner Abſicht heraus, er will Zucker erhandeln. Er will einen guten Preis zahlen. Na, er trat bald ſeinen Rückzug an, und wir ſetzten den Vormarſch auf Vryheid fort. Aber ehe wir am Abend nach Vryheid kamen, war auch dieſer Diſtriktsort ſchon in Händen der Engländer, „alſo wiederum zu ſpät“.

Seit geſtern ſcheint mir unſere Lage recht bedenklich. Kleinmütig und verzagt rechnete Botha mir vor, wie ſo wenig

Mannschaften er noch mobil habe. Noch immer laufen viele vom Kommando weg, gehen auf ihre Farmen und liefern Waffen und Munition den Engländern aus, in der Hoffnung, dann auf ihren Farmen ein ruhiges Leben führen zu können. Das weitläufige Trekken und das Zuspätkommen im entscheidenden Augenblicke ist auch nicht gerade ermutigend. Als die Engländer Vryheid heute besetzten, waren wir nur noch eine halbe Stunde entfernt. Der Versuch, die Engländer wieder aus Vryheid herauszutreiben, wurde gar nicht ernstlich in Erwägung gezogen. Als wir dann ausspannten und abkochten, kommt ein Kaffer zu mir gesprengt, überbringt mir den Befehl „de ambulance moet dadelyk na de dorp komen". Dieser Befehl kam nun an die verkehrte Stelle. Es stellte sich heraus, daß der Kaffer meine Ambulanz mit der des Vryheid-Kommando verwechselt hatte. Der jüdische Chef dieser Ambulanz war zum Feinde übergegangen und war in Sorge darüber, daß ihm seine Ambulanz bei den Buren zurückblieb. Übrigens war dieser feine Herr der Distriktsarzt vom Distrikt Vryheid, in Amerika soll er ein medizinisches Examen gemacht haben. Als Distriktsarzt war er beamteter Arzt und in dieser Eigenschaft im Kriegsfalle zum Kommandodienst verpflichtet. Manche dieser Distriktsärzte blieben jedoch nur so lange bei ihren Kommandos, als die Buren glücklich waren. Warum wollte aber dieser Herr nicht wenigstens seinen Ambulanzwagen dem vaterländischen Heer überlassen? Doch Verräterei verdirbt den ganzen Menschen!

Den 21. September. Das Folgende soll sich hier in der Nähe abgespielt haben, so erzählte mir Feldkornet Badenhorst vom Wakkerstroom-Kommando: Eine englische Potrouille, etwa 60 Mann stark, kommt in der Nähe auf eine Farm geritten. Nur die Frau mit ihrem drei Tage alten Baby und den Hauskaffern ist zu Hause. Ohne weiteres und ohne besonderen Grund wird die Frau aufgefordert, das Haus zu verlassen. Auf ihren Schwächezustand und auf das Baby wird keine Rücksicht genommen, und als sie sich weigert, wird sie bedroht: „dann werden wir Euch mit Bomben hinausjagen." Tatsächlich ist

nachher das Haus in Brand geschossen, und die Frau mußte ihre Zuflucht zu einem der nächsten Kaffernkraale nehmen. Eine andere Farm in der Nähe wurde mit Dynamit in die Luft gesprengt.

Heute kam ein schwarzer Bote, der mich zu einem Kranken nach Paul Pietersdorp rief. Der Kaffer war am Morgen losgelaufen, als er abends bei mir ankam. Seine Botschaft trug er, wie die Kaffern gewöhnlich tun, eingeklemmt in den Spalt eines Holzstabes. Eine Tasche ist nicht im Lendenschurz; im übrigen war der Kaffer unbekleidet.

Den 22. September. Wie mein Mauritiusjunge Louis im Felde Brot backt. Zuerst geht er und sucht sich einen Sack trockenen Kuhmist, sogenannte Mistkuchen zusammen. Dann hat er längs am Spruit eine Höhle ausfindig gemacht, darin verbrennt er den Kuhmist. Ist der verbrannt, so räumt er das Feuer fort, läßt nur einige Kohlen zurück, dann schiebt er auf zwei Schüsseln den Brotteig hinein, legt vor die Öffnung einen Stein und verklebt die Ritzen mit nassem Lehm oder frischem Kuhmist. Das Brot geriet so gut, daß ich sogleich eine neue Auflage bestellte.

Den 23. September. Da ich sonst nichts zu tun habe, will ich erzählen, wie ich heute den Tag verbrachte. Wir stehen ausgespannt in Scheepers Kloov. Zehn Schritt vom Zelt im Freien habe ich mein Nachtlager aufmachen lassen. Als ich bei Tagesanbruch wach werde, sehe ich, wie der Küchenkaffer Franz schon geschäftig ist, Feuer zu machen und den Kaffeekessel aufzusetzen. Die Tiere, die während der Nacht am Wagen festgemacht sind, fangen an unruhig zu werden, rücken an dem Wagen, in dem der Mauritiusjunge schläft. Verschlafen, mit einer Art von Zipfelmütze auf dem Kopf, steckt er den Kopf aus dem Wagen heraus und beruhigt die Tiere mit „hols“, zieht sich zurück und denkt weiter schlafen zu können, aber da hört er, daß der Baas ruft „Louis leave the horses“ und „Jonas maak de muile los“. Dann dauert es nicht lange, die Jungen recken und strecken sich und machen die Tiere los, Louis,

der darauf zu laufen weiß, was sein Herr gerne hat, schüttet neben meinem Lager den Pferden ihren Mais hin, er weiß, ich liebe es, von meinem Lager aus die Pferde fressen zu sehen, fällt dabei auch ab und zu ein eingespeicheltes Maiskorn auf meine Decke. Die Tiere haben noch ihre bestimmten Lagergewohnheiten. Haben sie ihr Futter verzehrt, dann werden die Futterplätze aufgesucht, ein Pferd hinter dem andern, einige Maultiere werden mit in die Gesellschaft aufgenommen, ziehen hin zum Lager, und wenn sie da nichts mehr gefunden haben, zerstreuen sie sich und grasen auf einem gegenüberliegenden Berghang. Ich habe inzwischen meinen Kaffee vor das Bett bekommen, dann kommt Louis mit meinem Kleidersack, packt, heute ist es Sonntag, die Sonntagswäsche aus, setzt sich ans Fußende meiner Matratze und näht mir Knöpfe an das Sonntagshemd; ab und zu bricht er in ein homerisches Lachen aus, wenn er von mir irgend einen Rippenstoß in Worten bekommt, die nicht so ganz ernst von mir gemeint sind. — Und dabei, es ist ein wunderschöner, klarer, heller Morgen, wie man sich ihn gar nicht schöner vorstellen kann; prophezeit aber große Hitze für Mittag und Nachmittag.

Ich stehe auf, der Junge gießt mir einen Eimer Wasser über den Kopf, ich trockne mich ab; hinter mir steht der Artillerieschmied, er ist Deutscher: „Herr Doktor, ich habe mir einen Splitter in den Daumen gestoßen.“ Der Finger ist stark angeschwollen, die Rötung zieht sich schon am Arm herauf; ich schneide ihm den Finger auf. Und damit ich auch etwas dafür habe, verrät mir der Mann, daß für die Artillerie ein Wagen mit Kost, auch Zucker dabei, angekommen ist, da schicke ich dann gleich meinen Kaffer zu dem Wagen. Ich ziehe mich ganz an und gehe, um die Herren von der Artillerie zu besuchen, die etwa 800 Schritt von mir ausgespannt haben. Kapitän von Wichmann ist gerade damit beschäftigt, mit Hilfe von etwas Zucker und dem im Spruit vorbeifließenden Wasser aus Senfmehl einen Tafelsenf zu fabrizieren. Herr Siegfried, der zusammen mit dem Russen Prohwosky in von Wichmanns Zelt-

genoſſenſchaft lebt, konſultierte mich wegen ſeines Pferdes und der Ruſſe Prohwosky kroch auf den Leim, aber eigentlich nicht auf den Leim ſondern auf den gegenüberliegenden ſteilen Berg Sungia, nachdem wir zuvor über deſſen Höhe debattiert hatten. Am Mittag wurde es ſehr heiß, am beſten iſt man dann unter dem Wagen aufgehoben, hat Schatten und Schutz vor den ſengenden Sonnenſtrahlen, und Wind kann unter dem Wagen durchſtreichen. Schattenſpendende Bäume gibt es nicht. Nachmittags verdüſterte ſich der Himmel von Heuſchreckenſchwärmen, ſo dicht waren ſie allerdings nicht wie vor einem halben Jahr im Freiſtaat auf dem Trekk von Bloemfontein nach Smaldeel.

Weil zu wenig Mannſchaften hier ſind, und wir deshalb bei einem Überfall durch die Engländer ſehr in die Klemme kommen könnten, ſo trekkten wir am Abend von Scheepers Kloov fort.

Den 28. September. Vor zwei Tagen wurde uns mitgeteilt, daß Präſident Krüger ſich auf Beſchluß des ausführenden Rats nach Europa eingeſchifft hat. Man hofft, daß ſeine Perſönlichkeit noch am eheſten eine Intervention ſeitens der Großmächte herbeiführen kann. Wir alle verlangen ſehr nach Frieden.

Den 30. September. Wurde nachmittags zu einem Schwerverwundeten gerufen; dem war durch die Bruſt geſchoſſen, hatte viel Blut verloren. In der Nähe von Vryheid hatte er zuſammen mit einem anderen Buren patrouilliert, als ſie ganz unvermutet hinter einem Bergrand auf eine engliſche Patrouille ſtoßen, die dort ruhig lagert. Mit ihren Pferden können die beiden nicht lange unbemerkt bleiben, ſo ſuchen ſie ihr Heil in der Flucht. Dadurch werden die Engländer erſt auf ſie aufmerkſam, und als der eine der beiden ſich auf der Flucht nach den Verfolgern umſchaut, erhält er die Kugel durch die Bruſt. Trotz ſtarker Blutung gelingt es ihm aber doch noch zu entkommen. In dem Winkel am Peevan bei dem Juden Mannheim fand er Aufnahme. Da es ſpät wurde, ehe ich mit dem Verwundeten fertig war, ſo blieb ich bei der Judenfamilie, die alles aufbot, mich gut zu bewirten. Seit Volksrüſt hatte ich

nicht in einem Hause geschlafen und wohl in meinem ganzen Leben noch nicht so weich wie beim Juden Mannheim.

Als ich mich oben auf das Federbett legte, da blieb nichts als die Nasenspitze von mir sichtbar, doch aus dem Schlafen wurde nicht viel, da ich das Bett mit Flöhen und sonstigen Plagegeistern teilen mußte.

Den 1. Oktober. Der Verwundete verbrachte eine leidliche Nacht, die Schmerzen sind nicht sehr heftig und das Bluthusten hat fast aufgehört. Ich konnte also beruhigt fortreiten. Unterwegs sprach ich bei andern Patienten vor. Da ich kein Lazarett mehr im Rücken habe und die Kranken in den Häusern viel besser aufgehoben sind, als wenn sie bei mir bei schmoriger Hitze im Zelt kampieren müssen, so bringe ich sie hier und da auf den einzelnen Farmen unter. Dieses Evakuieren der Patienten ist jetzt um so nötiger, als ich zurzeit bei meinen Kommandos kleine Masernepidemien habe. Von einer Korporalschaft, die hier etwa 16—20 Mann zählt, ist erst einer erkrankt. Aber es dauert nicht lange, und die ganze Korporalschaft laboriert. Zumeist werden die Leute von 18 bis 25 Jahren von den Masern ergriffen. Bösartige Fälle sind bis jetzt nicht vorgekommen.

Den 3. Oktober. Ein guter Coup. Hatten in Erfahrung gebracht, daß sich in den nächsten Tagen ein großer Konvoy von Dundee aufmachen würde, um dem bei Vryheid isolierten englischen Kamp Proviant zuzuführen. Auf Schleichwegen machte Botha sich auf. Endlich am dritten Morgen bringen Patrouillen die Meldung, daß eine große Wagenkolonne im Anzuge sei. Der Konvoy kommt heran, es wird gehalten und ahnungslos spannen die Engländer aus. Diesen Augenblick benutzen die Vryheider, sie stürmen die Wagen, wie diese eben ausgespannt sind. Die aus etwa 60 Mann bestehende englische Bedeckung ergibt sich nach kurzem Kampf. Die Engländer werden entwaffnet. Inzwischen ist auch Botha mit seinen Mannschaften zur Stelle. 43 beladene Ochsenwagen, die dazu gehörigen Zugochsen, 90 Maultiere und etwa 40 Reitpferde fallen

den Buren zur Beute; außerdem eine Hotchkiß-Kanone. Diese hatte beim Ansturm der Buren noch einen Schuß abgegeben, in der Bestürzung aber in eine ganz andere Richtung gefeuert, als aus der die Buren kamen. Etwa zehn Engländer fielen, sieben wurden verwundet. Auf unserer Seite keine Verluste. Von dem Beutegut erhielt ich einige Kisten englische Biskuits, von den Buren wegen ihrer Härte und Form „Klinker" genannt und mehrere Dosen „gooseberry jam", Stachelbeeren-Marmelade.

In letzter Zeit haben unsere Telegraphisten mit Hilfe ihres Ableitungsapparats mehrere englische Telegramme aufgefangen. Interessant ist es, daß Roberts in zwei verschiedenen Telegrammen um schleunigste Zusendung von Chinin depeschierte. Roberts ist bis Komati-Poort vorgerückt. Da die Gegend von Komati-Poort sehr ungesund und die Malaria dort endemisch ist, so werden die englischen Truppen wohl sehr unter der Malaria zu leiden haben.

Da nun auch die Delagoa-Bai-Bahnlinie bis zur portugiesischen Grenze bis zur Endstation Komati Poort im Besitz des Feindes ist, so sind wir völlig vom Ausland abgeschnitten!

Den 7. Oktober. Trotz des Sonntags, an dem die Buren sonst nie etwas unternehmen, rückten morgens drei Uhr 100 Mann aus, um die bei Vryheid versprengten Engländer anzufallen. Bis auf 200 Meter kam man an die englischen Schanzen heran, dann aber eröffneten die Engländer urplötzlich ein solches Salvenfeuer, dazu richteten sie ein unaufhörlich arbeitendes Maxim-Geschütz und eine Kanone auf die Angreifenden, so daß von unserer Seite nichts zu machen war.

Den 9. Oktober. Häufige und weite Ritte sind jetzt an der Tagesordnung. Eben kehrte ich nach Hause zu meiner Ambulanz zurück, da wartete schon wieder jemand, um mich zu seinem Neffen zu holen. Ein Reitpferd, wie das fast stets geschieht, hatte er gleich für mich mitgebracht. Neulich erhielt ich zwar von General Botha einen achtjährigen Blauschimmel zum Geschenk; aber auch damit reichen meine Pferde für meinen Dienst nicht aus. Immer Schritt reiten kann ich nicht, dann käme

ich mit der Zeit zu kurz; würde ich immer meine Pferde gebrauchen, müßte ich sie zu sehr strapazieren. Ist hier aber ein Pferd richtig abstrapaziert, dann braucht es Zeit zur Erholung.

Der Kranke war ein 19jähriger Bur. Er hatte die Masern, die Krankheit war schon von der Frau des Hauses erkannt und — behandelt. Ihm war, was bei den Buren als Spezifikum gegen Masern gilt, ein Aufguß von Ziegenmist eingetrichtert. Medizin, die noch im Werden war, stand im Zimmer; körnige Ziegenlosung am Boden des Gefäßes, darüber stand eine immer mehr grün-braun sich färbende Flüssigkeit. Als ich bei meinem Kranken auf den Weitergebrauch nicht weiter reflektierte, da verdarb ich es mit der Frau, die verwundert dastand, als ich ein so probates Mittel zurückwies, mit dem sie schon so viele Kinder „durch die Masern durchgekriegt" hatte. Ich dachte: „well't mag de mag't und well't nich mag, de mag't je woll nich mögen." Ein anderes kurioses Heilmittel, nämlich gegen Gelbsucht, sind drei Läuse, die der Patient zu verschlucken hat.

Den 10. Oktober. Den ganzen Tag auf Patientenbesuch; als es dann Abend wurde, rastete ich auf einer Farm, wo sich bei Einbruch der Dunkelheit mehrere Buren einstellten. Wer zu einer Farm kommt, wird als Gast behandelt. Wenn es Essenszeit ist, nimmt jeder am Essen mit teil. Die Küche ist einfach, es gab Hammelfleisch und Milipapp. Als der Mond aufging, mußte ich mit einem klapperigen Spider noch weiter, ein Irländer, der schon seit vielen Jahren in dieser Gegend ansässig ist, fuhr mich, hinten auf dem Wagen kauerte dessen kleiner Kaffer mit in der Luft baumelnden Beinen. Er mußte aufpassen, daß er nicht einschlief und von seinem Sitz herunterpurzelte. Mein Begleiter kannte den Weg nicht, so mußte der kleine Kaffer in einem Kaffernkraal fragen. Der Kaffer, der im Kraal aufgewachsen ist, kennt das Leben dort, er nahm sich gleich eine Peitsche mit, um die vielen bei jedem Kraal wachenden Hunde abzuwehren. Da die Kaffern schliefen, so kam er unverrichteter Sache zurück. Hätten die Kaffern Bier gehabt,

dann wären sie noch wohl munter gewesen, dann empfangen sie gern Besuch und hocken bis tief in die Nacht hinein im Kraal zusammen. Nachts zwölf Uhr steht der Mond hoch am Himmel, aber keiner von uns weiß, wie nun weiter. Da stoßen wir auf den Judenwinkel. Der Irländer nicht faul, klopft den Juden heraus. Nach langem Klopfen meldet sich jemand hinter der Tür. Endlich wagt sich der Jude heraus und zeigt uns den Weg. „Der padd is först klass", erstklassig, ruft er uns noch lange nach, als wir schon längst wieder im Fahren sind. Bald versagte unser Latein aber wieder. Wir fuhren auf irgend einen Kaffernkraal los und machen die Kaffern mobil. Vielfaches wütendes Hundegekläff unterbricht die Stille der Nacht. Zwei Kaffern werden sichtbar, sie sind in Decken gehüllt und mit einem Assagai bewaffnet. Eigentlich ist es den Kaffern von der Burenregierung verboten, den Assagai zu führen. Einer der Kaffern steigt mit auf den Wagen und muß uns den Weg zeigen, sein Hund rennt neben dem Wagen her. Wie es bergan geht, springt der Kaffer vom Wagen und läuft dem Wagen voran. Als wir an unser Ziel kommen, verschwindet der Kaffer im Eilschritt ins Dunkle. Ich hörte schon das Husten meines verwundeten Patienten. Wir klopften, bald steht ein Bur vor uns und geleitet mich ins Haus. Ich sehe nach dem Kranken. Dann wird mir auf dem Fußboden ein Bett aufgemacht. Die Frau des Hauses hat sich auch erhoben, hat Kaffee gemacht, ohne den geht es nun mal nicht. Alter Gewohnheit gemäß las ich erst noch bei dem Licht einer Fettkerze in irgend einem alten Schmöker, dann fielen mir die Augen zu.

Den 11. Oktober. Am Morgen zu Pferde weiter nach Paul Pietersdorp. Als ich ankam, war der Patient schon tot, schon gestern gestorben, kurz nachdem der Depeschenreiter an mich abging. Mittags gab's bei Herrn oder lieber Frau Lammerding ein deutsches Gericht: Sauerkohl mit Kartoffeln. Sauerkohl hatte ich in Afrika noch nicht gehabt und Kartoffeln waren mir auch ein seltenes Gericht. Eines der Geschäfte im Dorf ist von der Regierung konfisziert. Der Inhaber hat sich den

Engländern bei Vryheid ergeben. So gehört es sich. Der Rückweg führt mich zum Peevan-Fluß; ich klettere mit meinem Gaul zu einer Flußbank hinunter, werfe dem Gaul die Zügel über den Kopf, er steht wie ein Baum. Ich ziehe mich aus, nehme ein Schwimmbad, ziehe mich an und bin abends zu meiner Ambulanz zurück.

Den 12. Oktober. Oppermann, vom Kommandanten zum General geworden, geht mit 150 Freiwilligen und der erbeuteten Hotchkiß-Kanone in Richtung New Castle ab, zu sehen, ob dort etwas zu machen ist. Hauptsächlich ist es auf Beute abgesehen. In fünf Tagen will er zurück sein.

Den 13. Oktober. Telgramm vom Kommandant-General teilt mit, daß entgegen den geflissentlich von den Engländern verbreiteten Gerüchten Präsident Krüger von der Regierung einen sechsmonatlichen Urlaub nach Europa erhielt. Die dem Präsidenten für seine Mission erteilten Aufträge sind nicht bekannt. Ohm Paul wird's schon wissen. In der Zwischenzeit nimmt Schalk Burger als Vizepräsident die Funktionen des Präsidenten wahr. Der Regierungsapparat arbeitet ungestört weiter.

Botha ermutigt die Bürger; sie hätten alles verloren, könnten deshalb nur gewinnen. Diese Aufmunterung schließt mit den Worten: „Der Herr werde noch alles zu einem guten Ende führen". Güter der Buren, die nicht weiter fechten, sollen in Zukunft konfisziert werden.

Den 14. Oktober. Heute kam ich eben noch mit einem blauen Auge und einer blauen Seite davon. Ich kam von meinen Patienten. Der Gaul, den ich ritt, war schlecht und schlecht gesattelt. Ich merke das schon längst, bin aber zu faul, um abzusteigen und denke, den Berg hinunter geht es noch so. Am Wege ist Wasser, der Gaul ist durstig. Ich will ihn saufen lassen; aber überall ist die Kante hoch und klipprig. Er reckt den Hals tief hinunter, gleitet vorne aus und im Bogen schieße ich über den Hals des Pferdes zwischen die Klippen und liege im Wasser, mit dem linken Fuß im Steigbügel fest. Der Sattel ist unter den Bauch gerutscht. Das Pferd ist mir un-

bekannt, wird unruhig und will durchbrennen, wie ich es auch locke; ich will mich zum Steigbügel aufziehen, da zum Glück reißt der Sattelgurt, mit dem Sattel falle ich ins Waſſer zurück, der Gaul brennt durch. Nachher iſt er aber ſtehen geblieben, da konnte ich ihn einfangen. Wie ein begoſſener Pudel ſteige ich wieder zu Roß. Die Buren werden trotz meiner zerſchundenen Glieder doch lachen.

Den 15. Oktober. Wurde mitten in der Nacht zu einem Schwerkranken gebracht. Blinddarmentzündung. In demſelben Hauſe einen anderen Bur behandelt.

Den 17. Oktober. General Oppermann iſt zurück, hat 70 Schlachtochſen und drei Maultiere erbeutet. Außerdem hat der ruſſiſche Offizier mit einer Patrouille von ſieben Mann einen Offizier mit Ausrüſtung, Pferd und drei Maultieren gefangen. Den Offizier hat er entwaffnet und wieder laufen laſſen. Theunis Botha, ein Bruder von Kommandant-General Louis Botha, iſt bei Wakkerſtroom gefangen, nach anderer Lesart hat er „gehändsuppt". So etwas kommt auch in den beſten Familien vor.

Den 18. Oktober. Ein früherer Patient, ein Holländer, macht ſich heute auf den Ritt, um durch Swaſi-Land nach Lourenço-Marquez zu entkommen und von dort mit dem Schiff nach Holland zurückzukehren. Günſtigenfalls kann er in 14 Tagen den portugieſiſchen Hafen erreichen, er muß nur nicht unterwegs an Malaria liegen bleiben und ſein Pferd darf auch nicht krank werden. Er nimmt Briefe für mich mit, die er in Lourenço-Marquez in den „Poſtkaſten" — eine uns gar nicht mehr bekannte Einrichtung — ſtecken ſoll, damit endlich einmal meine Mutter ein Lebenszeichen von ihrem Sohn erhält, man lebt hier abgeſchloſſen wie Robinſon. Pferde und Maultiere werden jetzt ſehr von den ſogenannten Buſchläuſen geplagt. Die ganzen Haare der Tiere ſitzen davon voll. Außerdem kriechen die Läuſe den Pferden bis tief in die Ohren hinein, und dazu werden die Tiere noch von den Zecken hart geplagt, die ſich manchmal bis auf Bohnengröße von dem Blut ihres Wirts vollſaugen.

Hier an der Zululandgrenze habe ich eine große Praxis unter den Schwarzen. Morgens schon bei Tagesanbruch steht und hockt es voll von Zulus, Männern, Weibern und Kindern vor meinem Zelt, die bei dem Medizinmann, dem „großen Baas", dem „inkosi nça!" Hilfe suchen. Als Tribut bringen sie Hühner, Eier und neuerdings auch Kaffernwaffen.

Den 28. Oktober. Gestern in ein Trekkerlager gerufen. Die ganze Sippe hatte sich mit dem Kranken zu einer Schwefelquelle aufgemacht, die dort neben und auch mitten in dem Fluß heiß in aller Natürlichkeit aus dem Boden sprudelt. Von dieser Quelle erhoffte man noch eine besondere Heilkraft für den Todkranken, der an der Schwindsucht darniederliegt, einer Krankheit, die in Afrika äußerst selten ist. Ich habe in meiner ausgedehnten Praxis erst sehr, sehr wenig Tuberkulose feststellen können. Die äußeren Verhältnisse sind ja auch die denkbar günstigsten, um die Tuberkulose nicht zu einer solchen Volkskrankheit werden zu lassen, wie sie es in Deutschland, namentlich in den Großstädten ist.

Das Trekkerlager dort in der Wildnis vereinigte fünf Familien zusammen mit ihrem Vieh. Es bestand aus einer kleinen Wagenburg. Neben den Wagen waren Zelte aufgeschlagen, und rings weidete das Vieh. Die Kälber waren an den Wagen festgebunden, damit man die Kühe melken konnte, und brüllten und zerrten an den Wagen. Die Kühe in der Nähe ließen ihre Blicke zu ihren Kälbern gehen. Um die Wagen suchten die Hühner ihr Futter und dazwischen spielten die Kinder.

Dem Kranken konnte ich nicht mehr helfen, nur ihm noch etwas Linderung verschaffen. Das Zelt, in dem er lag, war geräumig und sauber. Seine Frau pflegte ihn, und am Boden auf dem aufgehäuften getrockneten Gras vergnügten sich die Kinder, eines noch ein Säugling. Einige Zelte davon hatte der Vater sein Zelt, Maritz, eine Patriarchengestalt von 72 Jahren, mit vollem grauem, etwas gelocktem Haar und langem Bart. Das Bild wird sich mir dauernd einprägen, wie der Alte mich in freundlicher Weise in sein Zelt einlud, um an mir die Pflicht

der Gastfreundschaft zu üben, mein Pferd zu versorgen und mich mit Speise und Trank zu versehen. Das Zelt war geräumig. Über das am Boden ausgestreute Riedgras war eine Decke ausgebreitet, darüber ein weißes Tuch, auf dem rundum Teller standen. Mit untergeschlagenen Beinen saßen die im Kreise ringsum, die mit uns aßen, nur ich erhielt einen Stuhl. Das sollte ein Ehrenplatz für den Gast sein, war mir aber eine unbequeme Situation, so schob ich den Stuhl zur Seite und saß wie die andern. Die weite dampfende Fleischschüssel mit Hammelstücken wurde auf das Tuch niedergesetzt, dann sprach der alte Maritz das Tischgebet. Beim Gebet werden nicht immer die Hände gefaltet, meistens wird das Haupt geneigt und die Hand über das Gesicht gelegt. Der Alte teilte das Fleisch aus, ein anderer füllte gestampften Mais auf die Teller und schob einem das Brot zu. Von den Familien wird meistens Hammelfleisch gegessen, namentlich im Sommer; einen Ochsen zu schlachten ist zu unprofitabel; das Fleisch verdirbt zu schnell, oder es muß Billtong daraus gemacht werden, d. i. in Stücke geschnittenes, an der Luft getrocknetes Fleisch. Bei Hammelfleisch gibt es immer sehr viele Knochen; die versteht der älteste Ohm wie das jüngste Kind weit zwischen Daumen und Mittelfinger zu fassen und in der Mitte mit dem Messerrücken zu zerschlagen. Die linke Hand nimmt dann die Markröhre, ruckweise schlägt die andere Hand dagegen, so löst sich das Mark und fliegt aus dem Knochen heraus. Jener aus Wörrishöffers Buch sattsam bekannte Pieter Maritz, nach dem Pieter Maritzburg in Natal benannt ist, war der Onkel dieses Patriarchen. Abends, es war schon dunkel, nahm ich in der Schwefelquelle ein Bad. Das Wasser war so heiß, daß ich mich anfangs nur mit den Füßen etwas hineinwagte; es mochte etwa 45° sein; nachher legte ich mich ganz hinein, dann schwamm ich durch den Fluß und kühlte mich in dessen Wasser ab.

Den 23. Oktober. Frühmorgens gab es viele Patienten, Schwarze und Weiße. Der schwarze Patient tritt stets, als wenn es sich von selbst versteht, hinter dem weißen zurück und

wartet. Faſt ſcheint es mir, als wenn die Kaffern ein beſonderes Intereſſe hätten, mir immer wieder zu beweiſen, daß auch ſie ſchlechte Zähne haben. Ich hörte, daß ſie weit her kommen aus allen Himmelsrichtungen. Mittags verſuchte ich mich einmal im Bergſteigen. Ich könnte ſonſt das Laufen verlernen. Auf halber Höhe des Berges fand ich einen Brief vom Jahre 1896, in welchem ein Bur ſeinem Freunde klagt, daß es ihm nicht gelingen will, ein „meisje te vrijen" (ein Mädchen zu freien), obwohl er auf bruiloften (Hochzeiten) bis „zonn op danst" (bis Sonnenaufgang) tanzt. Beim Abſtieg wurde mir ſchon auf halber Höhe ein Pferd entgegengebracht. Ich wurde zu einer Patientin gerufen, die ich wegen Kropf operiert hatte. Kropf ſah ich in Transvaal nur dreimal. Auf der Farm, auf der die Patientin lag, ging, als ich da war, ein Hagelwetter nieder, wie ich es noch nie erlebte. Eisſtücke von der Größe eines Hühnereis praſſelten auf das Zinkdach nieder. Schon dachte ich, mein mürbes Zelt würde in Stücke geſchlagen ſein, zum Glück war aber die Hagelböe an unſerm Lager vorbeigezogen.

Den 24. Oktober. Das Swaſi-Land-Kommando erhielt von Botha unerwartet Ordre, nach Kaſtrollhoogte bei Wakkerſtroom aufzukommen, um den Engländern den Weg nach Piet-Retief zu verlegen.

Ob ich ſchon den ganzen Tag zu Pferde geſeſſen hatte, erforderte doch eine ſchwer krank darniederliegende Frau, daß ich ſie noch an dieſem Abend beſuchte. Die Entfernung dahin war groß, ein Weg führte nicht hin, und die Sonne war ſchon zur Rüſte gegangen. Zunächſt ritt ich zu einer Farm, die am Wege lag, die ich ohne weiteres finden konnte. Als ich dort angekommen, wollte man mich dabehalten, da es für mich unmöglich ſei, gar bei Nacht hinzufinden. Schließlich bekomme ich aber in einem nahen Kaffernkraal einen Zulu mobil, der mich für einige Schilling hinweiſt. Ein abenteuerliches Bild, wer das hätte ſehen können, wie ich da bei Nacht durch die Einöde trabte. Vor mir im ſchnellen Lauf der Zulu mit einem großen Hund an der Kette, zwei Kirris und ebenſo ſeltſam als

komisch einen Regenschirm in den Händen. Wie der Zulu mir im Laufschritt auf dem schmalen Kaffernpfad voranritt, hatte ich Mühe, im Trab bei zu bleiben. [Einundeinhalb Jahr später wurden in dieser selben Gegend von den in englischen Diensten stehenden Zulus 57 Buren hingemordet.] — Über eine Stunde mochte ich so geritten sein, da war ich am Ziel. Ich fühlte dem Kaffern den Puls, merkwürdig, er hatte nur 90 Schläge. Freude und Dankbarkeit über mein Kommen war selbst aus den Blicken der schwer krank darniederliegenden Patientin zu lesen. Auf offenem Herdfeuer sterilisiere ich die Instrumente, ein brennender Docht, der in einem Fettiegel schwimmt, wobei der Tiegel immer auf einer Seite gehalten werden muß, dient mir als einzige Beleuchtung. Später strecke ich mich auf eine Sitzbank aus, im Raume nebenan stöhnte die im Halbschlaf liegende Kranke und waren die, die für die Kranke sorgten; von der anderen Seite hörte man Kindergeschrei und die Unterhaltung Erwachsener. Alles nahe aufeinander gedrängt. Morgens wurde ich davon wach, daß mir ein Küchlein auf Stirn und Nase herumtrippelte.

Den 31. Oktober. Erhielt von General Botha Order, „zoo spoedig mogelijk", so schnell als möglich, mit meiner Ambulanz nach Kastrollhoogte zu kommen. Während ich die Ambulanz sofort in Marsch setzte, ritt ich ein letztes Mal zu den Patienten, die ich hier in der Runde habe und jetzt verlassen muß. Eigentlich bin ich hier ja unabkömmlich, aber ebenso nötig bin ich, wohin der General mich ruft. Große Distrikte wie Vryheid, Utrecht, Wakkerstroom, Swasi-Land und ein großer Teil von Piet-Retief, ebenso wie die Kommandos, die Artillerie eingeschlossen, haben keinen andern Arzt als mich. Die Nacht im Trekkerlager an der Schwefelquelle geschlafen, wo der lungenkranke Maritz liegt. Die alte Trekkersfrau erzählt viel von der Zeit, wo sie für Beeste, Rindvieh, von den Kaffern Grund gekauft. Mit einigem Stolz erwähnte sie, daß sie von dem „gelehrten Erasmus in Rotterdam" abstamme; ihre Mutter sei eine Meier, stamme aus deutschem Blut.

Den 1. November. In Paul Pietersdorp erhielt ich eine unbegrenzte Order auf Sachen in einem Winkel, der von der Regierung konfisziert war. Sachen, die jetzt kein Mensch gebrauchen kann, sind noch genügend in den Kaufläden vorhanden, als Tapeten, eiserne Bettstellen, Kochöfen, Petroleumhängelampen und dergleichen Artikel, mit Sachen für die notwendigsten täglichen Bedürfnisse hapert es aber sehr. Was ich mitnahm an Sachen waren Rasiermesser, Zahnbürsten, Sägen, Beile und alle möglichen Arten von Gewürzen. Auf dem Trekk nach Kastrollhoogte regnete ich zwei Tage fest, die Flüsse schwollen so hoch an, daß sie unpassierbar wurden. Ich war gezwungen, mitten am Wege auszuspannen, es ausregnen zu lassen und währenddem ein wenig beneidenswertes Dasein in dem nicht mehr wasserdichten Zelt zu führen, was nur der recht zu würdigen weiß, der selbst auf durchfeuchtetem Grund sein Zelt aufschlagen und dann dort im Regen aushalten mußte. In Lüneburg rastete ich einen Tag, da es gerade Sonntag war. Für den Abend hatte ich mehrfache Einladungen, ich ging zu dem Missionar Wagner. Hier wurde ich mit Wein, selbstgezogen, delikatem Zitronensaft, geräucherten Speckseiten, etwas Zucker und einem sehr fetten Hahn in liebenswürdigster Weise ausgerüstet. Des Hahns nahm ich mich selber an, und mein Pfleger war auf diese Weise gezwungen, meine Bratkunst zu bewundern. Er war nach demselben Rezept gebraten, nach dem ich als Junge meine mit dem Teschin zur Strecke gebrachten Vögel briet.

Die Welt ist klein. Wie ich eines Abends nicht weiter weiß, es war am Buschmannsspruit, reite ich auf die nächste Farm, mich nach dem Weg zu erkundigen. Es war eine deutsche Farm, und als ich meinen Namen nennen mußte, war ich gleich bekannt. „Mein Vater hat ihren Herrn Vater gekannt" und ich wurde gebeten, doch hier auszuspannen. Da es schon Abend war, so tat ich es noch, und dann saßen wir bis tief in die Nacht hinein beim Glase Milch und unterhielten uns. 1865 hatte der Hausherr im Hause bei meinen Eltern zu Tisch gesessen. Die Familie war in Trauer; vor einigen Monaten

war eine erwachsene Tochter gestorben, eine andere Tochter hatte im Gefecht bei Dundee ihren Verlobten verloren, ein Sohn war mit Cronje gefangen. Zwei andere Söhne tun Kommandodienst.

Den 8. November. Castrolhoogte ist ein hochgelegenes, bergiges Gelände, das sich durch viel Nebel und Regen auszeichnet. Gras steht hier überall. Die Buren meinen, wenn wir hier nur einige Zeit „rüsten", „ausruhen", können unsere Pferde bald „speckfett" werden. Mein Pfleger hat das neue Zelt aufgeschlagen, das ich auf dem Trekk hier erworben habe. Es stammt aus einer englischen Beute, ist ein Spitzzelt, die Engländer nennen es „bell tent". Es hat vor den Hüttenzelten den Vorzug, daß der Wind leicht daran vorbeigleiten kann. Der Durchmesser beträgt viereinhalb Meter, ist also ein sehr geräumiges Zelt. Es wird getragen von einem in der Mitte stehenden Zeltpfahle und ist mit Tauen und Pflöcken kreisförmig gegen den Boden ausgespannt. Der untere Teil der Zeltwand läßt sich aufbinden, dann kann der Wind unten durchstreichen, sonst wird es leicht unerträglich drückend im Zelt. Eine Ventilationsvorrichtung oben am Zelt hat praktisch keinen Wert, funktioniert fast nie.

Den 12. November. In diesen Tagen hörte ich zum ersten Mal wieder von Dr. Albrecht. Seit wir uns im Juni trennten, hörte ich bald nichts mehr von ihm; so dachte ich nicht anders, daß er wie fast alle anderen ausländischen Ärzte Afrika ebenfalls den Rücken gekehrt hätte. Reimers ist jetzt mit zwei Pferden auf dem Wege, Dr. Albrecht in der Nähe von Karolina aufzusuchen. In einem Brief habe ich Dr. Albrecht gebeten, mich hier zu vertreten. Ich plane einen Ritt von hier durch Swasi-Land nach Lourenço-Marquez, um endlich einmal wieder aus Deutschland zu hören. Seit Monaten schon lasse ich meine Briefe aus Deutschland an das dortige deutsche Konsulat schicken; diese Briefe will ich dort abholen, dann aber von dort aus meiner Mutter Nachricht geben, die sich meinetwegen vielleicht unnötigerweise ängstigt. Ich denke, mich dort mit einigem

notwendigen ärztlichen Material und mich selbst mit Kleidern auszurüsten.

Den 14. November. Nach telegraphischer Meldung aus Piet Retief haben wir bei Karolina zwei tüchtige Leute verloren, den General Fourie und Prinsloo, den Kommandanten vom Karolina-Kommando.

Vor uns, anderthalb Stunden entfernt, liegen die Engländer verschanzt. Ihre Artilleriegrüße haben noch niemand weh getan. Die Buren machen jetzt Ernst aus ihrer Drohung. Einem Buren aus der Nähe, der die Waffen niederlegte und zu den Engländern ins Dorf ging, wurden von seiner Farm zehn Ochsen und 815 Schafe konfisziert. Da der Elende seine Frau mit den Kindern auf der Farm zurückließ, hat man aus Rücksicht auf die Frau ihr die Milchkühe gelassen.

Den 15. November. Heute morgen trug ein Bur sein krankes Kind zu mir ins Zelt. Mit Hilfe von vier anderen Buren hat er in letzter Nacht seine Familie auf einem Ochsenwagen und zugleich sein Vieh aus dem englischen Okkupationsgebiet ausgebracht. Sonst hätte der Familie Gefangenschaft gedroht und die Engländer hätten das Vieh weggenommen. Schmunzelnd erzählte mir der Bur: „Dokter, ik hebb myn familie van de Engelsche gesteel", ich habe meine Familie von den Engländern gestohlen. Am Nachmittag zu einer schwerkranken Frau gerufen. Frau du Plessis war, um nicht in die englische Gefangenschaft zu geraten, bei Nacht und Nebel zusammen mit ihrer Familie hierher geflüchtet. Andere Familien hatten hier ebenfalls Zuflucht gesucht. Wo die Frau schwer krank darnieder lag, war ein enger, mit Menschen angefüllter Raum, Luft und Licht war ängstlich der Zutritt versperrt. Durch das ganze Haus zog sich der penetrante Geruch von Eukalyptenblättern, von denen die Buren einen Tee brauen, der als Allheilmittel für jegliche Krankheit, namentlich aber als „koortsmiddel", Fiebermittel, dient. Zu helfen vermochte ich der Frau nicht mehr, sie lag schon im Sterben. Abends nach dem Essen kam die ganze Hausgemeinde zu einer Abendandacht

zuſammen; zum Schluß wurde niedergekniet, insbeſondere für die Kranke und darauf für das im Kriegszuſtand verharrende Land und Volk gebetet. Vor der Kammer, in der die Sterbende lag, war der einzige freie Raum, dort wurden mir auf einer Bank Kiſſen und Decken zum Schlafen hingelegt. Eine peinliche Situation für den Arzt, ich war aber ſo müde, daß ich bald einſchlief. Um Mitternacht liegt die Kranke in den letzten Zügen, ich werde an das Bett gerufen. Ich ſehe, es geht zu Ende und laſſe die Kinder und Anverwandten kommen. Im Beiſein der Familie entſchläft die Kranke. Kurz darauf werden der Leiche die Totenkleider angelegt. Totenkleider führen die Buren immer in der Wagenkiſte mit ſich. Noch lange hörte ich von meinem Lager aus das Schluchzen und Wehklagen der Familie, bis mich der Schlaf übermannte.

Den 21. November. Nach neuntägiger Abweſenheit kehrte Reimers von Dr. Albrecht zurück. Mit Reimers war ein Pfleger von Dr. Albrecht, Herr Crombaß, ein Öſterreicher aus Wien gekommen. Dieſer brachte mir die nicht ganz deutlich geſchriebene Kopie des folgenden ſehr intereſſanten Briefes mit, den die engliſche Ambulanz einen Tag nach dem Gefecht bei Wittkranz im Diſtrikt Karolina an die Burenbrandwache abgab:

To the Commandant
of the Boer Forces, Silverfontein.

Sir!

I write to you the thanks of myself and the troops, I have the honour to command, for the human treatment you have shown to all our wounded and prisoners, who have fallen into Your hands. It is especially painful to me to have burnt farms and destroyed property of men with such gallantry and fine feeling and I much regret that I must use such strong measures until all your people have laid down their arms. As soon as all have laid down their arms, peace will be restored, property will be respected and the 16000 Boers prisoners we have in our hands will be allowed to return to their farms.

I hope the day may come soon when peace having been restored I may have the pleasure of meeting you.

Yours truly

H. L. Smith Dorrien.
Comdt. Belfast District.

An den Kommandanten der Burenſtreitkräfte in Silverfontein!

Sehr geehrter Herr!

Ich ſchreibe Ihnen meinen Dank und den Dank der Truppen, welche ich die Ehre habe zu befehligen, für die humane Behandlung, welche Sie all unſeren Verwundeten und Gefangenen haben zu teil werden laſſen, die in Ihre Hände gefallen ſind. Es iſt mir beſonders ſchmerzlich, Farmen verbrannt und Eigentum vernichtet zu haben von Menſchen mit ſolchem Edelſinn und Gefühl, und ich bedauere ſehr, daß ich ſolche ſtrenge Maßregeln anwenden muß, bis Ihr ganzes Volk die Waffen niedergelegt hat. Sobald alle ihre Waffen niedergelegt haben, wird der Friede wieder hergeſtellt ſein, Eigentum wird reſpektiert werden und den 16000 gefangenen Buren, welche wir in Händen haben, wird erlaubt werden, auf ihre Farmen zurückzukehren.

Ich hoffe, der Tag iſt nahe, an dem ich, nachdem der Frieden hergeſtellt iſt, das Vergnügen haben werde, Sie zu begrüßen.

Ihr aufrichtiger
H. L. Smith Dorrien,
Kommandant des Belfaſt-Diſtrikt.

Stimmen mit dieſem urkundlichen Zeugnis des engliſchen Generals Smith Dorrien die Schmähartikel überein, die die engliſche Preſſe, namentlich „Natal Mercury“ und die „Cape Times“, täglich in die Welt ſetzen, in denen die jetzt beſſer als zu Anfang des Krieges organiſierten Burenkommandos gefliſſentlich als marauding bands — marodierende Banden bezeichnet werden?

Außerdem zeigt der Brief, daß im Sengen und Brennen System liegt. Was vom Hauptquartier befohlen wird, muß der General ausführen, so schwer es ihm fällt. Privateigentum wird nicht respektiert. Wenn im Brief von 16000 Gefangenen gesprochen wird, so handelt es sich nicht um rite gemachte Kriegsgefangene, die Zahl derer ist nur klein gegenüber der Zahl von Frauen, Kindern und Überläufern, mit deren Gefangennahme die Engländer sich da brüsten können, wo man von dem Wie und Warum nicht weiß.

Die Engländer ziehen jetzt sengend und brennend im Lande umher. Vielleicht wagen einzelne Trupps jetzt mehr, weil sie vor Gefangennahme sicher sind, da die Buren keine Gefangenen mehr machen. Kommen sie ins Gedränge, dann machen sie „hands up" und kehren wohlbehalten in ihr Kamp zurück. Neulich aber kam es bei einem englischen Offizier im Karolina-Distrikt anders. Dieser war hinter seiner Mannschaft allein zurückgeblieben, um noch eine Farm in Brand zu stecken. Er erreichte seinen Zweck, bald schlugen die Flammen aus dem Haus. Er hatte aber wohl die Schnelligkeit seines Pferdes überschätzt, die Buren jagten hinter ihm her, stellen ihn, da macht er „hands up" und ergibt sich. Die Buren nehmen ihm nur sein Pferd weg, entwaffnen ihn und lassen ihn laufen. Da sieht der Bur jener Farm sein Haus in Flammen. Als er hört, daß man den Missetäter ungeschoren ließ, gibt er seinem Pferd die Sporen, holt den weglaufenden Brandstifter ein und schießt ihn wie einen Hund nieder. — Hat das englische Hauptquartier seinen Offizieren solche Anweisungen gegeben, so muß es sich eben gefallen lassen, daß das Leben seines Offiziers so unrühmlich endet. Wie die Engländer es jetzt treiben, lehrt folgender Vorfall, der sich ebenfalls im Karolina-Distrikt zugetragen haben soll.

Die Engländer kommen auf die Farm des Kommandanten Prinsloo vom Karolina-Kommando. Nur Frauen und Kinder sind im Hause. Wie sehr die Frauen bitten und klagen und die Kinder weinen, allen Hausrat tragen die Soldaten aus dem Haus heraus, schlagen, was sie finden, zuvor in Stücke,

werfen dann alles auf einen Haufen, ſtecken es in Brand und ſind noch teufliſch genug, die Frauen herauszurufen, ſich den Brand anzuſehen.

Bald nach dieſer Zeit fiel Kommandant Prinsloo, wie ich das ſchon früher erwähnt habe. Inzwiſchen war die Frau mit zum Teil ſelbſt gefertigtem Mobiliar, Tiſchen und Bänken ausgeſtattet, da ziehen wiederum Engländer über die Farm, wiederum wird alles, was im Hauſe zu finden iſt, herausgeſchleppt und vor den Augen der Witwe verbrannt. Doch die Frau klagt nicht mehr, ſagt dem Feind ins Geſicht, Schweres genug habe ihr der Krieg ſchon gebracht, als Schwerſtes den Tod ihres Mannes, aber alles will ſie ertragen; ſie hofft, das Land kriegt der Feind doch nicht, es wird ſeine Unabhängigkeit behalten.—

Selbſt in Friedenszeiten geſchieht es, daß man an einem Tage die Eintragung in das Tagebuch unterläßt, am zweiten Tage nicht dazu kommt und ſchließlich ſo viel nachzutragen hat, daß man an keinem Tage Zeit findet, die große Lücke auszufüllen. Es unterbleibt dann aber gar zu leicht auch die Eintragung für den laufenden Tag, weil man denkt, zuerſt die Lücke von den Tagen zuvor ausfüllen zu müſſen. So ging es mir im November.

Meine Entſchuldigung iſt, daß ich ſehr häufig von meiner Ambulanz getrennt war, mein Tagebuch aber ſolche Dimenſionen hatte, daß ich außer den andern vielen Sachen, die ich in der Rieſenbinnentaſche meines Habits, die Inſtrumententaſche, Verbandtaſche und Apotheke alles zugleich war, nicht noch mehr mit mir herumſchleppen konnte. Ferner, kam ich von weitem Ritt zu meiner Ambulanz zurück, dann war ich müde, und meiſtens gab es auch Wichtigeres zu tun. Im Dezember kam ich nicht zum Schreiben, weil ich mir den rechten Arm brach und mir namentlich das rechte Handgelenk verletzte. Als ich dann einigermaßen hergeſtellt war, geriet ich in engliſche Gefangenſchaft und da war ich außer Stande zu ſchreiben. Von der nächſten Zeit erzähle ich daher nach ſpäteren Aufzeichnungen, gelegentlichen kleinen Notizen und nach dem Gedächtnis.

Vom November bis Februar lagerten wir auf Kaſtrolhoogte, uns gegenüber die Engländer. Auf Kaſtrolhoogte lag das Swaſiland-Kommando und die von Kapitän von Wichmann befehligte Staatsartillerie; rechts von uns in Richtung Amersfoort die Wakkerſtroomer, links bei Wonderhoogte die Utrechter und noch weiter links im Diſtrikt Vryheid das Piet-Retief- und das Vryheid-Kommando. Unſere Engländer hielten ſich während der ganzen Zeit in der Defenſive; zu einem größeren Angriff von unſerer Seite kam es nur am 9. Dezember, als die in der Nähe von Vryheid auf einem hohen Berg verſchanzten Engländer angefallen wurden. Während nun früher geplante kriegeriſche Unternehmungen vorher in aller Munde waren, wurde dieſes Mal der Plan ſtreng geheim gehalten. Sehr wahrſcheinlich hatten die Engländer ihre Spione und Helfershelfer in den Reihen unſerer Kommandos, ganz offen ſprach man von ſolchen Lumpen.

Der Kommandant Louis Botha war eigens zu unſeren Kommandos herübergekommen, um den Angriff zu leiten. Tagszuvor ſtieß er zu den auf Wonderhoogte verſammelten Kommandos. Da Botha ſich bei den öſtlichen Kommandos lange nicht gezeigt hatte, ſo wirkte ſein Erſcheinen belebend auf die Bürger. Freudig wurde er von allen Seiten begrüßt. Jeder Bur trat heran, reichte dem General die Hand und wechſelte einige Worte mit ihm. Solch Burengeneral muß manchem Rede und Antwort ſtehen, vornehmlich aber der Generaliſſimus. Was man ſpricht und wonach man fragt, bezieht ſich nun aber nicht ausſchließlich auf die Kriegslage, ſondern ganz angelegentlich werden da Familienſachen und landwirtſchaftliche Fragen erörtert, ja gelegentlich Botha auch um ärztlichen Rat gefragt.

In einer Anſprache an die verſammelten Kommandos hob er nachdrücklich die Schwierigkeit der Lage hervor, um dann ebenſo nachdrücklich die Buren auf ihre Pflicht zu verweiſen und ihnen zu ſagen, daß es nicht Zeit ſei zu verzweifeln. Wenn jeder Bürger fortan ſeine Pflicht tue, ſei auch jetzt noch ihrem Land und Volk die Unabhängigkeit zu retten. Ausdrücklich be-

kannte Botha, daß er nicht mehr an eine Intervention europäiſcher Mächte oder Amerikas glaube, eine Hoffnung, die noch immer in den Köpfen vieler Buren ſpukte und lange Zeit von der Transvaalregierung genährt war. Der Schluß der Anſprache enthielt die Aufforderung: Gott, ſich ſelbſt und der gerechten Sache zu vertrauen.

Noch am ſelben Abend bei Einbruch der Dunkelheit wird aufgebrochen. Erſt nahe am Ziele wird bekannt gegeben, daß es einen Anfall auf Bryheid gelte. Späher werden vorgeſchickt, um den Feind zu beobachten. Diesmal ſchien er nicht benachrichtigt zu ſein. Plötzlich erhalten die Kommandos den Befehl „opklimmen" „aufſitzen". Die Führer rufen leiſe ihren Leuten Befehle zu und ſo ſtill und geräuſchlos, als es in der Dunkelheit nur möglich iſt, wird fortgeritten. Es gelingt, unbemerkt unter den Berg zu kommen, wo oben die Engländer liegen. Die Pferde werden zuſammengeſtellt und bleiben unten zurück und von allen Seiten klettert man den Berg hoch, und ohne daß ein Schuß gefallen, ſind die äußeren Schanzen in unſerem Beſitz. Völlig ahnungslos müſſen die Engländer geweſen ſein. An einer Stelle glückte es nämlich, 52 Engländer zu fangen, die eben aus dem Schlaf erwachten. Eine allgemeine Überrumpelung ſcheint zu gelingen, aber einzelne Leute eines mitbeteiligten Kommandos, das nicht gerade im beſten Rufe ſteht, machen beim Erklimmen des Berges zu viel Lärm, ſo daß die Engländer dadurch gewarnt werden. Bald entſpinnt ſich nun in den Schanzen ein kurzes fürchterliches Handgemenge. Die trotzdem vorwärts dringenden Buren werden aber ſchließlich von dem Gros des Feindes, der in der Mitte des Berges auf einer Erhöhung ſeine Hauptſtellung hat, mit einem fürchterlichen Gewehr- und Maximfeuer empfangen, ſo daß man ſich hinter die Außenſchanzen zurückziehen muß. — Der Morgen bricht an. Zu dem Geknatter der Gewehre, dem Dom-Dom des engliſchen Maxims kommt nun noch der Donner der feindlichen Kanonen.

An dieſem Tage, der wohl einer der heißeſten im ganzen Sommer war, iſt bis zum Nachmittag gefochten worden. Wir,

die Angreifer, ohne Artillerie, sie, die Engländer, in ihren Schanzen mit starken Geschützen. Gegen den Spätnachmittag begann bei Teilen von unseren Leuten die Munition auszugehen, und als wenn auch die Natur gegen weiteres Blutvergießen Einspruch erheben wollte, brach ein fürchterliches Gewitter und ein Platzregen urplötzlich los, im Augenblick war man bis auf die Haut durchnäßt. Stolpernd, kriechend und fallend ging es eilends den Berg hinunter den Pferden zu. Die Buren zogen sich zurück. Die Unternehmung, die ganz allgemein nach dem Zeugnis der mitbeteiligten maßgebenden Persönlichkeiten viele tapfere Taten der Buren sah, war nicht von dem gewünschten Erfolg gekrönt. Nur eine kurze Zeit hatte die Vierkleur auf einer Außenschanze geflattert, dann mußte sie weichen. Das Ergebnis: 52 Engländer gefangen, außerdem hatte man einige Pferde erbeutet, mehrere Kasten Lee-Metford-Patronen und was ein jeder an Sätteln, Decken, Hufeisen, Hufnägeln und dergleichen aus den englischen Zelten weggeschleppt hatte. Das Wunderbarste war, daß auf unserer Seite nur drei Tote waren. Außerdem hatten wir einen schwerverwundeten Artilleristen mit Hirnschuß, der aber nach 14 Tagen wieder so weit hergestellt war, daß er schreiben konnte, und außerdem einige Leichtverwundete. In meiner späteren Gefangenschaft schätzte ein englischer Offizier unsere Verluste an jenem Tage auf 200 Tote ein. Diese Schätzung des Engländers erlaubt einen Schluß auf die englischen Verluste.

Siegesgewiß war man ausgezogen, nach der verunglückten Unternehmung war die Stimmung gedrückt. Man hatte den Beweis, daß die Engländer sich auch auf einem isolierten Posten halten konnten. Die Kommandos gingen auseinander. Die meisten Buren ritten „huis toe" auf Urlaub zu ihrer Familie auf die Farm und ich machte mich zu meinen Patienten im Distrikt Utrecht auf. Mußte häufig Tage lang — so groß waren die Entfernungen — von meiner Ambulanz fort bleiben.

Hatte ich meine Tagesarbeit beendet, so blieb ich auf der nächsten besten Farm zur Nacht. Die Gastfreundschaft wurde

in ausgedehntem Maß geübt. Auf sie ist man auch zu Friedenszeiten angewiesen; denn abgesehen von den wenigen, weit voneinander entfernten größeren Orten, gibt es weder ein Hotel noch irgend eine Wirtschaft, in der man gegen Bezahlung zur Nacht bleiben könnte. Uneingeschränkte Gastfreundlichkeit ist eine der schönsten Charakterzüge des Buren. Um als Gast zuvorkommend behandelt zu werden, ist freilich nötig, daß man nicht zu Fuß ankommt als sogenannter „Loofer", gegen den ist man vornherein mißtrauisch, ihn nimmt man ungern auf, und es soll vorkommen, daß man ihn nicht an der gemeinsamen Tafel teilnehmen läßt, was sonst die Sitte verlangt. Eine Rücksicht wird aber erwartet: man darf nicht erst nach Sonnenuntergang ankommen, das ist Verstoß gegen die gute Sitte. Wenigstens eine Stunde vor Untergang muß man sich eingefunden haben, um die Zeit wird von der Farm aus nach Gästen Umschau gehalten.

Mit mir wurde allerdings eine Ausnahme gemacht, ich fand selbst mitten in der Nacht freundlichste Aufnahme, mochte das auch eine Farm sein, wo ich mich noch nie zuvor hatte blicken lassen; selbst um diese unprogrammäßige und späte Zeit geschah es nicht anders, als daß dann noch Feuer gemacht und mir Kaffee vorgesetzt wurde. Das machte der „duitsche dooter", der es manchmal nicht anders einrichten konnte. Dreht man abends zu einer Farm ab, so wirft man, vor dem Hause angekommen, dem Pferde die Zügel über und tritt ein. Oom, tante, neef und nichie wird die Hand gelangt, und selbst der jüngste Familiensproß baut sich auf, den Gruß des Gastes entgegenzunehmen. Man läßt an sich die Frage stellen „Wollt Ihr absatteln?" Wenn der Gast ein Bur ist, so antwortet er „es ist gut Oom oder Tante", manchmal antwortet er gleichgültig mit „ich werde nicht umgeben" u. s. w. Eine häufige Antwort des Gastes ist auch „ich werde verpflichtet sein, mein Pferd ausruhen zu lassen", manchmal ist diese Antwort nichts anderes als eine konventionelle Lüge, besonders in den Fällen, wenn der junge Bur kommt, „om de nuje" — Verkleinerungs-

form von „nona“ (die Herrin) — „te gaan zien“, um die Tochter des Hauses kennen zu lernen. Sein Pferd hat es am allerwenigsten nötig, denn er weiß, daß er von vornherein auf die Familie den besten Eindruck macht, wenn er ein „speckfettes“ Pferd reitet, das er lange für einen solchen Ritt präpariert hat. Mit einem mageren Gaul zieht der junge Bur nicht auf die Freite, so dumm ist er nicht. So lange die Familien noch auf ihren Farmen waren, war trotz des Krieges ein töchterreiches Haus stets der Sammelplatz, an dem man viele junge Buren antraf, die dorthin „Urlaub nahmen“, „om te kuiren“ Besuch zu machen. Solche Besucher haben aber meistens auch einen guten Magen, und so war ein Vater mit vielen Töchtern schwer daran, denn auf die Dauer schneidet das sehr ins Fleisch, wenigstens in die Hammelherde, die man sich noch vor den Engländern gerettet hat. In der Beziehung, um das hier nebenbei zu bemerken, ist der schwarze Vater, der Kaffer, viel besser daran, ihm garantiert der Besitz einer jeden Tochter ein Kapital von zwölf Kopf Rindvieh.

Mein Absatteln auf der Farm, das mit den Zwecken der jungen Buren nichts gemein hatte, ging nun im weiteren so von statten, daß für mich als eine Respektsperson meistens ein Kaffer herbeigerufen wurde, der für den Baas das Pferd abzusatteln und zu besorgen hatte. Da nur der ein guter Reitersmann ist, der auch für sein Pferd sorgt, so stellt man ganz nebenbei die Frage, ob „Ohm“ auch Futter zum Verkaufen hat, damit ist Körnerfutter, Mais, Manna oder Hafer gemeint. Meistens wird das Futter umsonst gegeben. In der Nähe der großen Verkehrszentren soll indes üblich sein, daß man es bezahlt. Ist das Pferd besorgt, so wird man in die „Zittkamer“ wörtlich „Sitzkammer“ genötigt, das ist die große Stube; unterscheidet sich aber in dem Punkt von der deutschen „guten Stube“, daß sie jeden Tag benutzt wird. Bald schon, und das mag sein, wann am Tage es will, reicht meistens die Tochter des Hauses das übliche „Kummetje koffi“. Man wird gefragt nach woher und wohin, nach der Familie, ich besonders „hoe gaat het

met die zickdes en gewonde menschen" „wie geht es mit den Kranken und mit den Verwundeten", und dann wurde ich gefragt „was für eine Meinung man über den Krieg hat", und es wird ein Langes über den „oorlog gepraat", über den Krieg gesprochen, gewöhnlich darin ausklingend: „ach docter ons krigg dog all te zwaar in de oorlog", „ach Doktor, wir kriegen es doch allzu schwer in dem Kriege". Abends nimmt der Gast gemeinsam mit der Familie das Abendessen ein. Es scheint mir der sonstigen Stellung der Frau nicht zu entsprechen, daß sie mit den Töchtern sich erst dann zum Essen niedersetzt, wenn die Männer aufgestanden sind. Wenn wie so häufig viele Gäste da waren, lassen die Frauen ablösungsweise die Männer erst fertig essen, bis sie sich zum Essen niedersetzen. In den allermeisten Fällen wurde ein Tischgebet gesprochen, dieses wird fast stets dem Gast zugeschoben, wenn er Prediger, Lehrer „ouderling" Kirchenältester ist, aber auch dann, wenn der Gast die Würde des Alters hat, die Aufforderung dazu ist im letzteren Falle z. B. „will oom voor ons een gebed doen" „will Ohm für uns beten". Frauen sprechen fast nie das Gebet. In mehreren Fällen wurde nach dem Abendessen noch eine Abendandacht gehalten; es wurde auch für den Feind gebetet. Dann verfügte man sich sehr bald ins Bett, -- nicht aber so der junge Bur, der, wenn er so gar keine Anstalten zum Schlafengehen macht, andeutet, daß er mit der Tochter des Hauses „opzitten" will. Das „Opzitten" gehört zu den Präliminarien, wenn sich der Bur „verändern" will. Das „opzitten", „aufbleiben" der beiden geschieht bei einer Kerze; für die junge Burenwelt ist die Kerze daher ein bedeutsamer Gegenstand, sie bedeutet den Anfang der Geschichte, die mit einer Heirat schließt. Das „opzitten" kann nur im Einverständnis der Eltern geschehen, und je nachdem der Freier der Familie und der jungen Burentochter zusagt, bestimmt die Mutter durch ein Merkzeichen an der Kerze, bis wie weit sie abbrennen darf, denn alle andern, auch die Eltern legen sich schlafen. Wenn von der Mutter das Merk hoch oben an der Kerze gemacht ist, dann ist damit das Los des unglück-

lichen Freiers entschieden. Ganz abgewiesen wird wohl niemand, das würde rücksichtslos sein und könnte den Mitmenschen beleidigen, und das ist den Buren von den Vätern her eigen „niemand Anstoß zu geben". Ist die Kerze bis zum Merk heruntergebrannt und haben sich die jungen Leute doch noch nicht alles erzählt, was sie sich zu erzählen haben, dann ist eben Schluß und die Tochter zieht sich zurück. Die beiden können ja an einem andern Abend wieder „opzitten". Nun ist den jungen Buren bekannt, daß eine Kerze langsam brennt, wenn man obenauf Salzkörner schüttet, davon soll auch gelegentlich Gebrauch gemacht werden. Das Merk an der Kerze zu ändern ist eine heikle Sache, die Mutter wird wohl nach Daumenbreite genau abgemessen haben, wie lang der zurückbleibende Kerzenstumpf sein muß. Was am folgenden Morgen mit den Eltern verhandelt wird, weiß ich nicht. Nur ist mir bekannt, daß es auch gewerbsmäßige „Opzitter" gibt, die z. B. ihr Pferd gerne auffüttern möchten. Von einem genehmen Freier zieht auch dessen Pferd Nutzen.

Manchem ist das „Opzitten" auch Mittel zum Zweck, um „lekker" zu essen u. s. w.

Ich bin nie in Verlegenheit gekommen, bei mir hieß es dann „docter is mugg, docter gaat slaap", „Doktor ist müde, Doktor geht schlafen".

Für ihre Nachtgäste haben die größeren Burenhäuser fast alle von vornherein einen Raum vorgesehen, das ist die sogenannte „Buitenkamer" „Außenkammer", die steht meistenteils mit den andern Räumen im Hause nicht durch eine Tür in Verbindung, sondern von der Außenkammer führt die Tür sogleich ins Freie, so stört man nicht die übrigen Hausbewohner, wenn man am folgenden Morgen vor Tagesanbruch weiterreiten will. Man kann am nächsten Morgen so früh aufbrechen, wie man will, ehe noch der Kaffer schon früh den üblichen Kaffee vors Bett gebracht hat, man kann aber auch länger bleiben, bis sich die Hausbewohner erhoben haben. Ich habe die Gastfreundschaft der Buren nur zu Kriegszeiten kennen gelernt, so

entſchuldigte man ſich mir gegenüber häufig, es mir nicht beſſer bieten zu können. Ich habe gefunden, daß man von wenigen als ungaſtlich oder unſauber berüchtigten Häuſern abgeſehen, überall bleiben kann. Ich wurde überall mit derſelben freimütigen taktvollen und noblen Art aufgenommen. Keine Verlegenheit und Unſicherheit im Auftreten, mag es nun ein Bur ſein, der Hunderte von Rindern und Tauſende von Schafen in ſeinem Beſitz hat, oder mag er nur wenig Kopf Vieh ſein eigen nennen.

Ein gaſtfreies Haus war auch das von „faal Piet Nys“ auf Wonderhoogte, „faal Piet“, weil er einen langen blonden Bart trug zum Unterſchied von „lang Piet Nys“. Auf dem Rückwege von Bryheid zu meiner Ambulanz wollte ich dort die letzte Nacht verbringen. Aber mein Pferd, das Theunis Botha, der Bruder von Louis Botha mir geliehen hatte, war müde, ich ſchlug daher einen Richtweg durch das Gebirge ein, um auf kürzeſtem Wege ans Ziel zu gelangen. Bald fiel ein dichter, feuchter Nebel, Wonderhoogte war in dichten Wolken eingehüllt, und da mein Pferd kaum von der Stelle zu bringen war, die Sonne unterging, verlor ich die Orientierung. Mittlerweile hatte es auch zu regnen begonnen, hin und wieder kam ich an einen reißenden Gebirgsbach, an dem ich mir erſt einen Übergang ſuchen mußte, um auch das Pferd hinüber zu ſchaffen. Bald ſtand ich wieder vor einem Abgrund. Ich ſah ein, daß mir nichts anderes übrig blieb, als die Nacht in den Bergen zu kampieren, ich ſuchte lange nach einem geſchützten Platz, fand aber nur eine Stelle, wo ein Felsblock etwas hinüberhing. Ich zog dem Pferd den Sattel ab, kauerte mich auf meinen kleinſten Umfang zuſammen, zum Schutz hatte ich nur den Sattel; mein Bett, Decke und Mantel, führte ich zu damaliger Zeit noch nicht immer mit mir herum. Ich war bis auf die Haut durchnäßt. Da es die ganze Nacht hindurch regnete, ſo war von Schlafen nicht viel die Rede. In ſolcher Nacht fühlt man dann immer wieder den Impuls, ſeine Lage zu verbeſſern, man probiert immer noch einmal aus, ob man es ſich nicht doch erträglicher

gemacht hat. Es war stockfinster, Entdeckungsreisen von 300 Schritt vom Sattel markierte ich durch Steine, aber nirgends fand ich einen geschützten Platz. Fröstelnd erwartete ich den Morgen. Am Morgen verzog sich der Nebel ein wenig. Dem vor Kälte zitternden Pferd legte ich den nassen durchweichten Sattel auf und selbst vor Kälte zitternd führte ich es am Zügel. Meine Richtung wußte ich am Morgen noch viel weniger und wegen des Nebels ließ sich die Sonne noch nicht finden. Endlich stieß ich aber auf eine Rinderherde und bald auf einen Trekkburen, bei dem ich trocken und warm wurde. Der Nebel verzog sich und ich ritt zur Farm von Piet Nys, wo ein Verwundeter lag, den ich schon längst hätte verbinden müssen. War ich einige Tage von meiner Ambulanz fortgewesen, so war inzwischen mehrfach nach mir gefragt und mit dem Ausruhen wurde es nicht viel.

Jetzt kam ein alter Ohm und bat mich zu seiner „beinahe toten" Tochter", die Frau hatte „kanker in de borst": „Krebs in der Brust." Die Diagnose Krebs wird von den Buren bei fast allen Geschwulstformen gestellt, deshalb ist der „Krebs" in Südafrika auch heilbar, wie es auch in Südafrika von den Quacksalbern immer angeführt wird. Ich war schon lange mit Ohm geritten, als ich in eine ärmliche, aus Lehm aufgeführte Hütte trat, wo in einem dunklen Raume eine junge abgemagerte Frau auf einem erbärmlichen Lager ruhte, neben ihr ein halbjähriges lamentierendes Baby. Das Mausergewehr des Mannes und das Patronenband hing um den einen Bettpfosten. Die Frau litt an einer hochgradigen Entzündung der Brust, die fast ebenso lange bestand, als der Säugling alt war. Es hatte bereits mancher Quacksalber, manche weise Frau und mancher gute Rat an der Patientin „herumgedoktert". Ein infamer Gestank drang mir entgegen, als ich von der Brust den mit Teer und vielem Eiter durchsetzten schmierigen Lappen abhob. Ein unglaubliches Gemisch aus Honig, Mehl, Butter und Zwiebeln war auf die Brust aufgelegt, sie zur Heilung zu bringen.

Nach gründlicher Reinigung mußte ich sofort operieren. Nach den heutigen Grundsätzen die Operation vorzubereiten war keine Kleinigkeit, aber doch auch unter solchen Verhältnissen möglich. Die Frau lag endlich in dem anstoßenden Raum auf dem Tisch; die auf den Bänken längs der Wand schlafenden Kinder wurden wacker und schrieen. Bei diesem Konzert mußte operiert werden. Etwa nachts 12 Uhr lag die Frau wieder in ihrem Bett. Für mich kam dann noch die Arbeit, die Instrumente wieder in Stand zu setzen, stumpfe Messer zu schleifen, da ich mein Instrumentarium am folgenden Morgen bereit haben mußte. Vor meinem Ritt hierher hatte ich von General Botha ein Telegramm erhalten, um zu einem Verwundeten zu kommen, zu Potgieter, der schon häufiger verwundet war, immer durchkam, bis er nur einige Tage vor Friedensschluß von einer von den Engländern gegen ihn geschickten Kaffernbande ermordet und seine Leiche gräßlich verstümmelt wurde. Zu diesem Kranken waren es von meiner Ambulanz aus acht starke Reitstunden. Meinen Assistenten ließ ich bei der Patientin zurück; mit meinem Begleiter trat ich den Rückweg an, der Weg führte steil bergan, meistens mußten wir absitzen und das Pferd führen, manchmal hielt es schwer, das Pferd über im Wege liegende Gesteinsmassen, über die man selbst wegen großer Müdigkeit stolperte, hinweg zu führen. Der Tag hatte noch nicht zu dämmern begonnen, aber in der Nähe des Lagers bemerkten wir bereits reges Leben und Treiben. Die gespannt hopsenden Pferde wurden eingefangen. Die Brandwache war mit dem Rapport ins Lager gekommen, daß die Engländer von Wakkerstroom im Anzuge seien. Erst später stellte sich der Rapport als falsch heraus, ein Erdschwein, so belustigte man sich, hatte der Wache den Schreck vor den Engländern eingejagt. Im Zelte des Kommandanten — Zelte gab es damals noch — erfuhr ich, wohin geflüchtet werden sollte. Meine Ambulanz stellte ich gewöhnlich etwas abseits von den Kommandos auf. Einesteils tat ich das, um nicht den ganzen Tag überlaufen zu werden von solchen, die nur für ihren „ruil mag“ schmutzigen Magen eine „purgatie“

ein Purgiermittel haben wollten. Dann bot dies den Vorteil, daß meine Tiere, getrennt von den durcheinander weidenden Tieren des Lagers, beſſere Weide fanden. Als es nun im Lager lebendig wurde, ſchliefen meine Leute noch den Schlaf des Gerechten. Fernab graſten meine Pferde und Mäuler, eben begann der Morgen zu dämmern. Es dauerte aber nicht lange, da hatte ich meine Leute hoch. Die Kaffern ſchickte ich aus, die Tiere einzufangen, wir andern brachen die Zelte ab und packten auf. Faſt war es mir recht, daß noch einige Tiere geſucht werden mußten. Hundsmüde, wie ich war, warf ich mich auf den Boden. Als die Tiere beiſammen waren, da war es an mir, einen Weg ausfindig zu machen, auf dem ich den Wagen aus dem Verſteck ausbringen konnte. Ich ließ mir das Pferd ſatteln, das zwei Monate nicht geritten war. Sei es, daß ich ſchlaff vor Müdigkeit war, ſei es, daß das Pferd ſich in dem von großen Felsblöcken überſäten Terrain nicht halten laſſen wollte: ich glitt aus den Steigbügeln, lag bald unter dem Pferd und brach mir den rechten Unterarm. Das Pferd hinten ausſchlagend mit wehenden Zügeln galoppierte zum Wagen. Als ich mich vom erſten Schreck erholt hatte, lief ich dem Pferde nach und ſchrie meinen Kaffern zu, die nicht wußten, was paſſiert war, das Pferd einzufangen und mir zu bringen. Wieder ſtieg ich in den Sattel, merkte jetzt erſt, daß ich nur eine Hand hatte. Das Pferd war ſehr erregt. Ich mußte ein abſchüſſiges Ufer herunterreiten, dann durch einen Bergfluß. Im Fluß lag ein glatter Steinblock, auf dem glitt das Pferd aus, ich konnte nicht mit der rechten Hand zufaſſen, ſauſte herunter, fiel unter das Pferd und mit zerſchundenem Geſicht und triefender Kleidung ſtieg ich aus dem Bade. Nun war es genug, außer dem Armbruch ſchien ich noch einen Handknochenbruch erlitten zu haben, und die Hand ſtand aus dem Gelenk. Ich war klein geworden und ſchleppte mich zu Fuß zur Ambulanz. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, ſelbſt nicht zum Notverband. Ich ſetzte mich auf den Wagen und fort ging es. Hatte bis dahin der Bruch nicht geſchmerzt, ſo war es jetzt kaum zum Aushalten. Glück-

licherweise erwies sich der Rapport bald als falsch. Als wir auf Jouberts Hoogte an eine Quelle kamen, ließ ich dort ausspannen.

Von dem Ritt zu dem Verwundeten konnte nichts werden. Da ich bei den Kommandos im östlichen Transvaal der einzige Arzt war, wurden meine Verletzungen leider nicht für mich allein fatal. Bei mir hieß es „Arzt hilf dir selber". Mit Hilfe meiner Pfleger und eines Buren legte ich meinen Arm in Verband. Jetzt hatte ich Muße genug über den Reichtum nachzudenken, den der Besitz gesunder Gliedmaßen in sich schließt. Es war am Sonntag den 16. Dezember am „Dingaanstag", ein Festtag, an welchem die Bürger des Sieges über den mächtigen Zulukönig Dingaan im Jahre 1838 gedenken. Da ich ohne ärztliche Versorgung war, so lag jetzt die Möglichkeit vor, mit einem stichhaltigen Grunde dem Feldleben mich zu entschlagen und mich zu ärztlicher Behandlung in die englische Linie zu begeben; das hätte ich tun können, aber ich hätte keinen Ersatz gefunden. Die Gewißheit „da tritt kein andrer für ihn ein" hielt mich jetzt, hielt mich später, um bis ans Ende auszuhalten. Zu Ordinationen blieb ich imstande. Unangenehm war auch etwas andres, ich konnte jetzt nicht baden und ob ich mich mit der linken Hand jeden Tag gewaschen habe, weiß ich nicht. Als Krüppel im Felde zu liegen und sich sein Fleisch vorschneiden lassen zu müssen, ist eine unangenehme Sache. Wenn der auf unebener Unterlage mir vorgesetzte Teller ins Wanken kam, konnte ich nur mit einer Hand zugreifen, die Tunke floß so meistens auf den Grund, und das kam, weil Herr Reimers es zu gut mit mir meinte, mir den Teller erst recht vollpackte.

Weihnachten kam heran. Im vorigen Jahr in Sansibar war mir nicht der Gedanke gekommen, daß der Krieg sich bis zum nächsten Weihnachten hinziehen werde. In Südafrika fällt Weihnachten in die heißeste Jahreszeit, so heiß wie in Sansibar war es nun freilich nicht, aber heiß genug und kein Schatten. Am besten lag man unter dem Wagen, nur mußte man mit dem wandernden Schatten etwa alle anderthalb Stunden eine

andere Position einnehmen. Die Nächte waren kühl und erfrischend. Viel Nebel gab es auf Kastroll Hoogte. Die Engländer unternahmen nichts, da rüsteten sich die Buren; Weihnachten schien ihnen eine gute Gelegenheit zu sein. Man rechnete, der Engländer wird hier tun, was er in Johannesburg an Christmas zu tun pflegt: er betrinkt sich. Bei uns präparierte man einen Nachtangriff auf die bei dem Distriktsort Utrecht garnisonierenden Engländer. Die Seele des Unternehmens war der „oud russisch Kaptän". Durch seine verwegenen Unternehmungen hatte er sich großen Ruf bei den Buren verschafft. Die Burenfrauen erzeigten sich ihm dadurch erkenntlich, indem sie dem Offizier „van det russisch leger" eine Fahne stifteten. Wegen meines gebrochenen Armes verzichtete man auf meine Mitwirkung. Damit aber doch Hilfe zur Hand wäre, ließ ich Reimers die Expedition begleiten.

Weihnachten 1900 verlebte ich daher sehr still, oben auf Joubertshoogte allein mit meinen Kaffern und mit meinem Vieh. Als die Sonne untergegangen war, lag ich in meinem Zelt. Ein kurzer Kerzenstumpf — das war die ganze Weihnachtsbeleuchtung. Wir lebten nicht mehr wie früher, wo wir an den kalten Winterabenden mit Kerzen unsere Zelte erwärmten. Spät abends kehrte der Pfleger Krombaß zurück, da hatte ich wenigstens Gesellschaft. Außerdem brachte er eine Fettkerze. Die hatte ihm irgendwo drei Lieder eingebracht, die er mit seinem Gesang begleitete. Eines dieser Lieder „Kaas und Polenta"; mehr als drei Lieder standen auch nicht auf seinem Repertoir, die haben ihn aber in kürzester Zeit überall bekannt gemacht. Als ich am Abend erst unter meinen Decken lag, wurden, ich weiß nicht zum wievielten Male, die in einer Blechtrommel sorgsam verwahrten alten Briefschaften von zu Hause wieder durchgelesen. Über Sinn und Bedeutung jeglichen Wortes wurde weitgehend nachgedacht. Aber eine Fettkerze brennt schnell, das Licht verlöschte und ich verfiel in Schlaf. Für die drei großen Feste kennt der Bur nur einen Feiertag, und Weihnachten ist den Buren nicht das bedeutsame Fest, das

es für die deutsche Familie ist. So standen dem Plan keine burischen Bedenken gegenüber, und in der Nacht vom ersten zum zweiten Feiertag wurde Utrecht angefallen. Am übernächsten Morgen erreichten mich von dort die ersten Boten; der russische Offizier war auf den Tod verwundet; eiligst möchte ich kommen. Auf einem klapprigen vierräderigen Wagen, davor vier Maultiere, machte ich mich ohne Verzug mit zwei Kaffern auf die Reise. Wer aber, wie ich, auf solchem Gefährt und bei den schlechten Wegen mit einem Armbruch sich zu schonen vermeint, täuscht sich. Doch, was sollte ich anders machen? Sonst hätte ich barfuß im Sattel sitzen müssen; meine zerrissenen Schuhe waren sieben Reitstunden weit nach Piet Retief zum Schuhmacher, damals flickte ich meine Schuhe noch nicht selbst, andere Schuhe hatte ich nicht, und die Schuhe, die sich auf dem Ambulanzwagen herumtrieben, die konnte ich nur, wenn es noblesse oblige galt, fünf Minuten an den Füßen tragen, dann mußte ich meine Füße unsichtbar machen. Unterwegs überraschte mich in den hohen Bergen ein solch dichter Nebel, daß ich mit meinen Kaffern nicht zurecht fand, gar nicht fern der englischen Linie. Die englischen Geschütze, die schon um einen einzelnen Reiter losfeuern, hatten auch schon nach meiner Richtung hin geschossen. Abends spannte ich auf der Farm von Nys aus, dort erfuhr ich, daß der russische Offizier bereits gestorben sei und heute auf der benachbarten Farm des Vaal Pieter Nys seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Ihn, den die Buren schon lange für gefeit gegen englische Kugeln hielten, hatte doch der Soldatentod ereilt; freilich mit großer Wahrscheinlichkeit erreichte ihn die tödliche Kugel aus dem Burenmauser. Gewiß war das nicht Absicht, aber bei der mangelhaften Feuerdisziplin der Buren und vor allem bei Nacht konnte das leicht vorkommen. Er war ein tapferer Mann der „oud russisch Kaptän" und Vater und Schwester werden nach Monaten um ihn weinen, wenn die Nachricht Rußland erreicht, aber auch der Buren Augen sind nicht trocken geblieben. Angesichts der Majestät des Todes söhnte sich mit dem viel jüngeren Kameraden der ritterlich ge-

artete Deutsche aus der russischen Ostseeprovinz aus, der mit Prohwosky auf gespanntem Fuße stand, da er in dem Russen den Erbfeind seiner Familie sah. Das Gerücht von der Verwundung ihres russischen Anführers hatte sich selbst bei Nacht im Augenblick bei den Angreifern fortgepflanzt, es lähmte den Anfall der Buren, so daß sie sofort Abstand nahmen und sich zurückzogen. Einige von der Christmasfeier heimkehrende Engländer, als sie in ihren Zelten Licht machten, sollen erschossen sein. In unseren Reihen fehlte ein Artillerist, das wird wohl der gewesen sein, den einige hatten stöhnen hören, den ein anderer als Leiche hatte zusammenbrechen sehen.

Am folgenden Morgen führte mich Kapitän von Wichmann an das Grab des russischen Kameraden. Lange hatte der Russe bei ihm in Zeltgenossenschaft gelebt, auch ich hatte mich fast ein halbes Jahr im Felde fast täglich mit ihm gesehen. Bei manchem kleinen Schaden konnte ich ihm helfen, bei seiner tödlichen Wunde war ich nicht da, aber doch hatte der getreue Reimers an dem Verwundeten mit Magenschuß getan, was getan werden konnte, entgegen dem Bestreben einer ehrgeizigen Burenfrau, die „viel besser helfen konnte" als er, der nicht einmal ein „rechter Doktor war", sie aber hatte auf Purgaties und auf Bockmisttee für Kinder studiert und, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält, selbst wenn Magen und Darm zerschossen sind. Sonst aber war sie eine tatkräftige Frau, die viel Gutes tat, viel Anerkennung verdient, bei sich selbst allerdings die meiste Anerkennung fand. Als wir zu unseren Zelten zurückkehrten, war der Platz von Prohwosky leer. Von Wichmann ordnete seinen Nachlaß, bei dem manches von früheren Raubzügen zu Tage kam; nicht aber die Geldkiste, die der mißtrauische Bur bei ihm wähnte, die der russische Kapitän bei Überfall einer englischen Bahnstation an sich gerissen haben sollte. Aus dem Nachlaß erbte ich ein Taschenmesser. Ein Teil des Nachlasses ist später den Engländern in die Hände gefallen. Was vergraben wurde, ist erhalten geblieben und nach Friedensschluß an die Familie geschickt. Am Tage vor

Silveſter 1900 wurde bei ſtrömendem Regen in meinem nicht ganz waſſerdichten Zelt auf Joubertshoogte ein Abſchiedsdiner gehalten. Die Artillerie wurde nach Ermelo abberufen, ſo verlor ich da in meinem Umgang die beiden deutſchen Herren, deren Geſichtskreis über Südafrika hinausging. Bei Regen iſt es mit einer Feldküche ſchlecht beſtellt, und Feuer im Zelt brennt ſchlecht, hat keinen Abzug, aber ſo ein Kaffer hat gute Lungen, gar wurde das Eſſen doch und die Vielſeitigkeit des Menus litt nicht darunter, jedenfalls war es von Reimers und Crombaß ſo zuſammengeſtellt, daß die Menukarte eine lange Speiſenfolge aufwies. Es figurierte auf der Karte ein Spanferkel mit Haut und Haaren gebraten, Konſerven-Hummer, zwei Flaſchen Sekt, eine halbe Flaſche Whisky, Kognak, Kapländiſcher Branntwein und Sonſtiges. Daß es ein Abſchiedseſſen für unſer Leben im Feld werden würde, ahnte niemand, aber glücklicherweiſe trafen wir uns nach Friedensſchluß an der gaſtlichen Tafel des Herrn Dr. Mangold in Johannesburg geſund und munter wieder.

Das neue Jahr wurde in der Neujahrsnacht von unſerem einzigen Geſchütz durch einen Kanonenſchuß begrüßt — Geſchützmunition war doch nicht mehr da — auf einen Schuß mehr oder weniger kam es nicht an; die Engländer, die uns gerade gegenüber lagen, antworteten nicht, oder wir haben es überhört. Der Neujahrstag iſt für die Buren ein ganz beſonderer Feiertag; Kuchen konnten dies Jahr allerdings nur ſpärlich mehr gebacken werden. Schon überall gebrach es an Zucker, und der noch etwas Zucker hatte, richtete ſich ſo ein, daß der Vorrat noch lange reichen konnte. Die Zeit war längſt vorbei, daß man Kaffee halb Zucker, halb Kaffee trank. Am Neujahrstage kommen benachbarte Familien auf irgend einer Farm zu Tanzbeluſtigungen zuſammen, Pferderennen werden gehalten und ſonſtige Feſtlichkeiten veranſtaltet. Auch in dieſem Jahr gab es bei einzelnen Kommandos Pferderennen. Mancher war aber vorſichtig genug zu denken: Störten wir den Engländer in ſeiner Chriſtmasfeier, ſo könnte der Engländer uns bei der Neujahrs-

feier überraschen, wie schon Jameson es 1896 beabsichtigte. Bei uns blieb es „still en rüstig".

In den ersten Januartagen 1901 rüstete Louis Botha zu einem Anfall auf die Delagoa-Bai-Bahnlinie in der Nähe der Station Wonderfontein. Ein Fehler dieser Unternehmung war, daß sie sich über ein zu weites Gebiet hin erstreckte; gegen vielfache Übermacht des Feindes zu fechten, war man gewohnt, aber mit kleinen Abteilungen in weiter Ausdehnung die stark befestigten Forts längs der Bahnlinie, wenn auch bei Nacht anzufallen, war von vornherein eine heikle Sache. Man mußte außerdem lange Zeit rüsten. Wir waren von viel Verrat umgeben. Die Tapferkeit manches Bürgers hat sich bei dem Anfall bewährt, aber es wurde trotzdem nicht nur nichts erreicht, wir hatten einen Verlust von 15 Toten, außerdem waren mehrere schwer verwundet. Das Hauptquartier des Kommandant-Generals befand sich in Ermelo, dem Hauptort des Hoogeveld. Ich mußte Botha sprechen, außerdem wollte ich wegen meines Armbruchs Dr. Albrecht konsultieren. So machte ich mich denn Mitte Januar mit einem leichten Maultierwagen auf die Reise. Es waren bis dorthin etwa drei Tagereisen. Zufällig traf ich Dr. Albrecht schon in Ermelo an. Zusammen mit ihm suchten wir Botha auf. In der bekannten liebenswürdigen Weise wurden wir empfangen.

Trotz der schwierigen Lage spürte man bei ihm nichts von Niedergeschlagenheit. Ich ritt dann mit Dr. Albrecht zu dessen Ambulanz nach Carolina. Unterwegs blieben wir auf einer Farm zur Nacht. Die Farm verfügte über einen Komfort, wie er sonst in Burenhäusern selten war. Man tat uns viel Gutes, aber leider darf ich dieser Familie hier kein Denkmal der Dankbarkeit setzen. Der große Besitz wird jener Familie zu einem Fallstrick geworden sein, daß sie auf verbotene Weise sich mit den Engländern ins Einvernehmen setzte. Eine schon damals ausgesprochene Idee, die in den Köpfen dieser Familie spukte, war die: Frieden zu machen unter Protest. Schade um das Haus, das zumal wegen seines hohen Bildungsgrades be-

rufen gewesen wäre, eine würdigere Rolle zu spielen, als für immer den Makel des Vaterlandsverrats zu tragen. Dr. Albrechts Ambulanz litt auch schon unter mancherlei Entbehrungen. Ich mußte froh sein, daß mir wenigstens mit einigem ausgeholfen werden konnte. Dr. Albrecht rauchte schon Zigaretten mit Druckpapierumwicklung. Von Haus aus ein passionierter Zigarettenraucher, war er in Bezug auf Güte des Tabaks schon sehr genügsam geworden. Als er bei einem hoffnungslos im Felde zurückgelassenen Engländer mit Schädelschuß eine erfolgreiche Trepanation machte und dann den Tommy an der mit den Engländern verabredeten Stelle überlieferte, gab man ihm zum Dank eine einzige Zigarette. Gelegentlich der Verabredung über das Rendezvous mit der englischen Ambulanz hatte Dr. Albrecht schriftlich um etwas Zigarettentabak gebeten. Warum gab man ihm den nicht? Wir halfen dem Freund in erster Linie, mindestens ebenso sorgfältig wurde aber jeder Engländer von uns behandelt, der uns in die Hände fiel. Dr. Albrecht hatte schon lange keinen Zucker mehr; mit der Spitze seines Taschenmessers fuhr er in eine Schachtel Saccharin, sich den Kaffee zu versüßen, dem so versüßten Maiskaffee konnte ich aber nicht den Geschmack abgewinnen wie mein gütiger Gastgeber.

Als ich zu meiner Ambulanz auf Joubertshoogte zurückgekehrt war, hieß es, die Engländer planten eine große Unternehmung, die sich gegen das Hoogeveld und das östliche Transvaal richten sollte, gegen den Teil Transvaals, der im Winkel der Natal- und Delagoabaibahnlinie gelegen ist. Die Engländer hatten damals sämtliche Bahnlinien in ihrem Besitz, außerdem die an der Natalgrenze gelegenen Orte Bryheid, Utrecht und Wakkerstroom. Das ganze übrige Transvaal, und im Freistaat war es ebenso, wurde von den Buren beherrscht. Viele wiegten sich in Sicherheit, dachten, so würde es bleiben, und dann könnten sie noch „tausend Jahre" fechten. Das war eine schlimme Aussicht für mich. Seit Juli 1900 schon hatte ich keine Post mehr aus Deutschland bekommen, jetzt war es Februar 1901. Wir waren völlig von der Außenwelt ab-

geschnitten, nachdem die einzig uns gebliebene Öffnung durch Swasiland und dadurch die Verbindung nach Lourenço-Marquez uns verlegt war. In Swasiland trieben schon seit langem von Engländern organisierte Banden von Räubern, von den Buren kurzweg rovers genannt, ihr Unwesen. Sie machten von Swasiland aus Einfälle nach Transvaal und nahmen den Buren das Vieh weg. Die Swasis raubten und stahlen, wo sie nur konnten. Diese Zustände in Swasiland hatten seinerzeit auch meinen Ritt nach Lourenço-Marquez vereitelt.

Schon seit etwa eineinhalb Wochen war General Christ. Botha mit nur einer kleinen Leibwache zum Hauptquartier von Louis Botha nach Ermelo abberufen. Er kam nicht von dort zurück, wir blieben ohne amtliche Informationen. Nur ging ein dunkles Gerücht von einem Gefecht jenseits von Ermelo. Es war das Gefecht bei Crissismer, dessen Erfolg für die Buren allein durch das Verhalten des Generals Smuts mit einem Teil des Ermelo-Kommandos gänzlich vereitelt worden, sonst hätte man die Kolonne des englischen Generals Smith Dorrien in die Hände bekommen, sie befand sich als Transportkolonne für die große Unternehmung des Generalleutnants French auf dem Marsch nach Piet-Retief. Wie ich von dem Chef der holländischen Ambulanz Dr. Bierens de Haan weiß, hatten in jenem Nachtgefecht bei Crissismer mit Ausnahme des englischen Generals fast alle Offiziere ihren Posten verlassen, um in die Dunkelheit zu flüchten. Daß man sich einen solchen Erfolg im letzten Augenblick aus den Fingern gehen ließ, hat das Vertrauen auf die energische Durchführung eines Planes bei den Buren und namentlich auch bei mir stark erschüttert. Wäre diese Kolonne vernichtet, dann hätte die Unternehmung des Generals French scheitern können. Außer Proviant, Decken, Sätteln u. s. w. wäre den Buren namentlich Munition und Artillerie in die Hände gefallen, es hätte der Unternehmung des Generals French Artillerie entgegengestellt werden können.

Endlich brachten unsere eigenen Patrouillen den Rapport, daß die Engländer in der Richtung Waterval in Wakkerstroom-

Distrikt heranrücken. Der wahrnehmende Kommandant Lentz vom Swasiland-Kommando entschied sich mit Recht, Kastrollhoogte aufzugeben. Mir selber blieb jetzt keine andere Wahl, als mich mit meiner Ambulanz auf dem Rückzug den Swasiländern anzuschließen. Es war abgesehen von vielleicht zwei bis drei leichten Karren beritten; die beiden Ochsenwagen des Kommandos waren schon am Tage zuvor in Richtung nach der deutschen Ansiedelung Lüneburg fortgeschickt.

Meine Ambulanz machte damals vier Ambulanzwagen und einen Spider aus, 24 Maultiere, 16 Zugpferde. Als ich den Rückzug antrat, hatte ich noch einen schwerkranken Typhuspatienten in meinem Zelt liegen. Ihn durfte ich aus Rücksicht auf die Kommandos nicht mitnehmen; ich hätte ihn auf vollgepacktem Wagen transportieren müssen und dann hätte ich meine Ambulanz verseucht. Ich konnte den Kranken aber auch um seiner selbstwillen nicht mitnehmen, der Transport mußte sein Tod sein, es ging einer ganz unbestimmten Zukunft entgegen. In der Nähe meines Ambulanzlagers war eine Farm. Der Besitzer derselben war mir freilich nichts weniger als sympathisch, aber im Druck der Kriegsnot wird man zu manchen Kompromissen gedrängt. Mir blieb nichts übrig als meinen Patienten dort unterzubringen. Auf einer Tragbahre ließ ich den Kranken auf Kletterwegen den halbstündigen Weg dorthin tragen, heiß brannte die Sonne. Der Bur Johnston war von Großvater oder Urgroßvater her Engländer, war selbst als Bur geboren und fühlte sich als Bur. Vom Kommandodienst drückte er sich, ebenso seine Söhne, die mit 16 Jahren kriegspflichtig waren, — und „machte Geld".

Seitens der Transvaalregierung war das sicherlich eine Ungerechtigkeit, daß man den Mann nicht weiter behelligte, über dessen Gesinnung kein Zweifel obwalten konnte, aber leider war dieser Fall nicht ganz vereinzelt. Das Mißtrauen mancher Buren suchte die Erklärung in der mehr oder weniger nahen Verwandtschaft mit einflußreichen Persönlichkeiten. Als ich meinen Patienten auf die Farm verbrachte, waren dort zu

kurzer Rast einige Buren abgestiegen, mochte sich in Johnstone der Mensch doch wohl getroffen fühlen: während wir weiter den Unbilden und Gefahren des Krieges uns aussetzten, blieb er bei dem Nahen des Feindes ruhig auf seiner Farm sitzen. Die Verstellung mußte ihm aus seiner momentanen Verlegenheit helfen. Während er mit einem Judasgruß an den einzelnen herantrat, schleppte er das eine Bein stark nach— das hatte ich früher noch nie bei ihm bemerkt, jetzt erinnerte er sich, vor Jahren vom Wagen gefallen zu sein, deshalb könne er seiner Kriegspflicht nicht nachkommen. Getäuscht hat er mit diesem Geschwätz wohl niemanden. Schier unglaublich, aber wahr ist es, daß die Frau Johnstone gerade an dem Tage, als wir den Rückzug antraten, nach Wakkerstroom gereist war, d. h. die Frau fuhr aus dem hinter unserer Linie liegenden Gebiet, das bis dahin englische Truppen noch nicht betreten hatten, an den Burenstellungen vorbei in die englische Linie nach Wakkerstroom hinein. Sie gab vor, mit einem bedenklich erkrankten Kinde dorthin zum Arzt fahren zu müssen. Auf diese Weise hatte sie von dem wahrnehmenden Kommandanten des Swasilandkommandos Erlaubnis erhalten, trotz der kritischen Lage und ungeachtet die Frau den Engländern so viele wichtige Mitteilungen hinterbringen konnte und würde. Frauen eine Bitte abschlagen geht den Buren hart an, auch wenn sie offenkundige Krokodilstränen weinen. Durch Verrat wollte die Frau, sei es aus eigenem Antriebe, sei es auf Betreiben des Gatten, einen Vorteil für ihre Familie erhaschen. Johnstone war einer der Buren, dem der Geldbeutel über alles ging. Er selbst hatte sich schon ein halbes Jahr früher bei den Engländern in Gunst setzen wollen. Als die Engländer damals nur vorübergehend nach Wakkerstroom kamen, hatte er sich, obwohl er zwei Reitstunden von Wakkerstroom entfernt wohnte und durch eine schwer zu nehmende Position der Buren von ihnen getrennt war, zu dem Feinde aufgemacht, um aus der Proklamation des Lord Roberts Nutzen ziehen und das ihm von seiner Regierung anvertraute Gewehr dem Feinde auszuliefern. Wie viel Verrat durch ein solches

Haus mit Hilfe der Kaffern geübt wurde, wird man je ſchwerlich erfahren. Als die Engländer zu der Farm kamen, ſtellte ſich ihnen ohne weiteres auch der Bruder der Frau, ein Menſch von etwa 30 Jahren. Der war zudem noch Beamter. Da nun die Frau Johnſtone fort war, verlangte ich von dem Bruder des Patienten, den Totkranken, den er unter meiner Aufſicht ſo lange ſchon gepflegt hatte, noch weiter zu beſorgen, mochten die Engländer kommen oder nicht. Was aber geſchah? Am nächſten Abend kam eine Patrouille und nahm den Bruder ohne weiteres von dem beſinnungslos im Fieberdelirium liegenden Kranken als Gefangenen weg. Ehe der Morgen anbrach, war der Kranke geſtorben. Ich erfuhr das, als ich am folgenden Morgen mich an die Farm heranpürſchte, um dem Kranken noch eine eventuell lebensrettende Kochſalzinfuſion zu geben. Auf eigene Gefahr mußte ich mich an meinen Kranken heranpatrouillieren. Freilich kannte ich das ſchwierige Gelände gut. Weit und breit war keine Menſchenſeele zu entdecken. Als ich mich der im Gebüſch verſteckt liegenden Farm näherte, zog ich mein Pferd in das Dickicht hinein, band es an einen Baum feſt und ſchlich mich zu einem auf der Farm wohnenden Deutſchen. Der wunderte ſich nicht wenig, plötzlich mich da zu ſehen. Der deutſche Transvaalbürger kam ſeiner Waffenpflicht alſo auch nicht nach. Aber die Frau ſtand unmittelbar vor ihrer Entbindung, mehrere kleine flachsköpfige Kinder ſpielten ſorglos um das Haus; wer konnte dann ſorgen, wenn der Mann fort war? Und Gerüchte von Roheiten, die ſich engliſche Soldaten zu Schulden kommen laſſen ſollten, kurſierten auch. Bei dieſem Deutſchen erfuhr ich, daß am letzten Abend eine engliſche Patrouille auf dem Platze war — alſo Vorſicht! Die Patrouille hatte ſich wieder zurückgezogen und den einzigen Pfleger, den Bruder des Kranken, als Kriegsgefangenen mit ſich genommen. Dieſer Bruder hatte ſich in der Wartung des Kranken als zuverläſſig erwieſen, war nur auf mein dringendes Anſuchen zurückgeblieben, ich machte ihm zur Ehrenpflicht, ein Menſchenleben möglicherweiſe zu retten. Auch hatte ich für ihn einen Brief zurückgelaſſen, in dem

ich den Zweck seines Wartens auf der Farm mitteilte; in demselben Brief hatte ich den Patienten der Fürsorge des englischen Kollegen empfohlen und die erforderlichen Mitteilungen über den Zustand des Kranken gemacht, der sich in der gefährlichsten Krankheitsperiode des Typhus, am Ende der dritten Krankheitswoche, befand. Gefahr war für mich im Verzuge, helfen konnte ich dem Toten nicht mehr, so verschwand ich eiligst. Als ich freies Feld erlangt hatte, gewahrte ich schon englische Patrouillen in meinem Rücken. War ich noch unbemerkt geblieben, so konnte ich jetzt nur noch einen kurzen Vorsprung gewinnen, ich mußte über einen hohen Bergrand hinüber, und da mußte ich bemerkt werden. Die Patrouillen waren so weit nicht mehr. Außer, daß sie nirgends Burenpatrouillen gewahrten, hatten sie jedenfalls zuverlässige Information, daß die Buren ihnen keinen Widerstand entgegenstellen würden. Auf der anderen Seite des Bergrandes stand mein Wagen, der auf einer Klippe umgefallen war. Als ich über den Bergrand hinüber bin, ziehe ich mein Pferd in eine Deckung und während ich gleichzeitig von der Höhe aus meinen Leuten zurufe, schnell zu machen, beobachte ich nach der andern Seite hin die Engländer. Die aber kommen schon bedenklich schnell näher, treten schon hier und dort aus dem Farmgebäude heraus. Was tun? Ich sitze auf, um, wie der Bur das nennt, eine „vertooning" zu machen, reite vor den Augen der Engländer auf dem Bergrand hin und her, mache Zeichen mit den Armen, die Engländer glauben zu lassen, daß ich dort Buren kommandiere, bis endlich mein Wagen eingespannt hat und eiligst das Weite sucht. Die englischen Patrouillen senden nach allen Richtungen ihre peilschooten, wie der Bur das Schießen nennt, wenn der Engländer damit den Gegner aus seinem Versteck herauslocken und zum Antworten veranlassen will. Ich jage hinter meinem Wagen drein, versuche doch noch zu entkommen und vom Pferde aus die Tiere zum Laufen anzuspornen, besonders die Vormaultiere meines Zehngespanns, wohin die Peitsche nicht langt. Wo mein Wagen umgefallen, wohnte eine Burenfamilie deutscher Abkunft, Spies, der Mann

mit Frau und Töchtern ergaben sich in ihr Schicksal und erwarteten die Engländer. Der Mann war darüber aufgeregt, daß die durchziehenden Buren ihm seine Pferde weggenommen hatten. Dann aber ein noch viel unangenehmeres Bild. Auf dem nächsten Platz wohnte ein Deutscher, ein Bild von Gesundheit und Kraft. Als ich dort ankam, sah ich Gewehr und Patronenband fein säuberlich auf dem Tisch bereit liegen, um der ersten englischen Patrouille ausgeliefert zu werden. Die Frau des Mannes saß da und schälte Pfirsiche. Um mich zu beruhigen, nimmt der Mann seine Zuflucht zur Lüge. Der Überläufer kannte wie alle seine Gesinnungsgenossen lediglich sein Privatinteresse. Bald habe ich noch einen kurzen Vorsprung vor den Engländern; die Patrouille, die bei dem letzten Haus abgestiegen, steigt auf, uns nachzujagen. Jedenfalls hat sie in dem Hause gehört, daß eine ungeschützte Ambulanz vor ihr her flüchtet, außerdem kann sie es an dem Wagen mit dem weißen Zeltaufbau und an einem sehr großen Roten Kreuz erkennen; nichtsdestoweniger werden wir unter Feuer genommen. Wir müssen einen Fluß passieren, da fährt der Wagen mit den Vorderrädern gegen eine Felsenbank im Flußbett fest. Das Einhauen auf die schon störrischen Maultiere hilft nichts, ich greife mit meinen Leuten in die Räder, ohne Erfolg. Da lasse ich die Maultiere abhacken, um mit Zurücklassung des Wagens zu entkommen. Als wir aus der Senkung heraus sind, pfeifen auch schon die Kugeln um und unter uns. Die Tiere werden unruhiger, die beiden Kaffern, die die Maultiere an der Leine führen, sie lassen die Leinen los und werfen sich auf den Bauch, um so nicht getroffen zu werden. Mein weißer Wagentreiber, der wie ich beritten ist, jagt dann mit mir zu Pferde die Maultiere vor uns her. Das fft fft der englischen Gewehrkugeln macht die Tiere aber so aufgeregt, daß sich das lange Gespann verwickelt und nicht vorwärts zu treiben ist. Da gebe ich es preis und nun flüchten wir zwei, bis daß wir aus dem Bereich der Kugeln heraus sind. Zum Glück geht die englische Patrouille nicht über den Fluß hinüber. Maultiere und Kaffern bleiben

mir erhalten, doch was soll aus dem Wagen werden? Oben darauf liegt der Kaffer, der beim Umfallen des Wagens verletzt ist. Vorläufig kann ich ihn nicht kriegen. Ich kehre zunächst mit meinen Leuten zu meinem Ambulanzlager im Versteck zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Fünf Wochen in englischer Gefangenschaft.

Ich werde mit meiner Ambulanz durch einen englischen Parlamentär mit der weißen Parlamentärflagge gefangen genommen. — Wegnahme und Verbrennung meiner Ambulanz. — Wie die Engländer des Generalmajors Sir John Dartnell in den deutschen Ansiedelungen wüten.

Gerade bin ich beschäftigt, in meinem Versteck oben auf dem Umslangpies-Berg die Hähne zu verzehren, die mir auf der Flucht von Kastrollhoogte unter dem Wagengerümpel erstickt waren — einen kahl geklaubten Knochen nach dem andern werfe ich ins Feuer — da fallen Kanonenschüsse. Die englische Artillerie steht auf Joubertshoogte, die Schüsse schlagen etwa 4000 Meter rechts von uns ein. Eine englische Kolonne auf dem Wege von Wakkerstroom nach Piet Retief. Da ich weit rechts von dem Wege liege, wähne ich mich in meinem Felsennest geborgen. Aber wohin die Engländer mit der Artillerie ihre „Peilschüsse" abgeben, es ist die Gegend von Kids Farm, da taucht plötzlich ein Reitertrupp auf. Noch fürchte ich nichts. Dann aber, ich lasse das Glas nicht von den Augen, sehe ich von dem Haupttrupp einige Reiter mit einer weißen Flagge sich entfernen, geradewegs auf meine Ambulanzwagen los. Wie sie ganz nahe sind, gehe ich ihnen entgegen. Die Leute sind bewaffnet, und um so kriegerischer ist das Gebaren, als die drei Reiter sehen, daß weit und breit

keine Buren sind und daß sie nur eine ungeschützte Ambulanz unter dem Zeichen des Roten Kreuzes vor sich haben. Er, der Leutnant, der die weiße Flagge trägt, hat die andere Hand am Pistolengriff und schreit mir entgegen: „Will you surrender?" „Wollt Ihr Euch ergeben?" Am Arme trug ich die Rote Kreuzbinde. „I have not to surrender", „Ich brauche mich nicht zu ergeben". „Where is the docter?" „Wo ist der Doktor" ist die nächste Frage des Leutnants. „Der bin ich", sage ich, und so wiederholt der Leutnant seine Frage „Will you surrender docter?" „Ich werde mich nicht übergeben" rufe ich ihm zu und zeige zugleich auf das Rote Kreuz. Das versteht der aber nicht, sich mäßigend sagt er „then I take you prisoner" „dann nehme ich Euch gefangen". Ich „You can't" ꝛc. „das könnt Ihr nicht" u. s. w., darauf bestehe ich und rede dann gut deutsch in englischer Sprache, wie ihm einfallen kann, die weiße Flagge für Rekognoszierungsritte zu verwenden. Er kann nichts entgegnen und sucht sich lächelnd aus der Affäre zu ziehen. Von dem Mißbrauch der weißen Flagge hatte ich schon viel gehört; nun erlebte ich selbst, daß die Engländer sich zur Aufklärung des sehr schwierigen Terrains der weißen Flagge bedienten und zudem war die weiße Flagge von Bewaffneten begleitet. Außer dem Leutnant bestand die Patrouille noch aus dem Sohn der unten liegenden Farm als Führer und einem andern völlig bewaffneten Mann. Der Leutnant steigt ab. Ich biete ihm Sitzgelegenheit. Unnützes Ausfragen unterbleibt, er hat wohl gemerkt, daß mit seiner Unverfrorenheit bei mir nichts zu machen ist. Die Situation wird ihm sichtlich ungemütlich. Nichtsdestoweniger erteilt er mir den Befehl, meinen Wagen einzuspannen und nach jener unten gelegenen Farm von Kid abzukommen, dort werde das englische Kamp die Nacht bleiben.

Daß ein Parlamentäroffizier niemals das Recht zu einer solchen Order hatte, ist gewiß; aber was bleibt mir übrig als einzusehen, Gewalt geht vor Recht. Doch stelle ich dem Leutnant vor, da ein für Wagen kaum fahrbarer Weg zur Farm herunterführe, mit seinem General meine Angelegenheit zu besprechen

und mich nicht zu veranlaſſen, mit meiner Ambulanz einen unnötig gefährlichen Weg machen zu laſſen. Der Offizier verſpricht mir das und reitet weg, einen Bewaffneten als Wache zurücklaſſend.

Die Sonne will ſchon untergehen, da kommt eine wilde Horde zu mir geſprengt, eine Horde ungezügelter, teils angetrunkener Kaffern mit langen, bunten, im Winde flatternden Bändern, befehligt von einem rohen, angetrunkenen „stokmaster", der als Zeichen ſeiner Würde eine lange Peitſche führt, und um ſeiner Würde Nachdruck zu verleihen unter den Kaffern herumknallt. In toller Jagd werden meine ruhig weidenden Tiere von allen Seiten zuſammengetrieben. Auf einem Papierfetzen produziert mir der stokmaster ſeine Order „Bring the waggons down at once", „die Wagen ſofort herunterbringen", die von Kapitän Silborne gezeichnet war. Mittlerweile iſt es dunkel geworden. Einem wilden Troß ſehe ich mich ausgeliefert. Die Horde ſpannt ein, dann werden die Wagen den ſchlechten, abſchüſſigen, ausgeſpülten Weg abgebracht. Es dauert nicht lange, da iſt auch ſchon einer der Wagen umgeworfen. Den Wagen läßt man liegen, wo er liegt. Um mich nicht unnötig der Ausgelaſſenheit, der Raſerei und dem Fluchen engliſcher Kaffern auszuſetzen, reite ich allein voraus, dahin, wo ich die engliſchen Wachtfeuer brennen ſehe. Nirgends werde ich angehalten, bis ich mitten im Kamp bin, mitten unter den Engländern, die in Gruppen um ihre Feuer ſtehen und ſich kochen und braten, was alles ſie am Tage erbeutet haben. Der befehlführende General, Generalmajor Sir John Dartnell, iſt noch nicht im Kamp angekommen, ſo laſſe ich mich zum ſtellvertretenden Offizier führen. Der hat ſich mit den anderen Offizieren auf einer Farm einquartiert, wo ich vor zwei Monaten abgeſtiegen bin. Der Offizier drückt mir ſein Bedauern aus, der General komme erſt morgen, ſo lange müſſe ich bleiben, dann könne ich ſofort zu den Buren zurück. Man ladet mich ein, in dem großen Kreiſe mit Platz zu nehmen. Ich ſoll zur Nacht dort bleiben, das lehne ich indes ab, um bei meiner Ambulanz zu ſein, die

inzwiſchen im Kamp angekommen ſein muß. Als ich im Hauſe an der Küche vorbeigehe, ſehe ich dort eine Menge von engliſchen Soldaten; den Beſitzer der Farm ſehe ich auch dort, er ſchleicht ſich an mich heran, mir ſein Herz auszuſchütten. Einen kleinen Platz in der Küche habe man ihm gegönnt, und was er immer wiederholte, iſt dies, daß es nur gut ſei, daß ſeine Frau, die vor kurzer Zeit am Gehirnſchlag geſtorben war, dieſes nicht mehr miterlebe. Kid gilt als ein begüterter Mann, hatte einen großen Grundbeſitz, dem Kommandodienſt bei den Buren kommt aber auch er nicht nach und ſeine Söhne nur ſehr mangelhaft. Ein Gefangener auf eigenem Grund und Boden! Draußen nimmt der Regen zu. Längs der Wände des Farmhauſes brennen die Feuer der Engländer, das Mobiliar der Farm liefert das Brennmaterial. Puter-, Enten-, Gänſe-, Hühner-, Schweine- und Schaffleiſch laſſen ſich die Soldaten und die Kaffern wohlſchmecken. Von dem vielen geraubten Vieh, den Pferden, Rindern und Schafen ſehe ich nichts, nur höre ich beſtändig das Wiehern von Pferden, die nach ihren Füllen ſuchen, das Brüllen der Rinder und das Blöken der Schafe.

Über die Ankunft meiner Ambulanz kann ich nichts vernehmen; dichter Nebel, der Qualm mancher ſchwelenden Feuer und der durch den Regen aufgeweichte Boden machen das Suchen ſehr beſchwerlich, ſo daß ich ſchließlich unverrichteter Sache ins Haus zurückkehre, um nun noch nachträglich die Einladung anzunehmen. Ein Offizier erhebt ſich und weiſt mir eine Kammer zum Schlafen an. Die Fenſter zwar zerſchlagen, aber ein eiſernes Bettgeſtell iſt da, ſo ſchlafe ich denn meine Kleider trocken.

Am folgenden Morgen, es iſt der 16. Februar, finde ich meine Ambulanz. Sie ſtand abſeits tief im Dreck. Reimers ſehr aufgeregt. Die Engländer haben die Güter teilweiſe von dem Wagen geſtohlen, Kiſten aufgebrochen, auch die, in der mein Pfleger ſeine Papiere aufbewahrte.

Eine Gefangenſchaft von fünf Wochen und vier Tagen lag vor mir! Auf dieſe Zeit ſehe ich nach Friedensſchluß als auf die weitaus ſchwerſte Zeit im ganzen Kriege zurück.

Von General Dartnell erbat ich mir meine sofortige Freilassung. Wie mir schien, wußte er selbst nicht recht, was mit mir und meiner Ambulanz zu geschehen habe. Vorläufig erhielt ich die Erlaubnis, die beiden zurückgebliebenen Wagen ins Kamp holen zu können. Ich machte die Bespannung fertig, aber als ich eben meine Leute fortschicken wollte, kamen zwei Offiziere und erteilten mir den Befehl sofort auszuspannen. Weshalb — wurde nicht gesagt, trotz der Erlaubnis des Generals Dartnell mußte ich wieder ausspannen lassen. Später am Abend erhielt ich nochmals die Erlaubnis und brachte den einen der Wagen ins Kamp. In meiner Abwesenheit hatte ein englischer Sanitätsoffizier, ein Principal Medicalofficer, meine Ambulanz gemustert, hatte einen meiner Wagen als einen englischen Wagen erkannt und verlangte diesen Wagen von mir zurück. Es war das ein von der de Beers Compagnie den Engländern zur Verfügung gestellter Ambulanzwagen. Ich gab zu, daß der Wagen ein englischer Wagen sei. Mir war der Wagen durch den Kommandant-General zugestellt, so war ich für den Wagen verantwortlich, den Wagen ohne weiteres herauszugeben nicht berechtigt. — Da kam ein kleiner, grauer, langgestiefelter Mann, ein typischer „Johannesburgmann", eine Kreatur von Cecil Rhodes, der sagte er sei Arzt. Unterwegs auf dem Marsch hatte er den eigenen Ambulanzwagen zerbrochen zurückgelassen, nun stellte er an mich das Ansinnen, am folgenden Morgen den ehemaligen englischen Ambulanzwagen mit Maultierbespannung zur Abgabe an ihn bereit zu halten. Ich sagte ihm, abgeben könnte ich den Wagen nicht, ich würde es nicht tun, der Wagen müßte mir abgenommen werden. Ich hatte den Wagen sehr nötig, hatte keinen Ersatz in Aussicht, zudem waren damals schon die meisten Ambulanzwagen der Burenkommandos in den Händen der Engländer. Von der Zumutung des englischen Arztes machte ich dem General Dartnell schriftlich Mitteilung und ersuchte den General unter Darlegung des Tatbestandes in höflichster Form um eine Instruktion an den englischen Arzt.

Eine Antwort erhielt ich nicht. Am folgenden Morgen

wurde mir nicht nur der Ambulanzwagen fortgenommen, sondern englische Kaffern erhielten den Befehl, aus meinen Maultieren zehn auszusuchen und vor den Wagen zu spannen. Die Kaffern suchten sich selbstverständlich die besten aus. Anstatt mich nun freizugeben, sollte ich mich mit der Kolonne in Marsch setzen. Von meinen vier Ambulanzwagen waren nur noch zwei übrig, die Güter lagen im Dreck und von der ganzen Bespannung waren nur noch zehn Maultiere da, von meinen drei Reitpferden auch eins verschwunden, ebenso hatten meine beiden Pfleger ihre Pferde eingebüßt. Generalmajor Dartnell ritt vorbei, fuhr mich an, weshalb ich noch nicht eingespannt sei und rief mir noch zu, daß meine beiden übriggebliebenen Ambulanzwagen verbrannt werden würden, wenn ich mich nicht gleich dem Marsche anschlösse. Meine Kaffern, die noch immer dachten, aus dem Knäuel des fortgetriebenen Viehs dies und jenes der Maultiere und Pferde zu retten, rief ich zurück und ließ sie einspannen.

Währenddem wütete ein englischer Offizier unter ihnen mit dem Sjambock, ich konnte dem nicht wehren. Es war ganz unmöglich, mit zehn Zugtieren die beiden vollgepackten Wagen fortzuschaffen. Ich erhielt denn auch auf meine Vorstellung hin eine schriftliche Mitteilung, derzufolge mir für den zweiten Wagen Zugochsen gestellt werden sollten. Dann folgte die Mitteilung, Zugochsen seien nicht mehr da, der Wagen müsse verbrannt werden, ich könne die Güter auf irgend einen der vorbeikommenden Ochsenwagen laden, der noch Platz hätte. Gleichzeitig schafft ein Offizier eigenhändig trockenes Reisig herbei, läßt den Wagen ausladen und steckt den Wagen in Brand. Ein krankes Pferd schleppt sich herbei, ein roh aussehender Roßarzt jagt das Pferd zum Wagen, um mit einem Revolver dem Pferd da vor meinen Augen eine Kugel durch den Kopf zu schießen, das Pferd bricht denn auch richtig in den Flammen meines brennenden Wagens zusammen. Ich verstand nicht, weshalb man das eigentlich so ostentativ vor meinen Augen tat. Eindruck kann so etwas nie auf mich machen, die ganze Szene nahm sich ungeheuer roh aus. Als der Roßarzt seine Henkersarbeit

fertig hatte, begann auch er auf meine Kaffern einzuſchlagen; ob der Herr mit dem kupferroten Geſicht ſchon am Morgen Whisky getrunken hatte, weiß ich nicht, ſeine nahen und ſehr gepflegten Beziehungen zum Whisky waren ihm vom Geſicht abzuleſen.

Als ſchließlich ein Ochſenwagen vorbeikommt, da werden unter vielem Fluchen meine Güter auf den Wagen geladen. Dieſe Arbeit für die „bloody" Buren ging den Engländern, die das tun mußten, ſehr gegen den Strich.

Mit meinem einzigen Wagen war ich der Nachzügler der Kolonne. Wie ſah jetzt die Farm aus! Unverkennbar lag in dem Vernichtungswerk der Engländer Syſtem. Verbrannt war das Haus zwar nicht, aber mehr als eine Ruine blieb von dem Beſitztum nicht zurück. Auf dem Lagerplatz lag es wie geſät von allem möglichen Geflügel und geſchlachteten Hammeln. Den Hammeln hatte man in vielen Fällen nur hinten das Fell abgezogen und die hinteren Keulen abgenommen, alles andere ſtak noch im Fell, einzelnen war nur das Blatt herausgeſchnitten, wieder andere waren gar nicht benutzt und wurden von den darüberfahrenden Wagen zerriſſen, ſo blieben ſie dann liegen, den Aasgeiern zum Fraß. Dazu hatte es geregnet. Ein furchtbarer Dreck! Abgekehlte Rinder lagen längs des Weges. Einen der engliſchen Soldaten ſah ich mit ſeinem Taſchenmeſſer an einer Rindslende arbeiten; an einer kleinen Stelle zog er das Fell herunter und grub förmlich mit ſeinem kurzen Meſſer das Fleiſch heraus. Es war unverkennbar ein City-Mann, man ſah es an ſeinem ungeſchickten Hantieren. Der mag ſich bei der Fülle von Fleiſch in das Schlaraffenland verſetzt gefühlt haben. Der ohnedies ſchlechte Weg, den die Kolonne nahm, war bei dem Regen der letzten Tage, dem vielen Vieh, das mitgetrieben wurde, und den vielen ſchwer beladenen Wagen, an manchen Stellen ſchier grundlos geworden. Alle Augenblicke ſaß denn auch ein Wagen im Sumpfe feſt, die Wagen, die hinterher kamen, mußten warten, bis der voraufgehende Wagen wieder flott war. Dem nächſten Wagen blühte dann aber oft ganz dasſelbe Los.

Ich hielt mich während des Marsches in der Nähe meines Wagens. Um meine Reitpferde nicht einzubüßen, ritt ich das eine und führte das andere an der Hand.

Mein Wagen war durch die Rote Kreuz-Flagge als Ambulanzwagen kenntlich. Nichtsdestoweniger benutzten die Engländer den Wagen, mit ihm zwei Kriegsgefangene zu transportieren. Was sollte ich machen?

Nicht lange, so wurde das Gebiet der deutschen Ansiedler von Lüneburg erreicht, mit der Farm Klingenberg passierten wir die erste deutsche Farm. Die Engländer wußten, daß hier nur deutsche Ansiedler wohnten. Ich dachte zunächst noch, die Engländer würden hier glimpflicher verfahren, doch nein! Die Kriegsfurie ward entfesselt. Noch nirgends sah ich sie toben wie unter dem Generalmajor Dartnell, mit seiner aus aller Herren Länder zusammengeworbenen „Johannesburg mounted infantry". Auf die deutschen Ansiedler Lüneburgs und Bergens schien er es in erster Linie abgesehen zu haben. Welchem Elend und welcher Not wurden diese friedlichen Leute ausgeliefert, Säuglinge sowohl als betagte deutsche Frauen, die nach schwerer Lebensarbeit sich in Ruhe ihres redlichen Wohlstandes hatten erfreuen können.

Ich kann das nicht alles beschreiben, hier ist tatsächlich, daß eine Feder nicht wiederzugeben vermag, was ich auf dem Zuge des Generals Dartnell an Grausamkeiten und Elend gesehen habe. — Und, so füge ich nach dem Kriege bei Durchsicht dieser Blätter hinzu, zuwenig ist von diesen Roheiten bis jetzt bekannt geworden. Wer kann die Feder führen oder wer in Südafrika wagt es, das vor die Öffentlichkeit zu bringen, was er gesehen und erlebt hat! — Deutsche Frauen und Mädchen, die nur deutsch sprachen, nur deutsch dachten, wie schwer haben sie hier in der von ihnen selbst geschaffenen schönen zweiten Heimat unter den Engländern gelitten! — Unglaublich war es, was alles die Soldaten und die Kaffern an ihren Sätteln und vorne vor sich auf dem Sattel aus den deutschen Häusern wegschleppten, was später in den Dreck geworfen und von den Kanonen und Wagen zerfahren, von den Pferden und dem erbeuteten

Vieh zertreten wurde. Wie gesät lag auf dem Wege eine Unmenge von Hühnern, Enten, Gänsen, Putern und von mühevollen, kunstvollen Handarbeiten deutscher Frauen u.s.w. Als wir nach kurzer Rast auf der Farm des Deutschen Klingenberg wieder auf dem Marsch waren, hatte mein Wagen das Malheur, mit der rechten Seite in eine ausgewaschene Stelle im Wege festzufahren. Ein Offizier rief Leute herbei, den Wagen herauszuheben. Als diese Bemühungen trotz vielen Fluchens auf die Dutchmen nicht gleich von Erfolg waren, orderte der Offizier mir nichts dir nichts, „burnt the waggon", verbrennt den Wagen. Und gleichzeitig begannen die Soldaten den Wagen abzuladen, wobei der eine dies, der andere das zu sich steckte. Mir waren das zum Teil sehr wertvolle Sachen, die ich auf dem Wagen hatte, so suchte ich das Plündern zu verhindern, zum großen Ärger des Offiziers, der die Aufsicht führte. Meinen Wagen sah ich nicht wieder, ich hörte nur, daß er verbrannt wurde und die Sachen verfielen der allgemeinen Plünderung. Von allem, was ich auf vier Ambulanzwagen gehabt hatte, und das waren außer Instrumenten Apotheke, Kleider, Bücher, namentlich auch Erinnerungsgegenstände, als Zuluwaffen u.s.w. behielt ich nichts zurück. Das einzige was mir blieb, war eine Blechtrommel mit Briefen, offiziellen Kriegstelegrammen, englische Dum-Dum-Geschosse und einige Bücher, die Chirurgie von Albert und Fischers Kriegschirurgie. Daß ich wenigstens dieses rettete, hatte ich allein meinem Mauritiusjungen zu verdanken. Ich ahnte von vornherein Unheil und hatte immer wieder dem Jungen eingeknotet, alles andere könne verloren gehen, aber für die Trommel müsse er aufpassen. Dieses hätte ja freilich nichts genutzt, wenn die Engländer den Jungen hätten gebrauchen können. Meine Kaffern hatten die Engländer, ohne mich zu fragen, in ihren Dienst genommen. Dieser Junge war aber ein Krüppel, war er mir vor einigen Tagen unter den Wagen gekommen. Lange hatte er mich gesucht, bis er schließlich, die Blechtrommel in den Händen, wieder zu mir stieß.

Der Lagerplatz für die Nacht war in der Nähe der Kirche

in Lüneburg. Die Ordonnanz empfahl sich und ich traf wieder mit meinen Pflegern zusammen, die auf dem Spider von Herrn Raucher den heutigen Marsch mitgemacht hatten. Ein dunkles Vorgefühl hatte Reimers veranlaßt, wenigstens meine Schlafdecken in Sicherheit zu bringen und zu sich auf den Wagen zu nehmen. Ungemütlich war das Nachtlager trotzdem. Von dem großen Wagenpark der vollbeladenen Wagen war der Grund wie aufgepflügt, die Wagenspuren bildeten Wasserlachen und auf diese weiche Unterlage mußte ich mich betten. Während der ganzen Nacht regnete es, nur zeitweise verfiel ich in Schlaf, und wenn ich trotzdem weder in dieser Nacht noch an den folgenden schweren Tagen besonders aber Nächten meiner englischen Kriegsgefangenschaft nicht zugrunde ging und körperlich keinen Schaden litt, so habe ich das nicht den Engländern zu verdanken. Aber hat diese Gefangenschaft körperlich mir nichts antun können, so hat sie mich doch geistig sehr mitgenommen. Es war nicht das mir widerfahrende Unrecht und die Rücksichtslosigkeit allein, es war auch, daß ich nichts an dem noch viel elenderen Lose unschuldiger Frauen und Kinder ändern konnte, und wenn ich es im Kriege auch strikte durchgeführt habe, Tagebuchaufzeichnungen zu machen, zur Zeit dieser englischen Gefangenschaft habe ich es nicht gekonnt. Nur das kann ich sagen, daß eine Schilderung jener Szenen, die sich täglich und stündlich vor meinen Augen abspielten, einem jeden englischen gentleman die Schamröte ins Gesicht treiben muß.

Froh war ich, als nach diesem Nachtlager im Dreck der Morgen anbrach. Er führte einen für die Lüneburger stets denkwürdigen Sonntag herauf. Immer größer wurde der Train. Von allen Seiten stießen die Ochsenwagen zu uns, auf denen die von Haus und Hof vertriebenen unglückseligen Familien mitleidslos in englische Kriegsgefangenschaft fortgeschleppt wurden. Um und durch uns wogten unermeßliche Scharen von erbeutetem Vieh.

Abends wurde auf dem deutschen Kirchenplatz Bergen ausgespannt. Dort, wo ich und meine Leute bleiben mußten,

war der von Regen durchweichte Boden von dem Paſſieren einer Unzahl ſchwer beladener Ochſenwagen wie aufgepflügtes Land, friſch gedüngt von der Unmaſſe des mitgetriebenen Viehs. Da es immer weiter regnete, blieb mir nichts anderes übrig, als unter einem Ochſenwagen für die Nacht Schutz zu ſuchen, ſo war ich wenigſtens gegen Feuchtigkeit von oben ziemlich geſchützt. Von Schlafen konnte wiederum nicht die Rede ſein, zumal wenn der Wind von der Seite den Regen unter den Wagen trieb, und man in der durchnäßten Kleidung faſt immer vor Kälte am ganzen Körper zitterte.

In Bergen machte die Dartnellſche Kolonne für längere Zeit Halt, unternahm von dort aus Beutezüge in die Umgegend, plünderte die Farmen, trieb die Familien aus ihren Häuſern fort und ſchleppte ſie ins Kamp.

Alter, Krankheit, Schwangerſchaft der Frauen ſchloß nicht aus, daß man rückſichtslos die wehrloſen Frauen von ihren Häuſern fort in die Unbilden eines Krieges hineinſtieß, eines Krieges, der deshalb nicht humaner iſt, weil er in unſer als human gerühmtes Zeitalter hineinfällt. Die aller Banden entfeſſelte weiße und ſchwarze Soldateska, die man hier ſyſtematiſch ihren Leidenſchaften frönen ließ, die nur durch eine lockere Disziplin zuſammengehalten wurde, hat mir gezeigt, welch ein Unglück ein Krieg für ein Land iſt. Ich kann mir kaum denken, daß ich je wieder ſolch ein Elend werde mit anſehen müſſen, deſſen ich hier tagelang ein unfreiwilliger Zeuge war. Nur eins habe ich nicht geſehen, daß vor meinen Augen Frauen vergewaltigt, Frauen und Kinder niedergeſchoſſen ſind. Später wurde dieſe Handlungsweiſe gegenüber den Familien in engliſchen Zeitungen mit Gründen der Humanität motiviert: man wollte ihnen in den engliſchen Konzentrationslagern eine Zuflucht bieten. Deshalb wurden dieſe Lager von den Engländern anfangs immer mit Vorliebe als Refugeekamps bezeichnet. Das gefliſſentlich publizierte Motiv der Humanität iſt eine Lüge. Die Frauen u. ſ. w. wurden in das Elend getrieben, weil die Meinung des engliſchen Hauptquartiers war, ſo allein könne

man Buren fangen. Wenn man erst Frauen und Kinder als Geiseln in den Händen habe, dann würden die Männer schon kommen und die Waffen niederlegen. Die gegenüber Frauen geübte Ritterlichkeit der Buren sollte als eine Falle für sie benutzt werden. Unritterliches Albion! Wie hast du in jenen Tagen besonders die Frauen der Burenoffiziere drangsaliert! Immer wieder bedroht, ihr schwarzes Dienstvolk mit Briefen zu ihren fechtenden Männern zu schicken, sie aufzufordern, sich zu ergeben und durch Übergabe der Waffen das „selbstverschuldete" Los der Familie zu erleichtern. Ich gehöre zu den schärfsten Verurteilern jener Buren und deutschen Ansiedler, die Händsupper wurden und Verrat am eigenen Volk und an ihrer Regierung begingen, aber jederzeit muß man bedenken, daß die Engländer Frauen und Kinder der Buren als Geiseln in ihren Händen hatten. Mancher Bur hat die Entschuldigung für sich, daß er nur so zum Verräter wurde.

Aber Frauen, die besonders schwer gelitten haben und nur mit den schwersten Sorgen in die Zukunft sehen konnten, sie haben es möglich gemacht, vom englischen Kamp aus Botschaft zu schicken und ihre Männer aufzufordern, Gott und ihrem Volk nicht untreu zu werden!

Über eine Woche mußten wir in Bergen bleiben. Fast jeden Tag regnete es; die Bodenausdünstung war schreckenerregend. Vermehrt wurde der Pestgeruch noch durch das viele Schlachtvieh, von dem nur ein geringer Teil benutzt wurde, während das andere herumlag und vermoderte.

Trotz der Genfer Konvention, deren Schutz ich für mich hatte, war meine Lage gesellschaftlich wie gesundheitlich ganz unmöglich. Öfters schon hatte ich mich schriftlich an den General gewandt, mich beschwert und um Abhilfe ersucht.

Nach dem Brief, den ich in Bergen erhielt, änderte sich nichts in meiner Lage. Seltsam, das Schreiben trug keine Unterschrift, es wurde mir vom Kapitän Silborne überreicht und lautete so:

„Der Herr General sagt, daß diesen Moment kann nichts

getan sein, als wir auf dies Veld sind. Aber sogleich wir in eine neue Stadt kommen, so kann er sehen, was getan sein kann."

Bergen, 18. II. 1901.

In eine Stadt kamen wir nicht. Viel mehr wußte ich mit diesem Schreiben nicht. Ich fuhr deshalb fort, mich zu beschweren. Drei Tage später traf folgender Brief ein:

Bergen 21. 2. 1901.

Hern Doctor Tilemann!

Wie ich Ihnen mundlich sagte vor einigen Tagen habe ich Instructionen von General French, mein höchste Officir Sie nach Piet Retief zu senden es bleibt Hern General French überlassen Sie nach Pretoria zu schicken oder nicht. Zu selben Zeit schicke ich ihre Klage ein uber das verbrennen von ihren Wagen und sonstige Sachen, zusammen mit den Urteil von meinen gefragten Offizieren das schlechte Wetter hat mich verhindert Sie fruher nach Piet Retief schicken zu konnen was ich bedaure.

Mit Hochachtung
H Dartnell

Hern Doctor Tilemann
in charge of German Ambulance.

Daß den Kaffern zugelassen wurde, über die Weißen zu verfügen, empfanden die Burenfrauen als besonders erniedrigend, aber ebenso peinlich war es den deutschen Ansiedlerfrauen, als Weiße unter die Botmäßigkeit von Kaffern gestellt und deren Willkür ausgeliefert zu sein. Es waren nun aber nicht nur Frauen und Kinder, die auf den Ochsenwagen ins Kamp eingebracht wurden, sondern leider auch vielfach wehrfähige Männer.

Nie waren die Buren so demoralisiert als nach Cronjes Niederlage, jetzt war wieder eine solche Epoche, wo die Demoralisation unter den Buren grassierte, nachdem die Engländer die Bahnlinie verließen und tief in sonst unberührte Distrikte eindrangen. Jetzt schien es keinen Platz mehr zu geben, auf den man sich zurückziehen konnte. Die Engländer tauchten eben überall auf. Außerdem drückte das beständige Regenwetter auf

die allgemeine Stimmung unter den Buren, die als ein gehetztes Wild jede Nacht im Felde bleiben mußten ohne die Möglichkeit, gegen den Regen Schutz zu finden.

Zu verlockend waren für eine derartige Situation die Proklamationen der Engländer, die jedem Überläufer ein ruhiges Leben in Aussicht stellten. Mit solchen Versprechungen stimmte freilich das Leben im englischen Kamp wenig überein. Es war aber zu spät, wenn die Überläufer das einsehen mußten.

In Bergen wurde der deutsche Pastor Johannes von den Engländern hart bedrängt. Es sollten Burengeschütze bei ihm vergraben sein, man wollte ihn zwingen, diese anzugeben. An verschiedenen Stellen auf seinem Grundstück, namentlich in den Viehkraalen wurde denn auch nachgegraben, gefunden wurde aber nichts.

Tatsächlich hatte von Wichmann am Tage vor dem Einrücken des Feindes den Plan gehabt, hier alle die Geschütze zu vergraben, für die keine Munition mehr da war. Glücklicherweise hatte er aber später seinen Plan geändert.

Wie geschäftig war jetzt der alte englische Goldsucher, jener hagere Mann mit langem grauem Spitzbart! Die Schöße seines zerknitterten schwarzen Tuchrockes flogen! Lange Jahre hatte die deutsche Familie Klingenberg dem ein Obdach und das Gnadenbrot gewährt. Nun, als die Engländer kamen, war er aus seinem vermeintlichen Dämmerzustand erwacht. Die ihn früher aus Mitleid aufgenommen hatten, für die hatte er jetzt nicht einmal einen Gruß. Jetzt war er der große Mann, der bei dem Stabe des Generals Dartnell einer der Behendesten war, ihm mit seiner Orts- und Sachkenntnis zu dienen. Rastloser Eifer beseelte den Mann, dessen Lebensenergie schon längst verraucht zu sein schien.

Noch einen Mann sah ich in General Dartnells Stabe, der früher einer der unsern gewesen war. General Christian Bothas Adjutant! In nagelneuer englischer Montierung, in strotzender Waffenrüstung präsentierte sich Robertson von Rollfontein.

Bei Amersfoort verschwand er aus unsern Reihen und ward nicht mehr gesehen, hier tauchte er plötzlich bei den Engländern wieder auf.

Armes, verkauftes, verratenes Transvaal!

Die Zahl der deutschen Ansiedler im englischen Kamp, die sich den Engländern ergeben hatten, war verhältnismäßig groß. Früher schon hatte ich gefunden, daß die Hingabe für die Burensache nicht allgemein war. Einige meinten, es sei ebenso gut, wenn ganz Südafrika einschließlich der beiden Burenrepubliken unter eine, ja unter die englische Regierung käme; andere zum Teil einflußreiche Persönlichkeiten verhielten sich indifferent. Die Ursache war Unzufriedenheit mit der Transvaalregierung. Sie hatten wenig Einfluß auf diese Regierung, wurden trotz der Pflichten nicht für Vollbürger angesehen. Allerdings! Transvaal ist ein Burenstaat; Deutsche, die sich dem Buren völlig assimilierten, wurden auch den Buren gleich geachtet, nicht so die Deutschen von Lüneburg und Bergen, weil sie, einen Staat im Staate bildend, sich in erster Linie als Deutsche fühlten und mit niedersächsischer Zähigkeit an deutscher Art und an deutschem Wesen festgehalten haben. So hoch dieses Verhalten der Deutschen auch anzurechnen ist — wie treiben es sonst die im Ausland ansässigen oder die durchfahrenden Deutschen! — so begreiflich ist es, daß ein Staatswesen, das national sein will, seine Angehörigen in erster Linie berücksichtigt, und daß eine aus patriarchalischen Verhältnissen sich entwickelnde Regierung, die sich allmählich von dem Zuschnitt einer Regierungsform für Familienverbände mit ganz gleichartigen Interessen losmachen mußte, nicht dasselbe Interesse solchen Transvaalbürgern entgegenbringt, die ihre Nationalität so unverrückt aufrecht erhalten wie diese Niedersachsen.

Außerdem fand ich das lebhafte politische Interesse der Buren, von denen ein jeder an der Politik den regsten Anteil nimmt, daher auch an der Politik rückhaltlos strenge Kritik übt, bei weitem nicht in demselben Maße bei den mehr nur

ihren Privatintereſſen lebenden Deutſchen, die ſich von den buriſchen Transvaalbürgern iſoliert am wohlſten fühlen.

Übrigens wäre es ein Unrecht, würde ich nicht erwähnen, daß ein großer Teil der Deutſchen die Sache der eingeborenen Buren völlig zu der eigenen gemacht hat, mit Leib und Leben für die transvaalſche Heimat eingetreten iſt und dieſem Eintreten auch das Leben geopfert hat.

Noch immer merkte ich keinen Fortſchritt in meinen Angelegenheiten und meine äußere Lage blieb eine hundselende, ſo wandte ich mich denn von neuem an General Dartnell:

Hochedler Herr!

Euer Hochgeboren den Empfang des Briefes vom 21. Februar bekanntgebend, bitte ich Euer Hochgeboren nochmals ſo höflichſt als dringend um die raſcheſte Erledigung meiner Angelegenheiten, wie mir dieſelbe nach Beruf und Beſtimmung zukommt.

Täglich und ſtündlich warte ich auf eine Order von Eurer Hochgeboren, um zum Herrn General French nach Piet Retief reiten zu können.

Zudem muß ich Euer Hochgeboren mitteilen, daß ich mit den Angehörigen der Ambulanz ohne jegliche Verpflegung bin und für mich und meine Leute nichts anderes als nur Fleiſch zum Lebensunterhalte habe.

Euer Hochgeboren meine Bitte dringend ans Herz legend, zeichnet mit vorzüglichſter Hochachtung

Hero Tilemann Dr. med.
Arzt der deutſchen Ambulanz.

Bergen den 25. Februar 1901.

Endlich, am 26. Februar früh am Morgen erhalte ich den Befehl, mich bereit zu halten. Ich ſollte nach Piet Retief und zum General French kommen.

Die Offiziere des Generals Dartnell ſchienen ebenſowenig als ſeine Mannſchaften zur Elite zu gehören, und deshalb zeichnete ſich der Offizier ſehr vorteilhaft vor den andern Offizieren aus, der mich zum Generalleutnant French führen ſollte.

Sein Quartier hatte er im Hause des Landdrost von Piet-Retief aufgeschlagen, eines von Brandis, Abkömmling eines nach dem Krimkrieg in Südafrika angesiedelten Legionärs. Die Familie des Landdrosten war aus ihrem Hause vertrieben; General French empfing mich in dem ehelichen Schlafgemach des Landdrosten. Da er sich in den Angelegenheiten des Roten Kreuzes wohl selbst nicht recht sicher fühlte und er über die mir widerfahrene Behandlung stutzig geworden war, versprach er, mit dem Arzt seines Stabes sprechen zu wollen. Eine Ordonnanz wurde mir mitgegeben mit einem Brief an den Provost Marschall, der mir Quartier zu besorgen hatte; der nun hielt die Polizeiwache des J. M. P. Johannesburg Mounted Police als ein geeignetes Quartier für mich. Sie war nichts weniger als das; anstatt im Wachtlokal zu schlafen, legten mein Pfleger und ich uns draußen auf die Veranda nieder.

Für den folgenden Morgen wurde ich zum P. M. O. gerufen; bei ihm frühstückte ich im Hause des Postmeisters von Piet Retief. Mein äußerer Mensch paßte nun zwar schlecht zu dem Frühstückstisch. Wie war das auch anders möglich, da die Engländer mir meine Kleider weggenommen hatten; seit meiner Gefangenschaft hatte ich Tag und Nacht meine Kleider noch nicht vom Leibe gehabt und nachts in Pfützen damit gelegen, Seife hatte ich nicht, mein Taschentuch diente seit derselben Zeit als Handtuch und die fünf Finger an jeder Hand mußten Kamm und Bürste vertreten. Der Prinzipal Medical Officer versprach mir, bei General French zu erwirken, daß ich bei der nächsten Gelegenheit nach Pretoria geschickt würde, damit ich dort mit Hilfe des deutschen Konsuls bei dem Hauptquartier verhandeln könne. Zur Wohnung wurden mir neben dem englischen Feldlazarett ein Zelt angewiesen. Da der Prinzipal Medical Officer sich bestrebt zeigte, meine Lage zu verbessern, so schlug ich es ihm nicht ab, als er mich ersuchte, bei den gefangenen Burenfamilien ärztlichen Dienst zu tun. Die Kolonne des Generals Dartnell war in Bergen zurückgeblieben. In Piet Retief vereinigten sich die anderen sechs englischen Kolonnen, die von der

Delagoabai- und Natalbahnlinie ausgezogen waren; Piet Retief war das Hauptquartier.

Hierher war nun eine Unzahl Beutevieh zusammengetrieben; lange Reihen von Ochsenwagen zeigten an, daß auch von den anderen englischen Kolonnen das Fangen von Frauen und Kindern ausgiebig geübt war, auch hier war das Elend und die Not unter den Vertriebenen groß. Täglich vermehrte sich ihre Zahl, namentlich kamen sie aus der Richtung der Swasilandgrenze, dorthin waren von weither die Familien mit ihrem Vieh, immer vor den Engländern her, geflüchtet. Als nun die Swasis nicht allein anfingen, den dorthin geflüchteten Familien ihr Vieh wegzunehmen, sondern auch Frauen und Kinder zu morden, waren die Verfolgten umgesprungen und hatten es aus Furcht, von den Kaffern durch Assagaistiche zu Tode gemartet zu werden, vorgezogen, ihren weißen Verfolgern in die Netze zu laufen. In dem Wirbel der zurückströmenden Verfolgten ging alles den Engländern ins Garn.

Als Arzt wurde ich von den auf der Flucht gefangenen Familien vielfach in Anspruch genommen. Die Unglücklichen, die meine Hilfe suchten, hatten nicht immer ärztlichen Beistand nötig, manchmal mußte ich nur der Tröster sein, dem die Unglücklichen ihr Herz ausschütteten. Dann ließen sie ihrem Grimm gegen alles, was englisch hieß, freien Lauf.

Eines Tages wurde ich zum Provost-Marschall beschieden.

Kurz bevor die Engländer nach Piet Retief kamen, waren die dort auf der Post lagernden Briefschaften vergraben worden. Irgend eine feile Kreatur hatte wieder das Versteck verraten. Da sich unter den Postsachen auch Briefschaften von mir befanden, so konnte ich mir dieselben aus dem Wust von Briefen, Telegrammen, einigen deutschen Militärpässen, deutschen Auslandspässen herausſuchen; es waren das Briefe und Tagebuchblätter, die in Piet Retief liegen geblieben waren, als wegen der Unsicherheit in Swasiland dieselben nicht mehr auf diesem Wege nach Lourenço-Marquez besorgt werden konnten. Es wunderte mich, daß meine Briefe von den Engländern nicht als

verdächtig zurückgehalten oder verbrannt wurden; vielleicht ist es gut gewesen, daß der Engländer nur eine Sprache kennt.

Als ich von der Office des Provost-Marschall, dem Landdrostkontor, zurückkehren will, hält dort gerade ein Reitertrupp; es sind 17 Buren mit dem Kommandanten Engelbrecht an der Spitze. Sie sind gekommen, sich den Engländern zu ergeben. In den nächsten Tagen sah ich Engelbrecht häufiger im Orte umherreiten. Er dachte wohl, wir würden Grüße austauschen, wie im Felde. Allmählich lernte er dann freilich, wie er eingeschätzt wurde, der Verräter.

Die bei und in Piet Retief vergrabenen Burengeschütze fielen den Engländern in die Hände. Gleich wie ich nach Piet Retief kam, sah ich überall Zettel angeklebt, auf denen in englischer, burischer und in der Zulusprache Geldprämien versprochen wurden, wer Kanonen, Maxims, Artilleriemunition, Gewehre und Gewehrmuniton der Buren angebe. Die höchste Geldprämie wurde dem versprochen, der eine Burenkanone verriet, die Geldprämie für eine gewisse Anzahl von Gewehrpatronen war entsprechend geringer. Es war immer ein großer Triumph für die Engländer, wenn sie so ein ausgegrabenes Geschütz erobert hatten, das den Buren nichts mehr nützte, weil es an Munition gebrach. Englische Offiziere, mit denen ich nie zuvor ein Wort gewechselt hatte, konnten ihre Freude über ein solch ausgegrabenes Geschütz nicht meistern, wenn auch das mit Geld erworbene Geschütz eine früher von den Engländern eroberte Armstrong-Kanone war.

In Piet Retief wurden mir nun auch noch meine beiden Reitpferde gestohlen, so daß ich nichts mehr hatte als die immer wieder durchnäßte Kleidung, einen durchweichten Strohhut, zwei Schlafdecken, die Blechtrommel, einige Bücher und Sattel und Zaum.

Als nach Volksrüst aufgebrochen werden sollte, stellte man mir einen Gaul, der schon auf dem ersten Sattelplatz verschwand.

Ohne daß ich von den Engländern hätte gezwungen werden können, hatte ich auf eine Aufforderung hin freiwillig den

Dienst an den unglücklichen Burenfamilien, die mitgeschleppt wurden, übernommen. Peinliche Erfahrungen machte ich da.

So wurde ich z. B. in Bergen durch einen Offizier ersucht, einer Frau bei der Niederkunft ärztliche Hilfe zu leisten. Ob eine Frau unmittelbar vor ihrer Entbindung stand, war für die englische Heeresleitung kein Grund, sie nicht von Haus und Hof zu vertreiben.

Nach wochenlangem Transport im Regen, den Unbilden der Witterung, den Roheiten und dem Hohn der schwarzen und weißen Soldateska ausgesetzt, sind mehrere Frauen niedergekommen. Jene Frau kam im Wagen nieder. Man bedenke, in einem englischen Kamp, der Wagen steht tief im Dreck, auf dem Wagen liegt das Hab und Gut, das die Frau noch schnell auf den Wagen werfen konnte, bis ein Soldat oder englischer Kaffer nicht länger warten wollte und mit dem Wagen von der Farm abzog. Oben auf dem Gerümpel lag die Wöchnerin. Zum Schutz gegen den Regen war ein Wagensegel über den Wagen gezogen. Das Wagensegel war völlig durchnäßt, außerdem hatte es an einzelnen Stellen Löcher, so daß der Regen unausgesetzt in den Wagen drang. Die Luft in solch einem verhängten Wagen ist zum Ersticken; da hätte nun die Frau hilflos, einsam und verlassen gelegen, wenn nicht eine andere Frau sich ihrer angenommen hätte, die sich ebenfalls in der traurigsten Lage befand und außerdem noch für eine Schar Kinder sorgen mußte, die vor Hunger schreiend hinter der Mutter herliefen. Der Wöchnerin wurde nichts andres gewährt als Fleisch. Ich wandte mich daher mit einer schriftlichen Bitte an den zuständigen Offizier um passende Nahrung, konservierte Milch, einige Konserven für die Wöchnerin und um einige Kerzen. Aber nichts von alledem erhielt die Frau. Als ich mich beschwere, hat man dann die leere Ausrede, von den gewünschten Sachen sei nichts da. Luxusartikel hatte ich nicht verlangt; die Sachen waren auch da, aber nicht für in Gefangenschaft darbende Burenfamilien und Burenpatienten.

In Piet Retief hatte ich einen Kranken in Behandlung,

der schwer an der Malaria zu leiden hatte. Es war mir ausdrücklich gesagt, alle Medikamente, die ich benötigte, könnte ich aus der Lazarettapotheke beziehen. Nur zu häufig hatte ich schon vergeblich um notwendige Medikamente angefragt. Von Chinin wurden mir immer nur einige wenige Tabloids bewilligt, das Tabloid zu etwa ein Viertel Gramm. Als ich denn einmal um acht Tabloids auf einmal nachsuchte, hieß es: „You can't get so much", und ich erhielt sechs Tabloids.

Viel Not machten mir in Piet Retief die sich häufenden Darmkatarrhe der Säuglinge und Kinder. Die hygienischen Verhältnisse für die kleinen Patienten in den durchnäßten Zelten und Wagen waren die denkbar ungünstigsten, so war da wenig zu helfen.

Dem, was meiner geradezu unwürdigen Lage als Arzt die Krone aufsetzte, war, was ich als Antwort erhielt, als ich mir bei Verlassen von Piet Retief offiziell meine Tätigkeit bescheinigen lassen wollte. Als ich den Adjudanten vom Prinzipal medical officer darum ersuchte, da weigerte er sich. Ich erfuhr, ohne daß von mir bezüglich einer Entschädigung für meine Dienste auch nur irgend etwas geäußert worden wäre: als Entgelt für meine Dienstleistungen hätte ich täglich meine Essensrationen erhalten. Hier ist das Menu:

Morgens: Dünner Maisbrei (mit Wasser angemacht, Portion klein), eine Tasse Maiskaffee.

Mittags: Ungesalzene Fleischbrühe (einen Teller), etwas sogenannten Pudding (gallertartige, wasserfarben, fast geschmacklose Masse), eine Tasse Maiskaffee.

Abends: Ungesalzene Fleischbrühe (einen Teller), eine Tasse Maiskaffee, zweieinhalb engl. Biskuits. Ganz selten einmal ein Beefsteak.

Mochten nun die Leistungen jenes englischen Militärarztes mit solchen Tagesrationen mehr als hinlänglich belohnt sein, so spürte ich doch wenig Lust, diese Rationen als Entgelt anzusehen.

Der befehlführende Offizier unseres Transports war

Colonel Gori von den 5. Gardedragonern. Die englische Bedeckung für den weit über 100 Ochsenwagen umfassenden Transport der in Gefangenschaft abgeführten Burenfamilien war vielleicht nicht viel stärker als 200 Mann mit drei Armstrong-Geschützen.

Als nun auf den Ausspannplätzen die erkrankten Burenfamilien an mich gewiesen wurden, schickte ich dieselben zurück, indem ich ihnen ausdrücklich sagte, sie sollten sich an den befehlführenden Offizier wenden, dem sagen, daß ich sie fortgeschickt hätte, weil ich die Behandlung ablehnte. Offiziell wollte ich ärztliche Tätigkeit nicht weiter ausüben, das sollte dem Engländer bekannt werden. Anfangs kamen einzelne Abgewiesene wieder zurück und brachten mir den Bescheid, daß sie von mir behandelt werden müßten, das sei Befehl. Nun, der Engländer hat mir nichts zu befehlen. Ich schickte also die Leute zurück und ließ dem Offizier sagen, die Behandlung der englischen Gefangenen sei Pflicht der englischen Ärzte.

Meine Kleider blieben durchnäßt, auch in der letzten Nacht hatte ich meine Kleider nicht trocken geschlafen. Nachmittags wehte ein scharfer Wind, so zitterte ich am ganzen Körper vor Kälte. In dieser Situation befand ich mich, als Colonel Gori zu mir geritten kam. Meine Weigerung hielt ich aufrecht. Es schien ihn zu wundern, daß der abgerissene Doktor mit dem vor Kälte klappernden Gebein es wagte, seine Order einfach abzuweisen. Viele schöne Beispiele aufopferungsfreudiger Ärzte hielt er mir vor. Solchen Ärzten nachzueifern würde ich auch immer bestrebt sein; in diesem Punkte sei ich nicht auf seine Weisungen angewiesen, entgegnete ich. Meine Gutmütigkeit würde ich nicht weiterhin mißbrauchen lassen. Da bei den Familien ärztliche Hilfe dringend not täte, so müsse er seine in Amt und Pflicht stehenden Ärzte kommandieren. Da kam der Colonel mit Drohungen. Er würde es in alle europäischen Zeitungen bringen, daß ich deutscher Arzt mich weigerte, Hilflosen als Arzt beizustehen. Die Ausführung der Drohung vermöchte mir nicht zu schaden, gab ich dem Colonel zurück, ich hätte hin-

sichtlich meiner ärztlichen Pflichten ein gutes Gewissen. Da lenkte der Colonel ein, er mußte wohl merken, daß der vor Kälte zitternde Germandoktor sich nicht bramarbasieren ließ, und bekannte, er habe keine Ärzte zur Verfügung. Das bedauerte ich, weil ich nicht verstand, daß man so leichtsinnig Leben und Gesundheit wehrloser Frauen und Kinder aufs Spiel setzte. Nachdem ich mich nochmals hatte versichern lassen, daß keine englischen Ärzte für die hilfsbedürftigen Familien vorgesehen seien, war es für mich selbstverständlich zu helfen, wie ich geholfen hatte. Unter diesem Umstande war nichts auf der Welt imstande, mich von der Ausübung ärztlicher Hilfeleistung zurückzuhalten, zu helfen, wo und wie nur immer ich konnte.

Der Colonel sprach mir seinen Dank aus. Sogleich ersuchte ich den Colonel, einen Wagen nach Piet Retief zurückfahren zu lassen. Auf dem Wagen lag eine schwer an Typhus erkrankte Frau, das ebenfalls typhuskranke Kind war in den letzten Tagen gestorben. Das Notwendigste, was für die Frau geschehen mußte, war, daß sie aus dem unmittelbarsten Elend heraus Unterkunft in einem Hause erhielt. Das vom Regen durchfeuchtete Lager auf dem Ochsenwagen, der durch ein Wagensegel verhängt war, war für eine sterbenskranke Frau nicht geeignet. Am nächsten Morgen konnte der Mann mit der schwerkranken Frau auf seinem Ochsenwagen nach Piet Retief zurückkehren. Der Mann trieb die Ochsen an. Als er in Piet Retief ankam, lag die Frau als Leiche auf dem Wagen. Nach der Meinung der mitgeführten Familien war der Tod die beste Erlösung aus dem Elend jener Tage, die keine Frau je vergessen wird. — Es regnete unaufhörlich. An zwei Tagen brachen wir vor Sonnenaufgang auf und erst nach Sonnenuntergang wurde ausgespannt. An dem dritten Morgen ging es wieder vor Sonnenaufgang weiter, endlich brach mittags die Sonne durch!

Ein Gewässer, das ich früher als Flüßchen häufig passierte, war zum reißenden Strom geworden. Wir warteten einige Stunden. Dann aber hieß es hinüber. Neues Grausen packte

die Vertriebenen, als sie über diesen Fluß sollten. Das Wasser reichte bis über die Wagenplanken, was von den Sachen auf dem Wagen durch Regen von oben noch nicht naß geworden war, wurde jetzt von unten durchgefeuchtet. Bald auf die eine, bald auf die andere Seite kippend, schwankte der Wagen durch den Fluß.

Folgenden Tags — wir waren etwa 900 Schritt weit gefahren, da ging es bing — bing — bing.

Wo eben noch eine englische Wache war, tauchten Reitergestalten auf, und unten am Fuß des Koptjes sah man die Engländer flüchten und auf uns zu galoppieren. Bing — bing — bing. Ein, zwei Engländer fielen vom Pferde, dann noch einer, zwei reiterlose Pferde jagten auf uns zu, das dritte brach etwa 600 Schritt von uns zusammen. Alles ist bestürzt. Die Kolonne stoppt. Ordonnanzen jagen an den Wagenreihen vorbei, diesem und jenem fliegt der Helm vom Kopf. Links in Deckung unserer Wagen formierte sich eine Reiterabteilung; ein feiler Bur aus Wakkerstroom, seinen Namen weiß ich nicht mehr, mußte die Abteilung führen, die sich in die Richtung aufmachten, von wo die zwölf Buren rechts hinter uns die Engländer beschossen. Dann verschwinden die Buren. Nach geraumer Zeit wurde weiter gezogen; dicht aufgeschlossen folgten die Wagen sich. Rechts parallel zum Weg, den wir zogen, verliefen zwei mäßige Höhenzüge, drei starke Reiterabteilungen hatten dieselben in Besitz genommen, plötzlich flüchtete die mittlere Abteilung, dann diejenige, die am weitesten voraus war, wieder mußten wir stoppen, auf dem Hügelrand tauchten, die Entfernung von uns war wieder nicht so groß, als daß ich mit bloßem Auge die Reiter nicht zählen konnte, acht Buren auf. Die englische Abteilung, die hinten war, flüchtete jetzt auch in Richtung zu unsern Wagen. In einer Senkung zwischen den beiden Höhenzügen sammelten sich die Engländer. Wieder ging es bing — bing — bing, ein Engländer fiel, die Buren saßen auf und stürmten heran. Da ging uns das Herz auf, wie da die Engländer Reißaus nahmen. Die Begeisterung der Frauen

ſchwoll an: „kyk daar die vuile goed, hoe hulle vluch vor di paar tomme buren", „ſieh da! das faule Zeug, wie ſie fliehen vor den wenigen armſeligen Buren". Solch ein Augenblick entſchädigt für vieles Schwere! Noch konnten ſich die Burenfrauen in ihrer Begeiſterung nicht faſſen, da bum — und wieder bum — eine Panik brach aus, Frauen und Kinder kreiſchten — hulle skiet ons allemal dood — „ſie ſchießen uns alleſamt tot". Frauen und Greiſe werfen ſich unter die Wagen platt auf den Boden. Ich wußte im erſten Augenblick noch nicht, woher die Schüſſe kamen; daß wir keine Artilleriemunition mehr hatten, wußte ich; unſere vergrabenen Geſchütze waren von den Engländern aufgefunden worden. Inzwiſchen konnte den Engländern allerdings Artillerie abgenommen ſein, aber die Geſchoſſe ſchlugen ein, wo die Buren hielten. Hinter der Wagenburg hatten die Engländer ein oder zwei Armſtronggeſchütze aufgefahren, über unſere, über die Köpfe von Frauen und Kinder hinweg ſchoß die engliſche Artillerie auf die Buren, die, als die Schrapnells in ihrer Nähe einſchlugen, ihre Schießerei einſtellten und verſchwanden. Die engliſche Artillerie gab noch einige Schüſſe in der Richtung ab, dann wurde Reiterei dorthin entſandt. — Als ich ſpäter zu den Buren zurückgekehrt war, habe ich ihnen zum Vorwurf gemacht, daß ſie uns nicht befreit hätten, zumal die engliſche Bedeckung nicht viel mehr als 200 Köpfe mit drei Geſchützen zählte. Aber wie wäre es den Buren möglich geweſen, das engliſche Geſchütz zu ſtürmen, nachdem auch die fliehenden Engländer zu den Frauen und Kindern ihre Zuflucht nahmen und die Engländer, die nicht beritten waren, ſich dicht an den Wagenreihen hielten! Hätten die Buren die Geſchützſtellung ſtürmen wollen, hätten ihre Kugeln Frauen und Kinder treffen können.

Eine Bruſtwehr, die aus Frauen und Kindern aufgebaut iſt, ſtürmt kein Bur. Das iſt in der Tat der Grund geweſen, weshalb der Bur ſich manche günſtige Gelegenheit hat entgehen laſſen müſſen, den Engländern auf den Pelz zu rücken. — Als wir abends in der Nähe von Joubertshoogte ausſpannten, ritt

ein Kavallerieoffizier im Range eines höheren Stabsoffiziers an mich heran — seinen Namen will ich hier nicht nennen — und sagte, es wäre „only business", jeden Buren, den man finge, zu hängen. „Only business" wiederholte er einige Male. Ich erwiderte ihm, das würde auf die Buren nur eine gute Wirkung haben — fanatisiert waren die Buren noch immer nicht, auf diese Weise könnten sie am ersten zu Fanatikern werden. „Only murderer" seien die Buren, verdienten nicht anders behandelt zu werden, als wie die Deutschen 1870/71 die Franktireurs behandelt hätten. Die Buren mit Franktireurs zu bezeichnen, sei sehr unpassend, antwortete ich ihm. Ich wußte nicht, wie die auf dieselbe Stufe gestellt werden könnten. Jeder männliche Bur ist ein vollwertiger Feind der Engländer. Daß die Engländer ihn als solchen hielten, sieht man schon daraus, daß sie jeden alten Mummelgreis und blödsinnigen Stümper, wo sie ihn trafen, zum Kriegsgefangenen machten, ebenso wie die noch nicht erwachsenen Burenjungen. — Bei dem Scharmützel am Morgen waren zwei Engländer gefallen, von zwei Verwundeten lag der eine im Sterben. Das ging mir ebenso nahe als dem englischen Offizier. Der eine hatte eine fast 20jährige Dienstzeit hinter sich. Er war dem Transport nur beigegeben, um in die Heimat geschickt zu werden. That's the war. Unwillig fragte der Offizier: „Why do not stand the Boers and fight." Militärische Bravourstücke zu leisten, lag dem Buren fern, ihm galt es, sein Land sich zu retten. Da er so sehr in der Minorität und Reserven nicht da waren, verbot sich die Draufgängerei von vornherein. Es stand mehr auf dem Spiel als das Interesse des einzelnen oder der Waffenruhm einer Abteilung. Die Taktik des Buren mußte sein, den Engländer zu schädigen wo immer er konnte, sie mußten aber zugleich überall im Auge behalten, sich selbst möglichst wenig zu exponieren. Aber noch mehr mußte mir jener Offizier sein Herz ausschütten. Er verzweifelte an der gegenwärtigen Lage, er wünschte mir „Your Kaiser was here and the war should be finished in half a month — telegraph it to Your emperor." Ja, wenn der

deutsche Kaiser nur hier wäre, meinte er. Was heißt das anders als: „all is rotten in our army!? Aufs neue fing er an: „Your Kaiser is a clever (tüchtiger) man, he should bring the war to a very end — telegraph it to Your emperor."

Am nächsten Tage zogen wir über Kastrollhoogte. Dort waren jetzt starke englische Forts errichtet, dennoch tauchten in der Nähe einige Buren auf und trieben die englische Nachhut auf den Lauf. Als wir vor Wakkerstroom lagen, kamen aufgeputzte Damen in eleganten Equipagen herausgefahren, sich das Elend der vertriebenen Familien anzusehen.

Endlich, nachdem die gefangenen Familien in strömendem Regen fast 5 Wochen lang im Feld herumgeschleppt waren, kamen wir bei Volksrüst in ein Konzentrationslager. Die Hauptleidenszeit schien zu Ende zu sein. Keine Frau wird je in ihrem Leben den Transport in das englische „Refugeekamp" vergessen. Jede Mutter wird ihren Söhnen noch in später Zeit von diesem Jammer erzählen. Südlich von dem Dorf in langen Reihen stand Zelt an Zelt. Dorthin bogen die Wagen ab, die Sachen wurden von den Wagen heruntergeworfen und mit dem Wagen fuhr der Engländer von dannen. Inder hatten auf dem dreckigen Boden Zelte aufgeschlagen. Bums, da lag auch mein Schlafbündel und das meines Pflegers im Dreck. Mein Zelt war aufgeschlagen, wo der vom Regen erweichte Boden eine zehn Zentimeter dicke Dreckschicht hatte. Der getreue Reimers war unterwegs einer Kaffernmatte habhaft geworden, die breitete er auf dem Boden aus, auf diese die Schlafdecken und so auf dem feuchten Boden und bei widerlichem Moderduft mußte ich die Nacht kampieren. So teilte ich auch in dieser Beziehung das Los der unglückseligen Familien, nur wußte ich, so ungern die Engländer es auch tun würden, ich mußte doch einmal freigelassen werden. Viele von den Familien traf ich hier wieder, die ich bei Bergen verlassen hatte, sie waren über Utrecht nach Newcastle transportiert und von dort hierher geschickt. Die vielen Leidensgeschichten, die mir da erzählt wurden, in mich aufzunehmen, war ich gar nicht imstande, ich hatte zu viel

Elend gesehen; da ich nicht nur den Standpunkt des Beobachters einnahm, war ich stumpf geworden. Noch spät am Abend wurde ich hierhin und dorthin gerufen um meinen ärztlichen Rat, aber Mittel, um zu helfen, hatte ich nicht. Die Familien wollten eine Petition aufsetzen, um mich als Arzt im Konzentrationslager zu behalten. Aus mehreren Gründen ging ich auf diesen Plan nicht ein, hauptsächlich weil meine Erbitterung gegen die Engländer mich trieb, nun erst recht später meinen Pflichten in der Nähe der Kämpfer nachzukommen. Die Übelstände der mit Recht berüchtigten Konzentrationslager lernte ich soweit kennen, daß ich die schweren Klagen über diese „Zufluchtsstätten" verstehen kann. Das Zelt bietet einen engen, staubdurchwehten, den Witterungsverhältnissen unmittelbar ausgesetzten Aufenthaltsort. Dazu kommt, daß im Konzentrationslager Zelt an Zelt sich reiht, kein freier Platz zur Verfügung steht, während sonst der Bur wie ein König seines Besitztums unumschränkter Herr und Gebieter war. Soldaten kann man schon in einem Zeltlager einquartieren. Disziplinarische Maßregeln aber, durch die alles geregelt wird, kann man nicht in demselben Maße treffen, wo es sich um so vielgestaltige Individuen handelt, wie es vielköpfige Familien sind. — Den Frauen im Konzentrationslager war es nur zu einigen wenigen Stunden am Tage erlaubt hinauszugehen, um im Dorf Einkäufe zu machen, falls sie bares Geld besaßen oder gegen Kredit kaufen konnten. Außerdem gab es bestimmte Waschtage, an denen die Frauen am Fluß die Wäsche besorgen durften. Alle Arbeiten, die früher meist von den Kaffern getan waren, mußten die Frauen jetzt selbst besorgen. In oder vor den Zelten zu mehreren zusammenzukommen war den Buren streng untersagt, auch den Frauen. Abends zur festgesetzten Zeit durfte im Zelt kein Licht mehr brennen und was dergleichen Verordnungen mehr waren. — Trotz der unter so üblen Verhältnissen im Konzentrationslager verbrachten Nacht hatte ich doch leidlich geschlafen. Als ich die Schlafdecken zurückschlug und die Misere wieder vor mir sah, ekelte mich. Um mich zu waschen und meinen äußeren Menschen

etwas aufzubürsten, mußte ich ins Dorf gehen. Und im Laden? Ich sollte dem Winkelier, dem Kaufmann, der jetzt nur englisch sprach, wenn er auch jahrelang das Burische ebenso fließend gesprochen hatte, erst einen Erlaubnisschein präsentieren. Den hatte ich nicht; da wollte ich aber wenigstens für die Burenkinder einige Leckereien kaufen — ja soweit die Einkäufe insgesamt den Preis von einem Sixpence, fünfzig Pfennigen, nicht überstiegen, konnte ich sie machen. Aber für einen Sixpence bekommt man in Südafrika kaum das, was man in Deutschland für 15 Pfennig erhält.

Am 19. März war es endlich so weit, daß ich nach Pretoria reisen konnte. Ungemütlich war die Bahnfahrt im Packwagen deshalb, weil damals der Bur an der „spoor werkte", d. h. in jener Zeit wurden von den Buren mehrere Eisenbahnzüge in die Luft befördert. Fast wäre ich an diesem Tage mit aufgeblasen. Soweit ich vom Fenster meines Wagens aus sehen konnte, war die Bahnlinie bis nach Pretoria sehr stark befestigt und mit Mannschaften besetzt. Die Stationsgebäude waren zu kleinen Festungen umgewandelt, Türen und Fenster bis zur halben Höhe mit Sandsäcken verbarrikadiert. Zu den Türen führten winklig aufgeführte Mauern aus Sandsäcken; durch tiefe eckige Laufgräben waren die einzelnen Gebäude bezw. Zelte miteinander verbunden, Wälle waren aufgeschüttet, und rings um solche Festung hatte man Drahtverhaue aus „doorndraad", Stacheldraht, angebracht. Die Drähte hingen voll von leeren Jam- und Butterdosen; die sollten die Engländer signalisieren, wenn die Buren durch die Lappen gingen. Außerdem bemerkte ich auf jedem höheren Koptje ein mehr oder weniger großes Zeltlager.

Als wir die Nacht in Elandsfontein liegen bleiben mußten, ließ ich mich zu dem staffofficer der Station führen, um ihm zu sagen, daß ich im Hotel zu schlafen wünsche. Diesem Wunsche zu entsprechen erklärte er sich für nicht kompetent, er sei informiert, ich wäre prisoner of war. Wo wies man mir meinen Schlafplatz an? Auf einem offenen Eisenbahnwagen, auf dem

ein Geſchütz ſtand. Da war eine Wache, das war der Grund. Das ging aber doch über den Spaß, nochmals ging ich zum staffofficer, einem jungen Leutnant, er wollte aber mein Geſuch nicht weiter geben; help your self, dachte ich, und ich ſagte meiner Wache, daß ich in einem gedeckten Güterwagen ſchlafen würde. Morgens wurde mir ein Wagen erſter Klaſſe angewieſen, und in kurzer Zeit brachte mich der Zug nach Pretoria.

Sechzehntes Kapitel.

Als Gefangener in Pretoria.

In Pretoria wurde ich von einem Leutnant in Empfang genommen, der mich unter der Eskorte von ſechs feldmarſchmäßig ausgerüſteten Mannſchaften mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Regierungsgebäude führte. Meine Kleidung war die eines Bettlers. Ein wunderbares Gefühl beſchlich mich, als ich das Gouvernementsgebäude betrat. Ein anderer war jetzt Herr im Haus. Der Gouverneur, Generalmajor Maxwell, kam mir liebenswürdig entgegen, reichte mir eine Zigarre und war über meine Perſonalien ſo einigermaßen informiert. Einen Dolmetſch lehnte ich ab. Ich habe ſchon längſt die Erfahrung gemacht, daß es in wichtigen Angelegenheiten beſſer iſt, ohne Dolmetſch zu verhandeln. Eine halbe Stunde war ich beim Gouverneur, dann gab er mir ein Schreiben an den deutſchen Konſul, Herrn Biermann, mit, während ſein Adjutant mir folgenden Aufenthaltspaß ausſtellte:

Military Governor's Office.

Pretoria, 20. III. 1901.

Dr. Tilemann has permission to remain in Pretoria for three days until his consul has arranged matters the Military Governor.

(Name unleſerlich)
Major
Assistant to Military Governor, Pretoria.

Da der Gouverneur mich gebeten hatte, so ging ich sogleich auf das deutsche Konsulat, so wie ich war, in abgerissenen verregneten Kleidern. Der Konsulatssekretär bannte mich auf die Platte. Mein nobler aussehender Partner war mein Pfleger Reimers. Im Grand-Hotel fand ich mein Gepäck unversehrt vor. Es wurde mir ordentlich leichter, als ich endlich einmal der englischen Umgebung entrückt war. Sofort stieg ich ins Bad.

Pretoria war jetzt englisch, und man mußte sich wohl hüten, einem der angeblich zahllosen Detektivs zu verfallen, die sich unter den Kellnern ebenso wie in den Kaufläden fanden. Abends nach zehn Uhr durfte sich niemand mehr auf der Straße sehen lassen. Was die Schankerlaubnis anbetrifft, so hatte die englische Regierung im wesentlichen die burischen Gesetze zu den ihrigen gemacht. Selbstverständlich das Beste, um die zusammengelaufene Soldateska in Ordnung zu halten. Die von dem deutschen Konsul meinetwegen gepflogenen Verhandlungen blieben resultatlos. Ein Vergehen gegen die Genfer Konvention konnte mir nicht nachgewiesen werden. Daß ich deutscher Staatsangehöriger war, wurde als völlig gleichgültig behandelt. Lord Kitchener beharrte bei seiner Weigerung, mir für die ohne Recht fortgenommene bezw. verbrannte Ambulanz Ersatz zu schaffen. Als Grund wurde angegeben, die Buren hätten einmal eine englische Ambulanz weggenommen und den englischen Doktor „with empty hands sent back to the British lines" mit leeren Händen zu den englischen Linien zurückgeschickt. So viel ich später erfuhr, hatte sich die erwähnte englische Ambulanz in einer Weise unkorrekt benommen, daß gegen ihre Beschlagnahme nichts einzuwenden war. Ein ähnliches Verhalten fiel meiner Ambulanz nicht zur Last. Von den vielen Burenambulanzen waren die meisten bereits in englischem Besitz. Die Engländer kostete zudem eine neue Ambulanz nicht mehr als eine Ordre. Woher aber sollte uns Ersatz kommen? Ersatz für Verlust an meinem Privateigentum wurde mir allerdings zugesichert.

Am 20. März kam ich nach Pretoria. Am 24. März mußte ich es Hals über Kopf verlassen, noch ehe der Morgen graute. Abends zuvor kam der Provost Marchal, in seiner Begleitung ein Kapitän, zu mir ins Hotel und überreichte mir persönlich folgendes Schreiben:

Military Governor's Office.

Pretoria, 23. III. 1901.

To Dr. Tilemann.

Sir.

The Commander in Chief decides that you will be treadet strictly in accordance with the Geneva Convention and that you and Mr. Reimers will leave Pretoria to morrow morning for Middleburg where you will be handed over to Commandant General Louis Botha.

The Provost Marchal has been instructed to carry out these orders.

I am Sir
yours obedient servant!
J. G. Maxwell Maj.-Genl.*
Mil. Gov. Pretoria.

Gleichzeitig wurde mir gesagt, daß, wenn ich diese Gelegenheit unbenutzt ließe, zu den Buren zurückzukehren, ich niemals später die Erlaubnis erhalten würde. Es war das eine Drohung und Überrumpelung. Wenn ich dennoch am nächsten Morgen Pretoria verließ, geschah es auf den ausdrücklichen Rat eines fremdländischen Konsuls, der sich in liebenswürdigster Weise bereit fand, mir in meiner Angelegenheit zu raten. Herr Konsul Biermann war leider nach Johannesburg verreist. Ich blieb die ganze Nacht auf und schrieb Briefe. Die Gelegenheit mußte wahrgenommen werden. Mein Pfleger Reimers, der aus meh-

* Der Generalkommandeur hat entschieden, daß Sie genau in Gemäßheit der Genfer Konvention zu behandeln sind, und Sie und Hr. Reimers morgen früh Pretoria verlassen werden, um in Middelburg dem Kommandant-General Louis Botha überhändigt zu werden. Der Provost-Marschall ist beauftragt, diese Befehle auszuführen.

reren Gründen nach Deutschland zurückkehren mußte, nahm die Briefe an sich, um sie außerhalb des englischen Gebietes zur Post zu geben, denn alle im Kriegsgebiet aufgegebenen Briefe unterstanden der Zensur, ebenso die ankommenden Briefe, Zeitungen und Journale, und sehr häufig fehlten in den deutschen Zeitungen und Journalen große Abschnitte, die von der Zensurbehörde herausgeschnitten waren.

Siebenzehntes Kapitel.

Meine Freilassung und Rückkehr zu den Buren.

Middelburg, den 24. März 1901. Reimers brachte mich zur Bahn. Seit Februar vorigen Jahres meine treueste Hilfe in den schwersten Lagen. Er nimmt Aufträge von mir nach Europa mit. Speziell ersuchte ich Herrn Reimers, nach Norden zu meiner Mutter zu fahren. Unten im Hotel erwartete mich ein Sergeant von der Mounted Foot Police. Draußen Grabesstille und völliges Dunkel. Wachen hörten wir nicht, auch beim Gouvernementsgebäude waren keine zu sehen. Plötzlich aus einer Türnische springt eine Wache mit sehr kurzem Gewehr gewaltsam vor. Der Sergeant, uns zurücklassend, geht vor, um die Pässe zu zeigen. Nachdem ich mich von Herrn Reimers verabschiedet hatte, fuhr ich in einem Abteil I. Klasse ab. Der Zug war der erste, der am Morgen in der Richtung nach Middelburg abging. diente als Pilottrain, ein Zug, der die Strecke abfährt, um sie auf ihre Sicherheit zu prüfen. Mein Wagen war gleich der zweite hinter der Maschine, hinten wurde ein gepanzerter Wagen mit Soldaten mitgeführt. Ich versuchte etwas zu schlafen. In meinem Wagenabteil war außer mir nur noch jener Sergeant, im nächsten ein englischer Offizier, dessen Manieren mich nicht einluden. Im dritten Wagenabteil eine Burenfrau mit ihren Töchtern, eine Frau Nichout. Die las einen Brief von ihrem Sohn, der als Gefangener auf St. Helena sitzt. Überall, auch hier längs

der Bahn Forts, zum Teil aus Sandsäcken aufgebaut, Erdwälle, Lauf- und Schützengräben und ausgedehnte Drahtverhaue. Auf einer Station ein gepanzerter Zug, eine Maschine mit wenigen Wagen hinter sich, offene Waggons. Gegen die Holzwände des Wagens lehnen mit Schießscharten versehene Panzerplatten, über den Wagen ist ein Sonnensegel ausgespannt. Solch ein gepanzerter Zug repräsentiert eine rollende Festung. Auf dem letzten Wagen stand, wie mir schien, ein Maximgeschütz, dessen Lauf nach hinten gerichtet war. Nachmittags in Middelburg angekommen. Die Offiziere des Intelligenz-Departements liebenswürdig. Einer der Herren bot mir seine Bettstelle an, er selbst kampierte die Nacht auf dem Fußboden. Der Wirt des Transvaal-Hotels erzählte mir von der Zusammenkunft des Kommandant-Generals Botha mit Lord Kitchener im Februar, die ergebnislos verlief.

Damals hatte mein Wirt einen Handsupper gefragt, ob er Botha auch gesehen und begrüßt habe und als Antwort erhalten: „Ik is te schlecht om hem te groet, he is daar waar hy behoort te zyn, maar ik is niet op myn plekk, ik voel schaam." („Ich bin zu schlecht, ihn zu begrüßen; er ist da, wo er sein muß, aber ich bin nicht auf meinem Platz, ich schäme mich.") Zu dieser Selbsterkenntnis sind manche Überläufer gelangt — meistens aber, wenn es zu spät war.

Nähe Middelburg, den 25. März. So bin ich endlich wieder ein freier Mann! Ein Parlamentäroffizier brachte mich auf einem Maultierkarren so weit, bis wir auf eine Burenpatrouille stießen. Der Parlamentär gab einen Brief ab. Dann trennten sich unsere Wege. — Eine Maultierkarre kam zufällig des Weges gefahren, die nahm mich mit meinem Gepäck auf. Auf dem Wagen saßen ein Vater und dessen junger Sohn, jeder sein Gewehr neben sich. Von Niedergeschlagenheit war nichts zu merken. „Kost en Ammunitie hett ons noch banje — ons hett de Engelsche hier banje dood geskiet — de Engelsche zall het noch zwaar krigg." — (Kost und Munition haben wir noch reichlich, wir haben hier viele Engländer tot geschoffen —

die Engländer sollen es noch schwer kriegen.) Diese Worte klangen mir nach der üblen Gefangenschaft fast wie Musik in den Ohren — aber schätzte der Bur seinen Gegner wohl richtig ein? Es ist das dritte Mal, daß ich in englischer Gefangenschaft gewesen und gesehen habe, was die Engländer an Machtmitteln aufboten und noch aufbieten können. Dem gegenüber diese wenigen Buren! Und dann die Artillerie und die Lebensmittel! Die meisten scheinen hier ziemlich sorglos in den Tag hineinzuleben. Die einen lagern und erzählen sich, andere stokern am Feuer herum und kochen sich Essen, andere machen sich sonst zu schaffen. Überall liegen Sättel am Boden herum, in den Sätteln lehnen die Gewehre. Ringsherum weiden die gekniehalterten Pferde, meistens sehr mager. Kaffern, Buschmänner und Hottentotten amüsieren sich auf ihre Art.

Achtzehntes Kapitel.

Im Buschfeld.

Besuch bei der ambulanten Transvaalregierung auf Tautesberg.

Dellverdiend, den 26. März. Man rechnet diesen Teil des Middelburgdistriktes bereits zu dem sogenannten „Buschfeld". In den Sommermonaten sind hier Malaria und die Pferdeseuche endemisch. Deswegen wohl mögen diese Gegenden bisher noch verschont sein. Hier ist Vieh noch in Hülle und Fülle. Die Pferdeseuche grassiert allerdings hier so arg, daß der Pferdebestand zu gewöhnlichen Zeiten sehr gering ist. Um was es sich eigentlich bei der Pferdeseuche handelt, weiß noch kein Mensch. Daß es eine Infektionskrankheit ist, steht wohl außer Zweifel. Die Buren halten namentlich die Zeit um Sonnenaufgang und Sonnenuntergang für gefährlich. Es ist Brauch, kurz vor Sonnenuntergang die Pferde einzufangen, und erst einige Stunden nach Sonnenaufgang, wenn der Tau verdunstet ist, auf die Weide

zu jagen. Oben auf den Bergen, so auf Steenkamps und Bothas Berg, kommt auch im Buschfeld die Pferdeseuche nicht vor.

Die erste größere Burenabteilung, die ich antraf, war das Kommando des Kommandanten Verkuil. Für die Art und Weise, wie der Dienst bei den Buren gehandhabt wird, hier wieder ein Beispiel.

Wie wir da im Kreise um das Feuer sitzen, tritt ein Mann an seinen Korporal, der hier noch als Offizier gerechnet wird, heran und bittet um Urlaub „om verloof": „Hoe lang will Ji hi?" „Wie lange wollt ihr Urlaub haben?" „Na, korporal", der Bur schüttelt den Kopf, „ons will man liverster geen dag anzett, alltemetts komt daar iets tüschen en alltemets kom ik vroeger terug." „Nein, wir wollen lieber keinen Tag ansetzen, vielleicht kommt irgend etwas dazwischen, vielleicht komme ich schon früher zurück." „Na, goed mar ik denk 20 dagen is genoeg." „Nun gut, ich denke aber 20 Tage sind genug." — Der Kommandant gab mir einen schönen englischen Rappen. Als ich dem Pferde die Zügel geben konnte, freute ich mich meiner Freiheit. Abends kam ich hierher zu Rademeyers Farm, wo ich ein Standquartier beziehen soll, der Platz heißt Wellverdiend. Die Familie ist deutscher Abkunft, vor sieben Jahren aus der Kapkolonie hierher eingewandert. Die Söhne sind fest entschlossen, bis zum letzten auszuhalten. Heute abend gab es Konzert; die Tochter des Hauses spielte Klavier und wurde von ihrem Bruder mit einer Art Handharmonika begleitet, währenddem rauchte ich englische Zigaretten, die aus einem erbeuteten Eisenbahnzug, aus dem Christmastrain stammten, der die Tommys mit Queens chocolate und sonstigen Geschenken zu Weihnachten beglücken sollte. Hernach wurde in hoher Politik gemacht. Man ist hier über die Vorgänge in Pretoria gut orientiert, gleichzeitig hat der älteste der Familie enge Fühlung mit der Burenregierung, die hier ganz in der Nähe auf Tantesberg ihr ambulantes Dasein führt.

Den 27. März. Unter dem Schutz der weißen Flagge unterhält man hier mit den Engländern einen regelrechten Post-

verkehr. Der Sonntag ist als Posttag festgesetzt. Wo hier die Harmlosigkeit aufhört, läßt sich nicht kontrollieren.

Gerücht von meiner Anwesenheit hat mir schon viele Patienten zugeführt. Ließ durch einen Parlamentär die Engländer um einige namhaft gemachte Medizinen, namentlich um Chinin bitten. Die Engländer haben das Gewünschte ausgehändigt.

Da entgegen der Information des englischen Intelligenz-Departements Louis Botha sich nicht hier, sondern auf der andern Seite der Bahnlinie, auf dem Hoogeveld in Ermelo befindet, so kann ich mich vorläufig nicht mündlich bei ihm melden. Ich machte ihm daher schriftlich Meldung, berichtete über meine Gefangenschaft und ersuchte ihn, an zuständiger Stelle über die mir widerfahrene Behandlung von den Engländern Aufklärung zu verlangen. Das Schreiben besorgte ich an Kommandant Verkuil, der sich sofort erbot, in der Nacht einen Mann über die Bahnlinie mit dem Brief zu Botha zu schicken.

Zum Middelburg-Kommando gehört ein Deutscher namens Cremer. Der hat ein besonderes Verfahren ausgetiftelt, Bahnzüge in die Luft zu sprengen. Die Engländer waren in der letzten Zeit vorsichtig geworden. Jedem Zug, so erzählt man sich, wird unmittelbar vorher eine Draisine vorausgeschickt. Kommt ein solcher Wagen an die unterminierte Stelle, dann geht er in die Luft und der Zug ist gewarnt. Der Cremer weiß nun das Dynamit so zu legen, daß jetzt ein größeres Gewicht wie das einer Draisine nötig ist, um die Explosion hervorzubringen. — Traf auf dem Rückweg vom Kommandanten zwei Buren, die kamen vom Begräbnis einer Frau, die durch Selbstmord geendet hatte. Deren Mann war unlängst im Rustenburg-Distrikt von englischen Kaffern ermordet.

Den 28. März. Auf der nächsten Farm ist eine Pfirsich-Stokerei, d. h. eine Pfirsichbranntweinbrennerei. Das Verfahren ist einfach. Die reifen Pfirsiche werden in eine trichterförmig ausgespannte, getrocknete, ungegerbte Kuhhaut geschüttet, bleiben einige Zeit darin liegen und werden dann in einen großen eisernen Kessel geschüttet und destilliert. Das Destillations-

produkt wird zweimal in den Kessel zurückgegeben; erst dann ist der Branntwein stark genug. Er ist klar, aromatisch, nur wird der Geschmack durch Zugabe von Kümmel beeinträchtigt. Es gibt hier also Pfirsichkümmel. Die Vegetation ist hier, weil der subtropischen Zone benachbart, sehr üppig. Das Gras erreicht an vielen Stellen Manneshöhe. Mais und Kaffernhirse gibt einen guten Ertrag. Hier habe ich zum ersten Male Mandeln vom Baume geschüttelt. Der Tabak steht prächtig. Während er noch wächst, werden die untenstehenden dürren Blätter abgenommen und getrocknet. Schöne Baumfarne, wild wachsende Aloe trifft man hier fast überall an. Da das Allheilmittel der Buren, das Ricinusöl, aufgebraucht ist, so wissen sie sich jetzt mit dem Saft der Aloe zu helfen. Die dicken fleischigen Blätter der Aloe ritzt man an, den ausquellenden Saft fängt man auf, vermengt ihn mit Maismehl und kocht ihn in der Pfanne ein. Es entsteht ein zäher brauner Teig, aus dem der Bur sich zwischen den Händen seine Abführpillen dreht. So hat er eine „lekkere purgatie". — In der nächsten Nacht will General Ben Viljoen, der mit seinen Kommandos nicht weit von hier auf Steenkamps Berg liegt, sich an die Bahn pürschen, um morgen früh einen Eisenbahnzug abzufangen. Eine Kanone nimmt er zu diesem Zweck mit. Wir müssen morgen früh aufachten, ob wir die Explosion hören.

Es traf sich zufällig, daß Ben Viljoen in der Nacht, als General Botha mit Lord Kitchener in Middelburg unterhandelt hatte, alles ausspioniert hatte, um in Nähe von Middelburg einen Zug zu fangen. Als Botha aus Middelburg heraus war und von dem Plan erfuhr, unterblieb der Anfall auf dessen ausdrücklichen Befehl, da Kitchener in dem Zuge sein könne und unter diesen Umständen der Überfall nicht gentlemanlike sein würde.

Den 29. März. Als Ben Viljoens Leute heute den Zug plündern wollen, kommt ein gepanzerter Zug herangedampft und schießt die Buren zurück. Außerdem war ein englisches Fort in der

Nähe; die Buren haben einen Toten und drei Verwundete. Außerdem zwei Mann leicht verwundet.

In Pretoria hat sich aus Handsuppern und ähnlichem Gelichter ein Konsortium gebildet, das sich Friedenskomitee nennt — selbstverständlich ein Produkt englischer Politik. Diese Gesellschaft halten die Engländer nun für geeignet, mit den Buren zu unterhandeln. Immer wieder werden Versuche gemacht, mit Hilfe dieser Leute ans Ziel zu gelangen. Das eine Mal wird diese Handsupper-Gesellschaft unter dem Schutz der weißen Flagge den Buren persönlich vorgeführt, das andere Mal müssen sie irgend ein Judasschreiben aufsetzen, mit möglichst vielen Namen unterzeichnen. Solche Schriftstücke werden mit dem Mittel der Parlamentärflagge den Burenvorposten eingehändigt.

Auf einen derartigen schriftlichen Antrag, der sich an den Kommandant-General wendete, antwortete Louis Botha z. B. wie folgt:

„Antwort auf den Brief der Handsupper H. P. F. van Rensburg, F. Wepener, B. C. Bezuidenhout, D. G. Stejn, A. J. Derekſen, V. C. Weeber, W. P. Piſtorius, A. P. J. Cronje, S. J. Roos, P. F. Zederberg, F. de Beer en A. J. Boshoff, H. P. F. Janſen van Rensburg u. ſ. w.

In Beantwortung Ihres Schreibens ſei mitgeteilt, daß es mich in Erſtaunen verſetzt, ſolche Unverſchämtheit bei Ihnen zu ſehen, nachdem Sie Ihr Land und Volk verraten haben. Es iſt mir unmöglich, mit Verrätern und ich kann ſagen mit Mördern unſeres Volkes zu unterhandeln, denn ich und ebenſo die Bürger, die noch im Felde ſind, haben mehr Vertrauen zu unſeren offenen Feinden als zu Perſonen, die uns ſchon auf eine Weiſe behandelt haben, ſowie es durch Sie geſchehen iſt.

Wir fechten für unſer gutes Recht, das mit dem Blut unſerer Vorväter und jetzt wieder mit dem Blut von Hunderten unſerer Mitbürger teuer bezahlt wird. Es iſt unter unſerer Würde, den Zuſtand unſeres Landes mit Perſonen zu beſprechen, die ſich in Friedenszeiten aus unſerm Volk bereichert haben,

deren Tun und Handeln während dieſes Krieges wir ruhig dem Urteil ihres eigenen Gewiſſens und unſerer Nachkommen überlaſſen können.

Ich habe die Ehre zu ſein

gez. Louis Botha
Kommandant-General.

Ermelo, 1. Februar 1901.

Den 30. März. Hier auf dem Platz wird ein Affe gehalten, ein großes Tier. So ganz zu trauen iſt ihm aber nicht, liegt an einer ſtarken Kette. Man kann ihm lange zuſchauen. Für Süßigkeiten muß er ſich auf den Kopf ſtellen, ſobald er irgend eine Leckerei in ſeiner Nähe vermutet, ſteht er auch ſchon mit den Beinen in der Luft. Seine Blechtaſſe ergreift er am Henkel und trinkt ſie aus. Seinen Teller mit Maisbrei nimmt er mit beiden Vorderpfoten in Empfang, ſtolziert zu ſeiner Kiſte und diniert. Wenn ihm abends ſein Bett, ein Sack, zugeworfen wird, geht er zuerſt und ſtülpt ſich ſeine Kiſte zurecht, legt ſich dann in die Kiſte hinein und deckt ſich mit dem Sacke zu. Brennt die Sonne heiß vom Himmel herunter, dann ſtellt er die Kiſte ſo auf, daß er im Schatten ſitzt.

Vergebens ſuchte Rademeyer, heute von den Kaffern Bier zu bekommen.

„Maar, Baas, wie zall die bier maak, de vrouwens maak die bier, myn vrouu is all lang zick, wie zall nu bier maak? Ik hebb nie bier, Baas.“ „Aber Baas, wer ſoll das Bier machen, die Frauen machen das Bier, meine Frau iſt ſchon lange krank, wer ſoll nun das Bier machen? Ich hab kein Bier.“ Gegen dieſes Argument war nicht anzukommen, denn wie die ſchwarze Frau faſt alle Arbeit tut, ſo fällt auch ihr allein die Bierbereitung zu. Der Kaffer ſaß da und flocht Körbe „Manntje“, in denen die Eingeborenen ihre Vorräte an Mais und Hirſe aufbewahren. Neben ihm am Boden in einer Decke eingerollt liegt ſein maſernkrankes Kind. Zwei Kaffern ſind zum Beſuch da, die hocken da am Feuer und braten ſich auf einem Stück Blech die Leber einer eben geſtorbenen Ziege.

Die Eingeborenen dieser Gegend unterscheiden sich von den Kaffern, mit denen ich am meisten zu tun hatte, durch eine mehr gelbrötliche Hautfarbe. Sie sind im allgemeinen nicht so stattlich als die Schwarzen im östlichen Transvaal, die mehr oder weniger Zulukaffern sind, während diese zu den Makatesen gerechnet werden. Ganz in der Nähe gibt es noch mächtige Kaffernstämme, z. B. die gefürchteten Sekoekoeni-Kaffern, gegen die vor einigen Jahren die Buren zu Felde zogen.

Den 31. März. Ich führe augenblicklich ein ziemlich geregeltes Leben, werde verwöhnt. Fast jede Nacht schlafe ich im Bett. Heute morgen gingen wir auf Honigsuche. Etwa eine halbe Stunde von hier ist ein altes Bienennest, seit Jahren soll es nicht „ausgeholt" sein. Leiter und Eimer nahmen wir mit. Unter dem Felsen, hier „Rots" genannt, wurden drei große Feuer angelegt. Busch und Gestrüpp ist in Menge vorhanden. Dann stieg einer auf die Leiter, legte vor dem Nest ebenfalls ein Feuer an, um die Bienen zu vertreiben. Dann wurde mit langen Stöcken der Honig ausgeholt. Viel gab es aber nicht. Ganz zu Ende konnte ich nicht miternten, da ich zu Kranken gerufen wurde und erst spät am Abend zurückkehrte.

Es geht hier das Gerücht, daß die Engländer Lydenburg und Belfast räumen, statt dessen aber Middelburg stark befestigen. Wir machen daraus den Schluß, daß die Engländer in nächster Zeit das Buschfeld angreifen werden. Sie werden dann wohl Pietersburg als Ziel nehmen und ihren äußersten rechten Flügel von Middelburg abgehen lassen. Schon sind die Buren hier eifrig an der Arbeit, ihre Habe zu vergraben.

Den 2. April. Ich wollte zur Transvaalregierung. Frank Rademeyer begleitete mich. Unser Weg führte uns über Bothas Berg. Bei dem alten Teunis Botha sattelten wir ab. Der Alte ist ein großer, sehr beleibter Mann, der aber stark an Lungenemphysem und Asthma leidet. Er verfügt über ein sehr lautes „Talent" (Organ). Was man ihm auch erzählt, stets gibt er seiner Zustimmung und Verwunderung und ebenso seiner abweichenden Meinung durch ein lautes vernehmliches „ach

loop" zu erkennen. Unwillkürlich hält man nach jedem Satz, den man vorbringt, einen Augenblick inne, um erst das „ach loop" über sich ergehen zu lassen und dann weiter zu erzählen. Der Alte ist sehr neugierig. Er ist ein sehr reicher Mann und steht allgemein im Rufe eines alten Geizhalses. Wenn sein Besitz in Frage käme, würde es mit seinem Patriotismus wohl nicht weit her sein.

Auf dem Plateau des steilen Tautesbergs sahen wir das Regierungskamp aufgeschlagen. Es bestand aus einigen Zelten und Wagen; ringsherum Pferde und einiges Rindvieh. Durch die über das Kamp flatternde Vierkleur war es ausgezeichnet, dort war das Zelt des wahrnehmenden Staatspräsidenten Schalk Burger. Beim Zelt des Staatssekretärs Reitz sattelten wir ab. Von dem alten Herrn, den ich zuerst gar nicht als den Staatssekretär erkannte, wurde ich überaus freundlich und herzlich aufgenommen. Der Staatssekretär teilt das Zelt mit seinen beiden Söhnen. Der Älteste hat in Holland studiert, ist aber zum Kriege zu seinem Land und Volk zurückgekehrt. Der Staatssekretär und seine Söhne sind feurige Patrioten, das kam in allem, was geredet wurde, deutlich genug zum Ausdruck. Wie so manche Burenfamilie leitet auch der Staatssekretär seinen Stammbaum aus Deutschland ab, und zwar aus Pommern.

Viel Komfort wies das Zelt nicht auf. Es war ein altes, durch Sonne und Regen verwittertes Spitzzelt. Das Inventar bestand aus Sätteln, Schlafdecken, es standen da einige Kisten, die zum Sitzen dienten und dann lagen einige zerlesene Bücher am Boden herum. Am Zeltpfahl lehnten die Gewehre, über ihnen hingen die Patronengürtel. Das äußerst primitive Küchengeräte stand draußen um das Feuer herum. Ich wurde zum Essen geladen; mein Taschenmesser mußte mir als Messer und Gabel zugleich dienen.

Später hatte ich eine Unterredung mit dem Staatssekretär und auch mit dem Präsidenten Schalk Burger. Der Präsident ist noch immer der einsilbige, nachdenkende, in sich gekehrte

Mann, wie ich ihn schon von früher her kenne. Außerdem sind von Regierungspersonen anwesend als Mitglied des ausführenden Rats Lucas Meyer und Staatsprokureur Jacobs; der wahrnehmende Thesaurier General (Finanzminister) de Villiers, der die Regierungskasse auf einem Wagen mit sich führt und der Sekretär des Präsidenten van Velden.

Eine Polizeiabteilung tut den Nachtdienst für das Regierungskamp.

Für die Nacht erhielt ich das Zelt, das eigentlich das Gouvernementsgebäude vertritt, in dem die Sitzungen stattfinden, zum Schlafen angewiesen.

Den 3. April. Von der Regierung wird der Kommandant vom Middelburg-Kommando beauftragt, mich über die Bahnlinie zum Kommandant-General zu schaffen.

Die Regierung hat bereits den Rapport, daß die Engländer von Pretoria auf Pietersburg marschieren, sie stehen bereits bei Warmbad. Durch den Einzug der Engländer hier ins Buschfeld ist die Regierung sehr gefährdet.

Um zehn Uhr den Rückweg angetreten. Weg stark abfallend und glatt. Unterwegs beim alten Teunis vor, der sehnlichst auf uns wartete, um Neues von der Regierung zu hören. Besonders hatte er es auf mich abgesehen, da er in mir einen diplomatischen Geschäftsträger sehen mochte. Der alte Kerl war auch so schlau, mich nicht direkt zu fragen. Viel erfuhr der Alte nicht. — Nachdem wir dann kein Essen aber noch diverse „ach loop" genossen hatten, empfahlen wir uns. Unterwegs noch Trichardt, den ehemaligen Befehlshaber der Staatsartillerie, getroffen, teilte mit, daß Veldkornett Buys — derselbe, durch den ich auf der Bahnreise von Volksrüst nach Pretoria fast verunglückt wäre — zwischen Standerton und Heidelberg einen Zug abgefangen hat und zehn Ochsenwagen Frachtgüter erbeutete.

Den 5. April. Wenn man unterwegs sich trifft, dann ist fast immer die erste Frage, wie weit man mit dem Vergraben und Verstecken fertig ist. Besonders beliebt ist es, Sachen, wie

Kleidungsstücke u. s. w., im Pferdestall zu vergraben und später die Spuren durch die Pferde vertreten zu lassen. Die Vorliebe für diesen Versteck ist aber so allgemein, daß es dort am wenigsten sicher ist. Die Engländer werden schon Wind davon bekommen und graben dann selbstverständlich dort zunächst nach. So taten sie es wenigstens, als ich bei ihnen gefangen war. Man geht so penibel zu Werke, daß man mit einem Stampfer prüft, ob es auch über dem Versteck noch irgendwo hohl klingt. Der Bur tut damit ganz dasselbe, was der Arzt bei der Untersuchung macht, wenn er die Brust eines Patienten beklopft und aus dem Klopfschall eventuell Hohlräume in den Lungen diagnostiziert, wie sie bei der Lungenschwindsucht vorkommen.

Das Vieh trieb man weiter hinein in das dichte Buschfeld, in abgelegene Felsspalten, Kluften und Niederungen. Wie wiederholt sich hier doch alles das, was in früheren Jahrhunderten zur Kriegszeit auch in Deutschland geschah. Namentlich erinnert, was ich hier miterlebe, an das, was man von den Zeiten des 30jährigen Krieges liest. Plündernd und brandschatzend überziehen die Engländer Transvaal, daß wenigstens im östlichen Teil keine Klaue dahinten bleibt.

Neunzehntes Kapitel.

Flucht der ambulanten Transvaalregierung aus dem Buschfeld ins Hoogeveld.

Auf dem Trekk mit der Regierung aus dem Buschfeld über die Bahnlinie ins Hauptquartier von Louis Botha nach Ermelo. — Auf Besuch bei Dr. Albrechts Ambulanz in Karolina.

Ermelo, den 10. April. Auf der Flucht hier einpassiert. Sonnabend vor Ostern aufgebrochen. War tagelang von Malariapatienten umlagert gewesen — günstige Resultate trotz der Schwere der Krankheit. Chininbehandlung! Fühlte mich hundeelend, mochte nicht essen, mich

fröſtelte, begehrte nach nichts anderem als in Ruhe gelaſſen zu werden, da kommt ein Depeſchenreiter von der Regierung, ich möchte in der nächſten Nacht mit über die Bahn ſetzen. Einundeinhalb Stunde ſpäter bin ich im Regierungskamp. Schalk Burger ladet mich ein, ſein Gaſt zu ſein, ſtellt mir auch ſeinen Fuchs, ein ſtarkes ſchönes Tier zur Verfügung. Erſt als die Sonne untergegangen, wird aufgebrochen. Wir ſind noch nicht weit gekommen, da geht der Mond auf. In der Nähe der Bahn treffen wir eine Reiterabteilung von etwa 70 Mann, die ſendet uns Viljoen zur Bedeckung. Unſer Zug ordnet ſich. Ein Teil der Bedeckung zieht voraus, dann kommt die Regierung mit Wagen und Vieh, der andere Teil der Hilfstruppe folgt als Nachhut. Zum Regierungskamp gehört auch eine Anzahl Milchkühe mit ganz jungen Kälbern; die Kälber werden auf die Wagen geladen. Was iſt natürlicher, als daß die Kühe nach ihren Kälbern brüllen und umgekehrt. Ebenſo wiehern die jungen Füllen nach ihrer Mutter, ſonſt aber hört man nichts als das Stampfen der Pferde und das Knarren der Wagen, um uns alles öde und ſtill. Es iſt Sonnabend vor Oſtern, wie ich nachher hörte, als wir die Schienen kreuzen. Engländer ſcheinen merkwürdigerweiſe nicht da zu ſein. Zwiſchen Pannſtation und Middelburg geht es hinüber. Order für Zerſtörung des Bahngeleiſes iſt nicht gegeben; einige klettern an die Telegraphenſtangen hinauf und ſchneiden die Drähte durch. Das Ausbleiben der Engländer fällt um ſo mehr auf, als an dieſer Stelle faſt jede Nacht von beiden Seiten, ſogar mit Wagen und Rinderherden herübergewechſelt wird. Die engliſchen Patrouillen müſſen des Morgens an der Übergangsſtelle doch ſtets unſere Spuren finden. Erſt als wir zwei Stunden weit von der Bahnlinie entfernt ſind, wird ausgeſpannt. Moskitos, die beſonders in den feuchten Niederungen ſo zahlreich ſind, ließen mich nicht zum Schlafen kommen. Man kann hundsmüde ſein, ſind aber Moskitos in der Nähe — dann Schlaf ade! Unter dem Wagenſegel, das der Präſident von ſeinem Wagen ausſpannen läßt, legen wir uns kurze Zeit auf den Boden. Wir ſind jetzt im

Hooge Veld. In diesem Teil sind die meisten Familien auf ihren Plätzen zurückgeblieben. Man hat hier noch nicht in der barbarischen Weise gehaust wie anderswo. Unterwegs treffe ich hier einen Buren, der eine frappante Ähnlichkeit mit einer Familie meiner Heimat aufweist. Ohne irgendwelche sonstige Anhaltspunkte zu haben, spreche ich ihn direkt auf seine Verwandtschaft an. Und richtig, es stellt sich heraus, er ist ein Hafner, dessen Vater aus Ostfriesland als Arzt nach der Kap-Kolonie ausgewandert ist. Der Mann ist in der Kap-Kolonie geboren und völlig Bur geworden.

Am nächsten Tage näherten wir uns in drei Trekks unserm Ziel. Fast nirgends sieht man Viehherden. Mit Lukas Meyer, Mitglied des ausführenden Rats, bin ich hierher zu Louis Botha ins Hauptquartier gefahren. Ermelo sieht sehr wüste aus. Botha ist immer sehr liebenswürdig, trotzdem ihn unverkennbar sehr schwere Sorgen drücken. Voller Anerkennung sprach er sich mir gegenüber aus, daß ich trotz englischer Gefangenschaft zurückgekehrt sei, um ihm und den Buren zur Hilfe zu sein. Der Mangel an Ärzten mache sich jetzt sehr fühlbar. Es stehen nur noch ganz wenig Ärzte im Feld.

Den Brief, den ich vom Buschfeld aus schrieb, hat Botha erhalten und mit einem Begleitschreiben an Kitchener weitergeschickt. Auf der Middelburg-Konferenz habe Kitchener ausdrücklich den Buren-Ambulanzen den Schutz der Genfer Konvention zugesichert.

Von Ereignissen aus der letzten Zeit erzählte Botha von einem erfolgreichen Zug einer Freiwilligenabteilung nach Natal. Freiwillige, darunter viele „Duitschers" Deutsche vom Kommandanten Mears geführt, nahmen an der Natalgrenze zwischen Ingogo und Majuba einen Eisenbahnzug. Denselben Freiwilligen gelang es dann außerdem, bei Volksrüst den Engländern 1200 Beeste wegzunehmen. Botha klagt wieder sehr über die Überläufer. In letzter Zeit sind namentlich von den Wakkerstroomern viele weggelaufen. Als ich so eine geraume Zeit mit Botha zusammengewesen war, trafen die Mitglieder der Regierung ein.

Nach kurzer Begrüßung zog ſich Botha dann mit der Regierung zu einer längeren Beratung zurück.

Ermelo, den 11. April. Heute traf Dr. Bierens de Haan, Chef der holländiſchen Ambulanz, hier ein. Er geht nach Holland zurück, will aber, wie er ſagt, wieder hierher zurückkommen. Nach dem Gefecht von Criſſismeer war Dr. Bierens de Haan totgeſagt, weil ſein Pferd aufgeſattelt ohne Reiter aus dem Gefecht zurückkam. Ein verwundeter Deutſchbure iſt bei ihm, der geht mit ihm nach Europa, iſt durch einen Schuß in den Mund, dabei die Zunge zerſchoſſen wurde, ſchwer verwundet.

Ermelo, den 12. März. Heute von dem hier anſäſſigen öſterreichiſchen Arzt Dr. Kaufmann ein Pferd, einen ſtarken Wallach mit großer Bläſſe, erſtanden.

In Ermelo wird ganz ordnungsgemäß, wie zu Friedenszeiten, bekannt gegeben, daß der Volksraad nicht am 1. Mai zuſammentritt. Die Publikation iſt von Schalk Burger als wahrnehmendem Präſident gezeichnet und von Staatsſekretär Reitz gegengezeichnet. In Ermelo ſind mehrere Deutſche anſäſſig, wie die hören, daß ich einige Nummern des „Echo“ vom Februar dieſes Jahres mitgebracht habe, da reißt man ſich darum. Da ich keine Ambulanz habe, über meinen Beſtimmungsort noch nicht entſchieden iſt, ſo reite ich zunächſt zur Ambulanz von Dr. Albrecht nach Karolina. Spät abends komme ich auf der Farm Klippſtapel an. Freundlichſt werde ich begrüßt „will Dokter ofzadeln?“ „Jawoll“; und dann kommt die Frau des Hauſes: „Dokter ik is bley, Jo weer te zien.“ „Doktor ich bin erfreut, Sie wieder zu ſehen;“ „ons hett all gedenk, de Engelsche harr Jo gebuit.“ „Wir dachten ſchon, die Engländer hätten Sie erbeutet“, ſo führte man mich ins Haus. Sonſt kennt man nur Zerſtörung und Verwüſtung, dieſe Farm ſteht aber noch nach wie vor. Zum Abendeſſen ſaßen wir an einem ſchön gedeckten Tiſch, der kaum etwas von dem Komfort der Friedenszeiten vermiſſen ließ. Nach Tiſch wurde von den Töchtern des Hauſes muſiziert, und im Stuhl zurückgelehnt ergötzte ich mich an der Ouvertüre zum Tannhäuſer und ſonſtigen

deutſchen Weiſen, hier mitten in dem ſchon mehrfach vom Krieg durchbrauſten Gebiet.

Klippſtapel, den 13. April. Die Farm Klippſtapel ſcheint namentlich ein Treffpunkt für die Ärzte zu ſein. Heute traf um die Mittagszeit Dr. Bierens de Haan hier ein. Mit einem von Louis Botha ausgeſtellten Paß geht er bei Machadodorp in die engliſche Linie, um dann über Lourenço-Marquez heimzukehren. Deſſen Ambulanz ſoll mir übertragen werden. Zwei Fräulein Breitenbach und ich begleiteten ihn eine Strecke weit zu Pferde. Beide Burenfräulein ſind gute Reiterinnen. Ein Damenſattel war nur da, ſo wurde aus einem Herrenſattel ein Damenſattel gemacht, d. h. der rechte Steigbügel wurde über den Sattel nach links gelegt. So ſitzt eine Burin feſt im Sattel. Eben war ich mit den Damen zurückgekehrt, da ſucht ſchon wieder ein Doktor dieſe gaſtliche Herberge auf. Es iſt Dr. Albrecht, der nach Ermelo reiten muß. Trägt einen ganz abenteuerlichen Hut auf dem Kopf, es iſt die Kopfbedeckung von Roberts Rough Riders. Der Hut ſieht aus, als wenn er durch Blut gezogen iſt. Der Abend verlief recht fidel, wie das bei Dr. Albrechts Gegenwart ſtets der Fall iſt. Es wurde viel muſiziert, und in den Pauſen erzählt Dr. Albrecht gebrochen buriſch in wieneriſchem Dialekt von ſeinen Heldentaten, und wie die „oud Duitschers“ alten Deutſchen es machten, wenn ſie ein feindliches Lager ſtürmten, den Ochſen ein Bündel Stroh auf die Hörner banden, das Stroh in Brand ſteckten und mit den brennenden Strohbündeln die Ochſen gegen das feindliche Lager trieben uſw.

Karolina, den 14. April. Ritt nach Karolina, um Dr. Albrecht zu vertreten. Eine Strecke Weges begleiteten mich die Breitenbachſchen Damen, ſie ſind vorzügliche Reiterinnen. Die Ambulanz hat hier bereits ſeit September ihren Standort. Wenn die Engländer kommen gibt es „Pabb“, ſobald ſie aber vorüber ſind, ſo iſt Dr. Albrecht wieder da. Abends mit Leutnant Grothaus auf eine entlegene Farm geritten, zu einer operierten Patientin von Dr. Albrecht, die ziemlich hoffnungslos

darniederliegt. Es ging der Frau so schlecht, daß ich mich nachts nicht auszuziehen wagte, jeden Augenblick konnte ich erwarten, zu der sterbenden Frau gerufen zu werden. Der Mann ist schon seit neun Monaten mit Gouvernementsvieh im Buschfeld. Gepflegt wird die Frau von der Frau des Leutnants. Frau Grothaus stammt aus Köln; hier im Feld versieht sie Samariterdienste.

Den 15. April. Auf ein Telegramm des Landdrost von Ermelo telegraphierte ich von Karolina nach Ermelo:

Aan Landdrost Ermelo. Van Dr. Tilemann.

Telegram outvangen. Gereed de ambulance van Dr. Bierens de Haan to overnemen. Gelieve General Spruit mededelen datt ik kom.

An den Landdrosten in Ermelo. Von Dr. Tilemann.

Telegramm empfangen. Bereit, die Ambulanz von Dr. Bierens de Haan zu übernehmen. Bitte, General Spruit mitzuteilen, daß ich komme.

Die schon so häufig von den Engländern zerstörte Telegraphenverbindung zwischen Karolina und Ermelo wird immer wieder hergestellt.

Karolina, den 16. April. Früh morgens zu der Patientin geritten, es geht ihr besser.

Karolina, den 17. April. Schrieb einen Brief an das deutsche Konsulat in Pretoria, welcher von zwei Deutschen, die sich nach Portugal durchschlagen wollen, expediert wird. — Dr. Albrecht kam aus Ermelo zurück. Er hatte den Kommandant-General nicht mehr getroffen. Dr. Albrecht wollte von Klippstapel die Damen mitbringen. Ich hatte deshalb ein großes Diner arrangiert. Ein professioneller deutscher Koch, Zehl, und der Leipziger Koblitz sollten helfen. Ich wollte servieren lassen:

Zwei gebratene, schön garnierte Hammelrücken, Puter, Eier, Milch, Pfirsiche — ein ganz opulentes Mahl auf mit

Bettlaken gedeckten Tischen, aber, wer nicht kam, waren die Damen. Die Engländer, die im Anzuge sind, sind schuld daran.

Den 18. April. Ein biederer Mecklenburger, der hier schon seit Jahren schulmeistert oder sich sonst auf den Farmen nützlich macht und ein überall gerne gesehener Gast ist — früher hat er die Schulbänke eines Gymnasiums gedrückt — kam zu uns und brachte uns Feigen. Nachmittags ritten Dr. Albrecht und ich auf Ordre hin mit der Ambulanz nach Crissismeer. Es ist dort alles zerstört, kein Mensch mehr da.

Crissismeer, den 20. April. Von einem der hier am Wasser herumlaufenden wild gewordenen Schweine, das am Morgen geschossen wurde, brieten wir uns zu Mittag den einen Schinken am Spieß. Gegen Abend zog unser Kommando, etwa 100 Mann, aus, um sich den Engländern entgegen zu stellen. Alle sind guten Muts, vergnügt sogar. Feldkornet Lange verabschiedete sich mit dem Gruß „plesierlich ook".

Zwanzigstes Kapitel.

Übernahme der holländischen Ambulanz.

Auf dem Wege nach Novitgedacht, den 21. April. Gestern abend spät noch ein Telegramm erhalten, möglichst sofort nach Novitgedacht, Distrikt Heidelberg, zu kommen, um dort die holländische Ambulanz zu übernehmen. Das Telegramm war dringlich gehalten, so daß ich heute in aller Frühe aufbrechen mußte. Meine ganze Habe ist jetzt mein Pferd und was ich auf dem Sattel habe, vorne aufgeschnallt ein Gummi-Regenmantel, unter dem Sattel meine Schlafdecke, hinten am Sattel hängt als Mundvorrat eine noch blutige Schweinsrippe und mein Trinkbecher. — Den Weg nach Novitgedacht kenne ich nicht. Die Einförmigkeit der Landschaft bringt den an die Mannigfaltigkeit des Geländes gewöhnten Europäer auf den großen unbewohnten flachhügeligen Geländeflächen leicht in

Verlegenheit. Nach kurzem Abschied von Dr. Albrecht: „na, Hero, lassen sich's gut gehen," reite ich fort. Anfangs ist das Pferd „permantery", beruhigt sich aber hernach. — Zuerst auf der Farm Badenhorst abgesattelt. „Waar is de Engelsche?" Mit großer Unruhe erwartet die Frau mit ihren kleinen Kindern die schon nahen Engländer. Vor dem Haus aufgesattelte Pferde, an der Hausmauer mehrere Gewehre, der Mann ist da mit einigen Maats, „Kameraden", alles ist fertig, wenn die Engländer kommen. Wenn es nicht anders geht, um zu fliehen. — Auch bei Breitenbachs auf Klippstapel ist man in großer Sorge. Breitenbach selbst ist schon seit Tagen fort, ist mit dem Vieh geflüchtet. Zwei Fräulein Breitenbach geben mir bis zur nächsten Farm das Geleite. Eine der Damen ritt ein englisches Pferd, das der Bruder unlängst von den Engländern erbeutet hat. Für die Damen ein Wagestück, schon nicht allzu ferne hörte man Kleingewehrfeuer. — Im Haus der alten Witwe de Clerque dasselbe Bild wie vorhin. Schon einmal waren die Engländer dagewesen, zerstörten schon damals das Haus, verwendeten Tische und sonstiges Hausgerät zum Feuermachen und stießen Fenster und Türen ein. Damals war die 68jährige Witwe mit dem Hausrat auf ihrem Ochsenwagen geflüchtet. Jetzt wird alles vergraben, die Alte selbst will sich im Felde verstecken. Ihr Bettzeug hat sie schon geborgen, sie will es gebrauchen, wenn sie im Felde schlafen muß. — Es geht in der Tat nichts über die Gastfreundschaft und das Entgegenkommen der Buren dem Fremden gegenüber, die sich selbst in so kritischer Zeit nicht verleugnet. Trotz der Unruhe und der heillosen Angst vor den Engländern ließ die Alte es im Erweisen der Gastfreundschaft an nichts fehlen. Um nicht im Wege zu sein, merkte ich, daß es das Beste war, mich schlafen zu legen.

Den 22. April. Als ich aufstand, war das Haus ausgepackt. Die ganze Nacht durch hatte die Alte gearbeitet. Während der Nacht gingen Buren, Depeschenreiter ab und zu, wie der Weg sie vorbeiführte, war es auch nur zu einem kurzen Gruß, Kaffee zu trinken und über den Stand der Dinge zu

berichten. Früh ritt ich weiter zur Farm de Jaager; die Farm haben die Bewohner zu Hospitalzwecken zur Verfügung gestellt. Oben flattert die Rote Kreuz-Flagge. In dieser Gegend bin ich bis dahin noch nicht gewesen. Dem Namen nach kennen mich die Leute. Wie freundlich werde ich auch hier aufgenommen! — Von dort ging es über den zerstörten und ausgebrannten Distriktsort Bethal und gegen Sonnenuntergang kam ich zur Farm von Kommandant Breitenbach vom Bethal-Kommando. Hier traf ich General Spruit an, Fechtgeneral vom Heidelberg- und Bethal-Kommando, auch mein demnächstiger General. General Spruit, im Laufe des Krieges vom Feldkornet zum General avanciert, ist ein großer, hagerer, ernster Mann, große Tüchtigkeit und Tapferkeit wird ihm nachgerühmt und er hat reiche kriegerische Erfahrungen. Zwei von seinen Brüdern fielen im letzten Februar im Gefecht bei Crissismeer. Er war schon einmal englischer Gefangener; bei Paardeberg wurde er gefangen. Als er nach Kapstadt transportiert wurde, entwischte er seiner Bewachung, sprang aus dem fahrenden Eisenbahnzug und entkam. General Spruit, das merkt man schon nach kurzem Zusammensein mit ihm, ist ein Mann, der die Engländer haßt, wie ich es selten getroffen habe.

Den 23. April. Stieß heute auf einen Häuserkomplex, „Trichardsfontein" genannt. Trotz der vielen Wohnungen keine Menschenseele anzutreffen. Alles lag in Trümmern und Asche, nur die etwas abseits liegende Kirche schien noch erhalten zu sein. Ein geschloffener Ort ausgebrannt, öde und verlaffen, macht einen unendlich trostlosen, fast schaurigen Eindruck, wenn man allein seines Weges da durchzieht. Am Ende der Häuser sah ich ein Pferd weiden und vernahm Hahnenschrei von dort, ich ritt hin, hoffte Menschen zu finden, aber alles „ut en dood", und der alte, magere, einsam grasende Gaul hatte kein Interesse für mich. — Der fast unheimlichen Einöde eines ehemals blühenden Ortes wende ich bald meinen Rücken, im freien Feld ist es da besser. Menschen traf ich für das erste nicht an, mich hungerte, ich hatte keine Zündhölzer, so gehe ich rechts von

meinem Kurs ab und steuere auf einen Kaffernkraal los. — Ich reite zu dem Kraal, halte mein Pferd an und lasse die Kaffern näher kommen, „da baas" grüßt man mich, soll heißen „guten Tag, Baas". Es war ein warmer Tag. „Baas zoek bier", „Baas sucht Bier". Da brauchte ich denn auch nicht lange zu warten und eine saubere Kalabasse Bier wurde mir aus schwarzer Hand kredenzt; eine Berliner Weiße kann nicht besser sein. Außerhalb des Kraals hatten die Kaffern eine Feuerstelle, auf die glimmenden Kohlen legte ich meine Schweinsrippe und eine Wurst, und während mein Pferd am Milis kaute, hielt ich mein frugales Mahl. Sehnsüchtig sahen die Kaffern aus der Ferne zu. Ich gab ihnen eine Handvoll Tabak. Eine zweite Kalabasse machte mich so ein klein wenig benebelt, ich kam aber gut in den Sattel. Kurz vor Sonnenuntergang stieß ich auf Menschen. Es war ein trekkendes Burenlager, das Pretoria-Kommando. Viele Wagen und große Mengen Vieh. Wer mich nicht kannte, wußte doch von meiner Existenz und fragte: „Is U de nieuwe doctor?", „Seid Ihr der neue Doktor?" — Von dem neuen Doktor wollte mancher etwas wissen, besonders auch über meine Gefangenschaft, und welche „opinie" (Meinung) über den „oorlog" ich „omtrent" (ungefähr) hätte. — Führer der Pretorianer ist Jan Tromp, er gehört zu meinem Kommando, zu den Heidelbergern. — Seitdem er von meiner Ankunft gehört hat, tut er für mich, was er nur kann.

Novitgedacht, den 25. April. Endlich an meinem Bestimmungsort. Er heißt: „Novitgedacht". „Nie gedacht", daß es hier wirklich so trostlos aussehen würde. Noch trauriger ist es um die Ambulanz bestellt, die ich hier übernehme, das Überbleibsel der ehemals gut ausgerüsteten holländischen Ambulanz des Holländers Dr. Bierens de Haan. — An einem offenen „Trolly" hängt schlaff herunter eine Rote Kreuz-Fahne. Auf dem Wagen das Ambulanzmaterial; außer Küchen- und Handwerksgerät, einigen Matratzen und sonstigen Sachen ein großes, holländisches Ambulanzzelt, Modell de Mooj, ferner in einer Holzkiste einige Medikamente und einiges Verbandzeug. An

Instrumenten ist vorhanden: ein aseptisches Rasiermesser, ein Operationsmesser, eine Schere, eine Aderklemme, eine Sonde, zwei Nadeln und etwas Nähseide. C'est tout! Zwei Ambulanzleute sind noch da, neun Maultiere und zwei Reitpferde. — Als Dr. Bierens de Haan sich in die englische Linie nach Machadodorp begab, hatte er seinen Ambulanzwagen mitgenommen. Der Wagen sollte der Verabredung gemäß zur Ambulanz zurückkehren, das tat er aber nicht, und somit ist mit dem Wagen auch alles, was an Instrumenten, Medikamenten u. s. w. auf dem Wagen sich befand, jetzt in den Händen der Engländer. Der Ambulanzwagen von Dr. Bierens de Haan war einer von den graublauen englischen Ambulanzwagen, der, soviel ich hörte, das rechtmäßige Eigentum des holländischen Arztes geworden. General Smith Dorien hatte seinerzeit den Doktor wegen des Wagens in keiner Weise behelligt. — Von meinen Ambulanzleuten ist der eine Hamburger, Schuchardt, der andere ein Bur, van der Walt; dann ist da außerdem noch ein kleiner Kaffer zum Aufpassen für die Tiere, heißt Kleenboy. — Den Kleenboy hatte Dr. Bierens de Haan beim Trekk durch das Buschfeld verhungert am Wege gefunden, seitdem zieht er mit der Ambulanz, ißt sich satt und liegt irgendwo in einem Loch und schläft, wenn er mit den Tieren ausgegangen ist, um für sie aufzupassen. — Der Kaufmannsladen, eine Wellblechbude mit einigen abgeteilten Räumen, dient mir als Hospital. Wenn man sich einen kleinen, kahlen, einfensterigen Raum vergegenwärtigt, in dem zwei Matratzen liegen und in dem sonst nichts ist, so kann sich jeder dieses Hospital vorstellen. — Einer der Patienten, Krüger, wurde im Gefecht bei Criffismeer verwundet, der andere ist ein alter Goldgräber, leidet an Dysenterie. Der letztere ist ein Deutscher, stammt aus der Gegend von Königsberg, suchte schon Gold auf den Gefilden von Klondyke, ging nach Australien und wurde kurz vor dem Kriege nach dem Goldland Transvaal verschlagen. Glück scheint er nicht gehabt zu haben. — Hier überraschte ihn der Krieg, so griff auch er nach dem Gewehr. Aber damit viel auszurichten, wird wohl

nie seine Absicht gewesen sein. — In dem Wohnhaus nebenan sind drei Burenfamilien untergebracht.

Nooitgedacht, den 26. April. Hier im Haus wird gemeinsam Haus gehalten, und ich bin so der gemeinsame Gast. — Die Fourage, Fleisch und Mais liefert das Heidelberg-Kommando. Das Kommando liegt ganz in der Nähe ringsherum, hier auf Nooitgedacht im Zentrum steht General Spruit mit seinem Stab und meine Ambulanz. Außerdem ist hier der Sitz der obersten Zivilbehörde für den Distrikt Heidelberg, das Landdrostkontor. Als Landdrost fungiert der ehemalige General Piet Viljoen, zu Friedenszeiten Minenkommissarius in Heidelberg.

Vom Hauptquartier aus Ermelo erhalte ich das folgende Heliogramm: „Der Assistent von Dr. de Haan teilt uns mit, daß er bei der Ankunft in Machadodorp zugleich mit dem Ambulanzmann Smit ins Gefängnis geworfen wurde, einen Tag geblindtucht und bis Donnerstag mittag in Gewahrsam gehalten wurde, um dann mit einem Pferd ohne Ambulanzwagen zurückgesandt zu werden. Dr. de Haan wurde Mittwoch nach Delagoabai geschickt." — Der Ambulanzwagen also definitiv verloren und alle Instrumente! Und dabei sind in ganz Transvaal keine Instrumente, kein Verbandzeug u. s. w. zu kaufen! So müssen wir uns von England behandeln lassen, trotz Genfer Konvention! „Daar kom all tyd uitkomst", da kommt allezeit Rat und Hilfe, sagt der Bur. Ich muß sehen.

Die Ambulanz ist ausgerüstet vom holländischen Roten Kreuz, führte bisher hinten am Wagen die holländische Flagge. Ich bin Deutscher, da muß die holländische Flagge fallen, die Ambulanz heißt von heute ab „Deutsche Ambulanz" und soll, sobald ich kann, die deutsche Flagge führen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Zeit des Winterfeldzuges im Hoogeveld 1901.

Überfall des Heidelberg-Lagers am Buſchmannskop. — Das Feldhoſpital auf Blakkplaats. — General Ben Viljoen will Frieden machen. — Gerichtliche Sektion an einem neugebornen Kaffer. — Noch eben der engliſchen Gefangenſchaft entronnen. — Ein Kriegsgericht. — General Botha hält in Ermelo Verſammlung ab. — Das Feldhoſpital auf Onverwacht. — General Spruit fällt bei dem Übergang über die Bahn. — Lord Kitcheners neueſte Proklamation. — Die Engländer ſchicken die gefangenen Burenfrauen mit der weißen Flagge zu Friedensunterhandlungen zu den Kommandos heraus. — Antwort Bothas auf Kitcheners Proklamation. — Die Natal-Expedition unter Louis Botha. — Die Regierung läßt in den Diſtrikten Kommiſſionen ernennen, um den von den Engländern dem Privateigentum zugefügten Schaden aufzunehmen.

Das Heidelberg-Kommando hat fünf Wyken, das Wyk Heidelberg-Dorf und die vier Außen-Wyken: Zuikerboſchrand, Rooikoppe, Klipprivier und Hoogeveld. — Kommandant iſt H. Alberts, Feldkornet W. Pretorius.

Nooitgedacht, den 27. April. Wurde heute morgen zu Feldkornet Pretorius ins Lager gerufen. Einer ſeiner Leute war auf Patrouille auf einen engliſchen Kaffernſpion geſtoßen, der Bur ſchießt den Kaffern nieder. Später ſtößt derſelbe Bur auf noch zwei andere Kaffern, da ſie ihm verdächtig ſcheinen, fängt er ſie ein, um ſie mitzunehmen zum Lager. Wie ſie ſo mit ihm reiten, verſetzt ihm der eine Kaffer mit ſeinem Knopfkirri einen Schlag über den Schädel. Der Bur taumelt vom Pferd, es kommt zum Handgemenge, dabei reißt der eine Kaffer das Gewehr an ſich und driſcht damit auf den Burenſchädel

los. So hatte der Bur eine ganze Weile schon mit den Kaffern gerungen, da kommt ein zweiter Bur darüber zu und schießt beide Kaffern „platt" tot. So wenigstens erzählte mir der Bur, als ich ihn verband. Sein Schädel war arg mitgenommen, ein Schädelbruch war aber nicht zu entdecken, der Burenschädel war wieder einmal der härtere Teil gewesen. Auch die rechte Hand war verwundet, die Wunde ließ erkennen, daß der Bur dem Kaffern gegen die Zahnreihen geschlagen hatte, Zahnabdrücke waren an der Wunde deutlich zu ersehen. Die Engländer verwenden ein ganz Teil schwarzer Spione. Päße, die man gelegentlich bei ihnen findet, tun zur Genüge dar, daß diese Kafferspionage von den Engländern genau geregelt ist.

Novitgedacht, den 29. April. Kaum ist es Tag geworden, da wird es plötzlich im Hause unruhig. Ich werde wach, horche und höre in der Ferne dumpfe Kanonenschläge. Gewiß sind Engländer im Anzuge. Fix heraus aus dem Bett, angezogen. Was los ist, weiß man nicht, dichter Nebel draußen und kein Rapport. Die Familien im Haus packen ihren Krimskram zusammen, Ochsenwagen werden eingespannt und fort geht es. Der General hat auch schon seine Zelte abgebrochen, der Wagen ist aufgepackt und steht eingespannt, jeden Augenblick bereit zur Flucht. Und den Landdrost sehe ich, wie er in langem Schlafrock — einen andern Rock hat er nicht mehr — die dicken Geschäftsbücher aus seinem Kontor herausschleppt und auf die Karre wirft. Meine Ambulanz steht auch fertig. So zur Flucht bereit warten wir, starren hinaus in dichten Nebel. Immer deutlicher, immer häufiger „werkt" die englische Artillerie, dann hört man, wie das englische Maximgeschütz sein Band ablaufen läßt. Dom — dom — dom bringt es durch den Nebel. —

Noch immer kein Rapport. Endlich taucht etwas auf aus dem Nebel. Auf ungesatteltem Pferd, mit der Schlafmütze auf dem Kopf kommt ein Bur galoppiert, das Pferd hat noch sein Nachtkleid aus Habersäcken um sich. Kaum hat der Zeit zu melden: „Engelsche kom, hulle het ons amper allemal dood-

geskiet. Ons moet vluch. Khaki is banje. Hulle het ons verrei. Hulle het di lager overvall." „Engländer kommen, sie haben uns fast alle totgeschossen. Wir müssen flüchten. Khaki kommt in Massen. Man hat uns verraten. Sie haben das Lager überfallen." Einer nach dem andern taucht aus dem Nebel auf, auch zwei auf einem Pferd, alle ungesattelt. — Schicke meine Patienten auf einem vorbeifahrenden Wagen in Sicherheit. Noch immer kein offizieller Rapport. Am Kleingewehrfeuer merken wir, daß unsere Leute vorne standhalten, wahrscheinlich an der Stelle, wo sie in der Nacht geschlafen und so unerwartet überfallen wurden. Alle sind also doch nicht tot. Aber so in dichten Nebel eingehüllt, nichts sehen können und dann in der Nähe schießen hören, das ist höchst ungemütlich. — Endlich erhalten wir Nachricht. Genaueres über Verluste läßt sich noch nicht sagen; es war eine so plötzliche Überraschung des schlafenden Lagers, daß man nicht weiß, wer vielleicht geflüchtet oder eventuell gefallen ist. Langsam weicht der Nebel, das Kleingewehrfeuer nimmt ab. Der Landdrost kehrt nach Nooitgedacht zurück. Wie nun jeder von uns noch an das Gefecht denkt — dann und wann hört man auch noch Kanonenschüsse — da kommen auf aufgeputzten Rossen zwei Reiter gesprengt; einer von ihnen trägt sogar einen halbschlappen weißen Stehkragen. Kühn sehen sie aus, sie reiten vor den Winkel, wo sie das Landdrostkontor vermuten, haben Glück, da der Landdrost eben zurückkehrte. Jeder Bur, wo er reitet, soll sein Gewehr mit sich führen. Keiner von beiden hat eins und doch ist ganz in der Nähe das Gefecht.

Ohm Piet, der Landdrost ruft sie an: „Mar man de Engelsche zall Jo skiet!" „Aber Mann, die Engländer werden Euch schießen." „Nä Man." „O nein."

Wer das nicht erlebt hat, kann das kaum glauben, was auf dem provisorischen Landdrostkontor jetzt vor sich gehen sollte — eine Trauung. Jene beiden Abgesandten waren das männliche Pendant zu Brautjungfern, sie wollten sich umsehen, ob das Gefecht vielleicht so störend auf das Landdrostkontor

gewirkt hätte, daß heute aus der Trauung nichts mehr werden konnte und fragen vom Pferde herab: „Landdrost, kön de mensche mar kom trouw?" „Landdrost, können die Menschen jetzt nun kommen, um getraut zu werden?" Der Landdrost, die Augen in die Richtung des Gefechts gewendet: „soo mar." „Nur zu." Und fort sind sie wie der Wind. Die Schießerei dauert ununterbrochen fort. Nicht lange, da kommt eine mit Schimmeln bespannte Kutsche, darin das Brautpaar. Nun wird nach dem Wagen geschickt, der mit den Dienstbüchern des Landdrostes geflüchtet ist. Der Landdrost setzt sich in Positur, macht die nötigen Eintragungen, nimmt die Kopulation des Paares vor und hält dann eine längere Rede. Statt des Brautliedes hört man auf einstündiger Entfernung das Geknatter der Gewehre und den Donner der Kanonen. Die Zuschauer, Männer unter Waffen, wie sie gerade auf Novitgedacht sind, sitzen in dem ausgeplünderten Laden auf den Ladentischen um das Brautpaar herum. Die Brautleute geben sich das Jawort und reichen sich die Rechte; bis dahin sitzt die Braut rechts, dann nimmt der Mann den Sitz zur Rechten von seiner Frau ein. Die jungen Eheleute, unter Eskorte der beiden Reiter, fahren davon. — Frieden im Kriege!

Die meisten sind aber so vernünftig zu denken, daß jetzt nicht Zeit zum Hochzeiten sei. Fällt morgen der junge Ehemann vor dem Feind, dann bleibt eine Witwe zurück. So passierte es unlängst einem Buren in der Nähe von Bethal, der am Tage nach der Hochzeit in seinem schwarzen Hochzeitsrock in englische Gefangenschaft geriet. — Gegen 2½ Uhr bricht das Gefecht ab. Auf unserer Seite nur ein Toter. Nur ein Verräter konnte die Engländer so dicht an unsre Reihen geführt haben, irgend einer, der noch in letzter Zeit übergelaufen war. In Nacht und Nebel kommen meine Patienten zurück.

Novitgedacht, den 1. Mai. „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus" — das Lied ist hier jetzt nicht am Platze, hier ist gegenwärtig rauhe Jahreszeit. — Die Wundbehandlung ist immer schwierig im Feld, erst recht aber, wenn alles im

Zelt für die Operation hergerichtet, auf den verschiedenen gekochten Tellern das ausgekochte Verbandzeug und die Instrumente fertig liegen, und es kommt plötzlich ein Wirbelwind. Das ganze Zelt flattert, Staub, Stroh und Mist wird aufgewirbelt, und auf der Schale mit Sublimatlösung treibt Staub und Gras. — Es ist eine alte Gewohnheit meines Kriegs- und Lagerlebens geworden, morgens als erstes ein Bad zu nehmen, auch jetzt im Winter tue ich es. — Im Py James verlasse ich meine Schlafdecken, trabe bloßfüßig über das gefrorene, prickelnde Gras zum nächsten Wasser, nehme ein Schwimmbad, wobei die dünne Eisdecke einbricht, dann in eilendem Lauf zurück ans Lagerfeuer, wo der Kaffer mir schon die Blechtasse mit warmem Milikaffee entgegenhält, die Kaffern zusammenrücken, um ihrem Baas den wohlverdienten Platz einzuräumen, der sich jetzt innerlich und die steifen Hände an seiner warmen Blechtasse auch auswendig erwärmt. — Durch Feldkornett Pretorius habe ich mir einen Kaffer für die Küche kommandieren lassen, Philemon, ist Christ, gehört zur Wesleyaner Mission, die hier in der Umgegend unter den Kaffern viele Anhänger hat. — Er ist zugleich ein sogenannter „orlamscher" Kaffer, ein solcher, der gut burisch spricht und sich auch sonst in den Lebensgewohnheiten der „weißen Menschen" auskennt. Der Gegensatz zu „orlamsch" ist „baar", so nennt man den Kaffern, der aller Zivilisation bar ist. „Baar" nennt der Bur aber auch das Pferd, das noch nicht eingeritten ist, oder den englischen Tommy, der nicht zu reiten oder schießen versteht und sich im Gelände nicht zurecht zu finden weiß. —

Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder. Schon seit mehreren Abenden ist ein Komet sichtbar mit langem, nach oben gerichtetem Schweif. Das Merkwürdige aber ist, daß der Komet zwei Schweife hat, nur ist der eine weniger deutlich, ist auch nach oben gerichtet und so sieht man das Bild eines V. — In früheren Kriegen, so im Freiheitskrieg 1881 und auch in den Kaffernkriegen, erzählten die Buren, ist ein Komet am Himmel erschienen als ein Vorbote des Glücks. Solch ein glückverheißen-

des Zeichen ist manchem Buren auch dieser Komet. Er wartet nur noch darauf, daß hinter dem Zeichen des V bald ein r und e und d und dann noch ein zweites e folgt, dann ist doch sicher Vrede!

Machten heute abend bei dem Zelt des Generals Versuche, ob sich bei Vollmond der Heliograph verwenden läßt. Auf eine Distanz von 300 Meter ist jedoch das Aufblitzen nicht mehr deutlich. Sehr guten Dienst im freien Felde bei Nacht leisten Lampensignale und Raketen, vornehmlich aber Scheinwerfer. Auch so eine neue Erfindung, die hier im Kriege zum erstenmal erprobt ist und sich sehr gut bewährt hat. Das wissen namentlich die Engländer. Uns dienen ihre Scheinwerfer oft genug als Leuchtfeuer, bis auf 30 Kilometer!

Den 2. Mai. Schrieb dem Kommandant-General einen Brief, in dem ich ihn bat, bei Lord Kitchener wegen der Ambulanzwagen, die noch immer nicht zurückgeschickt sind, und dringend erforderlicher Instrumente und Medikamente vorstellig zu werden. Heute kam Herr Dumont zurück, früher Assistent der holländischen Ambulanz. — Erzählte von seiner Gefangenschaft. Dumont gab eine „beeidigde verklaaring" zu Protokoll.

Nooitgedacht, den 4. Mai. Heute fand hier eine große Viehauktion statt. Es wurde nur gegen „hartes Geld", d. i. Gold und Silber, verkauft. Gouvernementsnoten, die blauen Scheine, hier allgemein „blue backs" genannt, wurden nicht in Zahlung genommen. Auf der Vorderseite einer Pietersburg-Note, die ich hier gerade zur Hand habe, ist aufgedruckt:

„Die Regierung der Süd-Afrikanischen Republik gelobt an den Inhaber dieses zu bezahlen, z. B. Een Pond Sterling, gemäß den Festsetzungen des Gesetzes Nr. 1, 1900, davon Art. 2 und 3 auf der Rückseite dieser Note abgedruckt sind." Darunter:

„Diese Note ist garantiert durch alles feste Eigentum des Staates, festgesetzt im Gesetz Nr. 1, 1900".

Dann folgt rechts die Unterschrift des „wahrnehmenden Thesaurier-Generals", links die des „wahrnehmenden Auditeur-Generals". Tag der Ausgabe: „1. 4. 1901". Auf der Rück-

seite der Note liest man: „Art. 2. Diese Noten sollen einen gezwungenen Kurs haben, bis daß sie abgelöst werden. Die Ablösung soll nach Weise einer Auslosung geschehen, davon die Besonderheiten später bestimmt werden sollen. Die Auslösung soll beginnen am 1. Juni 1901, dann soll ein Betrag von 100 000 Pfund Sterling abgelöst werden. In dieser Weise soll an jedem folgenden 1. Juni ein Betrag von 100 000 Pfund Sterling abgelöst werden, bis daß der ganze Betrag abgelöst sein wird. Sobald eine Note ausgelost und abgelöst ist, soll sie durch den Thesaurier-General in Gegenwart zweier, durch die Regierung bestimmter Personen vernichtet werden."

Art. 3. — „Diese Noten sollen einen Rentenkurs haben von 6 %, in klingender Münze an den Eigentümer zahlbar an jedem 1. Juni für das abgelaufene Jahr auf dem Kontor des Thesaurier-Generals oder einer durch Proklamation angewiesenen Bank."

Den 5. Mai. Viljoens Kommando sieht furchtbar abgeriffen aus. Ein Zigeunerlager kann nicht elender aussehen. Auch mangelt es an Decken für die Nacht. Das Pferdematerial ist knapp und schlecht, mehrere reiten auf Maultieren, und außerdem gebricht es sehr an Munition. Unter solchen Umständen ist es nicht allein unmöglich, den Engländern Widerstand zu leisten, sondern es hält schon sehr schwer, durch Flucht sich den Engländern zu entziehen.

Den 6. Mai. Traf heute in einer Kaffernkirche Hans Botha, „Ohm Hansi" genannt. Steht im Rufe vielfach bewährter Tapferkeit, ist ein alter „Leojagter", Löwenjäger. Wenn er früher im Winter mit seinem Vieh ins Buschfeld zog, ging's auf die Löwenjagd. Jeder Ausspruch von Ohm Hansi ist von dem langsam gesprochenen Nachsatz gefolgt: „dat — is — nu — dudelyk" (das ist nun deutlich). Der Verkehrston des Offiziers mit seinen Leuten ist höchst vertraulich. Die Disziplin soll in seinem Kommando trotzdem nicht schlecht sein. — Der alte Goldsucher wollte mich heut abend mit Kartoffelpuffer traktieren, zum Dank wohl für meine ärztlichen Bemühungen an ihm.

Wie eine Hausfrau das wohl tut, läuft er hinter mir her und mahnt mich, ich solle doch zum Essen kommen, sonst würden die Puffer kalt. Trotz seines vielbewegten Lebens ist es ihm nicht verständlich, wie mir das so egal ist, ob ich die Pfannkuchen warm oder kalt esse.

Den 9. Mai. Ein Deutscher, ein Potsdamer Kind, kommt hierher, um Hosen zu kaufen. Seine ganze Kleidung besteht aus Feldschuhen, die für seine großen, bloßen Füße viel zu klein sind, einer fettglänzenden, rußigen, steif abstehenden Fellhose, einem schmutzigen, zerrissenen Hemd, einer Jacke und einem fettglänzenden Hut. Mit schwarzem Gehrock kam Herr K. in Neapel an Bord, stammt aus wohlsituierter Familie. Er ist ein hochaufgeschossener junger Mensch, der mit allem zufrieden ist und einen überaus harmlosen Eindruck macht. Alter guter Junge, hättest auch besser daran getan, wärest du zu Hause geblieben. Seine Tapferkeit will ich damit aber keineswegs in Frage stellen. Dieser Unglückselige hatte nun auch noch das Pech, daß er sich bei dem letzten Bahnübergang durch Sturz vom Pferd die Vorderzähne abbrach. Verschönert hat sich sein Gesicht dadurch nicht.

Den 10. Mai. Um meine Ambulanz leistungsfähiger zu machen, erhielt ich zu meinen neun Maultieren zehn neue Tiere hinzu, dafür muß ich mir jetzt einen zweiten Ambulanzwagen auftreiben.

Nooitgedacht, den 12. Mai. Wie ich aufsteigen will, weht mir der Wind meinen großen Schlapphut weg; ich will ihn noch greifen, da aber scheut mein Pferd, bockt, ich schlage mit der Brust gegen den Sattel, stürze über den Gaul mit der rechten Schulter auf den harten Grund; das Schlüsselbein ist gebrochen. Der gebrochene rechte Arm ist eben erst verheilt. Da ich anfangs noch keine Schmerzen spüre, reite ich noch erst zum Patienten, aber auf dem Rückritt, da schmerzt es so infam, daß ich kaum das Schrittreiten aushalten kann. Als ich wieder zurück bin, gehe ich in das Haus auf Nooitgedacht und stelle mir vor dem Spiegelschrank die genaue Diagnose. — Es traf sich gut, daß zwei Stunden später ein Arzt zu mir kam. Wer war das?

Dr. Leitz, der mit mir nach Süd-Afrika reiste. Ich wußte gar nicht, daß er noch im Felde war. Dr. Leitz steht bei General Ben Viljoens Kommando, ist mit über die Bahn hierher gekommen. — Kaum wieder zu erkennen. Wohl arrondiert, so war er von der Schiffsreise her in meiner Erinnerung. Jetzt schraal, oder wie der Bur sagt „brandmager". Aber immer wieder versicherte er mir, wie viel wohler er sich jetzt fühlt als früher, wo er eine beträchtliche Körperfülle mit sich herumschleppen mußte. Das deutsche Bier wird einstweilen verdammt. — Eine Fellhose ist noch das beste Stück seiner Kleidung. Was er sonst am Leibe trägt, sind Lumpen, zum Glück konnte ich ihm ein Hemd abgeben; selber hatte er keines mehr.

Nooitgedacht, den 13. Mai. General Spruit vertrekkt von hier mit 300 Mann in Richtung Ermelo, man will ein dort umherziehendes englisches Lager in Schach halten. Da am Abend der Rapport einlief, daß Engländer von Greylingsstadt her im Anzuge seien, packte ich auf.

Auf der Flucht von Nooitgedacht am 16. Mai. Allgemeine Flucht in Richtung auf Bethal. Bei Waterwalls Oog ein kurzes Gefecht. Liege oben auf dem vollbepackten Wagen mit meinem gebrochenen Schlüsselbein, da bricht die Deichsel. So zu reparieren ist der Schaden nicht. An uns vorbei flutet Reiter und Vieh, dieser und jener fragt, was geschehen und zieht weiter, der Nachttrekk sollte im Eilmarsch geschehen. Stundenlang nach einer Deichsel gesucht, die auf einer Farm liegen sollte. Kamen so sehr weit von den Truppen ab. In Eilmarsch trekke ich weiter. Wo ist aber das Lager? Zu hören ist nichts, wenn sich auch ein jeder mit dem Ohr auf den Boden legt, um zu horchen. Weiter, immer weiter! Gruselig kalt ist es, die Tiere müssen ausruhen. So lasse ich halten. Die Deichsel muß noch fertig gemacht werden. Wer weiß, ob wir nicht am andern Morgen ganz früh aufbrechen müssen. Mit Beil, Säge und Hobel wird die neue Deichsel verpaßt, ich kann mit meinem einen Arm nichts anderes tun, als mit der Laterne leuchten. Alle Augenblick frieren uns die Hände, daß wir sie

erſt mal wieder in die Taſche ſtecken müſſen. Zwölf Uhr iſt es, als wir uns neben den Wagen ſchlafen legen, ohne zu wiſſen, ob nicht ganz in der Nähe Engländer ſind.

Den 17. Mai. Mir iſt die Sache nicht geheuer. Vor uns müſſen Engländer ſein. Man hört dann und wann Schüſſe fallen. Schnelligkeit iſt unſere Rettung. Gerade als ſich der Nebel verzieht, ſtehen wir vor einem Berge. Ich weiß nicht, was meiner wartet, deshalb ziehe ich den Wagen abſeits vom Wege in eine Senkung. Vorſichtig ſtets nach allen Seiten Umſchau haltend, komme ich oben an; da gewahre ich weit rechts Pferdereiter. Ob Freund, ob Feind, iſt nicht auszumachen. Sobald können die noch nicht da ſein, ich ducke mich und kehre zum Wagen zurück, da werden plötzlich an einer Stelle, die ich nicht überſehen konnte, zwei Reiter ſichtbar. Auf meinen Wagen los, vorſichtig nach allen Seiten ausſpähend, in flottem Schritt, der eine in 100 Schritt Abſtand von dem andern. Die Pferde ſind Burenpferde, die Schweife nicht geſtutzt, die Reiter haben Bärte, der eine könnte ein Bur ſein, der andere aber nicht. — Nun muß der eine meinen Wagen ſehen, auf den gehe ich zu und rufe ihm auf halbem Wege zu „ambulance“, er kommt nicht näher, reitet weiter und ruft: „red cross?“ „Rotes Kreuz?“ „Yes“ gebe ich zurück und frage, die Richtung dabei anweiſend, ob ich ſo weiter kann. „All clear, all right!“ damit iſt er aber ſchon aus Sprechweite, äugt nach meinem Wagen hinüber und ſieht ſich verſchiedentlich nach mir um. Noch warte ich in meiner gedeckten Stellung, da jagt eine ſtarke engliſche Kavalleriepatrouille in 1500 Meter Entfernung über den Bergrand herunter, dann nicht weit von mir durch die Senkung und auf der anderen Seite den Berg hinauf. Hält dann einige Zeit ſtill, kommt den Berg herunter, ſchwärmt aus und reitet gerade in Richtung auf meinen Wagen. 800 Meter ſind es noch bis zu mir, da reitet ſie rechtwinkelig ab zu einem Viehkraal, der mitten in der Senkung liegt. Ich liege auf dem Bauch, beobachte das alles, weiß nicht, wie ich daran bin. Die Patrouille hatte ihre Pferde in den Kraal hineingezogen, mit

der Zeit gehen von da kleine Patrouillen ab und verschwinden, schließlich sind sie alle weg, nur oben auf dem Berg links sieht man noch einzelne stehen, aus der Ferne sehen sie aus wie Vogelscheuchen. — Als die Luft so weit rein, begebe ich mich mit meinem rechten Arm in der Binde wieder auf Patrouille, zu Fuß, und so daß man mich nirgendwoher sehen kann, pürsche ich den vor mir liegenden Berg hinauf. Oben nichts von Engländern oder sonst von Menschen zu sehen. In einiger Entfernung ein Kaffernkraal, an den schleiche ich mich heran. Ein alter Meergreis von Kaffer ist da, wie ich vor dem auftauche, sieht er mich mißtrauisch an, weiß nicht ob ich Bur bin oder Engländer, muß mit seinen Antworten lavieren und gibt mir die versteckte Antwort, daß die Buren vielleicht in der Richtung sind, in der ich trekken will. Schnell nun mit dem Wagen oben auf den Berg. Gerade voraus ist eine Talmulde. Die soll mein nächster Versteck sein. Die armen Maultiere, seit gestern ohne Futter, den ganzen Tag im Zeug! Lasse ausspannen. — Nach einiger Rast, die Sonne steht schon tief, wird eingespannt. Denke nicht anders, als der Weg voraus ist sicher. Kaum sind wir fertig, da wird uns aus der Ferne zugewinkt. Es ist ein Bur. Gefahr im Verzuge. Er fängt seine Pferde, die gekniehaltert herumlaufen, sattelt auf, und während ich mit dem Wagen davonjage, übernimmt er die rechte Seitendeckung. Kommt inzwischen nochmals an mich heran, bittet mich, wenn doch irgend möglich auf der nächsten Farm nach seiner kranken Mutter zu sehen. Vor der Farmtür steht schon eine mit zwei Pferden bespannte Karre zur Flucht bereit, zwei aufgesattelte Pferde sind neben den Wagenpferden festgemacht, noch einige Stücke Bettzeug werden auf die Karre geworfen, der alte Neger und sein jüngster Sohn wollen so flüchten. Ich muß erst noch nach der Kranken sehen; bin noch nicht mit Untersuchen fertig, da kommt ein anderer Sohn mit dem Rapport „Engländer nahebei"; schnell schütte ich noch für jene Kranke auf den Tisch einige Pulver aus, nur nach Augenmaß. Der Alte springt auf die Karre und jagt fort, ich mit der Ambulanz hinter ihm her. —

Zwei Söhne und noch ein Bur bleiben etwa 900 Meter hinter uns zurück, haben von dem Alten die Order, hinter dem nächsten Koptje die Engländer zurückzuschießen, bis die Ambulanz und auch seine Karre einen Vorsprung gewonnen. Die drei Buren hinter uns steigen ab, koppeln ihre Pferde zusammen und laufen geduckt vor, geben einige Schüsse ab, rennen zu ihren Pferden zurück und jagen uns nach. Hinter ihnen drein werden bald Engländer sichtbar, jagen schräg rechts von uns den Bergrand herunter uns nach. — Aber — was so häufig ein Ende der Schrecken im Gefecht bedeutet — die Sonne steht tief, sie geht unter, und die Engländer holen uns nicht mehr ein. — Nach etwa eineinhalb Stunden mache ich Halt und spanne am Verklömkop aus. „Verklömen" hat hier dieselbe Bedeutung wie in meiner ostfriesischen Heimat, und so darf ich mich jetzt im Winter am Verklömkop nicht wundern, daß Hände, Nase und Ohren verfroren sind. — Ich war zur nächsten Farm gegangen, wo das Lager von Feldkornet Pretorius ausgespannt hatte. Als ich zur Ambulanz zurück wollte, stoße ich auf eine große „Kaffernstadt". — Die Engländer haben die Kaffern verrückt gemacht, man muß deshalb vor ihnen auf der Hut sein, früher war das nicht nötig. Die Kaffern hocken in großer Anzahl um ein Feuer herum, wie ich da herantrete, recken sie die Hälse hoch, sagen aber nichts. Dem einen von ihnen, das war wohl der Kapitän, wird Schild und Assagai gebracht, so tritt er als imponierende Erscheinung vor mich hin. Um so kräftiger rede ich ihn an, er versteht mich aber nicht, ist außerdem halb im Tran von Kaffernbier, wie die ganze übrige Gesellschaft. Einer von den Kaffern aber kannte mich, er sagt, daß er einmal von meiner Feuerstelle Feuer geliehen, und ist sofort bereit, mich dahin zu führen, wo meine Ambulanz steht.

„Bas is banje verdwaal." „Baas hat sich sehr verirrt", meint der Kaffer, als er mich trotz stockdunkler Nacht bis zum Wagen gebracht hat. Als Führerlohn bekommt er Tabak und einige Zündhölzer. Meine Leute liegen schon in tiefstem Schlummer neben und unter dem Wagen.

Blakkplaats, den 18. Mai. Mitten in meine Sterilisierungsvorkehrungen kommt der Rapport: „Khakis kom.“ Lebhaftes Artilleriefeuer hinter uns. Wir bekommen zwei Verwundete, zwei Vettern Müller, von einem und demselben Schrapnell verwundet, das hinten über ihnen krepierte; trotzdem sie auf 30 Schritt voneinander ritten, hatten doch beide aus der Streubüchse derselben Schrapnellhülse eine Kugel bekommen. Auf dem Halteplatz wird schnell Feuer gemacht, dann mache ich den beiden einen Notverband; beide sind schwer verletzt, die Schüsse, von hinten in das Becken eingedrungen. Keine Ausschußwunde, bei dem einen ist die Kugel aber in der Leistenbeuge unter der Haut zu fühlen, die Haut darüber ist in Spaltrichtung geplatzt. — Bei Schrapnellkugeln ist es ungleich häufiger als beim Stahlmantelgeschoß, daß die Kugel im Körper zurückbeibt.

Als es dunkel wird, kehren unsere Leute alle zurück und im Kriegsrat wird beschlossen, die Nacht hier zu bleiben. In der Nähe steht ein altes verlassenes Haus, schmutzig ist es darin, äußerlich und innerlich wenig verlockend, aber besser ist es, die Verwundeten kommen unter Dach, dem Rauhfrost der Nacht und dem Getümmel von Menschen und Vieh im Lager sind sie dann entrückt. Schnell wird das Haus aufs notdürftigste hergerichtet, und wie sich die Staubwolken gelegt haben, lasse ich die Verwundeten hinübertragen. Selbst mit einer Laterne vorauf, trage noch immer meinen rechten Arm in der Binde, müßte so notwendig ihn ganz gebrauchen. Ergreifend, wie ein alter Ohm mich bittet, nach seinen verwundeten Neffen zu sehen. Nachdem er mit den nur mit matter Stimme sprechenden geredet hat, kniet der Alte zu Häupten neben der Bahre nieder, betet mit den Verwundeten, verweist sie auf den Herrn und vermahnt sie, ergeben zu tragen, was Gott beschieden. — Wenn ich doch nur Instrumente hätte, zum mindesten einen Katheter! Alle Augenblicke aus den Decken heraus, um nach den Verwundeten zu sehen. Lege ich mich dann nieder, so quält mich die Frage, woher Instrumente kriegen, oder wie Instrumente improvisieren, falls eine Operation nötig werden sollte. — Über was an In-

ſtrumenten ich verfüge, iſt ein Raſiermeſſer, ein Operationsmeſſer, eine Schere, zwei Klemmpinzetten, eine anatomiſche Pinzette und drei Nadeln.

Blakkplaats, den 20. Mai. Einer der Verwundeten ſcheint jetzt außer Gefahr zu ſein, der Zuſtand des andern verſchlechtert ſich aber beſtändig. Von allen Richtungen ſind die Familienangehörigen desſelben hier angekommen, ich mußte ſie auf das Schlimmſte vorbereiten. Die Familie beſtand darauf, die Nacht über bei dem Sohn zu bleiben. Bettzeug hatten ſie ſich mitgebracht. — Ich liege im Raume nebenan, werde alle Augenblicke zu dem Kranken gerufen, dem nicht mehr zu helfen iſt. Wenn ich wieder liege, höre ich immer den Sterbenden fragen, wie ſpät es iſt, dann betet er ein Vaterunſer, und eben vor Tagesanbruch ſtirbt er. Bis zum letzten Moment hat die Umgebung des Sterbenden an ſich gehalten, dann Seufzen und Wehklagen.

Blakkplaats, den 22. Mai. Die Familie hatte ſchon gleich das Totenleinen mitgebracht, darin wurde die Leiche eingehüllt und mit Stecknadeln feſtgeſteckt. Auf einer Tragbahre wurde die Leiche auf einer zweirädrigen Karre feſtgebunden, und dann fuhr die Familie mit der Leiche davon, um ſie auf dem Platz einer Verwandten zur Erde zu beſtatten.

Die Engländer ſind von Nooitgedacht nach Springs an die Bahnlinie zurückgekehrt. Dem andern Verwundeten geht es beſſer, er wird durchkommen. — Viele Buren ſprechen bei mir vor, um zu hören, wie es ihm geht. Auch unſer Feldprediger, Herr Domine Louw beſuchte den Patienten. Im Gebet wurde auch des „vrendelyken geneesheer“ (Arzt) fürbittend gedacht.

Nachmittags kam ein deutſcher Apotheker, Herr Kulemann aus Hildesheim. Vor einigen Tagen hatte er ſich den Arm gebrochen und trug den Arm geſchient. Er ſteht bei einem Freiwilligenkorps. Wäre der Arm ſo verheilt, wie er geſchient war, dann wären die beiden Unterarmknochen miteinander verwachſen, und der Arm in verdrehter Haltung geheilt. Es half

nichts, um ihm zu helfen, mußte ich meinen Arm aus dem Verband tun.

Blakkplaats, den 24. Mai. Es ist hier wasserarme Gegend. Um Wasser ausfindig zu machen, bedienen sich die Buren eines besonderen Verfahrens. Aus einem Baum oder Strauch wird eine fingerdicke Gabel „mik" geschnitten, am besten eignet sich die Gabel eines Weidenastes. Die beiden Gabelenden läßt man etwa eine Handspanne, den Stiel der Gabel eine Handbreite lang. Will man nun Wasser suchen, so faßt jede Hand ein Ende der Gabel, zieht die Gabel etwas auseinander und langsamen Schrittes promeniert man über den Boden, wo man Wasser vermutet. Der Griff der Gabel wird dabei nach oben gehalten. Kommt man nun an eine Stelle, wo sich unter dem Boden Wasser befindet, so soll sich das Griffende senken, außerdem soll man es an den Händen merken, die die beiden Gabelenden festhalten. Von mehreren Buren wurde mir versichert, daß man auf diese Weise auf den „dorst trekks" d. h. auf den Durchtrekks in der Kalahari-Wüste schon Wasser gefunden hat. Wir machten nun heute Proben auf das Exempel, mir selbst war es auch so, als wenn sich an einer Stelle der Gabelgriff etwas senkte, und als wenn ich etwas in den Händen spürte, die die Gabelenden hielten. Da es aber steiniges Terrain war, haben wir nicht nachgegraben. — Ich kann mir nicht recht denken, wie das Wasser unter dem Boden auf die Holzgabel einen derartigen Einfluß ausüben kann.

Blakkplaats, den 27. Mai 1907. Beherberge zurzeit fünf Patienten. Seit gestern im Besitz von Instrumenten. Stammen aus einem vor einiger Zeit erbeuteten Eisenbahnzug; der Sicherheit halber hatte man sie anfangs vergraben. Sie sind in tadellosem Zustand, ganz modern und so ziemlich ausreichend. Selbst ein langes Amputationsmesser fehlt nicht. Der Arzt, dem das Instrumentarium ehemals gehörte, muß gleichzeitig Kinderpraxis ausgeübt haben, unter den Instrumenten sind mehrere Kinder-Kanülen für den Luftröhrenschnitt, und außerdem mehrere Flaschen Diphtherie-Serum. — Für heute hatte

ich drei Operationen angesetzt. Ohm Klaas mußte die Messer schleifen. In dem großen Dreibeintopf wurden die Waschschalen sterilisiert, in einem kleinen Topf die Instrumente. Ich verfüge noch über einen Vorrat an sterilem Verbandstoff.

Blakkplaats, den 29. Mai. Ich bin hier mit meinem Hospital ziemlich isoliert, muß deshalb jetzt selbst Spione ausschicken, die sehen müssen, ob Engländer im Anzuge sind. Es ist jetzt abends so kalt, daß ich mich freue, mit meinen Patienten unter Dach zu sein. Beim Schein der Fettlampe lese ich bis tief in die Nacht hinein, ich liege mit meinen Patienten in demselben Raum, etwas erhöht auf einer Tragbahre, die auf einem Aufbau von Steinen ruht, kann so von meinem Lager aus alles übersehen.

Abends, wenn auch meine Leute sich niedergelegt haben, liegt der ganze Fußboden voll schlafender Menschen. Heute abend, als schon fast alle zur Ruhe, wurde die friedliche Stille gestört. Ein klappriger Wagen kam vorgefahren, um mich nach Rotterdam zu Verwundeten zu holen. Waren seit frühmorgens auf dem Weg, früheſtens am nächsten Morgen konnte ich am Ziele sein. Genau kannte niemand den Weg. Die Maultiere so abgetrieben, das sie kaum noch stehen konnten, so ließ ich vier von meinen Maultieren vom Lande holen und vorspannen. Drei, viermal auf den Farmen angeklopft, um den Weg zeigen zu lassen. Schließlich geht auch noch der Mond unter. Es ist nichts mehr zu sehen. Wir bleiben bei einem Kaffernkraal, stellen uns zum Schutz gegen den Wind gegen eine Kraalmauer. Der Kaffer gibt uns einige Mistkuchen, daß wir doch wenigstens Feuer machen können.

Den 30. Mai. Gegen acht Uhr fahren wir weiter, kamen zum Lager des Generals Spruit, der dort in den letzten Tagen gefochten. Vier Tote und zehn Verwundete. Die Engländer erlitten angeblich große Verluste. Die Buren können jetzt an den englischen Kamps nicht viel ausrichten, da die Engländer diese jetzt durch Burenfrauen schützen. Sie können darauf rechnen, daß der Bur denen „nichts tut". „Honny soit qui mal y pense!"

Mehrere Buren aus dem Kommando des Generals Spruit versicherten mir, sie seien so nahe an das Kamp herangekommen, daß sie die Frauen sprechen konnten, die sie baten, es doch nicht zum Gefecht kommen zu lassen. — Im Lager von General Spruit gab es gerade viel Fisch. Man hatte Dynamit im Wasser zur Explosion gebracht, nachher hatten die Fische oben getrieben. In Driehoek fand ich endlich die drei Schwerverwundeten.

Immer häufiger stecken jetzt die Engländer die Wohnungen in Brand. Von den Ackergeräten sieht man auf den Farmen nichts mehr als die unverbrennbaren Teile. Kommt bei der gegenwärtigen Trockenheit in einem Spruit ein Wagen zum Vorschein, den die Buren haben verstecken wollen, so scheuen die Engländer nicht die Mühe, ihn herauszuziehen und zu verbrennen.

Den 31. Mai. Auf dem Rückwege nach Blakkplaats passierte ich das Lager des Generals Ben Viljoen. Gerade hatte der General eine Versammlung abgehalten, eben liefen die Bürger seines Kommandos wieder auseinander, lebhaft darüber disputierend, was in freier Rede ihr General zu ihnen gesprochen hatte. Schon nach dem Gefecht von Machadodorp hatte General Ben Viljoen einem Friedensschluß das Wort geredet. Jetzt ganz auf eigene Hand hatte er zu seinen Bürgern geredet, daß ferner Widerstand gegen die Engländer zu leisten zwecklos sei. Sie könnten die Engländer doch nicht mehr aus dem Lande hinausschießen und seien aus Mangel an Munition und Kleidern einfach zum Frieden gezwungen. Noch sei man in der Lage, mit den Engländern zu unterhandeln, die Regierung bestehe noch, sei noch nicht gefangen, noch sei deshalb die Möglichkeit, einen „mannlyke vrede", „mannhaften Frieden", abzuschließen. Seien Regierung und die Generäle erst gefangen, dann könnten sie nur noch als ein „Klomp rovers" den Krieg fortsetzen. Was General Ben Viljoen unter „mannlyke vrede" versteht, ist mir nicht ganz klar geworden. Daß die Engländer sich aber nur auf einen Frieden einlassen, mit dem die Unab-

hängigkeit und Selbständigkeit von Transvaal und dem Freistaat fällt, ist ja aus den Verhandlungen der Midalberger Konferenz klar genug geworden. Das muß General Ben Viljoen ebensogut im Gedächtnis sein, wie mir. Daß er nun als Offizier so ganz auf eigene Hand durch seine Bürger auf die Regierung einen Druck auszuüben versucht, ist jedenfalls eine sehr heikle Sache. Darin muß man ja dem General Recht geben; die Engländer aus dem Lande hinauszutreiben, sind wir nicht mehr imstande.

Auf die Intervention der Großmächte kann man auch nicht mehr bauen, und unsere äußere Lage ist äußerst kümmerlich, speziell die des Viljoenischen Kommandos. Wie sah es denn aus, wo ich das Kommando traf. Die Farm, wo das Kommando lagerte, war von den Engländern niedergebrannt. Weit und breit ringsum war das kahle, flachhügelige Grasfeld schwarz. Hier und da waren schmale Streifen von ausgedorrtem Gras stehen geblieben, und davon allein mußten sich die Pferde ernähren, die zum größten Teil sehr abgemagert sind und jetzt bei Nacht von der Winterkälte so viel auszustehen haben. Die Bürger selber haben kaum genug Decken. Wenn jemand dieses später liest, ohne etwas derartiges gesehen zu haben, so wird er sich auch bei der deutlichsten Beschreibung unserer Zustände wohl kaum ein rechtes Bild von unserer Lage machen können. Sie ist verzweifelt und wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt, daß England anderweitig stark engagiert wird — aussichtslos. Unsere Hoffnung ist Rußland.

Auf der Farm von Jan Tromp dessen Frau und zwei Kinder verarztet. Vor Freude, daß ich gekommen, drückte er mir mehrmals die Hand.

Blakkplaats, den 1. Juni. Seitdem ich den Schlüsselbeinbruch erlitt, heute zum erstenmal wieder zu Pferde, ritt dann zu einem Verwundeten, der gerade an seinem 16. Geburtstag geschossen war. Seine junge Mutter, die ich anfangs für seine Schwester hielt, pflegte ihn. Wie ich zurückkomme, sind zwei Deutsche bei mir, die im Begriff stehen, sich nach Deutschland

durchzuschlagen, morgen wollen sie weiter. Sie haben sich erboten, für mich Briefe mitzunehmen, dann hört die Mutter doch endlich einmal von ihrem fernen Sohn. Bei guter Unterhaltung verbrachten wir den Abend, namentlich der eine weiß viel zu erzählen. Er gibt an, chilenischer Offizier gewesen zu sein, stand bei der französischen Fremdenlegion, hat anscheinend ein sehr abenteuerliches Leben hinter sich, sieht auch so aus. —

Wo so viele schon am Boden liegen, finden auch die zwei Gäste noch Platz für die Nacht.

Blakkplaats, den 2. Juni. Es ist sehr, sehr kalt unter dem Wellblechdach, einen so kalten Tag erlebte ich noch nie in Afrika. Unter dem Dach pfeift der Wind, ebenso durch Türen und Fenster. Keiner hatte am Morgen Lust, unter seinen Decken wegzukriechen. Draußen ist alles weiß, alles ist gefroren, Pferde und Maultiere sehen ruppig aus, sind über und über von Reif bedeckt. —

Einer der Patienten, der noch so glücklich war, unter seinen Habseligkeiten einen kleinen Sack mit Kornmehl zu haben — den Besitz eines ganzen Sack Mehl kann man sich gar nicht mehr vorstellen — stiftete dieses Mahl zum allgemeinen Besten. Damit es mehr wird, schüttet der Koch noch ordentlich von unserm Maismehl dazu, dann kommen noch sechs Eier hinein, zur Feier des Tages werden Fettkuchen gebacken und in großen Mengen gegessen.

Blakkplaats, den 7. Juni. Heute morgen wurde in Nähe meines Hospitals ein Kaffer begraben, ein Christ. In schwarzem Talar, die Bäffchen vorgebunden, ging der schwarze Kaffernprediger voran; Kaffern und Kaffernfrauen folgten barhäuptig der Leiche. Zum Schluß der Zeremonie wurde gesungen, es war die Melodie des „Jerusalem, du hochgebaute Stadt". Es war schön zu hören.

Blakkplaats, den 11. Juni. Hatte heute eine gerichtliche Sektion in einer Kaffernstadt bei Wintershoek. — Eine Kaffernfrau sollte ihr Neugeborenes durch Eintauchen in heißes Wasser ums Leben gebracht haben. Durch einen Kaffer war das Gerücht

aufgekommen, es kam der Regierung zu Ohren, und so wurde ich beauftragt, nachträglich die Todesursache bei dem Kaffernkinde festzustellen. Gewiß eine sehr peinliche Rechtspflege zu so kritischer Zeit, auf einem Gebiet, wo heute der Engländer, morgen der Bur und übermorgen der Engländer wieder Herr ist. — Der Vorgang zeigt übrigens, daß allen englischen Proklamationen und Zeitungsschreibereien zum Trotz die Buren sich doch noch für die Herren des Landes halten. Ich bin überzeugt, daß trotz dieser so häufig wechselnden Herrschaft der Kaffer noch immer in dem Buren seinen eigentlichen Herrn sieht, vor ihm hat er trotz allem noch immer einen ganz gehörigen Respekt, und er weiß, der Bur kennt ihn, dem kann er nichts vormachen. Der Gerichtstermin wurde von Herrn Theo Jooste als „publiker Anklaager" abgehalten. Als wir zwei zu dem Kaffernkraal geritten kamen, entstand ein großer Auflauf. Nur das angeschuldigte Kaffernweib ließ sich nicht blicken, die hatte sich im Kraal versteckt. — Wir ritten um den Kraal herum und mit kräftigem Brustton wurde von uns nach dem Kaffernweib gerufen; endlich kam sie aus dem Kraal gekrochen; stellte sich so, als ob sie von nichts wisse, doch wir bedeuteten sie, das möchte ja alles wohl so sein, aber das Kind müßte sie uns zeigen. — Da begann sie dann neben dem Kraaleingang mit ihren Händen in der Erde zu scharren. Anderthalb Handbreiten tief kam der Kopf eines Kindes zum Vorschein, das dort in sitzender Stellung begraben war. Zwei Tage war die Leiche bereits eingescharrt gewesen.

Als das Kaffernweib die Leiche ihres Kindes ausgescharrt hatte, wurde erst die äußerliche Besichtigung vorgenommen, dann ließ ich die Mutter die Leiche abwaschen. Die Hautfarbe des Neugeborenen war kupferfarben rötlich und nicht etwa, wie ich das früher gelesen, ähnlich wie bei weißen Neugeborenen. — Welcher Europäer hat auch sonst Gelegenheit, Kaffernneugeborene zu sehen? Der Arzt nur in wenigen Fällen! Ärztliche Geburtshilfe wird es bei den Kaffern wohl höchst selten geben.

Als Sektionslokal diente der Platz innerhalb der Palliſaden, die ſich um den Kraal herumziehen, ſie fand ſtatt unter freiem Himmel. Ein Tiſch war nicht da. Die Leiche wurde auf den Boden gelegt, dann machte ich mich knieend an die Arbeit. Das Sektionsinſtrument war ein verroſtetes Kartoffelmeſſer; mein Taſchenmeſſer mochte ich nicht benutzen, weil ich das zu häufig zum Eſſen gebrauchen muß. Eine Schere hatte ich mitgebracht. Zum Abſpülen und als Waſchgefäß hatte ich eine Kürbisſchale neben mir ſtehen, weil aber die einen Spalt hatte, ſo lief ſie ſtets leer, bis ich ſie mit irgend etwas, das da lag, kalfatert hatte. Erſt dann war es möglich, die Lungenprobe auszuführen, zu ſehen, ob das Kind gelebt hatte. Eindeutig war weder dieſe Probe, noch war ein Verbrennungstod durch Verbrennung oder Verbrühen nachzuweiſen. In dem Protokoll, das ich ſpäterhin an die Regierung einſchicken mußte, konnte ich erklären, daß es ſich um ein ausgetragenes Kind gehandelt hatte, daß ſich aber die Todesart mit Sicherheit nicht feſtſtellen ließ.

Vlakplaats, den 15. Juni. Nach langer, langer Zeit habe ich jetzt einen Schwindſüchtigen in Behandlung. Der Krankheitsprozeß iſt in dieſem Falle ſoweit vorgeſchritten, daß ſein Tod nur noch eine Frage der Zeit ſein kann.

Vlakplaats, den 19. Juni. Das Gerücht beſtätigt ſich, daß in Nähe von Vaalkop 150 Mann von General Ben Viljoen, unter Kommandant Müller, ein engliſches Kamp anfielen. Es wurde erbeutet: zwei Nordenfeldt-Maxims mit reichlicher Munition, Pferde, Sättel und 25 000 Lee-Metford-Patronen. Die Engländer hatten 16 Tote, darunter einen Arzt. Wir hatten ſechs Tote und einige Verwundete. Da ein großer Teil unſerer Leute erbeutete Lee-Metford-Gewehre in Händen hat, ſo ſteht der Verwendung der Patronen nichts im Wege.

Vlakplaats, den 20. Juni. Hier in der Nähe bei Watervall hielten die Regierungen beider Republiken auf Erſuchen der Transvaalregierung eine Zuſammenkunft ab. Die Freiſtaatregierung hatte zu dem Zweck über die Natal-Transvaalbahn-

linie kommen müssen. Anwesend waren die beiden Präsidenten, Kommandant-General Louis Botha, Hoofdkommandant de Wet, die Generäle de la Rey, Hertzog, Ben Viljoen, Smuts und Spruit und noch einige Regierungspersonen. Der gemeinsame Beschluß war, den Krieg mit allem Nachdruck fortzusetzen; außerdem wurden Dank- und Bußtage festgesetzt. Ich hörte, daß auf der Konferenz de Wet und General Ben Viljoen, der für den Frieden plädiert hatte, heftig aneinander gerieten. Schließlich soll de Wet kurz und bündig erklärt haben, wenn er nicht weiter fechten wolle, dann wären noch immer Männer genug da, die seinen Platz einnehmen und besser versehen würden.

Blakkplaats, den 21. Juni. Jetzt ist es so weit, daß die Händsuppers im Solde der Engländer auf die eigenen Volksgenossen schießen. Haben solche Kerle heute gefangen. Daher soll es auch kommen, daß in letzter Zeit auf unserer Seite mehr Verwundungen sind. Es wird besser geschossen. Leider fallen uns von diesen Treulosen im ganzen nur wenig in die Hände. Selbst in der schwierigsten Lage leisten diese noch verzweifelten Widerstand, und wo der Bur sie im Gefecht erkennt, werden sie einfach niedergeschossen, während der Bur einem Engländer sonst ohne weiteres Pardon gibt.

Blakkplaats, den 24. Juni. Am Morgen dichtester Nebel, von dort, wo das englische Kamp im Anzuge ist, hört man Artilleriefeuer; ob die Engländer eine Überrumpelung fürchten und deshalb blinde Schüsse abgeben? Sehen können sie nichts. — Die Kommandos haben in letzter Nacht auf Blakkplaats geschlafen. General Spruit mit Stab soupierte am Abend bei mir im Hospital; Menu: Hammel und Mais. Noch ehe der Nebel ganz geschwunden war, rückte General Spruit am Morgen aus. Nachdem ich meine Patienten versorgt hatte, folgte ich mit meinem Assistenten Schuchhardt den Kommandos. Das englische Kamp ist am Trekken in Richtung nach Watervalls Oog. Ein Nachtanfall auf das Kamp wird vorbereitet, Depeschenreiter reiten vom einen zum andern Kommando, alles ist schon verabredet, da wird in letzter Minute noch auf ausdrücklichen

Wunsch der Offiziere vom Standerton-Kommando der Plan aufgegeben, da in dem Kamp Frauen aus dem Standerton-Distrikt mitgeführt werden.

Auf der Flucht von Blakkplaats weg, den 25. Juni. Die Engländer sind uns auf den Fersen. Das Haus war wegen seiner neutralen Lage, und weil es von Ungeziefer nach und nach gesäubert war, für Hospitalzwecke sehr geeignet. Deshalb beabsichtige ich auch, sobald die Engländer vorüber sind, wieder hierher zurückzukommen. Dauernd werden die Engländer ja nicht hier bleiben. —

Oben auf die beiden vollbepackten Wagen werden die Matratzen eingeklemmt; dann können die Patienten auf den holperigen Wagen nicht herunterrollen, und die Wagen gehen fort. Ich machte einen Anschlag in den drei Sprachen, deutsch, holländisch und englisch, das Haus zu respektieren, daß es zu Hospitalzwecken von mir benutzt sei, und daß es nach dem Durchzug der englischen Kolonnen demselben Zwecke dienen solle. Auch in holländisch mußte das Plakat verfaßt sein, weil schon viele Afrikaner sich dem Feinde anschlossen. Sie und die Kaffern sollen unter den Vandalen die schlimmsten sein, sagt man.

An diesem Tage machten ein Korporal und zehn Neuseeländer hands up. Besonders schätzenswert wegen ihrer nagelneuen Montierung. Die erbeuteten Pferde erhält derjenige, der dem Pferde in die Zügel gefallen ist. Die Khakis werden zu Fuß zum Sattelplatz „angejagt". An dem Wege dorthin werden mit den Gefangenen schon die Hüte ausgetauscht, später werden sie dann „ausgeschüttet", d. h. die Gefangenen müssen ihre Kleider, namentlich Schuhe und Gamaschen abziehen. Daß man den Gefangenen die Kleider ausziehen läßt, ist schon seit langem gang und gäbe. Was bleibt uns sonst übrig? Wo nur die Engländer kommen, da sengen und brennen sie, und ehe wir nackt herumlaufen, zieht man doch lieber englische Stoffe an. Die Khakis in den zerrissenen und zerlumpten Kleidern ins englische Kamp zurückkehrend — das wäre ein Bild für die „Fliegenden Blätter". Der eine kann kaum gehen, weil ihm

die verpaßten Feldschuhe zu groß oder zu klein sind, dem andern fehlt der halbe Ärmel an der Jacke, dem ist die Hose viel zu weit, dem zu lang, und dem andern will sie immer wegfallen, wenn er sie nicht krampfhaft festhält. Von jedem Gefangenen sein khakifarbenes Verbandpäckchen eingefordert. — Nachts trekkten wir weiter. Sehr kalte Nacht. Ich steige ab. Was müssen aber erst die oben auf dem Wagen verstauten Patienten aushalten mit ihren Knochenbrüchen, Rheumatismus u.s.w. — Wenn es chauffierte Wege wären, auf denen wir zögen, aber die sind nicht vorhanden und über Gräben und Flüsse gibt es auch keine Brücken, da torkelt der Wagen dann mit dem, was darauf ist, von einer Seite zur andern, und man darf schon froh sein, wenn er nicht umpurzelt. — Haben wir dann endlich den Ausspannplatz erreicht, hat man noch immer viel Mühe, die Patienten oben vom Wagen herunterzuheben und sie irgendwo im Schutz vom Wagen zu betten und für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Hätte ich nicht ein so treues, aufopferungsvolles Personal, so würde es gar nicht möglich sein. Ich denke oft, mit weiblicher Krankenpflege würde man unter solchen Umständen gar nicht auskommen. Aber wenn man solche tüchtige Pfleger hat, wie ich das Glück habe, dann ist es für die Kranken schließlich doch noch zum Aushalten.

Den 26. Juni. Auf freiem Felde die Patienten verbunden und Nähte entfernt. Mittags wurde ich zu zwei Verwundeten vom Mears-Kommando abgeholt.

Rooibank, den 27. Juni. Auf dem Ritt zu einem Schwerverwundeten, der zurückgeblieben war, traf ich auf Bezuidenhouts-Platz den Wagen des Generals Spruit. Die Engländer sind seit gestern von dort abgerückt. Auf dem englischen Lagerplatz suchten die Buren eifrigst nach Patronen und Hufnägeln; ich fand einen Ölstein, da kann Ohm Klaas jetzt schön meine Messer schleifen. Die Frauen, die noch auf der Farm waren, haben die Engländer dieses Mal mit sich genommen; in dem Hause, das für hiesige Verhältnisse luxuriös eingerichtet war, der Eigentümer ist mehrfacher Millionär, war alles entzweigeschlagen,

das Haus aber nicht verbrannt. Mit General Spruit und den Leuten seines Stabes ritt ich Patrouille zu dem Hause, wo der Verwundete lag. Während ich zum Verwundeten abdrehe, will General Spruit weiter rekognoszieren. Sobald Gefahr im Anzuge ist, will er mir zum Zeichen zwei Schüsse abgeben. Ich bin noch mit dem Verwundeten beschäftigt — der hatte einen Schuß durch den Kopf und das linke Auge — da schickt General Spruit schon seinen Adjutanten mit der Nachricht, daß die Engländer in der Nähe sind; wenn er die Schüsse abgibt, müssen wir sofort flüchten. Schnell mache ich den notdürftigsten Verband, hebe den Verwundeten auf mein Pferd, nehme seine Decken über den Arm und leite das Pferd am Zügel, um wegzukommen. Noch fallen die verabredeten Schüsse nicht, noch habe ich es also nicht nötig, hinter dem Verwundeten aufzusitzen. Von einer anderen Seite kommt jetzt eine Burenpatrouille und versichert, daß die Engländer noch nicht ganz so nahebei sind. Da halte ich dann beim Stall, der Verwundete steigt ab, um sich ganz anzuziehen, als ich zu meiner Freude in dem Stall einen angeschossenen Gaul entdecke. Das Tier kann noch ganz gut gehen. Ich setze also meinen Verwundeten auf diesen Gaul, ich selbst reite auf meinem eigenen Pferd nach Blakkplaats. Das Haus war so, wie ich es verlassen, Engländer waren nicht dagewesen. Wir machten es uns so gemütlich, wie es möglich war. Zu uns gesellte sich noch der Schwager des Verwundeten. Da plötzlich hören wir Schüsse fallen, gleich darauf noch drei Schüsse. Schnell die Pferde aus dem Stall gezogen, aufgesattelt, da stehen über uns auf dem Bergrand auch schon etwa 24 englische Reiter ausgeschwärmt. Vielleicht hatten sie bisher nichts von uns gewußt, jetzt wo sie uns sehen, nehmen sie uns unter ihr lebhaftes Feuer, und wir jagen davon, was die Pferde laufen können. Rechts von uns sehen wir zwei Reiter durchs Feld jagen, aber sie bleiben in respektvoller Entfernung. Ob es Buren oder Engländer sind, läßt sich nicht erkennen. Schließlich stellte es sich heraus, daß es mein Assistent war und der Bruder eines Patienten. — Wir reiten dann nach dem Platz von Bezuidenhout.

— Mein Ambulanzwagen ist mit dem Lager nachgekommen, ich setze mich gerade zum Essen nieder, da kommt ein zweiter dringender Brief, in welchem ich gebeten werde, nach einem von Montag Verwundeten zu sehen. Ich schreibe einen Brief an Dr. Albrecht und Kommandant Mears, beauftrage letzteren, sofort einen Mann mit guten Pferden nach Karolina zu Dr. Albrecht, der Notabene etwa 14 Reitstunden entfernt ist, zu schicken, um für meinen Augenpatienten Atropin zu holen. Spät abends komme ich an. Es ist das Haus eines Handsuppers, wo der Verwundete, Korporal Müller, ist, mehrere verwandte Familien mit kleinen und kleinsten Kindern hatten sich dort außerdem einquartiert. Der Kranke liegt in den letzten Zügen. Vier Tage zuvor hatte ihn die Kugel getroffen, als er zusammen mit Leuten seiner Korporalschaft in dichtestem Nebel die englische Lagerwache abfangen wollte. Den Schuß hatte er aus etwa zehn Schritt Distanz erhalten, der, wie ich feststellte, die große Schenkelschlagader des rechten Beines in Nähe der Leistenbeuge abgeschossen hatte. Das Bein war dick angeschwollen, hing wie ein toter Leichnam mit dem übrigen Körper zusammen. Zu retten war da nichts mehr; wäre ich gleich am Tage der Verwundung da gewesen, so wäre dem Mann möglicherweise zu helfen gewesen. Ein Quacksalber war zwar alle die Tage um den Verwundeten beschäftigt. Der hatte dem täglich den Schußkanal ausgespritzt. In diesem Falle hatte das dem Verwundeten wohl nicht direkt geschadet; in der Regel aber ist das Ausspritzen der Schußwunden eine sehr gefährliche Sache, die leider noch mehrfach geübt wird, wo ich nicht gleich zur Stelle bin. Im ganzen leistet hier ein Arzt schon dann gute Dienste, ohne daß er aktiv helfend eingreift, wenn er nur die vielen Verkehrtheiten in der Behandlung von dem Patienten fern hält. Diese Leute meinen, daß sie nur dann helfen, wenn sie möglichst viel an einem Verwundeten, der ihnen in die Hände fällt, herumdoktern. Ich bereitete die Umgebung vor, daß es diese Nacht wohl zu Ende gehen würde. Ich war wieder eingeschlafen, eben hatten erst Rapportreiter die Ruhe gestört, da wurde ich von der Nachtwache geweckt. Ich

hörte den Patienten röcheln, ſtand auf, taumelte vor Schlaftrunkenheit; alle im Haus kamen zuſammen, noch einige Augenblicke, dann war der Patient verſchieden. Viel Wehklagen ſeitens der Frauen, die Männer ſind ſtumm und denken, morgen ereilt ſie vielleicht die tödliche Kugel.

Den 28. Juni. Traf auf dem Rückweg den Kommandanten Mears, der gerade mit ſeinen Leuten ausrückt. Das Kommando gut geordnet, es wurde zu zweien geritten; vielleicht iſt das der Einfluß der vielen Deutſchen, die bei dieſem Kommando ſtehen. Ein Burenkommando habe ich nie in der Weiſe geordnet ziehen ſehen. Meine Ambulanz war noch da, wo ich ſie verließ; da aber Engländer in der Nähe ſind, ſo retirierten wir zu dem Platz von Roux. Später ritt ich mit Aſſiſtent Schuchardt zu zwei Verwundeten, die vor zwei Tagen verwundet waren. Der Weg dorthin führte durch ein Gebiet, das die Engländer in dieſen Tagen durchzogen hatten. Nirgends trafen wir unterwegs Menſchen, das ganze Feld war ſchwarz gebrannt, und der Wind wirbelte einem beſtändig die ſchwarze Aſche ins Geſicht, daß man mit der Zeit ausſah wie ein Mohr. Wo die Engländer nicht die Häuſer angeſteckt hatten, da hatten ſie zum wenigſten den Hausrat demoliert, im Hauſe und um das Haus lagen zerbrochene Stühle, angebrannte Stuhlbeine, Teile von einem Regulator u.ſ.w. herum. In allen Häuſern war auch der Kochofen zerſchlagen. Man ſah es einigen Häuſern noch an, daß ſie in Eile von ihren Beſitzern verlaſſen waren. Auf den Farmen lagen vielfach zerſchnittene Schweine herum, an denen die beſten Stücke fehlten. Die Schweine fallen den Engländern deswegen ſo leicht in die Hände, weil man mit ihnen nicht flüchten kann.

Abends ſpät endlich gelangten wir zu unſerm Ziel, auf die Farm des Feldkornett. Vergebens ſpähe ich nach einem Lichtſchein aus und nach dem Hauſe, das mir von früheren Beſuchen her bekannt war. Von dem Hauſe ſind nur Ruinen ſtehen geblieben; durch die ausgebrannten Türen und Fenſter fällt das fahle Mondlicht. Von einem menſchlichen Weſen fehlt jegliche

Spur. Wir reiten hin und her, endlich gewahren wir etwas abgelegen einen dunklen Punkt, Umrisse eines Hauses und Lichtschein. Dort hatte die Familie des Feldkornett Pretorius sich jetzt einquartiert, nachdem sie aus ihrem Hause vertrieben waren. Einer der Verwundeten ist hier. Als er vor zwei Tagen verwundet war, hatten die Buren ihn zu ihrem Feldkornett ins Haus getragen. Dann kamen die Engländer, nahmen die Farm in Besitz. Der englische Offizier bestimmte, der Verwundete sollte fortgenommen und in die Gefangenschaft abgeführt werden. Dann kam ein englischer Arzt, kopfschüttelnd rapportierte der, das lohnte nicht mehr die Mühe, den wegzunehmen. — Nun ist ein erklärter Todeskandidat sicherlich kein Feind mehr. Aber was in aller Welt kehrt England sich um einen einzelnen Verwundeten? Auch dieses Haus brennen die Engländer nieder. Der Offizier verweigert Mannschaften, den Verwundeten aus dem Haus herauszutragen und treibt die Frauen dazu. Geängstigt, wie sie sind, tun sie es auch, sie fürchten, sonst steckt der Engländer das Haus über dem Kopf des Verwundeten in Brand. Etwa 35 Schritt weit in einer Wellblechhütte, einem Kaffernpontok, wird der Verwundete niedergelassen, von da aus müssen sie es ansehen, wie ihr Haus mit seinem Inventar in Flammen aufgeht. —

Was das Völkerrecht zum Vernichten von Privateigentum bzw. von Wohnhäusern des Feindes im Kriege sagt, kann ich hier im Felde nicht erfahren. So viel weiß ich aber aus meiner Kriegschirurgie von Fischer, daß ein Paragraph der Genfer Konvention einen solchen Fall vorgesehen hat und dem Hause und dessen Bewohnern den Schutz der Genfer Konvention zusichert, wo einem Verwundeten Hilfe gebracht wird, in erster Linie, wo es sich um einen Schwerverwundeten handelt. Dazu kommt, daß es in diesem Falle weit und breit keinen geeigneten Unterbringungsort gibt. Der durch die Konvention geleistete Schutz würde ja nicht in Betracht kommen, wenn das Haus zu Verteidigungszwecken benutzt worden wäre. Das ist aber nicht der Fall gewesen, schon aus dem einzigen Grunde nicht, weil Frauen

im Hause waren, die der Bur ritterlich genug ist, nie Gefahren auszusetzen. — Für die Genfer Konvention ist dieser Krieg in jeder Beziehung eine Probe auf das Exempel!

Glücklicherweise stellt sich die Verwundung als nicht sehr besorgniserregend heraus. Die Kugel sitzt noch im Körper, macht aber keine Erscheinungen.

Nach einem etwa vierstündigen Ritt in bitterster Kälte bin ich sehr dankbar, als ich noch etwas essen kann. Eine Frau liest einen Abschnitt aus der Bibel vor, dann lege ich mich aufs Ohr, zum Glück habe ich meine Decken mitgebracht.

Den 29. Juni. Der Verwundete, den ich heute besuchte, hatte einen Schuß durch die rechte Lunge. Es war erst zwei Tage her, der Patient war ganz ohne Beschwerden. Zu Beginn meiner Kriegspraxis hielt ich Brustschüsse für gefährliche Verletzungen, mit der Zeit aber habe ich erkannt, daß sie ziemlich harmlos sind. Wenn sich der Patient nicht auf der Stelle verblutet, dann ist mir bis jetzt noch jeder durchgekommen, ohne daß ich viel tat.

Da ich ganz in der Nähe war, so ritt ich nach Springbocklaagte, zur Farm von Prinsloo, wo heute das Kriegsgericht „speciale-militaire-hof" zusammentrat, um über die neulich gefangenen, unter englischen Waffen angetroffenen Handsupper abzuurteilen.

Auf dem linken Flügel des Hauses ist ein Raum, in dem Wolle aufgestapelt liegt; Fenster sind nicht darin, vor der Tür steht ein Bur, der ein Gewehr bei sich hat. In dem Raum werden die Gefangenen verwahrt. Der Gerichtshof setzt sich aus drei Buren zusammen, in dem Vester, der derzeitige wahrnehmende Landdrost vom Distrikt Heidelberg, den Vorsitz führt. Die beiden andern Mitglieder sind Erasmus, Kommandant vom Pretoria-Kommando, und ein etwa 70jähriger Bur Brink, Bürger aus dem Heidelberg-Distrikt. Als Staatsanwalt war Staatsprokureur Jacobs von der in der Nähe befindlichen Transvaalregierung herübergekommen.

Als erster wurde ein Kaffer vorgeführt. Er war im Distrikte

Heidelberg ansässig, transvaalscher Untertan. Er war als englischer Spion aufgegriffen: bei ihm wurde ein englischer Paß gefunden, in dem er als „national scout" bezeichnet war. Nach kurzer Verhandlung wurde er zum Tode verurteilt. Der Urteilsspruch wurde ihm von dem Vorsitzenden mit den Worten beigebracht: „Jy word dood geskiet", du wirst tot geschossen. Der Kaffer antwortet: „Ja Baas." Darauf wurden die Handsupper vorgeführt, nur drei, der vierte ist masernkrank. Die Vorgeführten waren van der Walt, Vater und dessen 16jähriger Sohn und ein ehemaliger Pretoria-Policeman. Während der Verhandlung blieben alle drei zugegen, ebenso blieben die Zeugen im Verhandlungsraum die ganze Zeit anwesend. — Die Beschuldigten waren angeklagt, am 20. Juni bei Pabstfontein zusammen mit den Engländern unter englischen Waffen angetroffen zu sein, daraus sich dann noch die drei weiteren Anklagepunkte ergaben, und zwar erstens das Vergehen des unerlaubten Verlassens des Kommandos, zweitens des Überlaufens zum Feinde und drittens das Verbrechen des Hochverrats in englischem Solde, die Waffen gegen die eigenen Volksgenossen aufgenommen zu haben. Van der Walt und sein Sohn hatten noch bis vor kurzer Zeit bei dem Burenkommando Dienst getan, sie waren dann „weggelaufen." — Zu dem Anklagepunkt, die Waffen aufgenommen zu haben, behaupteten die Angeklagten, von den Engländern dazu gepreßt zu sein. Aus der Verhandlung ging hervor, daß sie einen täglichen Sold von 7,6 Schilling (7,50 ℳ) erhielten. Der englische „Tommy" bekommt, so viel ich weiß, nicht viel über ein Schilling für den Tag. Ferner war aus der Verhandlung zu entnehmen, daß den Handsuppern ein Anteil von 75 % der Beute zufällt. Der Pretoria-Policeman gab an, aus Not so gehandelt zu haben. Als Entschuldigung wurde seitens der Angeklagten immer gebracht, daß sie bei ihrer Gefangennahme nicht geschossen hätten; dieser Behauptung ist allerdings eine Zeugenaussage entgegen. Auch waren bei der Gefangennahme Patronen im Gewehrmagazin gefunden, sie schienen auch vollauf mit Munition versehen gewesen zu sein.

Der Gerichtshof zog sich nach der Verhandlung in das Schlafgemach der Eheleute Prinsloo zur Beratung zurück. — Über alle drei wurde das Todesurteil ausgesprochen. Für den 16jährigen Sohn will der Gerichtshof ein Begnadigungsgesuch einreichen. — Schließlich wurde gegen einen Handsupper verhandelt, der im August vorigen Jahres mit 16 Volksgenossen, den Führer an der Spitze, zu den Engländern übergelaufen war. Dieser Mann ist vor einiger Zeit von den Engländern zurückgekommen. Er kam zu Pferd von Middelburg, angeblich, um wieder bei den Buren die Waffen aufzunehmen. Auf mich machte der Mann einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck, seine Redseligkeit während der Verhandlung konnte mich in diesem Eindruck nur bestärken. Er sagte, bei den Engländern stehe es faul u. s. w. — Dieses Mißtrauen wurde auch von dem Gerichtshof geteilt. Wir haben es nämlich schon in einigen Fällen erlebt, daß solche Handsupper wieder zu uns herauskamen, sich reumütig stellten und dann, nachdem sie ihre Waffen wiedererhalten hatten, verschwunden waren, Roß und Reiter sah man nicht wieder, und womöglich waren gleichzeitig mit ihnen andere vom Kommando verschwunden, die von diesen Handsuppern „umgeholt" waren.

In diesem Fall gab der Gerichtshof dem Mann ein Mißtrauensvotum. Das Pferd, das er von den Engländern mitgebracht hatte, wurde ihm weggenommen, die Waffen zurückzuerhalten sei er unwürdig, außerdem erhielt er „Kamparrest" d. h. er muß sich stets in der Nähe des Kommandowagens aufhalten. Das Urteil durfte gar nicht anders ausfallen: das war das allgemeine Empfinden der sonst zu Milde und in derartigen Fällen oft zu Inkonsequenzen neigenden Buren. — Nur die junge Frau Prinsloo konnte sich nicht beruhigen. „Man müsse doch barmherzig sein!" Ihr war der Gedanke wohl zu schrecklich, daß unter demselben Dache, unter dem wir aßen, die Verurteilten der Vollstreckung ihres Todesurteils entgegensahen. Daß sie den Gefangenen Essen bringen ließ, wurde ihr nicht gewehrt. Das Urteil über die Landesverräter ging der Frau

auch deshalb wohl so nahe, weil auf ihrem eigenen, reichen Vater B. der Fluch des Landesverrats ruht. Etwas seltsam in die Szene stimmte es, daß die Frau in weißen Ballschuhen mit sehr hohen Hacken umherging. Hatte gewiß kein andres Schuhzeug mehr. Im übrigen schien sie äußerlich von englischer Bildung angekränkelt zu sein, ohne diese Bildung in sich verarbeitet zu haben. So war sie keine rechte Burin und sehr weit entfernt von einer gebildeten Engländerin.

Trostloser Rückweg. Novitgedacht jetzt ganz Ruine. Keine Menschenseele. Es haust da einzig und allein eine Katze. Was sich auf dem weiteren Wege von dem schwarzen Einerlei des abgebrannten Feldes abhebt, ist hie und da ein Wasserspiegel, ein Pferdegerippe und an einer Stelle der Kadaver eines Schimmels. — Endlich machen wir Halt, tragen unsere Sättel in ein ausgebranntes Haus, nehmen eine Zinkplatte und machen uns darauf aus Stuhlbeinen ein Feuer an, wärmen uns und verzehren eine Büchse Corned Beef. — Als das Feuer am Verlöschen, ist es 11 Uhr geworden, wir legen uns neben dem Feuer in dem verqualmten Haus nieder und dachten bald nicht mehr an die Engländer.

Sonntag, den 30. Juni. Kaffern halfen uns die Pferde einfangen. Dann auf den Weg. Auf der Farm eines Bezuidenhout fragten wir nach dem Weg. Das ganze Haus voll von Familien, die hierher geflüchtet waren. — Daß wir draußen keine Menschen sahen, kam, weil gerade der Älteste der Familien den Gottesdienst abhielt. Es wurden Psalmen gesungen, darauf las der Alte aus einem Predigtbuch vor, gab dann aus sich selbst Erläuterungen dazu und stellte gelegentlich Vergleiche an. Buren, die wie wir vorüberritten, ließen draußen ihre Pferde stehen, gewaffnet wie sie kamen, traten sie ein und nahmen an dem Gottesdienst teil, der mit Gebet beschlossen wurde. Es wurde für Land und Volk gebetet, und daß der Herr das Herz des Feindes wenden möge.

Kurz vor Sonnenuntergang stieß ich zu meiner Ambulanz. Das letzte Licht der untergehenden Sonne mußte ich noch dazu

benutzen, bei einem auf dem Boden flach ausgestreckten jungen Buren mit einem gewöhnlichen Operationsmesser einen Fremdkörper aus der Hornhaut zu entfernen. Bis die Sonne verschwand, war der Fremdkörper heraus.

Den 2. Juli. Kurz nach dem Frühstück war ich unterwegs, um als medizinischer Sachverständiger der Vollstreckung des Todesurteils beizuwohnen. Wie ich ankam, wurde ich gleich zu den Verurteilten geführt, da sich der eine von ihnen am Morgen krank gemeldet hatte. Ich sollte nachsehen, wie sich das verhielte. Ich fand den Verurteilten in einem düstern Raum, in dem nur durch eine Art von Türöffnung etwas Licht hineinfiel. Oben auf einem schmutzigen Haufen Wolle lag der Verurteilte. Er konnte kaum sprechen, der ganze Körper befand sich in einem krampfhaften Zustand, die Muskulatur fühlte sich bretthart an. Die Herzaktion war stürmisch. Fieber war nicht vorhanden. Todesangst schien den Mann gepackt zu haben. — Als ich mich über den Zustand unterrichtet hatte, mußte ich sofort einen Bericht niederschreiben, den ein Depeschenreiter an die Regierung besorgte, die zurzeit ganz in unserer Nähe weilt. Zur Vollstreckung des Todesurteils mußte die Entscheidung der Regierung nach Kenntnisnahme meines Berichtes abgewartet werden; sonst war schon alles zur Vollstreckung fertig, das Grab war schon ausgeworfen.

Ehe aber noch die Antwort zurückkam, waren uns die Engländer so sehr auf den Fersen, daß wir flüchten mußten, ihre Schrapnells schlugen schon bei uns ein.

Auf einem offenen Ochsenwagen wurden die Verurteilten mitgenommen, die Flucht führte uns hart an den Gräbern vorbei, die für sie aufgeworfen waren und die sie sehen konnten, und gleichzeitig sahen sie hinter sich die Engländer, die allein sie befreien konnten, und auf dem Bergrand hinter uns die englische Artillerie, die in uns hineinpfeffert.

Mit uns haben wir etwa 3000 Stück Rindvieh, das mit uns flüchtet. Nur klein ist der Vorsprung, den wir haben; doch, das war schon häufig der Fall und wir wurden doch nicht

überholt. Auch dieses Mal bringen unsere Patrouillen es fertig, daß wir den Vorsprung behalten. — Erst kurz vor Sonnenuntergang können wir, hinter einem Bergrand versteckt, in Quaggaslaagte kurze Rast machen.

Inzwischen ist von unserer Regierung der Entscheid gekommen, noch heute das Todesurteil zu vollstrecken.

Nahe bei einer fast aufgetrockneten Wasserstelle, wo der Boden etwas weicher ist, werden schnell zwei Gräber ausgehoben. — Ich werde gerufen. — Etwa zwei Fuß tief sind die Gräber. Die Sonne berührt schon den Horizont und will untergehen. Die Verurteilten sind noch bei dem Ochsenwagen. Der eine, van der Walt, kniet vor dem Wagen, neben der Deichsel und betet. Neben ihm an den Wagen angelehnt sein Sohn, er ist zu fünfzehn Schlägen und fünf Jahren harter Arbeit begnadigt. — Der Korporal kommt und mahnt, daß es Zeit ist. Vater und Sohn nehmen Abschied voneinander, der Sohn bleibt bei dem Wagen stehen, der Vater und die anderen beiden Verurteilten werden den etwa 300 Schritt weiten Weg zur Richtstätte an ihre Gräber geführt. — Der sich am Morgen krank meldete, weigert sich zu gehen, da wird er von zwei Buren unter die Arme gefaßt und so herangeführt.

Zwölf Mann sind angetreten, durch das Los sind sie bestimmt, auch Herr K. aus Potsdam. Der verurteilte Kaffer wird einstweilen bei Seite gehalten. Die beiden Handsupper werden vor ihr Grab gestellt. Der Korporal tritt vor, löst ihnen die Halsbinde und verbindet den beiden die Augen. Unser Feldprediger Louw tritt an sie heran, betet mit ihnen, reicht zum Schluß die Hand zum Abschied und tritt zurück. Jetzt fällt der eine in die Kniee, legt sich auf den Boden und will nicht stehen bleiben. Mehrmals wird er wieder auf die Füße gestellt, während der andere, van der Walt, mit verbundenen Augen ruhig dasteht. — Hinter den zwölf Mann, die angetreten sind, liegen zwölf Gewehre auf dem Boden. Sechs davon werden geladen, die sechs andern nicht. So weiß keiner von den Zwölfen, ob er die todbringende Kugel abgibt. Ich

werde gefragt, wohin gezielt werden muß, damit der Schuß tödlich ist. Die Verräter tragen noch die englische Uniform. Nach der Höhe des fünften Uniformknopfes gebe ich das Herz als Ziel an. — In zehn Schritt Entfernung stehen die zwölf zum Anschlag bereit, sechs sollen auf den einen, sechs auf den anderen schießen. Etwa acht Schritt zur Seite von den Verurteilten stehe ich. Jetzt endlich ist er stehen geblieben, schon ist die Sonne unter, immer dunkler wird es, da reißt er sich die Binde von den Augen herunter und ruft: „Gott ist ein gerechter Richter, aber Isaak Bester (der Vorsitzende des Gerichtshofs) hat mich ungerecht verurteilt!" — Der Korporal geht hinzu und verbindet ihm wieder die Augen, dann ist er ruhig, der andere hat die Hände über der Brust gefaltet. Der Korporal kommandiert: „Leggt an", Legt an, „Vüer", Feuer, und mit einem Ruck reißt es beide hintenüber — ein dumpfes Auffallen — noch ein kurzes Röcheln — und sie sind tot. — Ich trete heran, beide sind durch das Herz getroffen.

Eilends wird der Kaffer David vor sein Grab gestellt. Er hat keine Halsbinde, sein Hut wird ihm vor das Gesicht gerückt, Prediger Liebenberg betet mit ihm, dann treten sechs Mann an, wieder dasselbe Kommando. Der Kaffer schlägt hintenüber auf den Boden auf; noch einiges krampfhafte Zucken, dann ist auch er tot. Die Toten werden in das Grab gelegt, der Kaffer in das eine, die beiden anderen zusammen in das andere, so wie sie sind. Der Sohn hatte darum gebeten, daß man seinem Vater nicht die Kleider abziehen möge; die nagelneuen englischen Stiefel hatten vielleicht manchem ins Auge gestochen. Die Leichen werden zugeschüttet; da springt der alte Abraham Pretorius auf den Erdhaufen, befiehlt die Seelen der Hingerichteten der Gnade Gottes und ruft die Umstehenden zum Dank gegen Gott auf, der so gnädig war, sie vor Verrat am eigenen Volk zu bewahren und sie trotz der Übermacht des Feindes standhalten ließ. — Darüber war es so dunkel geworden, daß sich nichts mehr erkennen ließ und das Kommando war „Trekken". Bis nach Mitternacht dauerte der Trekk, man

saß zu Pferde, ritt schweigend, der Eindruck des Erlebten machte dem ganzen Kommando zu schaffen. —

Den 3. Juli. Heute wurden nochmals drei Kaffern standrechtlich erschossen, sie waren wegen Spionage verurteilt. Für ausgeschlossen halte ich es nicht, daß man in diesem Falle etwas leichtsinnig mit dem Leben der Kaffern umgesprungen ist. — Für die vielen Patienten, die ich jetzt Tag und Nacht mit mir im Feld herumführe, reichen meine beiden Wagen nicht mehr aus. Während des Trekks muß ich sie bei anderen Leuten auf verschiedenen Wagen unterbringen. Wenn wir des Abends absatteln, stellen sie sich bei mir ein oder werden von meinen Pflegern eingesammelt.

Den 6. Juli. Heute kehrte Herr Kunze hierher zurück. — Kunze ist ein Deutscher. Eine Zeitlang hatte er das Kommando über das deutsche Korps, die Buren nennen ihn deshalb auch nicht anders als den „duitsche Commandant". Seit Lord Roberts von Pretoria längs der Delagoa-Bai-Bahn bis nach Komati-Poort vorrückte, gibt es kein deutsches Kommando mehr. Ein Teil desselben ging damals über die portugiesische Grenze, die anderen haben sich verlaufen und stehen jetzt bei diesem und jenem Burenkommando. Wie ich hörte, gefällt es ihnen da besser, als wie sie noch ganz unter sich waren. Kleine Streitigkeiten waren an der Tagesordnung, hauptsächlich weil der eine sich dem andern nicht fügen, immer ein bißchen mehr als der andere sein wollte. Einigkeit war nur dann vorhanden, wenn es wirklich auf den Feind losging, denn tapfer waren sie.

Sonntag, den 7. Juli. Im Lager wurde Gottesdienst gehalten. Die meisten nahmen daran teil. Ein alter Bur las aus einem Predigtbuch vor, dann hielt Feldprediger Louw eine Predigt. Das Schlußgebet sprach General Spruit. Es ist charakteristisch für die Anschauungs- und Denkweise mancher Buren, daß in dem Gebet vorkam: „Was soll aus deinem Namen werden, wenn unser Volk untergeht!" Manche Buren halten sich in der Tat für das auserwählte Volk.

Am Nachmittag begrüßte ich Präsident Schalk Burger.

Das Regierungskamp steht ganz in der Nähe. Schon manchmal ist es nahe daran gewesen, daß die ganze Regierung gefangen wurde. Der Präsident hatte vom Kommandant-General Louis Botha die Nachricht erhalten, daß die Engländer nun doch auf dessen Ersuchen Medikamente herausgeschickt haben, in die ich mich mit dem Holländer Dr. Juriaanssen teilen soll.

So mache ich mich denn auf die Reise. Knapp geworden ist bei mir jetzt auch die Hauptmedizin des Kriegschirurgen im Feld, die Sublimatpastillen. Ich verwende das Sublimat bereits in viel schwächeren Dosen, als es üblich ist. — Um sparsamer haushalten zu können, löse ich eine Pastille in etwa 100 cbcm Wasser auf, und von dieser Stammlösung, die ich stets bei mir in der Tasche habe, setzte ich dann tropfenweise zu dem Wundwasser hinzu. — Mein Ritt führte mich durch ein mir bis dahin unbekanntes Gebiet. Karten gibt es bei uns nicht. So lange der Krieg schon dauert, habe ich auch nicht ein einziges Mal gesehen, daß die Buren Karten benutzt hätten. — Mein Weg führte mich auch an der Stelle vorbei, wo einige Wochen zuvor das Gefecht stattgefunden hatte, in dem Leute vom Kommando des Generals Ben Viljoen unter Kommandant Müller zwei englische Nordenfeldt-Maxim-Geschütze erbeutet hatten. In der Nähe der Farm du Toit sah ich 150 Pferdeleichen zusammenliegen, der Hauptsache nach nur noch das an der Sonne gebleichte Gerippe. Die jetzt dick gemästeten Aasgeier üben eine prompte Sanitätspolizei aus, sie sorgen schon dafür, daß nach kurzer Zeit von dem Kadaver nichts anderes mehr übrig ist als Haut und Knochen. Ganz Transvaal ist von Tiergerippen übersät, wo das Feld schwarz gebrannt ist, sieht man schon weithin die bleichenden Knochen blinken. — Oberhalb der Stelle, wo die Pferdegerippe herumlagen, war ein Begräbnisplatz. Hier lagen 14 Engländer begraben, die in jenem Gefecht gefallen waren. Auf den Gräbern aus Zwiebackkistenbrettern kleine Kreuze mit dem Namen des Gefallenen, auch ein Arzt war darunter, zu seinem Namen „Palmer" stand vermerkt: „Geschossen, während er einen Verwundeten verband."

Als ich dorthin kam, wo Lord Kitchener auf Ersuchen von Botha einen holländischen Ambulanzwagen und eine Kapsche Karre mit Verbandsmaterial und Medikamenten abgeliefert hatte, es war das im Distrikte Middelburg, fand ich nur sehr wenig mehr vor. Der Ambulanzwagen war zerbrochen und die Karre hatte inzwischen eine andere englische Kolonne weggenommen. Einige Medikamente und etwas Verband lag noch am Boden umher; so wenig das auch war, las ich es doch zusammen. — Die Engländer hatten den Inhalt der Wagen wiederholt geplündert gehabt, ebenso hatten vorbeikommende Buren dies und jenes weggenommen, was übrig blieb, hatte Botha am Tage zuvor nach Ermelo schaffen lassen. Mir blieb daher nichts anderes übrig, als mich jetzt dorthin zu begeben. — Vier Tage später kam ich nach Ermelo. — Es ist jetzt fast ganz ausgeplündert. Die deutsche Missionarsfamilie Walther ist aber noch da. Bei ihr verweilte ich einen Abend. Walthers können kaum noch existieren, unter diesen Umständen ist es für sie das Beste, wenn die Engländer sie fortnehmen. — Am Tage nach meiner Ankunft kam Leben in Ermelo. Es war der 16. Juli 1901. — Da fand dort eine große große „Vergadering", Versammlung statt, die von dem Höchstkommandierenden, von General Botha geleitet wurde. In seiner Ansprache an die Bürger sagt er, jetzt sei keine Zeit kleinmütig zu verzagen. Es sei eine gerechte Sache, für die sie noch bis jetzt im Felde ständen; und bei der Konferenz mit der Freistaat-Regierung im Juni habe man sich dafür entschieden, den Krieg mit allem Nachdruck weiter zu führen. Mangel an Munition, an Kost u. s. w. sei kein Grund die Waffen niederzulegen. — Die eigene Regierung könne zwar keine Munition mehr austeilen, das aber schon lange nicht mehr. — So lange der Mann aber noch eine Patrone habe, so lange habe er auch Chance, Munition von den Engländern zu erhalten, jetzt müsse man die Munition direkt von England beziehen. Was die Kost angehe, so könne man auch die von den rundziehenden englischen Kolonnen und aus den englischen Bahnzügen beziehen — schließlich aber bleibe, wenn im Hoogeveld

nichts mehr zu holen sei, der Weg nach der Kapkolonie noch frei. Er habe Rapporte von unseren Kommandos aus der Kapkolonie, die berichteten, Kost gebe es für Menschen und Pferde dort vollauf.

Bemerkenswert in der Ansprache war, daß Botha die Halbherzigen, die sich mit dem Plane tragen zu handsuppen, direkt aufforderte, sich zu melden, sie könnten zu den Engländern gehen, er würde sie nicht aufhalten. Ihr Vieh allerdings und das sonstige Hab und Gut würde die Regierung konfiszieren. — Als Regierungsbeschluß machte Botha bekannt, daß die Regierung angesichts der Unmöglichkeit, Freiheitsstrafen zu verhängen — denn sperrt man heute jemanden ins Gefängnis, kommt morgen der Engländer und befreit ihn — sich gezwungen sehe, in entsprechenden Fällen Prügelstrafe eintreten zu lassen, so z. B. für Diebstahl. — Prügelstrafe wird sonst, so viel ich weiß, nur in dem Fall über Weiße verhängt, wenn sie sich eines Sittlichkeitsverbrechens schuldig gemacht haben.

Ein fernerer Beschluß der Regierung ist, daß sämtliches brauchbare Pferdematerial gegen Quittung in Besitz der Regierung überzugehen hat.

Nachdem General Botha gesprochen hatte, gab es noch eine längere Diskussion über verschiedene Punkte, so auch darüber, wie man es mit den Frauen der Handsupper halten sollte. Ob man diese Frauen den Engländern ausliefern, oder ob man diese Frauen nach wie vor vom Kommando aus unterstützen sollte. Abgesehen von den wenigen Häusern, wo ganz offenbar Verrat getrieben würde, war man doch zum größten Teil der Meinung, daß, wenn die Männer so „beschartig", feige, gewesen wären, zum Feinde überzulaufen, man deren Frauen, die jetzt so Schweres zu erdulden hätten, die Taten ihrer Männer nicht entgelten lassen dürfe. Denn im allgemeinen hätten sich in diesem Kriege die Frauen viel besser bewährt als ihre Männer. — Die Versammlung schloß mit dem Gebet des Prädikanten.

Viele alte Bekannte traf ich in Ermelo wieder. Jeder hat inzwischen viel erlebt, aber darnach fragt man nicht viel,

vielmehr ergeht man sich in Meinungen über die Zukunft. — Sie ist dunkel. — Was ich in Ermelo an Medikamenten und Verbandzeug vorfand, überstieg meine Erwartungen. Es waren tadellose Medikamente, darunter auch deutsche Präparate, ebenso war das Verbandmaterial ausgezeichnet. — Liebesgaben vom holländischen und französischen Roten Kreuz. — Mit Dr. Juriaanßen einigte ich mich bald über die Teilung. —

Am nächsten Tag trat ich meinen Rückweg an. Das war eine Freude. —

Von sämtlichen Häusern in Bethal, des Hauptortes in dem gleichnamigen Distrikt, haben nur noch fünf ein Dach, gebrannt sind auch diese. Zur Etymologie dieses Ortsnamens bemerke ich, daß der Bur, der das Dorf anlegte, mit dem Namen seine Mutter Elisabeth und seine Frau Ali damit ehren wollte und deshalb den Ort Bethal nannte. Ob das wirklich stimmt? Möglich ist das schon. — Die Entstehung mancher Ortsnamen ist wunderlich, so gibt es einen kleinen Fluß, der heißt Onderbrockspruit, weil einem Buren die onderbrock, die Unterhose, zerriß oder sonst etwas mit den Unaussprechlichen los war.

Onverwacht, den 19. Juli. Meine Ambulanz an verabredeter Stelle angetroffen, auf dem Platz Onverwacht im Distrikt Bethal. Die Besitzer der Farm, Familie van Zwyl hatten mir bereitwilligst ihr Haus für Ambulanzzwecke zur Verfügung gestellt. Es ist noch ein Haus zu nennen, hat vor allen Dingen ein Dach, hat Türen und ebensoviele heile wie zerbrochene Fenster. — Einen Raum richte ich als Sprech- und Operationszimmer ein, zugleich auch für meinen persönlichen Gebrauch, die anderen Räume werden für Patienten eingerichtet, so daß ich jetzt ein regelrechtes, feststehendes Hospital habe — das heißt, so lange, wie es dauert.

Onverwacht, den 22. Juli. Vorgestern erlitten wir einen schweren Verlust. General Spruit ist gefallen, als er in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag zwischen Heidelberg und Standerton über die von den Engländern besetzte Bahnlinie setzen wollte, um seine südlich von der Bahn liegenden Kom-

mandos zu besuchen. Ein Teil der Leute, die mit ihm waren, ist schon hinüber, 150 Schritt nach jeder Seite von der Übergangsstelle haben seine Leute den Bahndamm besetzt, da plötzlich eröffnen die versteckt liegenden Engländer ein Salvenfeuer. General Spruit erhält einen Frontalschuß durch Brust und Arm. Die Zügel entfallen seinen Händen, nach kurzer Zeit fällt er vom Pferd herunter. Seine Leute bringen ihn aus dem Schußbereich, aber schon nach einer halben Stunde ist er tot; da mitten im Feld in dunkler Nacht hat er sein Leben gelassen, für Land und Volk sich opfernd wie schon viele aus seiner Familie.

Außer dem General wurden noch drei Leute von Mears' Kommando verwundet, darunter auch ein Deutscher namens Schneider, der mit mir auf dem „Herzog" nach Afrika fuhr. Gestern abend erreichte uns zugleich mit dem Rapport von dem Tode des Generals die Nachricht, daß heute das Begräbnis stattfinden sollte auf dem Platz von Abraham Pretorius.

Trotz der großen Entfernung machte ich mich dennoch vor Tagesgrauen dahin auf. Den Weg legten wir bei schnellster Fahrt in drei Stunden 40 Minuten zurück. Von allen Seiten trafen patrouillenweise die Kommandos ein, alle konnten sie nicht kommen. Vielleicht wußten die Engländer schon um den Tod unseres Generals, oder es war ihnen von irgend jemanden verraten, daß wir heute dem General hier die letzte Ehre erweisen wollten. Man mußte auf der Hut sein. Weit und breit das Feld schwarz. Mitteninne die kahlen öden Ruinen eines Hauses, das auch abgebrannt. In dem Haus steht die Leiche des Generals aufgebahrt. Sie ruht in einem englischen Sarg, sechs Stunden weit weg hat man den holen müssen. Zu Häupten des Sarges steht zu lesen: „Grave, where is thy victory?" Jeder geht noch einmal hinein, den General im Sarge zu sehen. Tränen fließen nicht, jeder hat zu oft schon dem Tod in diesem Kriege ins Auge geschaut. Frauen sind nicht da, und doch ist alles auf das Beste besorgt, in weißes Linnen ist die Leiche eingeschlagen. An dem Wagen, auf dem das Gepäck des Generals liegt, steht das Pferd angebunden, das der General zuletzt ritt.

Immer wieder ſtreicht der Hottentottbaſtard das Pferd glatt, es iſt der letzte Dienſt, den er für ſeinen Herrn tut. Das Pferd ſoll dem Sarge des Generals folgen; es iſt aufgeſattelt, am Sattel hängen Gewehr und Patronengürtel des Generals. — Ehe die Begräbnisfeierlichkeit beginnt, wird von Kommandant Alberts vom Heidelberg-Kommando das Beileidsſchreiben der Regierung verleſen. Dann beginnt der Trauergottesdienſt, der von einem alten Buren in würdevoller ernſter Weiſe abgehalten wird. Zwei Geſänge werden geſungen, dann wird der Sarg von den Kommandanten und Feldkornetten hinausgetragen und auf eine mit zwei ſchwarzbraunen Pferden beſpannte Karre gehoben, und langſam ſetzt ſich der Leichenzug in Bewegung zu der etwa 800 Schritt entfernten Grabſtätte, wo der General Seite an Seite neben ſeinem vor etwa vier Monaten gefallenen Bruder ruhen wird. Dem Leichenzug voran zwei Trompeter, ſie ſpielen den Chopinſchen Trauermarſch, und eine aus zwölf Mann beſtehende Ehrenwache, dann kommt die Leiche, zu beiden Seiten gehen die Kommandanten und Feldkornetten. Unmittelbar hinter dem Sarg wird das Pferd des Generals geführt, dann folgen die übrigen Leidtragenden. — Sobald der Sarg ins Grab gelaſſen iſt, tritt als Vertreter der Regierung Staatsſekretär Reitz vor. Zum Thema ſeiner Gedächtnisrede ſpricht er von General Spruit als einem treuen Freund, als einem tapferen Kriegsmann und als einem guten Chriſten. Nach Reitz ſpricht Piet Viljoen, Mitglied des ausführenden Rats. — Drei Salven werden über das Grab geſchoſſen, und unter Abſingen eines Pſalmliedes wendet ſich der Zug zurück.

Es werden noch einige Kriegsrapporte verleſen, kurz begrüßt man ſich und ich fahre zu meiner Ambulanz zurück.

Wir im Hoogeveld ſind jetzt lediglich auf Mais als Zukoſt zum Fleiſch angewieſen. Brot kennt man gar nicht mehr. Im Freiſtaat ſoll es beſſer ſtehen. Dort gibt es noch Korn. Vor einiger Zeit ſchickten wir 40 Ochſenwagen dorthin über die Bahn, die ſollten uns Korn holen, ſind aber beim Überſchreiten der Bahnlinie abgefangen. Nur drei entkamen. Einen

Sack habe ich auch abgekriegt. Es war schlechtes Korn. Als ich es gesichtet, blieben nur dreiviertel Sack übrig. Ein Quantum habe ich heute auf der Handmühle mahlen lassen. Dann gab es Fettkuchen. Um sie ganz delikat zu machen, habe ich aus meiner Apotheke zum Süßen Glyzerin zum Teig zugesetzt und einige Tropfen Anisöl.

Onverwacht, den 23. Juli. Seife ist auch nicht mehr zu bekommen. Die müssen wir jetzt selbst fabrizieren. So lange es noch Soda gab, ging das an; auch zu Friedenszeiten stellt der Bur sich seine Seife meistens selbst her. Fett hat er ja zur Genüge. Gewöhnlich wird auf sieben Pfund Fett ein Pfund Soda genommen, und das beides miteinander verkocht. Jetzt fehlt der Soda, und da hilft man sich mit Muschelmehl oder der Asche der Maiskolben, es wird das 2×24 Stunden mit Fett verkocht, es kommt dann eine Seife zustande, die dunkelbraun aussieht, abfärbt, sich sehr fettig anfühlt und fast gar nicht schäumt. Es ist nur gut, daß das Wasser bei uns nicht ebenso rar ist wie die Seife.

Heute erhielten wir aus dem Freistaat den Rapport, daß Präsident Steyn am 11. Juli 1901 mit einigen Leuten seiner Leibwache mit knapper Not der englischen Gefangenschaft entronnen ist, während fast sämtliche andere Mitglieder der Regierung gefangen wurden. — Daß der Präsident noch entkam, hatte er eigentlich seinem Hottentotten zu verdanken. Der sieht plötzlich die Engländer, rennt und sagt es seinem Baas, der noch unter den Decken liegt. Zum Glück bekommt der Präsident sofort ein Pferd in die Hände, legt den Sattel auf und jagt fort, so wie er ist, ohne Jacke und ohne Hut. Als die Engländer den da flüchten sehen, fragen sie den Hottentott wer das ist, „n'Bur", gibt der zur Antwort, sie aber wollen den Präsidenten fangen und fragen weiter, wo der sich aufhält. Der Hottentott zeigt in eine ferne Richtung. Wie die Engländer nun den Präsidenten gestellt zu haben meinen, reiten sie los, indes hinter ihrem Rücken auch der Hottentott entkommt und seinem Herrn Jacke und Hut bringt.

Onverwacht, den 27. Juli. Da ich zwei Sack Mais und einhalb Sack Weizen liegen hatte, so fuhr ich gestern damit zur Mühle nach Rietfontein. Auch die Mühle führt ein ambulantes Dasein; wenn die Engländer kommen, wird sie abgebrochen, das Mühlwerk auf einen Ochsenwagen geladen und vor die Lokomobile, die das Mühlwerk treibt, werden Ochsen gespannt und fort geht's. Das Flüchten hat die Lokomobile aber so sehr mitgenommen, daß sie jetzt nicht mehr recht transportabel ist, und da bleibt keine andere Rettung als die Lokomobile in eines der in der Nähe befindlichen Wasserlöcher zu stoßen und sie so lange unter Wasser zu belassen, bis die Gefahr vorüber ist. Drei Tage Arbeit hat es das letzte Mal gekostet, sie wieder herauszuholen. Auf dem Rückweg sah ich 21 Tiere tot liegen, Maultiere und 17 einjährige Füllen. Dem einen mußte mit dem Bajonett der Bauch aufgeschlitzt sein. Eigentlich könnten doch die Engländer die Füllen am Leben lassen. Vor den nächsten zwei Jahren sind sie ja doch nicht für den Kommandodienst verwendbar — oder wie lange denken die Engländer, daß der Krieg noch dauern wird!

Was hier von den Engländern an Tieren hingemordet wird, versteigt sich ins Unermeßliche, namentlich wenn man an die Tausende von Schafen denkt, die von den Engländern hingemordet werden, nur damit sie uns kein Fleisch liefern können. — Wie wir gelegentlich aus Zeitungen erfahren, soll man selbst in England über die englische Kriegsführung in Transvaal sehr ungehalten sein.

Onverwacht, 30. Juli. Heute wurde der Kaffer Kleenboy, den mein Vorgänger seinerzeit im Feld verhungert aufgefunden hatte, von einem Buren reklamiert. Ihm war damals der Kaffer weggelaufen, erst jetzt hatte er erfahren, daß er als herrenloses Gut zur Ambulanz gehörte. Der Bur hatte ihn als ganz kleinen Kaffern von dessen Eltern gekauft. Der Erwerb oder Kauf eines jungen Kaffern ist ganz ordnungsgemäß, ein solcher wird bei dem Feldkornett eingetragen. Der Bur kann den Kaffer dann so lange behalten, bis er mit etwa 17 Jahren

erwachsen ist; darüber hinaus den Kaffer zu behalten, hat der Bur kein Recht, falls der Kaffer nicht freiwillig bleibt; wenn er den Kaffer dann nicht freiläßt, so läuft der eben auf eigene Faust weg, es ist dann die Zeit, wo er sich unter den schwarzen Töchtern seines Landes umsieht. Gewöhnlich hat er bis dahin etwas Eigentum an Vieh erworben und kann sich mit seinem Vieh eine Frau kaufen.

Onverwacht, den 1. August 1901. Das Kommando Mears vertrekkt von hier nach der Kapkolonie. Da ich jetzt neuen Vorrat an Verband und Medikamenten habe, so stattete ich das Kommando mit dem Nötigsten aus. Einem Mann, der bei dem Kommand das Doktern besorgen soll, gab ich einzelne Verordnungen über Behandlung Verwundeter. Der Kommandant erwies sich erkenntlich und schickte mir das Hintervierte eines Ochsen, Hufeisen und Hufnägel. Drei Deutsche von dem Kommando schickten uns etwas Zwirn mit. Das hatte ich mir auch nicht gedacht, daß ich noch einmal über etwas schwarzen Zwirn so glücklich werden sollte.

Den 3. August. Diese Nacht muß nun wieder der publike Ankläger, Herr Jooste, über die Bahn, um in einer Gerichtsverhandlung gegen vier unter englischen Waffen gefangen genommenen Handsupper zu fungieren. So peinlich wird noch jetzt von den Buren die Rechtspflege ausgeübt, daß man dabei das Leben anderer riskiert. Ein Verwundeter war zu dem Zweck herübergeschickt, um den publiken Ankläger nach dort zu holen. Und trotzdem werden ganz allgemein in den südafrikanischen englischen Zeitungen die Burenkommandos nicht anders bezeichnet als: „marauding bands", marodierende Horden.

Den 6. August. Als ich von einer schwerkranken Frau zurückritt, aß ich bei dem alten F. Bezuidenhout auf seinem abgebrannten Platz zu Mittag. — Bezuidenhout war ein schwerreicher Mann, jetzt besitzt er aber nicht einmal ein Messer, da mußte ich zu meinem Taschenmesser greifen.

Bei dem Verwundeten, zu dem ich dann kam, war die ganze weibliche Jugend der Umgegend versammelt. Jede hat

etwas zum Essen für ihn mitgebracht, irgend etwas, was man aus einem Versteck hervorgeholt hatte, außer der Wunde muß ich dann noch den systematisch zugrunde gerichteten Magen kurieren.

Den 6. August. Die Engländer beginnen seit kurzem ihr Tagewerk schon frühe; ehe noch der Tag dämmerte, mußten wir aufsatteln. Als ich mir auf Pietersens Farm mein Pferd beschlagen lassen wollte, wurde der Blasebalg aus dem Versteck herausgeholt, dann die übrigen Werkzeuge ausgegraben, und während wir das Pferd beschlugen, scharrte der Bruder aus dem Sand Löffel und Gabel hervor und bereitete uns das Frühstück. — Auf der Farm herumliegende Topfdeckel dienten als Teller, sie hatten nur den Übelstand, daß sie wegen des Henkels leicht kippten, und dann floß einem die Sauce herunter.

Onverwacht, den 8. August. Heute ist der von der Regierung festgesetzte „dank- en biddag", so recht ein Tag für die Engländer, um uns auf den Leib zu rücken.

Da die englischen Spione vom Kamp auf Rooipoort vielleicht inzwischen ausgekundschaftet haben, daß wir hier so ganz allein sind, so vertrekke ich am Abend mit meiner Ambulanz zum Platz von D. Pretorius. Den seinerzeit von Lord Kitchener ausgesandten holländischen Ambulanzwagen habe ich jetzt auch bei mir. Es fährt sich in dem Wagen wie in einem Salonwagen. In ihm können vier liegende Patienten verführt werden. Der Wagen ist ganz geschlossen, obenauf kann ich mein Gepäck laden. Vorne unter dem Bock finden sich Schubfächer für Instrumente, Verband, Medikamente u. s. w. Ist in der Beziehung sehr praktisch. Die holländische Ambulanz hat den Wagen seinerzeit aus Amsterdam mitgebracht. Leider ist der Wagen für die hiesigen Verhältnisse absolut ungeeignet, läuft vor allen Dingen viel zu schwer. Er ist für gebahnte Chausseen berechnet, nicht aber für das Berg auf, Berg ab, Passieren von Flüssen und die Unebenheiten dieses Geländes. Unbeladen haben acht Maultiere Arbeit genug, den Wagen aus der Stelle zu bringen. — Heute fiel ein Mann vom Heidelberg-Kommando.

Auf der Flucht, den 9. Auguſt. Als wir geſtern abend ausgeſpannt hatten, merkten wir erſt, daß wir uns zu hoch aufgeſtellt hatten, wo wir von weitem ſchon geſehen werden konnten. Wir trekkten deshalb heute morgen vor Sonnenaufgang herunter in die Vleg.

Kaufte in einem benachbarten Kaffernkraal ein Schwein, etwa 100 Pfund ſchwer, für zehn Schilling. Da wir kein Gewehr da hatten, ſo ſtach ich es mit meinem langen Amputationsmeſſer ab. Einen Schweinetrog haben wir nicht nötig; wo der Boden etwas ausgehöhlt iſt, wird das Schwein auf leere Säcke hingelegt, über dem Schwein kommen auch Säcke zu liegen. Dann wird kochendes Waſſer darüber gegoſſen; nachher nehmen wir Eßlöffel und bekommen damit die Borſten ganz leicht herunter. Nach dieſer Arbeit dachte ich nun, auch gleich etwas von dem Schwein zu bekommen, aber da wurde ich abgeholt, und die Pflicht geht vor das Vergnügen, auch vor das Schweineſchlachtefeſt im Freien.

Das engliſche Kamp von Rooipoort iſt weg und ſo können wir einſtweilen wieder aufatmen.

Onverwacht, den 11. Auguſt. Ich hatte gehofft, heute in aller Beſchaulichkeit den Sonntag verbringen zu können, wozu auch namentlich der Sonntagmorgen gehört, daraus iſt aber nichts geworden. Geſtern beſuchte ich Patienten und als ich ſchon auf dem Heimweg war, die Sonne war eben untergegangen, da begann plötzlich mein Gaul derart zu lahmen, daß ich auf der wackeligen Maſchine nicht aus der Stelle kam. So häufig ich auch abſtieg und das Beinwerk des Pferdes unterſuchte, die Urſache fand ich nicht, habe ich auch heute nicht gefunden. Vier ſtarke Reitſtunden war ich noch von meiner Ambulanz entfernt. Ringsum weite ſchwarzgebrannte Wüſte. Dem Pferd den Sattel abziehen und gleich an Ort und Stelle irgendwo im freien Feld zu bleiben, ging nicht, denn für das Pferd gab es abſolut nichts zu freſſen, und ſpannte ich den Gaul, dann wäre er mit ſeinem Spann ſo weit nach Futter gehopſt, daß ich ihn nicht wieder gefunden hätte. Alſo weiter in der Richtung, wo ich

am eheſten hoffen konnte, Menſchen anzutreffen. Völlig allein im Felde kampieren iſt jetzt eine eigene Sache, ſeitdem die Engländer dem Schwarzen den Kopf verdreht und ihm den Reſpekt vor dem weißen Mann genommen haben und zu ihrem Bundesgenoſſen machen im Kampf gegen Weiße. Alſo humpelte ich mit meinem Gaul weiter, da er zugleich müde iſt, ſo weiß jeder Reiter, welch ein Vergnügen das iſt. Ich ſehe nur auf den hellſchimmernden Weg, höre nichts weiter als zuweilen das Gekrächze und den Laut irgend eines Tieres, das da im Felde ſein Weſen treibt, mir knurrt der Magen; in Gedanken ſchwelge ich ſchon im Genuß meiner noch immer reichlichen Fleiſchtöpfe, und womit ich mich ſonſt beſchäftigen mag, da plötzlich tauchen vor mir aus dem Feld zwei Reitergeſtalten auf. Sie halten, warten, daß ich herankomme. Als ich näher gekommen, merke ich, daß es Kaffern ſind. Was ſoll ich machen? Laut ſchreie ich ſie an, ſo merken ſie, ich bin der Baas; ſie ſind etwas angetrieben, geben mir aber auf alles Antwort, was ich wiſſen will. Sobald ich heraus habe, daß ich mir von ihnen nichts Böſes zu verſehen habe, frage ich, wo ich die erſten „witte menschen" antreffen kann, darauf wiſſen ſie mir nicht zu antworten, ſie weiſen mich hin zu dem Kraal, woher ſie gerade kommen. „Baas muß nach dem Kraal gehen, da wird Baas Volk kriegen, ſie werden Baas den Weg ſchon zeigen." Zu ſehen iſt von dem Kraal noch nichts, aber der Spektakel betrunkener Kaffern iſt aus der Ferne vernehmbar; darauf reite ich zu. — Näher gekommen gewahre ich ein Feuer, rings um das Feuer im Kreiſe herum hocken die ſchwarzen Geſtalten, ſitzen da in betrunkener Geſchwätzigkeit, halten ſich den nackten Bauch vor Lachen und wärmen ſich dann wieder die vorgeſtreckten Hände am Feuer.

Eine Weile überlege ich, ſehen kann mich niemand, dann reite ich heran an den Kraal und fange an zu ſchreien, ich kann mich ſonſt ſchon vernehmlich machen, in der Bierſeligkeit werde ich aber anfangs überhört, bis ſchließlich die ganze Geſellſchaft ſich nach mir umſieht. Endlich kommt ein Betrunkener

angetorkelt, ich pariere meinen müden Gaul so, daß ich auf Eventualitäten vorbereitet bin, fest in der Hand halte ich den Schambock, tut aber nicht not. Der Kaffer, wie er näher kommt, erkennt mich und gibt in der plumpen Vertraulichkeit eines Betrunkenen seiner Freude darüber Ausdruck. Sofort ist er bereit, mir den Weg zu zeigen, hängt sich eine Decke um, setzt sich in Trab und ich humple auf meinem Roß hinterher. Als ich an den Weg gekommen, wo ich nicht mehr fehlreiten kann, sage ich dem Kaffer, daß er umkehren kann. Als er dann ein Ende Tabak erhält, ist er überglücklich und entschwindet in Sprüngen in die Nacht. Zuweilen noch höre ich die wilden Schreie, die er ausstößt.

So reite ich eine Weile wieder allein in dem schweigenden Dunkel, da bemerke ich Umrisse von Gebäuden vor mir. In der Nähe sehe ich zwei menschliche Gestalten, halte sie für Kaffern und reite weiter. Aber ehe ich es mich versehe, ist mir der eine in die Zügel gefallen „wie is Jy", „Wer seid Ihr?" Bald aber hatten wir uns erkannt und um so freundlicher war die Begrüßung, als ich weder ein englischer Spion noch jemand war, der mit dem Nachtgesindel zu tun hat. Bei der lautlosen Stille ringsum hatte man den nächtlichen Reiter schon früher gehört, man war argwöhnisch geworden und hatte sich mit dem Gewehr auf die Lauer gelegt. Es war van Zwyl mit seinem Sohne. — Der Frau, die sich schon hingelegt hatte, fiel ein Alp von der Brust, als man den Reitersmann als friedlichen Gast in das Haus führte; der Raum, in den ich hineintrat, war durch eine schwelende Fettlampe notdürftig erleuchtet. Eine geflüchtete Familie hatte hier ihr Unterkommen gefunden. Ein Jahr schon war es her, als die Familie Haus und Hof verlassen hatte und mit den Kindern, etwas Hausgerät und Bettzeug auf einer zweirädrigen Karre geflüchtet war, für drei Tage, wie sie damals dachte. Und jetzt nach einem Jahr? Etwas verbrauchtes Bettzeug, Tische, Stühle, einzelne Küchengeräte machen das gesamte Mobiliar des Hauses aus. Die Kleider für die Kinder reichen schon lange nicht mehr, zu kaufen gibt es nichts,

aber friedlich schlummernd liegen sie auf dem Boden umher; und nun ist vor 20 Tagen noch ein Baby angekommen. Trostloser kann eine Lage kaum sein — keine Aussicht auf eine bessere Zukunft — hier ganz isoliert wohnen müssen — in steter Gefahr vor Engländern, noch mehr vor der Willkür und den Grausamkeiten englischer Kaffern und Spione. So die Not — und doch sagt dieser Bur, dauert der Krieg noch zehn Jahr, ich bleibe auf Kommando.

Onverwacht, den 14. August. Für meinen Ambulanzbedarf schlachte ich täglich zwei Schafe. Manchmal, wenn Engländer in der Nähe sind, ist es aber recht weitläufig, die Schafe aus den Schlupfwinkeln herauszuholen. Heute erhielt ich für meine Ambulanz einen Ochsen, den ich durch eine Mauserkugel niederstreckte. Im Augenblick ist ein Ochse abgehäutet und zerlegt. Kopf, Fell und Schwanz bleibt unbenutzt liegen, ebenso die „Rüggestrünge", das Rückgrat. Benutzt werden das Hintervierteil, das Blatt und die Rippen; dann Zunge und zuweilen Nieren und Herz und seltener die Leber. Trotz der Beutezüge der Engländer haben wir immer noch Vieh.

Wieder einmal eine neue Art englischer Kriegsführung, da offenbar ihre militärischen Unternehmungen versagen. Was die Engländer nicht erreichen konnten mit Versprechungen von Geld und Ehrenstellen, daß sie Frauen und Kinder in die Gefangenschaft abführten und sie als Geißeln benutzten, daß sie plündernd, sengend und brennend ganz Transvaal zu einer schwarzen Einöde machten, das suchen sie jetzt wiederum durch Proklamationen zu erreichen. Namentlich alle Offiziere und beamtete Personen werden darin bedroht, daß, wenn sie sich nicht bis zum 15. September ergeben haben, sie auf immer nicht allein des Landes, sondern ganz Südafrikas verwiesen sein sollen und ihre Eigentümer konfisziert werden. Dagegen werden schmeichlerische Begünstigungen dem zugesichert, der kommt und seine Waffen zu den Engländern trägt und sich in ihren Schutz begibt. — Zu uns kam am letzten Sonntag ein englischer Parlamentär heraus und überbrachte uns die Proklamation.

Leider versagt die Schneidigkeit der Buren, sonst hätten sie mit solch einem Parlamentär ganz anders umspringen müssen. Wie darf solche Zwecke die weiße Parlamentärflagge schützen! Wie ganz anders hätte hier englische Unverfrorenheit zurückgewiesen werden müssen! Man denke sich: Ein englischer Offizier und ein Mann in seiner Begleitung kommen mit der weißen Flagge tief in unsere Stellungen hineingeritten. Auf dem Platz von du Buffon stoßen sie auf den ersten Burenposten. Statt nun dem Vorposten zu überlassen, was der zu tun für gut befindet, verlangt der englische Offizier nachdrücklichst zu General Alberts geführt zu werden, dem er nur persönlich die Briefe abgeben könne. — Also außer dem Begleitsbrief hatte der englische Parlamentär eine gedruckte Proklamation für den General, dann aber noch mehrere Briefe für die einzelnen Feldkornetts, sie waren kuvertiert und enthielten die Proklamation. — Als nun der Offizier nicht durchgelassen wird, hat er wirklich die Unverfrorenheit zu bitten, daß den einzelnen Adressaten die Briefe zugestellt werden. Entweder war er hirnverbrannt oder hielt die Buren dafür, wenn er meinte, daß deren Führer nun für die englische Proklamation Propaganda machen sollten. — Aber uneröffnet erhält der Offizier seine Briefe zurück, indem man ihm sagt, daß man bis auf weiteres nur Publikationen der eigenen Regierung verbreite und schickt ihn zu seiner Linie zurück.

Ganz offenbar war das Privatissimum mit dem General darauf berechnet, dem Führer entsprechende Anerbietungen in Geld, Ehrenstellen, bezüglich seiner Familie u. s. w. zu machen, wenn er sich willfährig zeigen würde. Wem nicht schon machten die Engländer Geldanerbietungen, um die leitenden Persönlichkeiten zu kaufen, dem Kommandant-General ebenso wie dem Korporal!

Wieder durchschwirren die seltsamsten Gerüchte die Luft. Das Tollste, was die Phantasie des Buren hervorgebracht hat, was mir ganz ernsthaft erzählt wurde, ist wohl, daß Ohm Paul von Europa zurückkommt. Er hat sich in einem holländischen

Hafen eingeschifft und ist auf der Fahrt hierher, da plötzlich aus einem unbekannten Grunde muß das Schiff auf halbem Wege umkehren. Was tut aber Ohm Paul? Wo er die Luftballons so schnell her hat, ist eine nicht ganz aufgeklärte Sache. Statt mit dem Schiff umzukehren, besteigt Ohm Paul einen Ballon, ein zweiter Ballon wird mit Maximgeschützen und Munition beladen, und jetzt befindet sich Ohm Paul mit der Munition auf der Luftreise nach Transvaal.

Den 16. August. Jetzt werden in den Konzentrationslagern gefangen gehaltene Frauen und Bräute der im Felde stehenden treugebliebenen Bürger zu unsern Kommandos herausgeschickt. In hilfsbereitester Weise stellt die englische Heeresleitung den Frauen Fahrzeuge zur Verfügung, mit denen sie zu uns herausgefahren kommen, um womöglich ganze Kommandos „umzuholen". Vorne am Wagen weht die weiße Flagge. So unliebenswürdig die Engländer sich sonst im Kriege gegen die Burenfrauen benommen haben — und ich weiß, was ich damit sage, mit eigenen Augen habe ich es gesehen, so unritterlich das stolze Albion sich hier in Transvaal gegen Burenfrauen aufgeführt hat — jetzt sorgen sie für alles, sogar für den Mundvorrat der Frauen, daß sie, wenn sie herausgeschickt werden, für ein, zwei oder drei Tage Mundvorrat aus englischer Armeeverpflegung mitbekommen. Es ist den Frauen strengstens untersagt, und wenn die Frauen aus dem Konzentrationslager für die Reise zu uns abgefertigt werden, wird scharf darauf gesehen, daß sie nichts andres mit zu uns herausnehmen. Aber, so lange dieses neue englische System in Kraft ist, hat sich schon mehrfach gezeigt, daß mancher improvisierte Frauenrock sich als dauerhaft genug erweist, dem Mann den Stoff zu einer Hose oder Jacke zu liefern. Was sonst die List der Frauen durchschmuggelt, sind Stücke Seife, Nadeln, Zündhölzer, Zeitungsabschnitte und sonstige wichtige Mitteilungen, die in die Röcke eingenäht sind. Wie viele Hiobsposten aber sind es, die die Frauen zu uns herausbringen, wenn sie von dem großen Sterben der Frauen und Kinder in englischer Gefangenschaft, in den Konzentrationslagern berichten,

wenn die Frau ihrem Mann den Tod sämtlicher Kinder berichtet. Unter den Kindern ist das Sterben am größten.

Die ganze übrige Welt erfährt kaum davon, welch ein Drama sich hier abspielt. Mögen die fremden Nationen ihre Vertreter immerhin in ein Konzentrationslager schicken: ihnen wird ja nur gezeigt, was das Auge der Mitwelt nicht zu scheuen braucht, den wirklichen Zustand erfahren die gewiß nicht. Ihnen möchte ich gar zu gerne die Buren und Burenfrauen schicken, die zu mir kommen, ihr Herz auszuschütten.

Zu Beginn des Krieges, kurz nach dem Einzug in Bloemfontein, kam einem englischen Offizier spontan der Ausspruch von den Lippen: „no honour in this war" (dieser Krieg macht uns keine Ehre), er wird seine Gründe schon damals gehabt haben, wieviel mehr Grund hätte er jetzt zu diesem Ausspruch. Bisweilen scheint es doch, daß manche Frau etwas andres aus ihrer Mission macht, als was die Engländer bezwecken, wenn sie nämlich ihrem grimmigsten Haß gegen alles, was englisch heißt, Ausdruck gibt und sich im Haß gegen England fanatischer zeigt als ihr Mann. Behalten können wir die Frauen nicht. Wir haben kein Obdach für sie. Kehrt nun die Frau von uns in das Konzentrationslager zurück, muß sie sich bei einem Offizier melden und dann in Gegenwart von zwei Offizieren Rede und Antwort stehen. Legt sich die Frau aufs Leugnen, wird sie durch Aussagen irgend einer anderen Frau, die vor ihr ausgesagt hat, Lügen gestraft und hat dann dafür diese oder jene Strafe zu gewärtigen. So muß die Frau berichten, wo sie ihren Mann angetroffen, bei welchem Kommando er steht und wie stark dasselbe etwa ist. Welcher Geist bei den Kommandos vorherrscht, ob die noch weiter fechten wollen u. s. w. muß die Frau aussagen. Genaue Erkundigungen werden namentlich auch über unsere äußern Lebensbedingungen eingezogen, wie und von wo wir uns verproviantieren, den Engländern soll es ganz rätselhaft sein, daß wir nicht schon längst des Hungertodes gestorben sind. Viel Interesse hat es für die Engländer, über den Zustand unsrer Pferde zu erfahren. — Weiter fragen die Eng-

länder nach unsren Plänen für die Zukunft. Wo der Kommandant-General, wo die immer gejagte, aber nie gefangene Transvaalregierung sich aufhält, wo sie das letzte Kommando, wo sie die letzten Burenvorposten u.s.w. gesehen hat.

Aus den Antworten dieser Fragen können die Engländer alles erfahren, was ihnen wissenswert sein muß, und so bekommen sie bessere Informationen, als wie sie durch ihre Patrouillen erhalten können.

Was wir durch die Frauen über die Engländer erfahren, ist weit weniger von Belang. Wie wollen erstlich die Frauen Maßgebliches über die Engländer erfahren, und was nutzen uns solche Kenntnisse viel, sind wir doch zumeist zur Defensive gezwungen!

Allgemeines Interesse verursacht die Nachricht von dem Tode der Frau des Präsidenten Krüger. Während der Präsident in Europa weilt, ist seine Frau hier unlängst gestorben. Als, so erzählt man sich, der englische Generalmajor Baden-Powell den Präsidenten davon benachrichtigte und gleichzeitig anfragte, was nun mit dem Haus geschehen soll, soll Ohm Paul mit Sprüchen Salomons Kapitel II, 19 und 20 geantwortet haben: Denn der Mann ist nicht daheim, er ist einen fernen Weg gezogen. Er hat den Geldsack mitgenommen, er wird erst aufs Fest wieder heimkommen.

Weil nun die Engländer das Haus des Präsidenten zur Offiziersmesse machen wollten, wurde die Tochter mit ihrem diphtheriekranken Kind einfach an die Luft gesetzt. Zwei Tage später starb das Kind. Rücksicht nehmen die Engländer nicht auf den Feind. Die Gefangenen sah ich sie fast wie ehrlose Verbrecher behandeln; dieselben Engländer, die als Burengefangene meistens ritterlich, wie sich das geziemt, behandelt wurden.

Ohm Niekerks stattliches Haus ist jetzt nichts mehr als ein Steintrümmerhaufen, aber mitten in den Trümmern hat er sich ein „Vertrekt" zurecht gemacht, das seiner Familie als Wohnung dient und von oben durch ein Dach geschützt ist. Bis

dahin ist es ihm noch immer gelungen, mit Frau und Kindern vor den Engländern zu flüchten.

Was solch eine Frau für Angst und Ungemach auszustehen hat, davon kann sich die deutsche Frau kaum einen Begriff machen, aber lieber nimmt die Frau so vorlieb, als in den verfluchten Konzentrationslagern das elende Leben in der Gefangenschaft zu führen. Da es Sonntagvormittag war, traf ich die Familie gerade bei ihrem Hausgottesdienst an, zwei Buren waren außerdem da. Mein Eintreten ließ den Gottesdienst für einige Zeit unterbrechen, dann fand er seinen Fortgang. Ich setzte mich auf eine Kiste dazu. Voll Vertrauens getrösten sich die Buren des „oud baas" Gottes, der noch alles herrlich und über der Menschen Verdienst hinausführen wird.

Zu meiner Ambulanz zurückgekehrt treffe ich Piet Viljoen dort an. An Stelle des gefallenen Generals Spruit ist er von der Regierung zum Vechtgeneral ernannt für die Kommandos Heidelberg, Bocksburg, Pretoria und einen Teil von Middelburg. Bei ihm las ich die Erwiderung Bothas auf Lord Kitcheners Proklamation, die dieser noch immer sehr geschäftig ist bei den Buren unterzubringen:

Kommandant-Generals Kamp, den 17. August 1901.

Seiner Exzellenz
Lord Kitchener.

Ich habe die Ehre, den Empfang von Ew. Exzellenz Brief vom 6. ds. Mts. nebst Kopie der durch Ew. Exzellenz zu Pretoria ausgefertigten Proklamation vom 7. d. Mts. zu bestätigen.

In Antwort auf genannte Proklamation wünsche ich zu wiederholen, was ich schon Oktober 1900 an Lord Roberts schrieb, daß meine Kommandos jetzt noch ebensogut wenn nicht besser als zu Beginn dieses Krieges organisiert sind, daß sie noch alle unter meinem Oberbefehl stehen und nach meiner Meinung noch in jeder Beziehung genügend ausgerüstet sind, um den Streit fortzusetzen.

Was Ew. Exzellenz Angabe betrifft, daß meine Bürger nur darauf aus sind, Eigentum zu ruinieren und zu plündern, so weise ich das auf das entschiedenste zurück. Wo solches stattfinden und mir zur Kenntnis kommen würde, würden solche Handlungen sofort bestraft.

Es wundert mich um so mehr, daß von Ew. Exzellenz derartige Beschuldigungen ausgesprochen werden, da Seiner Majestät Truppen auf Befehl und ausdrückliche Instruktion nicht nur längs der Eisenbahnlinie, sondern bereits alle Plätze in dieser Republik fast ohne Ausnahme, ja sogar die Plätze der Kriegsgefangenen, der Witwen und Waisen, deren Gatten und Väter im Verlauf dieses Krieges gefallen sind, geplündert, verwüstet und abgebrannt haben, ja selbst ganze Dörfer und Kirchen, wie bereits in meinem Schreiben vom 12. ds. Mts. angeführt, und nach diesem Datum das Dorf Ermelo auf dieselbe Weise behandelt worden ist.

Das Zerstören von Eisenbahnen und Telegraphen geschieht auf meine Instruktion und ist völlig nach den Kriegsgesetzen erlaubt.

Daß Gesetzlosigkeit besteht, und daß die Vormannen (Führer) des Volkes allein für die Fortsetzung dieses Streites verantwortlich sind, sind ebenso unbegründete Anschuldigungen, zumal noch immer in allen Landesteilen gesetzlich konstituierte Gerichtshöfe bestehen und auch, wenn die Führer wegfallen sollten, das Volk selbst fest entschlossen ist, auszuharren in seinem Streit für Freiheit und Recht.

Es ist mir unverständlich, wie Ew. Exzellenz die Bürger, die noch im Felde stehen, für die Kosten des Unterhalts von Frauen und Kindern, die gegen ihren ausdrücklichen Willen und ungeachtet meiner früheren Proteste auf Ew. Exzellenz Instruktion mit Gewalt aus ihren Wohnungen weggeführt sind, nach Verbrennen und Plünderung ihrer Häuser, aller ihrer Lebensmittel und Habe, einschließlich ihres Geldes will verantwortlich machen können.

Da die Ausführung solcher Androhungen im Widerstreit mit allen Prinzipien aller zivilisierten Kriegsführungen sein würde, so protestiere ich hiermit dagegen.

Wie Ew. Exzellenz behaupten kann, daß ein Volk, das für seine Unabhängigkeit streitet, zwecklos kämpft, begreife ich nicht.

Als ferneren Beweis, weshalb der Krieg von den beiden Republiken noch fortgesetzt wird, lege ich zu Ew. Exzellenz Information eine Abschrift bei von dem gemeinsamen Beschluß beider Regierungen am 20. Juni 1901, mit dem das Volk bekannt ist und mit dem es völlig übereinstimmt.

Das von Ew. Exzellenz behauptete nutzlose Fortsetzen von Blutvergießen kann zu jeder Zeit durch Ihre Regierung zum Stillstand gebracht werden, durch die Anerkennung des Rechts unseres Bestehens als ein freies und unabhängiges Volk.

Ich habe die Ehre zu sein Ew. Exzellenz

D. W.

Louis Botha

Kom.-General der Z. A. R.

Die Proklamation von Kitchener lautete folgendermaßen:

Nr. 17 von 1901 (Aktenzeichen).

Proklamation.

Seiner Exzellenz Baron Kitchener von Khartum, G. C. B., G. C. M. G. Oberbefehlshaber Seiner Majestät Truppen in Süd-Afrika, Hoher Kommissionar (High Commissioner) von Süd-Afrika und Administrator von Transvaal u. s. w. u. s. w.

Da der ehemalige Oranje Freistaat und die Südafrikanische Republik annektiert sind, und da ferner Seiner Majestät Truppen seit geraumer Zeit in Besitz des Sitzes der Regierung beider genannten Grundgebiete, der öffentlichen Bureaus und des ganzen Verwaltungsapparats, ebenso auch der vornehmsten Städte und aller Eisenbahnen sind,

da ferner die große Mehrheit der Bürger der ehemaligen Republiken 35000 an der Zahl, ausschließlich jener, die im

Kriege gefallen sind, jetzt kriegsgefangen sind oder sich Seiner Majestät Regierung unterworfen haben und jetzt in Städten oder in Lagern unter der Obhut Seiner Majestät Truppen friedlich wohnen, und auch die Bürger der ehemaligen Republiken, die jetzt noch unter den Waffen gegen Seiner Majestät Truppen, nur gering sind, sodann fast alle ihre Kanonen und Kriegsmaterial verloren haben, nicht gehörig militärisch organisiert und deshalb nicht imstande sind zu regelrechter Kriegsführung oder irgend einen organisierten Widerstand gegenüber Seiner Majestät Truppen in irgend einem Teil des Landes zu leisten,

da sodann die Bürger, die jetzt noch unter den Waffen sind, obgleich nicht imstande zu regelrechter Kriegführung, fortfahren, kleine Posten und Abteilungen Seiner Majestät Truppen anzufallen, zu rauben und Eigentum zu zerstören und die Bahn- und Telegraphenlinien sowohl in der Oranjeriver-Kolonie als in Transvaal und in anderen Teilen Seiner Majestät Südafrikanischen Besitzungen zu beschädigen,

da ferner das Land auf diese Weise in Aufregung gehalten und die Wiederaufnahme von Landbau und Industrie gehemmt wird,

da ferner Seiner Majestät Regierung beschlossen hat, einem Zustand ein Ende zu machen, der nutzloses Blutvergießen und Verwüstung des Landes und den Ruin der großen Mehrheit der Bevölkerung verursacht, die in Frieden zu leben wünscht, um für sich und ihre Familien Brot zu verdienen,

da ferner es gerechtfertigt ist, gegen diejenigen, die noch Widerstand leisten, Schritte zu unternehmen und besonders gegen die Personen, die infolge ihrer einflußreichen Stellung verantwortlich sind für das Fortdauern des gegenwärtigen Zustandes der Gesetzlosigkeit, und die ihre Mitbürger anspornen, hoffnungslos Seiner Majestät Regierung Widerstand zu leisten fortfahren:

So ist es, daß ich, Horatio Herbert, Baron Kitchener von u. s. w. im Auftrag Seiner Majestät Regierung proklamiere und bekannt mache, wie folgt:

Alle Kommandanten, Feldkornetts und Vormänner bewaffneter Banden, welche Bürger der gewesenen Republik sind und noch immerfort Seiner Majestät Truppen in der Oranje-river-Kolonie und Transvaal oder in einem sonstigen Teile Seiner Majestät afrikanischen Besitzungen, und alle Mitglieder der Regierungen des gewesenen Oranjefreistaats und der gewesenen Südafrikanischen Republik sollen, wenn sie sich nicht vor dem 15. September 1901 übergeben, für alle Zeit aus Süd-Afrika verbannt werden. Die Unkosten für den Unterhalt der Familien aller Bürger, die dann noch im Felde sind und sich nicht vor dem 15. September 1901 werden übergeben haben, sollen aus ihrem beweglichen und unbeweglichen Vermögen in den beiden Kolonien bestritten werden.

Gott schütze den König.

Gegeben von meiner Hand in Pretoria, am 7. August 1901.

Kitchener
General

Hoher Kommissär von Südafrika.

Onverwacht, den 27. August. Auf der nächstgelegen Farm ist eine Frau, die von den Engländern kam, bei ihrem Mann zum Besuch. So ganz vertrauenerweckend sah mir die Frau nicht aus, und da auf den Mann Siebert auch nicht gerade großer Verlaß ist, so wird es schon an einem der nächsten Tage so kommen, daß er plötzlich verschwindet und zu den Engländern überläuft.

Trotz dieser Voreingenommenheit gebe ich der Frau aber doch einen Brief mit — der Krieg zwingt einem Kompromisse auf — weil es ein Geburtstagsbrief für meine Mutter ist, den die Frau mir besorgen soll. Den Brief habe ich so gefaßt, daß er eine englische Zensur passieren kann. Kommt der Brief zur Besorgung, dann muß er gerade zum Geburtstag meiner Mutter Ende September ankommen.

Den 31. August. Seit gestern ist die Parole wiederum Flüchten. Der alte etwas über 70 Jahre alte Brink soll einen

ſchweren Schuß durch den Arm bekommen haben, beſonders ſchlecht ſoll es um einen ſehr wohlbeleibten Buren ſtehen, der wegen ſeiner Fettleibigkeit keinen Kommandodienſt tun konnte und jetzt einen ſchweren Bauchſchuß erhielt. Um ſicher zu gehen, mache ich mich mit Sonnenuntergang auf den Trekk. Allein. Mein bewährter Führer Emil van Zwyl hat mich verlaſſen, weil er es nicht anſehen kann, daß das engliſche Kamp in Ruhe gelaſſen werden ſoll. Mit einem andern zuſammen macht er auf eigene Hand einen Nachtanfall auf das Kamp, deſſen Hauptzweck iſt, das Lager und namentlich die Pferde im engliſchen Kamp zu beunruhigen, daß ſie ſich von ihren Stöcken losreißen und das Weite ſuchen, damit er ſie hinterher einfangen kann.

Wären alle Buren wie Emil van Zwyl, dann hätte England einen ſchweren Stand. Außer einem guten Schützen und guten Reiter iſt er ſtets im Gelände orientiert, auch wenn rabenſchwarze Nacht iſt, und ein geſcheiter Kopf. Eine Krankenſchweſter kann nicht ſchonender mit ihren Patienten umgehen, als wenn ich ſeine Hilfe bei meinen Kranken nötig habe. Mit Vorliebe nennt er ſich einen Baſtard-Deutſchen, weil der Vater ein Deutſcher, die Mutter eine Burin war.

Den 1. September. Die Nacht war ungeſtört vorübergegangen, ein heiterer friedlicher Sonntagmorgen war es, als ich mein Pferd ſatteln ließ, um mich nach den Engländern umzuſehen. Wie ich nach den Engländern Umſchau halte, ſtoße ich auf zwei Buren. Sie erkennen mich nicht, ich reite ſtracks auf ſie zu, da ergreifen ſie das Haſenpanier. Wie ſie nachher ſagten, hätten ſie auf mich ſchießen wollen, da aber ihre Pferde unklar geworden, ihr Heil in der Flucht geſucht.

Den 2. September. E. van Zwyl hat zuſammen mit einem einzigen anderen Buren vorgeſtern ein engliſches Kamp die ganze Nacht hindurch beunruhigt. Van Zwyl zeigte mir, wo er auf die engliſche Wache geſtoßen war. Haufen von abgeſchoſſenen Patronenhülſen lagen da, in einem Haufen zählte ich 62 Stück, ſo viele mochte ein einzelner Mann verſchoſſen haben.

Wo ich die Nacht zuvor kampiert hatte, haben die Engländer die letzte Nacht geschlafen, so springt der eine um den andern herum. Auf dem Lagerplatz eine Menge englische Zeitungen aufgefunden. Da höre ich mal wieder etwas von draußen. Ich richte mich wieder auf Onverwacht ein.

In den englischen Zeitungen ist viel von angeblichen Verstößen der Buren gegen das Kriegsrecht die Rede. So sollen die Buren bei Blakfontein in der Kapkolonie die englischen Verwundeten ermordet haben und außerdem zwei englische Offiziere erschossen haben, weil sie sich geweigert hätten, zu zeigen, wie die in jenem Gefecht genommenen englischen Geschütze zu bedienen gewesen wären, als wenn die Buren das nicht ganz allein herausgekriegt hätten, wie englische Geschütze zu bedienen sind. An anderer Stelle ist der Brief eines Tommy veröffentlicht, in dem es heißt: „Nach einem Gefecht bei Olifantsrivier" — hier ganz in der Nähe, dabei fast einer von meinen Leuten gefangen wäre — „machten die Buren einige Gefangene, auch die Verwundeten mitsamt dem englischen Arzt fielen den Buren in die Hände. Darauf schickten die Buren einen Parlamentär mit der weißen Flagge und drohten, falls die Engländer nicht aufhörten mit ihren Kanonen zu schießen, würden sie alle Gefangenen, auch die Verwundeten und den Arzt, ermorden."

Solche unglaublichen Lügen drucken die englischen Zeitungen ab. Es ist mir aber mehr als zweifelhaft, ob solch ein Brief überhaupt jemals der Zeitungsredaktion vorgelegen hat. Mir kommt vielmehr der Gedanke, daß die War Office in London und die Kriegspartei in England befürchten, daß die Sympathien für den Feind zu sehr wachsen, und daß dem nicht erfolgreicher entgegengearbeitet werden kann als durch eine verlogene Presse. Ferner berichten die Zeitungen, daß vielfach in der Kapkolonie gefochten wird, daß überall Burenkommandos auftauchen, daß Murrays Burg im Besitz der Buren ist.

Onverwacht, den 9. September. Heute wurde mir ein Bur mit Verrenkung des Hüftgelenks ins Hospital gebracht. Der Verletzte war von jenseits der Bahnlinie gekommen, um

die von Louis Botha geplante Unternehmung gegen Natal mitzumachen. Nachts, als er mit zwei Kameraden die Bahn passiert, werden sie stark beschossen, sie drücken ihren Pferden die Sporen ein, da tritt sein Pferd fest in eines der vielen Erdschweinlöcher. Er saust vom Pferd herunter, damit aber nicht genug, sein Pferd stürzt auch und fällt ihm auf die Hüfte. Er bleibt liegen und kann nicht weiter, das Pferd geht hoch und rennt den andern beiden Reitern nach. Sobald die Engländer von der Bahn her das Schießen einstellen, kommen die beiden anderen zurück, finden ihn und wollen ihn aufs Pferd setzen, das sie wieder eingefangen haben. Aber der Unglückliche kann sich nicht recht oben halten, er kann das rechte Bein nicht zum Schluß bringen, er „waait", weht und pendelt hin und her. Im Schritt müssen sie reiten, kommen aus dem Kugelbereich heraus und als sie auf ein Haus stoßen, bringen seine Kameraden ihn dort unter und halten Wache bei ihm. Am folgenden Tag wird zu mir „um Medizinen" geschickt, da ich aber aus dem Bericht entnehmen konnte, daß mit Medizinen der Oberschenkel nicht in seine Gelenkpfanne zurückgleiten würde, vielleicht war es auch ein Knochenbruch, so wurde er mir heute ins Hospital gebracht.

Der Versuch, den Oberschenkel ohne Narkose einzurenken, glückte nicht, nachher in Chloroform-Narkose schnappte er schnell ein. Zum Glück besitze ich noch Chloroform, sogar mehrere Flaschen, es ist ein englisches Präparat aus Edinburgh. Der Glasstöpsel ist so fest eingelassen, daß ich den Flaschenhals meistens abschlagen muß, und doch ist trotz des dichten Verschlusses kaum die Hälfte des ursprünglichen Inhalts in den Flaschen noch vorhanden, das übrige hat sich verflüchtigt. Merkwürdigerweise sind die Originalflaschen weiß, während bei uns in Deutschland das Chloroform in braunen Gläsern aufbewahrt wird.

Onverwacht, den 10. September. So vielseitig auch meine ärzliche Praxis ist, so wurde ich in dieser Nacht zum erstenmal zu einer Entbindung gerufen. Doch als ich anlagte, war die

Geburt schon zu Ende und ein kleiner Bur mehr auf der Welt, und der soll, das sprach die Mutter gleich aus, in 14 Jahren mit den Engländern weiter fechten.

Nachmittags wurde ich zu dem 79jährigen Vater vom Kommandanten Alberts gerufen. Nach viereinhalbstündiger Fahrt war ich dort, auf dem Platz Höningfontein. Ich traf die Familie gerade bei der Abendandacht. Erst sollte ich essen, dann konnte ich den Alten untersuchen.

Las abends bei trüber Fettlampe die Kopie des Briefes des Präsidenten Steijn, der die Erwiderung auf einen Brief Lord Kitcheners und dessen Proklamation enthält. Die Antwort ist am 15. August 1901 an Lord Kitchener abgegangen. Der Brief ist in entschiedenem Ton gehalten, ist aber fast ohne Schärfe. Steijn weist die Behauptung als haltlos zurück, daß Transvaal den Krieg vom Zaun gebrochen habe, macht auf das Defensiv-Bündnis des Oranje-Freistaats mit Transvaal aufmerksam und widerlegt Kitcheners Behauptung, daß die Sache der Buren heute schlechter stehe als je zuvor, indem er den englischen Heerführer auf den guten Fortgang der Burensache in der Kapkolonie hinweist. Am Schluß erklärt Steijn, daß er jederzeit bereit sei, mit Lord Kitchener in Unterhandlung zu treten. Von vornherein würde aber, so schreibt er, jedes Unterhandeln zwecklos sein, wenn nicht die Unabhängigkeit der Republiken garantiert und außerdem den Kapkolonisten, die für die Buren die Waffen aufnahmen, Amnestie gewährt würde.

Sehr kurz war de Wets Antwort auf das Schreiben und die Proklamation von Lord Kitchener:

„Exzellenz!

Ich bestätige den Empfang Ihres Schreibens mit beiliegendem Exemplar Ihrer Proklamation vom 7. August 1901. Ich und meine Offiziere geben Ew. Exzellenz die Versicherung, daß wir nur ein Ziel kennen, für das wir kämpfen, und das ist unsere Unabhängigkeit, die wir nie und nimmer preisgeben können!"

Den 11. September. „Helle het all vele plane geprobeer, nu het helle e nieuwe plan gevaat, ons boere te vang", „Sie haben schon viele Pläne ausprobiert, jetzt haben sie einen neuen Plan gefaßt, um uns Buren zu fangen", so höre ich auf dem Rückweg von Höningfontein. Man baut ganz in der Nähe ein Blockhaus. Es sollen nur 38 Engländer, 30 Fußgänger und acht Pferdereiter sein, die das Blockhaus machen. Ich wollte es gar nicht glauben, wie man so leichtsinnig sein und diese Handvoll Engländer da so unbehelligt gewähren lassen könne. Denn ganz offenbar bedeutet dieses eine Blockhaus eine ganz neue Methode der englischen Kriegführung, dem einen Blockhaus werden bald mehrere folgen und dann werden die Engländer ins Werk setzen, was ich als Engländer schon längst zur Ausführung gebracht hätte. Sie werden in dem sozusagen unbestrittenen Burengebiet Stützpunkte schaffen, um sie als Operationsbasen für fernere Unternehmungen gegen uns zu benutzen. Ich hielt deshalb auch nicht an mich, dem Kommandanten Vorwürfe zu machen, daß noch nichts an diesen paar Engländern getan sei und sagte, wenn man so weiter machte, so solle man nur Frieden machen, dann wollten wir nach Hause gehen. Der Kommandant wußte keine rechte Entschuldigung anzuführen, ich gewann ganz den Eindruck, daß man hier gleichgültig und stumpf ist. Von Leichtsinn bleibt bei der langen Dauer des Krieges keiner gänzlich frei, aber dies geht doch zu weit.

Morgen bei Tagesanbruch sollten endlich die Engländer ausgehoben werden, doch da kommt, während ich noch da bin, von General Piet Viljoen die Order zu einem Scheinmanöver in Richtung Pretoria. Es erging diese Order auf besonderen Befehl Bothas, der jetzt auf dem Zuge nach Natal begriffen ist. Durch Scheinmanöver sollen die Engländer hier festgehalten und irregeleitet werden, damit sie nicht zu früh von der Unternehmung unseres Generalissimus Wind bekommen. Als ganz besondere Vergünstigung erhielt ich heute vom Feldkornett drei Hände voll Salz geschenkt.

Den 11. September. Heute morgen zu meiner Ambulanz zurückgekehrt, mußte ich gleich weiter nach dem Distrikt Ermelo. Da Dr. Albrecht, Dr. Juriaanßen und Dr. Leitz den Kommandant General auf seiner Expedition begleiten, so dehnt sich meine Praxis jetzt auf die Bezirke dieser drei Herren aus, d. h. in dem ganzen Winkel zwischen Delagoabai und Natal-Bahnlinie bin ich der einzige verfügbare Arzt.

Erst mußte ich aber noch Pferdemedizin zusammenbrauen. In letzter Zeit leiden die Pferde der Kommandos von Feldkornett Pretorius und Feldkornett Botha, namentlich des letzteren sehr an Durchfall. Wie ich das schon bei meinen Pferden beobachtet habe, scheinen die Tiere große Mengen von Kaffernkorn nur schlecht zu vertragen, das wird aber gerade jetzt sehr viel verfuttert.

Ein ganz wirksames von den Buren erprobtes Mittel ist es, den Tieren aus einer langhalsigen Flasche eine starke Salzlösung einzugießen. Bedingung ist, daß die Pferde hinterher festgemacht werden, so daß sie nicht ans Wasser kommen können. Da aber Salz nicht mehr da ist, so giebt es für die kranken Pferde dies Heilmittel nicht mehr; statt dessen bekommen sie von mir eine Tannin-Opium-Mixtur. — Unterwegs ausgespannt bei einem ausgebrannten Haus, einer Hütte, die weder Türen noch Fenster besaß. Gleichwohl wurde dieses Haus bewohnt von einer Frau mit einer Reihe von Kindern. Die Frau war allein, ihr Mann macht den Zug nach Natal mit. Nicht nur äußerlich machte die Hütte solch einen jämmerlichen Eindruck, darinnen war auch nichts; nicht einen Stuhl oder Bank, nicht eine Holzkiste hatte die Frau da, was sie uns als Sitzgelegenheit anbieten konnte. Alles Holz haben die Engländer in diesem holzarmen Lande verbrannt. Nachdem man sich einen eisernen Topf umgedreht hatte, konnte man sitzen, oder man mußte sich im Haus, wie man es draußen am Feuer tut, in die Hocke niederlassen. Nach einiger Zeit kam hier ein Mann vorbei mit Rapport von General Botha. Louis Botha, so erzählte der Mann, soll 2000 Mann bei sich haben, ein für unsere Begriffe

ganz erstaunlich starkes Kommando. Die Stimmung bei den Kommandos soll sehr „aufgeräumt" sein. Hoffentlich gibt es da einen durchschlagenden Erfolg. Die Zeit wird es lehren.

Spät abends langte ich bei dem Kranken an, der sich vor Schmerzen nicht zu bergen wußte. Hier war nun tatsächlich ein Haus, das aus dem allgemeinen Ruin gerettet war. Erst ein einziges Mal hatte die Farm Engländer gesehen, damals als das Sengen und Brennen bei den Engländern noch nicht Mode war.

Onverwacht, den 14. September. Als ich gestern zu meiner Ambulanz zurückkehrte, wartete schon wieder eine Anzahl Patienten auf mich, zum Glück brauchte ich nicht weiter. Endlich habe ich heute wieder Schlachtgut erhalten, 10 Schafe; damit sie mir nicht verloren gehen können, erhalten sie als Zeichen der Zugehörigkeit zur Ambulanz ein rotes Kreuz vor die Stirn gemalt. Einen Patienten, der an einem Fuß Krüppel ist, setze ich als Schafwächter ein, ob der nun geschlafen hatte, mittags kam er aus dem Feld zurück und meldete, daß alle Schafe fort seien.

Den 15. September. Wurde zu der schwer leidenden Frau van Wijk gerufen. Für die völlig hilflose, wassersüchtige Frau war nur ein junges Mädchen zur Pflege da. So schrieb ich denn dem Commanding officer of British forces at Heidelberg einen Brief, der vom Kommando aus zum englischen Vorposten gebracht wurde, und bat, daß es den beiden in englischer Gefangenschaft befindlichen verheirateten Töchtern erlaubt werden möchte, herauszukommen und ihrer Mutter behilflich zu sein. Zugleich bat ich um ein mir für die Kranke sehr notwendiges chirurgisches Instrument.

Auf dem Rückwege blieb ich die Nacht in einem Hause, wo ich mehrere Patienten hatte. Ich bekam für die Nacht sogar eine Matratze, wurde dafür aber so sehr von Flöhen geplagt, daß ich erst spät einschlief.

Den 16. September. Bei dem Jungen mit Oberschenkelbruch mußte ich einen neuen Expansionsverband anlegen, der

andere war losgegangen. Heftpflasterstreifen habe ich nicht mehr. Ich konnte mir aber sehr gut helfen, indem ich einen Zügel mit nassen Leinwandbinden in Spiraltouren um den Schenkel herumlegte, diese dann mit Kreistouren von Binden fixierte. Der Verband hält gut, so daß ich schon gleich Gewichte anhängen konnte.

Den 20. September. Meine Leute haben nach langem Suchen Tabak ausfindig gemacht. Acht Rollen, von denen jede mindestens fünf Kilo wiegt, haben sie mitgebracht; sie bezahlten acht Pfund. Ein Vorrat auf lange Zeit!

Wir leben jetzt in gespanntester Erwartung, was der Kommandant General in Natal erreichen wird. Heute hörten wir, vor Überschreiten der Natalgrenze habe General Botha die strikte Order gegeben, kein Haus in Natal zu verbrennen, keine Privatpersonen zu molestieren und nichts fortzunehmen ohne ausdrückliche Order.

Bei dem trüben Schein der Fettlampe las ich heute Nansens „Durch Nacht und Eis" zu Ende, irgendwo unterwegs ist mir das einmal in die Hände gefallen. Wenn man jetzt so ein Buch liest, vergleicht man immer die eigene Lage mit den Lagen, wie sie in solchen Büchern geschildert werden. Den Vorzug hatte Nansen vor uns, er hatte einen sicheren Zufluchtsort, sein mit allem Komfort ausgestattetes Schiff. Dunkel liegt vor uns die Zukunft.

Den 21. September. Von den verirrten, mit rotem Kreuz gezeichneten Ambulanzschafen erhielt ich heute zwei Stück zurück.

Mit Dumont besprach ich einen schon längst gehegten Plan.

Voraussichtlich bleibt es hier in der nächsten Zeit ruhig; die Engländer werden, wenn sie erst Genaues über Bothas Zug in Erfahrung gebracht haben, ihr ganzes Schwergewicht auf Natal verlegen und uns die Zeit ungeschoren lassen. Da gedenke ich denn, mich mit meinen fünf Ambulanzleuten auf die Landwirtschaft zu verlegen und Mais zu bauen. Denn wie lange der Krieg noch dauern wird, ist gar nicht abzusehen, und überall

gehen die Maisvorräte schnell zu Ende. Dann kann ich die Ambulanz aus eigenen Mitteln erhalten. Außerdem hat es das Gute, daß meine Leute regelmäßige Arbeit haben. So wie es jetzt um sie steht, wird ein Menge Zeit totgeschlagen. Grund und Boden will mir Emil von Zwyl gegen ein Drittel des zu erwartenden Ertrages abtreten. Die Landwirtschaft soll auf meine Rechnung geführt werden. Vernichten die Engländer die Saat, so machen sie sich einer Schädigung der Interessen eines deutschen Staatsangehörigen schuldig. Im Falle der Krieg vor der ersten Ernte zu Ende gehen sollte, sollen zwei Drittel der Erträgnisse den Ambulanzleuten anheimfallen.

Den 24. September. Pferde und Maultiere „plagen" jetzt sehr, d. h. sie laufen des Nachts fort. Hat man sie dann am Morgen fernab gefunden, so setzen sie sich in Trab, um noch weiter durchzubrennen, oder sie verstehen den Kopf dem, der sie sucht, so zuzuwenden und ein so unschuldiges Gesicht zu machen, als wenn sie sagen wollten: es ist doch nichts passiert?

Gestern wurde ich weithin gerufen, zu einem älteren Mann; in der ganzen Nachbarschaft kein Mensch. — Unter den eingestürzten Mauern eines verbrannten Hauses haben die Söhne ihren Vater, mit dem sie zusammen auf Kommando sind, notdürftigst untergebracht und halten Wache bei ihm. Sie sind ganz allein, vier Mann. Der Kranke liegt in einem engen Raum, der früher als Vorratskammer gedient hat, von oben ist er durch Zinkblechplatten gegen Regen geschützt, aber an den rauchgeschwärzten Wänden rieseln die dicken Regentropfen herunter. Draußen regnet es. Es ist völlig dunkel in dem Raum, kein Fenster oder eine Fensteröffnung; durch den verkohlten Türrahmen gelangt man hinein. Erst als Licht gemacht wird, sehe ich etwas. Licht ist aber nicht gleich da. Die Tiere, die wir jetzt schlachten, sind sehr mager, lange dauert es, bis die Söhne von ihrer Fleischportion das Fett heruntergesucht haben. Das Fett wird über dem Feuer gebraten, dann auf den Blechdeckel einer herumliegenden Konservenbüchse ausgegossen. In das Fett wird ein Stück trockener Kuhmist eingetunkt, das dient

als Docht, und so ist die Fettlampe fertig, der Raum erhellt. Der Kranke liegt da in seinen Decken am Boden und krümmt sich vor Schmerzen. Nach den Regentagen der letzten Zeit sitzt ihm der Rheumatismus in allen Gliedern. Der Unterbringungsort ist für solch ein Leiden gewiß nicht der günstigste, aber wo sollten die Söhne sonst hin mit ihrem Vater? Das Ding hat doch von oben ein Dach, so kann es doch wenigstens von oben nicht hereinregnen oder doch nur zuweilen, wenn der Wind das Dach zu sehr lüftet, der die Zinkplatten, die auf angekohlten Dachsparren ruhen, auf und niederwiegt. Außer von seinen Schmerzen ist der Vater noch sehr bedrückt über den Tod seines Sohnes, der vor kurzem gefallen ist. Zwei Söhne hat ihn der Krieg schon gekostet und — das füge ich hier nachträglich zu — als der Krieg zu Ende war, da waren noch zwei andere Söhne tot.

Auf dem Rückweg ritt ich bei dem Kommando vor, um meinem Herzen Luft zu machen. Es war da nämlich eine Frau aus der englischen Linie zu uns herausgekommen, die hier absolut nichts zu suchen hat! Erstmals hat ihre ganze Familie mit Ausnahme eines Bruders gehändsuppt, und dann sprechen zu viel Umstände dafür, daß die Frau herausgekommen ist, um irgend etwas auszukundschaften. Was das ist, wird man nicht gewahr. Selbstverständlich gab die Frau einen Grund an, und der ist, daß sie gekommen ist, um von ihrer kürzlich verstorbenen Mutter die Kleider, die auf einer Farm vergraben liegen, auszugraben! In den Konzentrationslagern gibt es Kleider genug. Das Tollste dabei ist jedoch, daß der Kommandant ausdrücklich befohlen hatte, die Frau sofort zur englischen Linie zurückzuschicken, aber der ihm unterstellte Offizier, sonst ein sehr vernünftiger, bedachtsamer Mann, läßt sich durch die Frauentränen rühren, die ein Krokodil ebenso gut hätte weinen können.

Den 27. September. Die Pferde sehen jetzt so schlecht aus, daß ich meine Kranken besser mit dem Maultierwagen besuche. Bin schon wieder zwei Tage unterwegs.

Als ich auf dem Platz Springbocklaagte ausspannte, erzählte mir der sehr alte Coetzee viele traurige Geschichten von seiner Familie. Was er sagte, hatte er von seiner Tochter, die vor einigen Tagen aus dem englischen Kamp gekommen war. Zwei verheiratete Töchter mit zusammen neun Kindern sind im Konzentrationslager, oder wie die Engländer die noch immer nennen, im Refugeekamp an Masern gestorben, auch sonst noch viele aus seinem Verwandten- und Bekanntenkreise. Da ist es denn gar nicht verwunderlich, daß die Buren es sich bei dem großen Sterben in den Konzentrationslagern nicht ausreden lassen, daß die englischen Ärzte ihren Burenpatienten Gift geben, „um auf die Manier die Burennation auszurotten". Vielfach sollen die englischen Ärzte den Burenpatienten „gepulvertes Glas" eingeben. Das „gepulverte Glas" wird nun wohl nichts anderes sein als irgend ein Pulver zum Einnehmen, aber ihrem Mißtrauen das Gift auszureden ist vergebliches Bemühen, weil sie immer wieder mit dem Argument hervorkommen, daß die Sterblichkeit eine so sehr große sei. Meines Erachtens ist der Grund für die erschreckend große Sterblichkeit in den ganz unzureichenden äußeren Verhältnissen in den Konzentrationslagern zu suchen.

Den 28. September. Früh weitergefahren zu General Piet Viljoen nach dem Platz eines Matton. In der Nähe traf ich die Artillerie unter dem Kommando von Major Pretorius. Geschütze gibt es aber nicht mehr bei der Artillerie.

Bei General Viljoen war gerade der alte Abraham Pretorius eingetroffen, der von der Regierung zurückkam, die jetzt in der Nähe von Piet Retief, also 24 Reitstunden von hier ihr ambulantes Dasein führt. Pretorius brachte Geld von der Regierung, 1600 £, davon 50 £ hartes Geld, das übrige in Pietersburg-Noten, Bluebacks. Auch erstattete er den offiziellen Rapport über den ersten Zusammenstoß des Kommandant-General mit den Engländern am Blutrivier an der Natalgrenze. Der Rapport des Generals lautet:

Oorlogsbericht.

Distrikt Utrecht, den 18. September 1901.

Gestern stießen wir hier auf den Feind und durch die Güte Gottes, unseres Vaters, gelang es uns, das Klumptje von 300 Mann, das unvermutet auf uns abkam, in die Pfanne zu hauen. Wir nahmen ungefähr 200 kriegsgefangen, darunter waren 18 Offiziere einschließlich des befehlführenden Offiziers, Major Gough, während ungefähr 90 getötet oder verwundet wurden. Einigen, die schon während des Gefechts flüchteten, gelang es, zu entwischen und sich mit einer Macht, die bei Rooikoppen sichtbar war, zu vereinigen. Auch machten wir Beute: zwei komplette Armstrong-Kanonen mit ungefähr 250 Bomben und auch ein Handmáxim auf Rädern. Ich denke, daß wir zum mindesten 30000 Lee-Metford-Patronen erbeuteten, ebenso etwa 280 Gewehre und ungefähr 280 Pferde. Die Pferde sind jedoch nicht in guter Kondition. Auf unserer Seite fiel ein Bürger, Salomon Maritz, und drei wurden leicht verwundet.

NB. Eine Sammlung von Originaldepeschen mit Kriegsberichten aus früherer Zeit haben mir die Engländer leider in Pretoria weggenommen.

Ein neuer Erlaß der Regierung fordert den Landdrost in einem jeden Distrikt auf, in jedem Wyk eines Distrikts eine Kommission von drei vertrauenswürdigen Männern zu ernennen, um durch diese Kommission den Schaden festzustellen, der durch die britischen Truppen dem Besitztum der Kriegsgefangenen, der Händsupper und der noch im Felde stehenden Buren zugefügt worden ist.

Dieser Erlaß gibt zu denken. Denn handelt es sich nicht um ein Scheinberuhigungsmittel für die Bürger, daß der erlittene Schade registriert werden soll, um später vergütet zu werden, so legt er den Gedanken nahe, daß die Regierung Material sammelt, das für einen eventuellen baldigen Friedensschluß zu einer Unterlage für die Friedensverhandlungen dienen

soll, und daß wir einem baldigen Frieden um etwas näher gerückt sind.

Vor einiger Zeit, da der Mangel am nötigsten ärztlichen Material unerträglich wurde, hatte ich eine Liste der nötigsten Sachen dem General eingeschickt. Der wollte bei den Engländern um solche Sachen nachsuchen. Lord Kitchener hatte ihm das früher zugesagt. Auf diese Anfrage war nun die folgende abweisende Antwort von Kitchener zurückgekommen.

Hauptquartier Süd-Afrika.

Pretoria, 18. September 1901.

Sir!

In Beantwortung Ihres Schreibens vom 11. dieses Monats habe ich die Ehre, Ihnen zu eröffnen, daß solange, als Sie nicht das unsoldatische Handeln Ihrer Leute, die die Eisenbahnzüge zum Verunglücken bringen (the unsoldierlike aktion of Jour trainwreckers), als einen Verstoß anerkennen, als etwas, was durchaus gegen alle anerkannten Regeln zivilisierter Kriegführung ist, ich Ihnen keine weitere Unterstützung zukommen lassen kann und Ihre Sanitätsoffiziere mit den gewünschten Instrumenten und Medikamenten versehen. Ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie den Kommandant-General davon in Kenntnis setzen würden.

Ich habe die Ehre usw."

Das soll wohl wieder ein „bluff" sein, als wenn die Buren eine Kritik seitens der Engländer nötig hätten.

Daß die Engländer das selbst nicht glauben, fand ich im „Daily Graphic" vom 16. November 1901 veröffentlicht, wo die Sache nach allen Seiten hin erörtert wird.

Lord Kitchener sagt:

„Obgleich man zugeben muß, daß das Unterminieren von Eisenbahnschienen und das Entgleisenlassen von Eisenbahnzügen in keiner Weise gegen den Kriegsbrauch verstößt, wenn ein bestimmter Zweck damit verfolgt wird, so ist es unmöglich, derartiges sinn- und zwecklose Handeln, das durchaus keinen

Effekt auf den allgemeinen Lauf der Operationen hat, für etwas anderes als mutwilliges Morden anzusehen."

Eine furchtbare Torheit hatte nun der Empfänger von Kitcheners Brief vom 11. September begangen. Obwohl gar kein Anlaß zur Beantwortung war, hatte derselbe mit einem langen Brief geantwortet, und daß er und nicht der Kommandant-General antworte, damit begründet, daß der Kommandant-General im Augenblick sehr weit entfernt sei und noch längere Zeit fort bleiben würde! — Ich sah dort auch den Kapitän Naude, der mit einem Kommando von 30 Mann Verbindung mit Personen in Pretoria unterhält. Die Leute tragen sich alle nach englischer Manier usw. Der Kapitän scheint schon etwas gerieben zu sein — ob er aber erste Quellen aufsuchen kann, ist mir zweifelhaft. Ich sprach ihn noch allein. Er ist auf ein baldiges Ende des Krieges gefaßt, erwähnt auch, daß in Europa Verwickelungen bevorstehen zwischen England einerseits und Frankreich und Rußland andererseits. Ich glaube das nicht.

Onverwacht, den 4. Oktober. Bei E. van Zwyl beläuft sich der von der Kommission berechnete Schade auf 1900 £, bei N. van Zwyl auf 1100 £. Bis jetzt war ich noch nicht in der Lage bei einer kompetenten Persönlichkeit in Erfahrung zu bringen, wozu das geschieht, und wer für den Schaden aufkommen wird.

Von Predikant Bürger aus Middelburg hörte ich als verbürgte Tatsache, daß von 12000 in den englischen Konzentrationslagern in Middelburg zurückgehaltenen Buren, Frauen, Kindern und Männern in zweieinhalb Monaten nicht weniger als 789 Personen gestorben sind. Auf das Jahr macht das eine Mortalitätsziffer von mehr als 31 Prozent.

Onverwacht, den 15. Oktober. Pferde gibt es einstweilen noch genug. Heute kam ein großer Trupp durch. Die Pferde kommen aus dem Pferdedistrikt Ermelo, wo die Regierung fast das gesamte Pferdematerial gegen Gutscheine übernommen hat. Die Pferde sind für das Buschfeld bestimmt. Meistens sind es

trächtige Stuten. Das Flüchten scheint sie sehr mitzunehmen, überall im Feld stößt man auf abgeworfene, zu früh geborene Füllen, die auf der Flucht elendiglich umkommen, und was noch schlimmer ist, ein großer Teil der Muttertiere geht leider auch ein, so daß wahrscheinlich nicht viel Tiere übrig bleiben werden.

Diese Fluchtkommandos waren üble Vorboten, denn am nächsten Tag sahen wir uns von nicht weniger als drei englischen Kamps umgeben, das eine auf dem Platz von Piet Nieuwenhuis, uns am nächsten, nicht ganz eineinhalb Reitstunden von hier, das andere auf Cromdrai und das dritte in der Nähe von Bethal. Da blieb mir gar nichts anderes übrig, als auch mit Sack und Pack zu flüchten. Was ich nicht mitnehmen konnte, versteckte ich im Garten im Busch. Wir hatten einige fette Schweine auf der Farm herumlaufen. Mit auf die Flucht nehmen konnten wir sie nicht, wir mußten sie zurücklassen, und um nun doch etwas zu haben, entschlossen wir uns schnell, das fetteste davon zu schlachten. Die Wagen hatte ich zur Vorsicht vorausgeschickt, so blieben wir zu drei Mann zurück, und da war unsere Sonntagnachmittagsarbeit, von dem wirklich außerordentlich fetten Schwein die dicken Speckseiten herunter zu fäbeln, sie in Würfel zu zerschneiden und dann in zwei großen eisernen Dreibeintöpfen das Fett auszubraten. Es war das mit unsern kleinen Messern gar keine leichte Arbeit, und jeder von uns hatte nachher von dem Schneiden Blasen an den Fingern. Was wir ausgebraten hatten, schöpften wir in große Krüge, die wir sorgfältigst und gut verschlossen im Garten versteckten. Als es dunkel wurde, waren wir aber noch lange nicht fertig geworden, wir füllten deshalb nochmals die Töpfe bis oben voll, die dann ein in der Nähe wohnender Buschmann über Nacht für uns ausbraten sollte, und damit es schneller ging, machten wir noch ein großes Feuer an. Dann ritten wir fort. Schon vor Tagesanbruch sind dann die Engländer auf Onverwacht gewesen. Vormittags verloren wir in einem Patrouillengefecht einen unserer tüchtigsten Leute, den alten, tapferen 60jährigen Kämpen Sabel Marais. Die Engländer hatten einschließlich

eines Offiziers sieben Tote, die sie gleich auf dem Platz begruben. Für die Nacht spannten wir am Elefantenfluß aus. Es regnete in Strömen, ich schlug deshalb mein holländisches Verandenzelt auf. Wie Heringe lagen wir da zusammen: meine Patienten, meine Leute und ich freuten uns, daß wir ein Dach hatten, wenn es auch unter uns feucht war, und schliefen wie die Ratten, bis wir uns noch lange vor Sonnenaufgang wieder auf den Trekk begaben.

Onverwacht, den 18. Oktober. Ein Rapport von der Regierung meldet, daß Botha an der Natalgrenze im Distrikt Bryheid ein englisches Kamp anfiel und den Engländern große Verluste beibrachte. Zwei in dem Kamp aufgestellte Kanonen wurden zum Schweigen gebracht, da sämtliche Kanoniere abgeschossen wurden. Leider ist es nicht gelungen, das Kamp zu nehmen. Unsere Verluste sind: fünfzehn Mann tot, 41 Mann verwundet, einer vermißt. Einer der Toten ist ein Mann namens Müller aus Berlin. Über die englischen Verluste teilte General Baden-Powell, der hier die englischen Blockhäuser inspiziert, unserm Parlamentär mit, daß sie in den letzten Gefechten an der Natalgrenze insgesamt 338 Tote verloren hätten. Der General habe ausdrücklich gesagt, noch nie zuvor hätten die Buren so tapfer gekämpft wie in den letzten Gefechten.

Die Engländer meinen, sagen wenigstens so, und wahrscheinlich zur eigenen Beruhigung, daß wir bei der Gelegenheit 500 Mann verloren haben. Wir haben jedoch nicht mehr Tote, als wie in unserm Rapport mitgeteilt ist. Die Engländer können das allerdings nicht verstehen. — In den letzten Tagen sind schon mehrere Leute hierher zurückgekehrt, die mit General Botha waren. Im ganzen ist nicht viel erreicht, hauptsächlich wird dem Regen Schuld daran gegeben. Die Flüsse waren zu voll von Wasser, so daß man immer befürchten mußte, abgeschnitten zu werden, und dann haben die Pferde unter dem Regen zu sehr gelitten, ausnahmslos sollen sie in einem sehr schlechten Zustand sein. Mancher ist gezwungen gewesen, sein Pferd am Zügel zu führen, um hierher zurückzukehren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Gefecht bei Baakenlaagte.

Gerate nach dem Gefecht mit meinem Verwundetentransport in die Gefangenschaft der Kolonne des Colonel Allenby, werde aber am selben Tage wieder freigegeben. — Verwüstung der Hospitalfarm auf Onverwacht durch die Engländer und meine Rückkehr dahin. Das Schlachtfeld von Baakenlaagte fünf Tage nach dem Gefecht.

Wir sitzen wieder in der Zwickmühle.

Zur Operationsbasis aller größeren Unternehmungen benutzen die Engländer noch immer ihre Bahnlinien, für uns kommen da die Delagoabay- und die Natal-Linie in Betracht. Wir stehen zwischen den beiden und haben jetzt fast beständig nach zwei Seiten hin auf der Hut zu sein. Wieder war ein englisches Kamp von Middelburg an der Delagoabay-Bahnlinie ausgetrekkt, am 22. Oktober wurden die feindlichen Patrouillen eineinhalb Reitstunden von uns gemeldet; außerdem rückte ein zweites englisches Kamp von der Natal-Bahnlinie über Novitgedacht heran.

Es half nichts, ob ich auch erst eben das Hospital wieder eingerichtet hatte, und ob es zwei Tage lang fast ununterbrochen regnete, daß die Spruits so voll Wasser wurden, daß man kaum als Reiter durch konnte, und die Wege von dem vielen Regen völlig aufgeweicht waren, es mußte aufgepackt und geflüchtet werden. Ein Glück ist nur, daß die Engländer bei solchem Regen auch nicht so können, wie sie wohl möchten.

Als wir am 25. Oktober für die Nacht auf dem Platz von Barnard Pietersen ausspannten, fühlte ich mich hundeelend. Ob das daher kam, daß ich in der letzten Zeit so häufig bis auf die Haut durchgeregnet war, oder daß ich zu viel Beestmilch getrunken, man kann auch sagen gegessen, ich weiß es nicht. Es

war mir furchtbar grillerig zu Mute, Essen mochte ich nicht sehen. Zum Glück hatte wenigstens der Regen aufgehört. Ich fühlte mich zu miserabel, sonst würde ich sagen, es war eine wunderschöne Mondscheinnacht, hell funkelten die Sterne, still wie im tiefsten Frieden war alles ringsum. Aber rechts und links gar nicht weit beschien derselbe Vollmond ein feindliches Kamp, das eine von Steenkoolspruit, das andere am Watervall.

Sobald wir am nächsten Morgen rekognosziert hatten, zogen wir wieder über Trichardsfontein nach Rotterdam. Bis soweit war meine Ambulanz und Familie van Zwyl alleine geflüchtet. Dort schloß ich mich dem Heidelberg-Kommando an, das die Engländer bei Steenkoolspruit beobachtet hatte, das inzwischen aber in der Richtung Vaalkop aufgebrochen ist; die Heidelberger erhielten dieselbe Order, das andere Kamp am Watervall in Schach zu halten. Ich gehe mit meiner Maultierkarre mit dem Heidelberg-Kommando, während meine anderen drei Ambulanzwagen in Richtung Onverwacht abgehen sollen.

Eigentlich wollten wir in derselben Nacht die Engländer anfallen, doch über das Gelände, wo die Engländer auf dem Platze von Bezuidenhout die Nacht schliefen, lauteten die einkommenden Rapporte so ungünstig, daß wir ihnen da nichts anhaben konnten. So trekkten wir dann in Richtung Standerton, nur ein Pferdekommando, meine Maultierkarre folgte als der einzige Wagen nach. Lautlos ziehen wir durchs Feld, keiner darf sprechen, nicht einmal ein Feuerzeug darf man ziehen und die Pfeife muß kalt bleiben. Wenn ein Pferd die Nüstern hebt und wiehern will, bekommt es einen Schlag auf die Nase und ist still. Wir müssen unbemerkt an dem Kamp vorbeiziehen, übrigens ist auch das Terrain vor uns nicht aufgeklärt. Über das Feld weit und breit ergießt der Mond sein helles Licht. Mitten in der Nacht wird an einem Weg abgesattelt. Einzelne sind zurückgeblieben, Posten von je zwei Mann, um die Driften in der Nähe zu besetzen. Lagerwachen werden ausgestellt. Wir legen uns schlafen. Die Pferde hopsen und stolpern in der Nacht zwischen den schlafenden Menschen herum, nagen hier und

da am Sattel und an den Decken, der Schläfer wird wach, verscheucht sie, damit sie anderwärts ihr Futter suchen.

Früh am nächsten Morgen geht es weiter. Wir halten, eben brennt das Kaffeefeuer, da merken wir, daß der Halteplatz nicht taugt. Wir müssen zu einem mehr versteckten Platz weiter. Derweil trifft der Rapport ein: die Engländer kommen. Die Leute mit den guten Pferden gehen vor, ich bleibe mit meiner Karre bei den Handpferden zurück. Kleine Patrouillen schicken wir vor, die sollen die Engländer herauslocken, sie gehen aber nicht auf unsere Absicht ein, bleiben im Trupp zusammen.

Hin und her wird geschossen. Es kommt aber zu nichts, und die Engländer kehren zu ihrem Kamp zurück. Bei Tage können wir nun erst recht nichts an dem Kamp machen, wir zwei Feldkornettschaften vom Heidelberg-Kommando, mit nur wenig Patronen in den Bändern. So ziehen auch wir zurück zu einem bestimmten Platz, wohin uns das Wagenlager mit dem Vieh nachkommt.

Abends sobald die Sonne unter ist, heißt es wieder trekken. Mir tut es in allen Gliedern weh, ich fröstele, hundeelend ist mir noch immer, nur Ruhe und Decken, sonst ist mir alles egal. Ich lege mich auf einen mit einer Persennig überspannten Ochsenwagen, lege mich lang hin und versuche zu schlafen, werde nur wach, wenn die Ladung im Wagen überschießt oder der Wagen zu sehr in seinen Fugen kracht, wenn er von einer Böschung fällt oder über einen Termitenhügel stolpert.

Am nächsten Tag rasteten wir; abends rückte ein Teil unseres Kommandos mit unbestimmter Order ab. Die Abrückenden sollten für einige Tage Mundvorrat mitnehmen, es wurden deshalb noch schnell zwei Ochsen geschlachtet und als Wegekost mitgenommen. Der Befehl kam vom General Botha.

Die Nacht vom 29. zum 30. Oktober war eine windige, regnichte Nacht. Ich lag unter meiner Karre, unter mir war es naß, ich hatte nur zwei Decken. Wenn ich eben eingeschlafen bin, kommt der Wind und pustet mir freundlichst unter die

Decken. Schließlich sind bald die Decken überall feucht. So wartete ich der Morgensonne entgegen.

Der Morgen kommt, der Wind legt sich, aber alles ringsum ist in dichten Nebel eingehüllt, ein feiner Staubregen geht nieder, von Sonne nichts zu sehen. Ich bleibe noch unter meinen Decken liegen; hin und wieder taucht jemand auf im Nebel, führt sein Pferd am Halfter vorbei, ist froh, daß er es endlich gefunden hat.

Es war mir schon, als wenn ich fernab einen Kanonenschuß gehört hätte, es vergeht einige Zeit, dann fallen mehr Schüsse, und auch das Dom-Dom-Dom des Bombenmaxims dringt durch den Nebel bis zu uns. Sehr nahe kann es noch nicht sein. Wie und wo es ist, weiß keiner.

Man hatte in Erfahrung gebracht, daß das aus Middelburg ausgetrekkte englische Kamp dasselbe war, das schon verschiedentlich die Distrikte Middelburg, Ermelo und Bethal beunruhigt hatte. Es war die Kolonne des Colonel Benson, sie wurde gefürchtet. Hatte eine ganze Anzahl Verräter unter sich, die es ihr ermöglichten, was die Engländer bis dahin nie gewagt hatten, Nachtmärsche und nächtliche Unternehmungen zu machen. Ihnen wollte der Kommandant-General das Handwerk legen. Am Tage zuvor war er aus dem Distrikt Ermelo angekommen und vereinigte sich mit Teilen vom Bethal-Middelburg und Pretoria-Kommando.

Gestern abend war das englische Kamp rekognosziert, es stand am Steenkoolspruit. Frühmorgens im Nebel brach es auf, es schien die Richtung bahnwärts nach Middelburg einzuschlagen. Eben hatte es sich in Marsch gesetzt, da begannen die Buren mit der Nachhut der Kolonne zu plänkeln.

Was ich jetzt schildere, erzählte man mir, ich war in Hörweite vom Gefecht, das sich hier entspann:

Trotz des Plänkelns der Nachhut trekkt die Kolonne unbeirrt in der Marschrichtung weiter. Als sie dann nach rechts abdrehen will, um an die Bahnlinie zu kommen, findet sie ihren Weg verlegt und ist gezwungen, in der einmal eingeschlagenen

Richtung weiter zu marschieren. Hinter ihr her und auf beiden Flanken die Buren. An einer Stelle können die Engländer nicht schnell genug aus dem Weg kommen, es regnet, und der Boden ist aufgeweicht, sie lassen zwei Wagen im Stich und marschieren weiter. Die Wagen sind unser. Es sind zwei Ochsenwagen mit dem Gepäck der Offiziersmesse. Wein, Kuchen, alle möglichen Leckereien und Lektüre fällt den Buren in die Hände.

Der englische Eilmarsch geht weiter, und hinten und zu den beiden Seiten dringen die Buren an, während zu den Heidelbergern und zu den Leuten vom Standerton-Kommando der Befehl geschickt ist, den Engländern von vorne den Weg zu verlegen, damit man sie in eine Niederung kriegt und in die Pfanne schlagen kann. Es soll vor allem verhindert werden, daß sie rechts voraus einen hochgelegenen Stützpunkt erreichen. Deshalb sollen die Heidelberger die Kraalmauern auf dem Platz Nooitgedacht von Hans van der Berg besetzen.

Ja, wenn das nur geschehen wäre; dann wären die Engländer arg in die Patsche geraten. Statt dessen aber — die Heidelberger stehen mir besonders nahe, es ist mir das von glaubwürdigen und kompetenten Persönlichkeiten gesagt und von den Schuldigen selbst auch nicht in Abrede gestellt — haben sich die Heidelberger des größten Vorwurfs an diesem Tage schuldig gemacht. Sie besetzten nicht Nooitgedacht schräg rechts voraus, sondern den weiter vorausliegenden Berg, der freilich auch besetzt werden mußte, aber erst dann, wenn die Engländer die Kraalmauer auf Nooitgedacht nicht zu ihrem Stützpunkt nehmen konnten. Die Sache war aber noch schlimmer. Statt zu rekognoszieren wird es ihnen im Regen ungemütlich. Sie satteln in dem Haus von van Zwyl ab und trinken Miliskaffee, schützen sich gegen den Regen, halten es nicht einmal für der Mühe wert, nur einen einzigen Mann als Wache auszustellen, trotzdem die Engländer in gerader Richtung auf das Haus im Anzuge sind. Sie werden überrascht, entkommen freilich doch alle miteinander.

Während nun die Heidelberger zusammen mit Leuten vom Standerton-Kommando weit vorausjagen, das Koptje bei dem Platz von Oppermann zu besetzen, schwenken die vordersten Engländer rechts und besetzen richtig die Kraalmauern auf Novitgedacht. Ihre Rettung, da haben sie eine starke Stellung, die arg bedrängte Kolonne rückt im Eilmarsch nach, kommt zum Stehen und geht in Gefechtsbereitschaft. Jetzt sind die Engländer oben in geschützter Stellung, die Buren auf dem Platz Baakenlaagte unten und ohne jeglichen Schutz, haben nur den Schutz der zerstreut liegenden bis zwei Fuß hohen Termitenhügel, hinter denen der Mann am Boden ausgestreckt sich gegen die feindlichen Kugeln schützen kann. Die Engländer sind uns numerisch weit überlegen. Wir schätzen die Kolonne Benson auf etwa 1200 bis 1500 Mann, Die Buren, die da fochten, waren gewiß nicht stärker als 250 Mann. Außerdem hatten die Engländer Geschütze, die Buren nicht. Das Gefecht wurde mit aller Erbitterung auf beiden Seiten geführt, es konzentrierte sich zumeist um die beiden englischen Geschützstellungen, dort wo die Plätze Novitgedacht, Baakenlaagte und Onverwacht zusammenstoßen.

Bald ist die Bespannung, bald die Reservebespannung, eine Bedienungsmannschaft nach der andern niedergeschossen. Heldenmütig verteidigten die Engländer ihre Geschütze, obschon sich die Leichen und Verwundeten um die Geschütze aufhäuften. Verstärkungen vom Kamp kommen heran, auch sie werden niedergeschossen, und gegen Abend stehen die zwei Geschütze einsam und verlassen zwischen den Leichen und den Verwundeten. Die Buren kommen und fassen die Geschütze, stürmen noch weiter vor, doch die Energie erlahmt, zu wenig sind schließlich noch vorne, diese allein können nicht das leisten, was für eine große Abteilung schon ein schweres Stück Arbeit gewesen wäre. Gespanntiere sind nicht da, um die Geschütze wegzufahren; um es selbst zu tun, dafür ist es noch zu hell, so stellt man das Geschütz um, und einer der Buren, der sich auf das „Werken" mit Kanonen zu verstehen meint, Artilleristen sind nicht da, richtet

das Geſchütz auf das engliſche Kamp. Ob mit dem Schießen etwas ausgerichtet wurde, haben wir nicht gehört, die meiſten Schüſſe gingen zu hoch, und außerdem hatten die Engländer in ihrer Heidenangſt außer den Kraalmauern ſich ſehr breite Erdſchanzen ausgehoben. Nachher ſpannten ſich die Buren vor die Kanonen. Die waren jetzt unſer.

Wie die letzten Schüſſe in der Dunkelheit aufblitzten, kam ich bis in die Nähe heran. Der Order gemäß ſollte ich beim Lager bleiben, als aber der Nebel ſchwand, lies ich die Maultierkarren einſpannen und fuhr los in der Richtung, aus der man die Schüſſe hörte. Zwei Stunden ſchnellen Trab war ich gefahren, da ſah ich einen Reiter, der war geſchickt mich zu holen. Jetzt tat Eile not. Wenn etwas verſäumt war, ſo war es nicht meine Schuld.

Die Sonne war ſchon unter, das letzte war aus meinen überangeſtrengten Maultieren herausgeholt, da ſtieß ich zuerſt auf die Heidelberger; ſie waren zumeiſt aus dem Gefecht zurück und hatten auf dem Platz von P. Krüger abgeſattelt. Alle hatten ſich in das Haus geflüchtet, das hatte noch ein ſchützendes Dach. In Strömen ging draußen der Regen nieder. Der Mond ſaß hinter den dicken Regenwolken verſteckt, ſo war es draußen bald ſtockfinſter, während im Hauſe mit einer Fettkerze Licht gemacht wurde. Ich kann der Phantaſie jedes Leſers freien Spielraum laſſen, ſich auszumalen, welches Bild das gab, wo dicht gedrängt, eben aus dem Gefecht zurückgekehrte Männer, einer mehr durchnäßt als der andere, einer mehr müde oder hungriger als der andere ſich hier zuſammen fanden, um hier die Nacht zu verbringen. Ich half zuerſt den Verwundeten, aber wo die anderen Verwundeten waren, wußte kein Menſch; das war die Abſpannung nach dem Gefecht, was die Leute ſo gleichgültig machte.

Ich war hier noch eine Stunde vom Ort des Gefechts entfernt, aber was für eine Stunde! Bei der Dunkelheit, bei dem Regen, dem aufgeweichten Boden und dem bis oben vollſtehenden Spruits, über die keine Brücke führt, durch die man mit dem Wagen nicht mehr durchkann, und die man vielleicht

am Tage an geeigneten Stellen mit dem Pferde springend passieren konnte, aber nicht bei Nacht. Kein Mann war zu haben, mich weiter zu bringen. So leicht ist für mich nicht etwas unmöglich, in diesem Falle blieb tatsächlich nichts anderes übrig, als die Nacht hier zu bleiben. Der Regen prasselte über mir auf das Blechdach nieder, und wie mancher verwundete Engländer lag noch draußen und ist, weil er in der Dunkelheit nicht gefunden wurde, elendiglich umgekommen. General Botha hatte sonst am Abend einen Parlamentär zu den Engländern geschickt und ihnen Waffenstillstand gewährt, damit sie ihre Verwundeten aufsuchen und ihre Toten begraben konnten. So machen es die Buren. Ob es taktisch richtig, ist eine andere Sache, jedenfalls ist es menschlich. Die Buren hatten das Feld behalten.

Der Führer der englischen Kolonne, Kolonel Benson selbst war gefallen, ebenso der Artillerie-Major Guineß, der nach Benson den Oberbefehl erhalten hatte, er erhielt einen tödlichen Schuß und starb eine Stunde später. Nach ihm übernahm Wools Sampson den Befehl, derselbe, der 1896 beim Jameson-Raid gefangen und zum Tode verurteilt wurde, später ebenso wie Jameson begnadigt wurde und seit der Zeit des Transvaal- und Freistaat-Grundes verwiesen, und wie die Buren sagen, vogelfrei ist.

Wie ich einige Tage später zählte, hatte das Gefecht die Engländer gerade 100 Tote gekostet, während wir, alle eingerechnet, auch die, die einige Tage und Wochen an den Folgen ihrer Wunden starben, nur 17 oder 18 Tote hatten. Außerdem hatten wir etwa 100 englische Gefangene, während von uns niemand gefangen war, und dann hatten wir noch die beiden Geschütze erbeutet.

Uns hätte das Gefecht einen vollen Erfolg geben können, das englische Kamp hätte unser sein müssen, wenn nicht solch ein grober Fehler gemacht worden wäre. Einzelne von den Buren hatten sich prächtig gemacht. Die Buren „fought like lions", sagte mir einige Tage später ein englischer Hauptmann.

Es gebrach auch an Munition. Den Toten, Verwundeten und Gefangenen waren die Patronen aus ihren Bändern genommen. Mehr hatte man aber nicht bekommen können.

Die allerletzte Kugel verschossen und das Kamp doch nicht genommen, was sollte nun geschehen? An dem Tag hat mancher Bur überhaupt keine Kugel mehr im Lauf gehabt und hat nur mit dem Gewehr in der Hand auf den Engländer gestürmt.

Noch graute nicht der Tag, da hielt es mich nicht mehr, ich mußte suchen, wo ich die anderen Verwundeten fand. Ich ließ meine Maultierkarre einspannen und fuhr los, dick durch den Dreck, stellenweise stand das Wasser im Weg zwei Fuß hoch, und in den geschwollenen Gruben rauschte das Wasser mit starkem Gefälle. Aber der Regen hatte aufgehört.

Die anderen Verwundeten mußten in der Nähe des Gefechtsortes sein, so fuhr ich in gerader Richtung auf das englische Kamp zu. Dort wo das Kamp stand erhoben sich, schon von weitem sichtbar, riesengroße Erdschanzen. Wie mußten die Engländer in der Nacht gearbeitet haben! Und noch schienen sie an der Arbeit zu sein. Einige Köpfe wurden sichtbar. Der erste Verwundete liegt auf der Farm von M. van Zwyl. Die Frau ist ganz verstört von dem Schrecken des gestrigen Gefechts, aber ihre Kinder spielen ruhig am Boden, und das Baby im Wickel schreit nach der Brust der Mutter. Der verwundete Vermeulen vom Pretoria-Kommando hatte einen Schrapnellschuß erhalten, die Kugel war in die rechte Schulter eingedrungen, da der Mann Blut spuckte, mußte die Lunge auch verletzt sein. Ich reinigte und verband die Wunde, verabredete, daß ich ihn bald aus der gefährlichen Nachbarschaft abholen würde und fuhr weiter, wandte nach rechts ab, entfernte mich so wieder etwas von dem englischen Kamp. Dann komme ich an den Spruit Dwarsindenweg, der ist hoch angeschwollen und reißend, mit dem Wagen komme ich nicht durch. Auf dem anderen Ufer sind einige Buren, sie winke ich heran. Einer kommt mit einem zweiten Pferd durchgeschwommen, mit den Beinen in der Luft auf dem Rücken des Pferdes, das der Strom etwas abtreibt,

komme ich hinüber. Meine Maultierkarre schicke ich zurück, den Verwundeten zu holen und auf Umwegen wieder zu mir zu stoßen. In dem nächsten kleinen Hause liegen wieder Verwundete, die Wunden sind leichter Art, ein Verband genügt, dann weiter nach Baakenlaagte. Hier 2500 Schritt vom englischen Kamp ist eine Burenwache, und hier in der Scheune liegen die Verwundeten in zwei Reihen nebeneinander auf dem Boden. Nicht alle sind mehr am Leben, hier und da ist der Kopf mit der Decke verhüllt, es sind Leichen, nur die nackten weißen Füße sehen hervor. Andere liegen in den letzten Zügen, die Verwandtschaft und Freundschaft ist um sie bemüht. Einen Verwundeten nach dem anderen sehe ich mir an, ich bin sehnlichst erwartet. Schließlich oben in der zweiten Reihe komme ich zu einem, der hat „gar keine Schmerzen, nur die Füße kann er nicht rühren, und Wasser kann er nicht lassen und sonst fehlt ihm nichts", sagt er mir. Voran stürmend in geduckter Haltung hatte er von vorne einen Schuß bekommen, der neben dem Kehlkopf herein die Speiseröhre streifte und das Rückenmark in Höhe des achten Brustwirbels verletzt hatte. Vom Brustkorb abwärts war er total gelähmt, wie tot hing die untere Körperhälfte mit dem übrigen Körper zusammen. Es war ein jugendfrischer kräftiger Offizier, Assistent Feldkornett Barnard aus Pretoria. Er ahnte nicht, wie schlimm es um ihn stand.

Draußen vor der Scheune werden Gräber gegraben. Vater, Bruder und Freunde bestatten ihre Toten. Eine Zinkplatte wird den Leichen vor die Gesichtsseite mit Ochsenriemen umgeschnürt, so werden sie ins Grab gelegt. Verwandte und Freunde sind um die Verwundeten herum, andere sitzen schweigend am Feuer und braten sich Fleisch. Die Kolben der Mausergewehre sind das Brennmaterial, sie zerschlägt man. Gestern ist die letzte Mauserkugel verschossen. Ein Ersatz dafür gibt es nicht. Was nützt da noch das Mausergewehr? Fast jeder hat jetzt das englische Lee-Metford-Gewehr, das er gestern oder schon früher von den Engländern erbeutete. Die Waffe und die Munition des Engländers ist jetzt die einzige Waffe des Buren. Merkwürdig muß

den Menschen zu Sinne sein. Innerhalb 2000 Schritt vom englischen Kamp gehen die Buren einher, fangen ihre Pferde oder suchen bei den gefallenen Engländern und nehmen von den Leichen die Gewehre, Patronen, Feldstecher, auch wohl die Kleider weg. Nicht wenige bieten den an den Schanzen beschäftigten Engländern ein sicheres Schußziel. Es fällt aber weder von hier noch von dort ein einziger Schuß.

Um das Gefechtsfeld kann ich mich nicht viel kümmern. Was hätte ich nützen können, wenn ich doch schon die Nacht hier gewesen wäre! Immer wieder kommt mir dieser Gedanke, doch nun gilt es, zu retten, was zu retten ist. Den ersten Notverband hatte ein Mann vom Bethal-Kommando angelegt, ein Deutscher namens Lüderitz aus Lübeck. Die ganze Nacht hindurch hatte er sich um die Verwundeten gemüht. Während ich nun tätig bin, kommt mein Assistent Dumont, der seit einigen Tagen mit der Ambulanz von mir getrennt war, bringt mir mein Pferd und meldet, daß meine Ambulanz vom Vaalkop her im Anzuge ist und bald eintreffen wird.

Inzwischen passiert ein englischer Ambulanzwagen die Scheune, ihm hatte man erlaubt, seine Verwundeten bei uns einzusammeln, jetzt kehrt er zum englischen Kamp zurück. Ich frage bei dem Arzt um etwas Verbandzeug, er gibt eine ausweichende Antwort, da lasse ich ihn ziehen.

Sobald meine Wagen angekommen sind, beginne ich den Transport und errichte etwa eine Stunde davon am Hause von C. Bürmann ein neues Feldhospital. Sobald da unsere Verwundeten in Sicherheit sind, werden die englischen Gefangenen freigelassen und kehren zu ihrem Kamp zurück.

Den ganzen Tag war kein einziger Schuß gefallen. Nachts lag im Hospital alles in festem ruhigem Schlaf; da in der Nacht — es ist Mondschein — werden wir aufgeschreckt, urplötzlich bricht ein Salvenfeuer los, das dann in ein sehr lebhaftes Kleingewehrfeuer übergeht. Es hört sich an, als wenn es ganz in der Nähe ist; wie sich später herausstellt, feuerte das englische Kamp, da es einen Überfall befürchtete.

Das Schießen hat aufgehört, es ist wieder Ruhe, da kommt der Rapport „ein englisches Reiterkommando ist von Standerton hierher im Anzuge, kampiert die Nacht vier Stunden von hier". Das englische Kamp soll herausgehauen werden von den an der Bahnlinie stehenden Truppen.

Mittlerweile ist es hell geworden, ich bin um meine Patienten beschäftigt, gerade habe ich einen Buren unter dem Messer, um ihm eine Schrapnellkugel aus dem Oberschenkel zu entfernen, da kommen Buren ins Hospital und melden, daß die Engländer in der Nähe sind. Ich trete vor das Haus, sehe sie dreiviertel Stunden rechts von mir. Meine Leichtverwundeten lassen sich nicht halten, die Freunde sind da mit den Pferden, sie schwingen sich in den Sattel und reiten fort. Dem ich eben die Kugel herausschnitt, nähe ich schnell die Wunde zu, dann schwingt auch er sich aufs Pferd und jagt davon.

Gefahr ist für mich und meine Patienten nicht gleich da. Die Engländer können keine andere Aufgabe haben, als möglichst bald ihr bedrohtes Kamp zu erreichen und den dort sehnlichst erwünschten Entsatz zu bringen. Ich liege ihnen nicht am Wege. Gleichwohl lasse ich alles aufpacken und einspannen, um etwas weiter wegzuziehen. Nur den Feldkornett Barnard mit dem Rückenmarkschuß lasse ich unter der Obhut von Dumont im Hause zurück.

Die Engländer zogen rechts vorbei, so trekke ich nach links. Ich beobachte die Engländer und sehe, daß sie genau so ziehen, wie ich mir das dachte.

Wie das Feld wieder ruhig geworden ist, kehre ich denselben Weg zurück, den ich gekommen. Jetzt mußte es dort sicher genug sein. Ich kehre zurück, spanne aus, beruhige die Patienten, daß sie jetzt ruhig hier schlafen können, bis am Abend der Rapport kommt, daß auf Trichardsfontein auch ein englisches Kamp steht. Also wieder zwischen zwei feindlichen Kamps.

Ich überlege hin und her, ob es da ratsam sei zu bleiben, entschließe mich zu bleiben, lasse aber die Tiere an den Wagen

festmachen, und morgens als es noch dunkel ist, bin ich auch gleich wieder hoch, reite auf das nächste Koptje, um von dort aus genau das Kamp auf dem Platz Nooitgedacht zu beobachten. Richtig — es war noch früh, noch vollkommen dunkel, da brannten im englischen Kamp große Feuer. Also die Engländer ziehen ab.

Jetzt fangen auch meine Patienten an aufzuatmen, die nichts so sehr fürchteten, als in englische Gefangenschaft zu geraten, als plötzlich von dem Koptje, wo ich rekognosziert hatte, ein Kraalkaffer eiligst gelaufen kommt. Er rapportiert, daß englische Pferdereiter ausgeschwärmt in Richtung auf uns zukommen. Im selben Augenblick sitze ich auch schon zu Pferde, reite das Koptje hinauf, um selbst auszuschauen und zu sehen, daß der Kaffer nur allzurecht hatte.

Das Kamp auf Nooitgedacht war aufgebrochen und zog nach Krombrai, also fort, von uns weg. Das Entsatzkommando hatte es auf den Weg geholfen, anfangs begleitet, war aber dann, weil für das Kamp keine Gefahr im Anzuge war, links abgeschwenkt, um jetzt in direktem Kurs sein Kamp auf Trichardsfontein zu erreichen. Da war ich mit meinen Verwundeten nun arg in der Klemme. Die Engländer ritten ausgeschwärmt querfeldein, mit Richtung auf Trichardsfontein, ich lag ihnen mitten im Wege. Im eiligsten Galopp war ich den Berg hinunter. Eiligst die Tiere zusammengetrieben, eingespannt, dann die Verwundeten eingeladen.

Den schwerverwundeten Feldkornett mußte ich unter der Obhut meines Pflegers zurücklassen. Ich hatte ihn schnell noch katheterisiert. Auf einem Zettel empfahl ich ihn der Gnade des Feindes. Unsere Ochsen laufen was sie können. Aber den Vorsprung, den ich noch zu gewinnen hoffte, gewinne ich nicht. Die ersten Khakihelme werden auf dem Rand sichtbar, immer mehr englische Reiter tauchen auf. Die nächsten Engländer sind schon auf 900 Meter herangerückt, sie werden noch immer näher kommen. Meine Maultierkarre ist voraus, sie kann entkommen, mein Ambulanzwagen bietet nicht mehr die Chancen, so lasse ich ihn stoppen. Wie ich das schon mit den Patienten

im Wagen verabredet hatte, einer nach dem andern kriecht aus dem Wagen heraus, einem Krüppel nach dem anderen helfe ich auf meine frischen Pferde, mein eigenes, das ich eben noch ritt, gebe ich her und so wie einer oben sitzt, jagt er fort. Trotz der verzweifelten augenblicklichen Lage konnte ich ein Lächeln kaum unterdrücken, wenn sich ein Patient nach dem andern aus dem Ambulanzwagen entwickelte, kaum im Sattel saß und schon, den Kopf dem Pferdekopf genähert, in wilder Flucht davonjagte. Gut sind auch meine Pferde. Kein Engländer holt die ein. Aber die Engländer schießen schon. Wenn nur keine Kugel trifft! Maultierkarre und Reiter werden sich retten, doch was wird aus uns werden? Ein Patient liegt noch im Wagen, er hatte einen Streifschuß an der großen Schenkelvene, ihn konnte ich nicht anders als liegend transportieren. Jetzt liegt er in dem großen dunkeln Wagen ganz allein, hört nur das Schießen und wie wir die Ochsen antreiben. Ich gehe zu Fuß in halbem Trab neben dem Wagen her. Aber trotz Peitsche und trotz Anruf, einen Vorsprung, der uns rettet, können wir nicht mehr gewinnen. Jeden Augenblick kann uns eine Kugel treffen. Ein Entkommen ist doch unmöglich, so lasse ich stoppen; dann wird am ehesten das Schießen aufhören denke ich. Sollten trotz des roten Kreuzes die Engländer noch immer nicht wissen, daß wir eine friedliche Ambulanz sind, so müßte ihnen doch auffällig sein, daß von uns kein Feuer zurückkommt! Nichtsdestoweniger, das Schießen hört nicht auf. Da nehme ich vorne aus dem Wagenkasten mein schmutziges weißes Handtuch, mache das an dem langen Peitschenstock fest und gehe so den Engländern entgegen. Ob die nun farbenblind sind oder was es war, es hatte die Wirkung wie beim Ochsen das rote Tuch, die Kugeln richten sich auf mich, ich gehe noch einige Schritte vorwärts, den Blick auf meine Schützen gerichtet bleibe ich stehen, die Kugeln pfeifen mir an den Ohren vorbei, schlagen neben mir in den Sand, als eine Zielscheibe aufgerichtet stehe ich da. Gewiß sind die vordersten Engländer keine 200 Meter von mir ab, jeden Augenblick bin ich der Kugel gewärtig, hinlegen mag

ich mich nicht, ich bleibe ſtehen. So wird weiter geſchoſſen bis vorn rechts die vorderſten Engländer um mich herumſchwenken, da könnten die Engländer die eigenen Leute treffen und das Schießen hört auf!

„Hands up" wird mir zugerufen, ich bleibe wo ich bin und rufe zurück „Red cross. There my ambulance." Die Engländer tun verwundert und rufen „Ah, you are a doctor! That is your ambulance?", und im Augenblick iſt ein dichter Haufen von Reitern um mich herum, ich ſtehe mitten in dem Knäuel mit meinem Handtuch am Peitſchenſtock. Der Lebensgefahr bin ich entgangen, aber ich bin ein Gefangener.

Ein Offizier kommt, ihm legitimiere ich mich; dann geht es zum Ambulanzwagen, und jeder Winkel im Wagen, jede Falte, jedes Polſter wird unterſucht, ob da nicht Gewehre oder Munition verborgen liegen, wenn auch von keinem die Genfer Konvention peinlicher innegehalten werden kann, als ſie von mir innegehalten wurde. Die Engländer ſind ärgerlich, daß ſie keinen von den fortjagenden Verwundeten gefangen.

Ich erſuche den Offizier, mich ungehindert weiter ziehen zu laſſen, ich ſei auf dem Wege zu meinen Verwundeten, der noch im Wagen liegende Bur ſei gefährlich verwundet.

Der Offizier erklärt ſich für unbefugt, mir dieſe Erlaubnis zu erteilen. Ich muß zum kommandierenden Offizier.

Nach einiger Zeit wird ein engliſcher Arzt geſchickt, Theunis Holſthuyſen anzuſehen. Die Unterſuchung geſchieht ſchnell, und ebenſo ſchnell iſt von dem engliſchen Arzt die Diagnoſe „Only fleshwond" „nur eine Fleiſchwunde" geſtellt.

Es handelte ſich um eine Schußverletzung in der rechten Leiſtenbeuge. Da ich an der Wunde eine venöſe Nachblutung erlebt hatte, und es gerade die Gegend der großen Schenkelvene war, ſo war die Gefahr einer ſtattgehabten Arroſion der großen Schenkelgefäße nicht ausgeſchloſſen; deshalb hatte ich dieſen Patienten liegend und nicht auf der Karre ſitzend flüchten laſſen.

Inzwiſchen hatte der engliſche Arzt ſeinem Kommandanten Rapport gemacht, und ich erhielt den Befehl, den Verwundeten

in das englische Kamp nach Trichardsfontein zu bringen. Der Reitertrupp um den Wagen löst sich wieder auf, in breiter Front — 500 Pferdereiter mit zwei leichten Feldgeschützen — ausgeschwärmt ziehen sie in Richtung Trichardsfontein. Es geht querfeldein. Da ich meiner Patienten wegen unberitten bin, gehe ich neben dem Wagen her. Manchem Engländer zu interessant, sich heranzupürschen, mit seiner Kamera Jagd zu machen und den Burendoktor mit seinem so glorreich gefangenen Ambulanzwagen mit Ochsenbespannung auf dem Kodak festzuhalten.

Da reitet einer an mich heran. „Doktor ick is gevang." Ich sehe mich nur um und sehe, es ist ein Bur, Ignaz Niekerk, der mir für meine Ambulanz bis zuletzt so getreulich Wachtdienst geleistet. Das Herz krampfte sich mir zusammen, als ich ihn sah, zwar noch zu Pferde, hatte aber keine Waffen mehr.

Weiteres zu sprechen verbietet die Wache. Schnell reißt er da noch eine vor zwei Tagen erbeutete Flasche Whisky aus seiner Tasche und reicht sie mir. „Voor U Dokter" und reitet fort als Gefangener.

Als ihm später sein stets mit vieler Sorgfalt gepflegtes schönes Pferd weggenommen war, kam er noch einmal zu mir heran, nahm Abschied von seinem im Wagen liegenden „Maat", Kameraden, und weinte wie ein Kind. Stets hatte er sich als einen der Tüchtigsten bewährt.

Der Verwundete, ein älterer Mann schon, fand sich besser in sein Los. Er bat mich um Fürsprache bei den Engländern, ihn nach dem Hospital in Germiston zu schicken, wo seine Frau wohnt. Ich besprach mit ihm, was ich noch für ihn tun könne. Seine erste Sorge galt seinem zurückbleibenden Kaffer, der ihm schon fünf Jahre treu gedient habe. Ich kam mit ihm überein, daß, wenn der Kaffer gewillt sei, ich ihn in meine Dienste nehmen könne. Die Pferde des Patienten sollte sein Kommandant an sich nehmen, ebenso bestimmte er für ihn Kleider und Stiefel, die er bei sich im Ambulanzwagen hatte. Seine Decken überließ er mir für die Ambulanz. Dann fragte er, was er mit seinem Gelde machen sollte, das er beim Kommando zurück-

gelaſſen hatte. Ich fragte ihn, ob ſeine Frau Geld genug zum Leben hätte; da er bejahte, ſo ſchlug ich ihm vor, das Geld bei dem Kommando ſtehen zu laſſen, da kurſierendes Geld für unſere Kommandos ſehr knapp iſt. Sollte der Krieg noch bis zum März dauern, dann würde ich den Kommandanten erſuchen, das Geld für ſeine Frau durch die engliſche Linie zu ſchicken.

Bei Trichardsfontein ſtanden zwei engliſche Kamps — befehlführender Offizier war Colonel Allenby. Da ich, ſo ſchwer das gehalten hat, noch nie einen Patienten an die Engländer verloren hatte, ſo ſuchte ich auch dieſen Patienten zu behalten, und ſtatt dem Reitertrupp zu folgen, der auch gefangen, ließ ich meinen Wagen rechts abſchwenken zu dem nächſten Zelt. Hoffte, dort würde man in der Verwirrung nicht an meinen Patienten denken und dann würde ich ihn bei meiner Freilaſſung wieder mit mir nehmen können.

Allein ſchon bald ſtanden vier Tommys mit einer Tragbahre am Wagen und holten den Verwundeten ab.

Der Principal medical Officer lud mich zu ſich in ſein Zelt. Welch ein Komfort da im Zelt! Mein feldgewöhntes Auge konnte ſolchen Luxus nicht gleich umfaſſen. Wie üppig ſah es hier aus, wie armſelig bei uns!

In einen bequemen Liegeſtuhl ſaß ich nieder. Mir kam unwillkürlich der Gedanke, hätten wir das engliſche Kamp doch genommen, dann hätten wir auch einmal wieder ordentliche Wäſche haben können.

Whisky, Lemons' Squash, Kuchen wurde mir gereicht. Wir im Feld haben ſchon ſeit einem halben Jahr ſelbſt kein Brot mehr.

Man kam mir äußerſt freundlich entgegen, behandelte mich faſt wie einen alten Bekannten, den man nach langer Zeit und im Felde wieder traf. Und doch war ich nie irgend einmal perſönlich mit einem der Herren zuſammengetroffen. Es war mir ganz verwunderlich, wie genau die Herren über mich und meine Ambulanz orientiert waren. Ebenſo konnten ſie mir manches von meinem Kollegen Dr. Albrecht erzählen. Sie wußten

genau, wo ich die letzten Monate gewesen, wie ich mich durchschlagen mußte, waren nur erstaunt darüber und konnten sich nicht erklären, wie ich es immer möglich machte, mit meinen Patienten vor ihnen zu entkommen. Dieser Ausdruck der Verwunderung kam mir wie ein Kompliment vor, es war mir in der Tat eine Genugtuung, daß bis dahin noch keiner meiner Patienten in englische Hände fiel. Was das aber für Mühe gekostet hatte, das konnten freilich die Engländer nicht einmal ahnen.

Durch die Not getrieben suchte ich mir das Entgegenkommen, das ich fand, zunutze zu machen. So erbat ich mir denn verschiedene Sachen, ganz besonders Seife, aber auch Verbandmittel, Katheter, Bougies, die notwendigsten Medikamente, ein Thermometer, Kerzen und Zündhölzer. Sofort war der Principal medical Officer bereit, mir das Gewünschte aus dem Sanitätsdepot abzufolgen und mich so zu unterstützen.

Ich dachte schon bei mir im stillen, der hat den Sinn der Genfer Convention erfaßt, aber schon nach einer halben Stunde kam ein Offizier vom Intelligenz-Departement mit der strikten Order „That's strong against Lord Kitchener's order to supply the Boer medical Officers with anything".

Dem Menschenfreund ging das offenbar zu Herzen. Wie elend wir paar Ärzte uns bei den Buren durchschlagen mußten, war ihnen zum Teil ja bekannt. Der Arzt trat mit mir aus dem Zelt heraus und sagte mir, etwas Verband, Seife, Thermometer und Katheter und einige Kerzen solle ich haben, dann aber, ich bekäme die Sachen nur für den Notverband. Ich solle den Notverband legen, dann aber zur besseren Verpflegung die Verwundeten in die komfortablen englischen Lazarette einliefern, die englischen Ärzte würden sich sehr freuen, mich dann häufiger zu sehen und sie würden sich ein Vergnügen daraus machen, mir jedesmal mit diesem oder jenem auszuhelfen.

Diese Zumutung entlockte nicht nur mir, sie entlockte auch den dabei stehenden englischen Ärzten ein Lächeln. Ich erwiderte dann auch höflich, ich würde das tun, bis auf weiteres könne

ich aber die Verantwortung für meine Patienten noch selbst übernehmen.

Merkwürdig war es, daß ich mich kurz darauf plötzlich mit einem Deutschen allein am Zelt sah. Den Mann hatte ich vorhin noch nicht gesehen, so war er gewissermaßen auf mich losgelassen.

Schade, es war ein Deutscher. Der Tor sollte nun in vertraulicher Muttersprache etwas aus mir herauslocken; vertrauensvoll immer wieder mich daraufhin anredend, wollte er immer „nur ganz meine Privatansicht" über Ziel und Zweck der burischen Kriegsparole hören.

Der Mann war Hamburger, lebte, so sagte er, seit zwölf Jahren in der Kapkolonie und war in englischen Diensten. Unter anderem, was er daherredete, sagte er: „Zu einem kann ich den Buren gratulieren, ihr Komitee in Pretoria arbeitet vortrefflich." Damit meinte er ein Geheimkomitee in Pretoria, mit dem wir ja allerdings in Verbindung stehen. Seine persönliche Ansicht, so sagte er, sei: Der Krieg dauere noch etwa ein Jahr, dauere so lange, als die von „Ohm Paul" mitgenommenen Gelder ausreichten.

Ferner lag ihm daran, über unsere Geldverhältnisse etwas zu erfahren, wie wir Ärzte und Offiziere bezahlt würden. Er ahnte ja nicht, daß ich, wie ich da vor ihm stand, auch nicht ein Sixpence Gehalt bezog, noch je beziehen werde, aber das brauchte ich ihm ja nicht unter die Nase zu reiben.

Interessant war mir, herauszuhören, daß die Engländer in der Vorstellung leben, daß wir noch immer aus dem Ausland Lebensmittel und Munition erhalten. Ich habe die Engländer ruhig in dem Glauben gelassen; in Wirklichkeit sind wir ja seit langem von jeglicher Zufuhr, namentlich auch Munitionszufuhr, abgeschnitten.

Abgesehen von diesem kurzsichtigen Versuch wurde ich von den Engländern zuvorkommend behandelt. Es war nicht wie das letztemal eine Räuberhorde wie die des Generalmajors Sir John Dartnell mit seinen Johannesburg Mounted.

Die Engländer wußten genau von der Verwundung des Kommandanten Breitenbach vom gestrigen Tage; daraus und aus anderem mußte ich entnehmen, daß die Engländer noch immer ihre Spione in unsern Reihen haben. Über Intimes hätten sie sonst gar nicht so genau orientiert sein können. — Armes verratenes Transvaal! —

Als ich noch einmal an meinen Patienten herantrat, um zu sehen, wie er untergebracht war, sah ich vor seinem Lager bereits einen englischen Intelligenzoffizier sitzen, der ihn haarklein nach allem Möglichen ausfragte und sich dann entsprechende Notizen machte.

Ein Krankentransportmittel wurde mir von den Engländern gezeigt, das die Ärzte äußerst lobten und das auch nach meiner Meinung und zwar in allererster Linie für südafrikanische Verhältnisse bei ungebahnten Wegen ein außerordentlich praktisches Beförderungsmittel im Kriege ist.

Es sind das zweirädrige Karren, „Dongas" genannt. Sie stammen aus Indien, werden dort vielfach gebraucht. Diese Karren werden von zwei Ochsen oder Maultieren gezogen, es ist ein Zeltdach darüber gespannt, und in diesem Wagen können sehr bequem drei Patienten liegend transportiert werden, und zwar zwei Patienten längs, einer hinten quer, und außerdem bleibt vorne auf dem Bock noch Platz für zwei Leichtverwundete. Die Karren ruhen auf Federn, sie werden wohl etwas stoßen, aber die großen aus England mitgebrachten Armeeambulanzwagen tun das sicherlich noch viel mehr.

Bei diesem Transport wird es vermieden, daß die Verwundeten übereinander in zwei Etagen liegen. Dafür sind zwar die schönsten Wagenkonstruktionen erdacht, nur daß ich nicht im Parterre und auch nicht in der Beletage eines solchen Wagens längere Zeit transportiert werden möchte.

Ich hatte noch um etwas Lektüre gebeten, um Zeitungen und dergleichen. Solche Lektüre war aber vielleicht zu gefährlich, so erhielt ich denn drei ebenso bunte als inhaltslose „Kings

Royal Magazin", aus denen über die politiſche Lage auch nicht das geringſte zu entnehmen war.

Als ich mich verabſchiedete, trat nochmals jener Deutſche aus dem Hintergrunde vor, machte ſich nochmals vertraulich an mich heran, um nur ganz perſönlich meine Anſichten über den Krieg zu hören. Diesmal wies ich ihn ſofort ab. Widerlich war es mir, daß ein Deutſcher mit der deutſchen Sprache mich verſuchte.

Im Geſpräch mit den engliſchen Ärzten, einige Offiziere kamen auch hinzu, kam ſelbſtverſtändlich die Rede in erſter Linie auf das Gefecht bei Baakenlaagte.

Bei uns im Felde iſt das letzte Stück Leinen äußerſt knapp, deshalb bat ich um eine Rote-Kreuz-Fahne. Ich bekam auch eine, ſie war freilich übel zerriſſen. Bei den Engländern iſt ja alles Khaki, das wußten wir ſchon — Uniformen, Wagen, Geſchütze und Geſchützläufe, Säbelſcheiden, Sporen, Verbandtaſchen der Ärzte, die Verbandpäckchen, die jeder Soldat als Notverband bei ſich trägt, aber auch — das wußte ich noch nicht — ihre Konventionsfahne war nicht ein rotes Kreuz auf weißem Grunde, ſondern ein rotes Kreuz in khakifarbenem Felde.

In einem engliſchen Magazin habe ich ſogar geleſen, daß die Engländer eine Flüſſigkeit in ihre Pferde hineinbürſten, das ihr Fell khakifarben ausſehen macht; ob das überhaupt und ob es oft geſchehen, weiß ich nicht.

Auf einem Blatt Papier mit einem Trauerrand bekomme ich einen Paß ausgeſtellt:

Colonel Allenby's Columes

2. November.

Please pass a Boer ambulance with 8 oxes, and also a Boer doctor and two men out trough the British lines.

By order

A. J. Russel
Major — R. A. —

Ungehindert soll ich die englischen Posten passieren können.

Ich muß sagen, ich war nicht wenig überrascht über die für meine Begriffe große Menge von Verbandmaterial, die mir der menschenfreundliche Arzt und Principal medical Officer hatte auf den Wagen legen lassen, außerdem sechs Stangen richtiger brauner Seife, Katheter und Kerzen.

Nun noch etwas! Ich persönlich bekomme Zigaretten — acht Stück — only for the road. Man hätte mir gewiß mehr gegeben, auch wohl noch ein Hemd usw., aber die Engländer hätten sich vielleicht hinterher ein Gewissen daraus machen müssen.

So fahre ich denn los und komme in der Nacht glücklich zu meinem Hospital, nach Onverwacht. Was hat man da gemacht? Mein Anschlag hat nichts genützt. Im Hause ist gar nicht weiter zu kommen. Furchtbar ist da gewüstet. Brandgeruch allüberall, Steinmauern, eingebrochen, versperren die Gänge. Ich hole mir also eine Kerze vom Wagen; wie ich ins Haus hineinleuchte, sehe ich eine unglaubliche Zerstörung. Medizingläser, die ich in meinem Zimmer zurückgelassen, sind zerschlagen, der Inhalt an die Wand gespritzt, die fast fensterlosen Fensterkreuze sind eingeschlagen, Tische, Stühle und Schränke zerbrochen, auch der einzige Küchenofen ist zerschlagen, überall liegen Glas- und Topfscherben.

Hinter dem Hause eine Feuerstätte mit halbverbrannten Tisch- und Stuhlbeinen, Überbleibseln einer Tragbahre und ein halb angebranntes Harmonium. Viele Mühe kostet es uns, einen Eingang in das Haus zu bahnen und Platz zu machen, um den Patienten unter Dach bringen zu können.

Aus den Überresten des Hausrats wurde Feuer gemacht und in einem kleinen englischen Feldkessel Kafferkornpapp gekocht, mehr hatten wir nicht. In demselben Kessel mußte hinterher der Katheter ausgekocht werden und das Wasser, womit ich meine Hände wusch, um den Patienten aseptisch katheterisieren zu können. Hier eine andere Arbeit als in einem wohleingerichteten Hospital!

Hundsmüde legte ich mich neben dem Wagen zum Schlafen nieder. Ich lag noch nicht lange, da brach ein solcher Platzregen los, daß im Augenblick meine Decken naß waren, ehe ich mich damit unter das Dach gerettet hatte.

Der folgende Tag war ein Sonntag. In und um das Haus, welch ein trostloses Chaos — um so schöner draußen die in herrlichster Morgensonne prangende Natur. Ein Sonntagmorgen, wie man sich ihn schöner nicht denken kann, und so ruhig und friedlich alles ringsum.

Unter der Eiche hinter dem Haus wurde ein Feuer gemacht. Wir sitzen um das Feuer herum, ratschlagen, wie und woher wir wohl zu essen bekommen werden, da kräht ein Hahn den Morgengruß. Über uns oben im Baum sehen wir den Hahn, er der Letzte seines Stammes. Alle Hühner, die früher hier waren, haben die Engländer daran glauben lassen. Der Hahn allein ist übrig geblieben, hat sich wahrscheinlich oben in den Baum geflüchtet und wagt auch jetzt nicht herunterzukommen. Wie wir noch von ihm sprechen, läuft ein verwundetes Schwein über den Weg. Wir spitzen die Ohren, da hören wir noch mehr freundliches Grunzen; das sind die Schweine, die sich vor den Engländern in den sumpfigen Busch gerettet haben. So brauchen wir denn fürs erste an Verhungern nicht zu denken.

Nachmittags treffen heilfroh die geflüchteten Patienten ein. Aus nichts muß was gemacht werden, aber heute am Sonntag nicht mehr.

Onverwacht, den 4. November. Aus den leeren Kisten des von den Engländern im Stich gelassenen Wagens werden jetzt Hospitalmöbel angefertigt. Als ich mich heute den Schlachtfeldern Baakenlaagte näherte, erhob sich langsam eine dicke Wolke gemästeter Aasgeier, die sich voll gefressen hatten, daß sie kaum hochkommen konnten. Es war das an der Stelle, wo die Geschütze gestanden hatten, wo jetzt noch die Pferdeleichen herumliegen. Die Artilleriebespannung, große starke Pferde, denen die straffen Lederzeuge und Ketten tief in die zum Platzen auf-

gedunsenen Leiber schneiden und außerdem noch 60 bis 70 Reitpferde. Ein Beweis, wie hier gefochten wurde, sind die Ledereimer, die zu den Geschützen gehörten und hier herumliegen, wie ein Sieb sind sie von den Kugeln durchlöchert.

Etwas weiter die Höhe hinauf sind Reihen von frischen Gräbern. Zu Häupten der Begrabenen stecken Flaschen in dem Sand, sie sind verkorkt und bergen in sich einen Zettel, auf dem mit Bleistift Namen und Rang der Gefallenen aufgeschrieben sind. Mein Assistent machte die Flaschen auf, zählte die Namen, dann wurden die Flaschen wieder sorgfältigst verschlossen und an ihren Platz gesteckt. So zählten wir 96 Mann, darunter sind eine verhältnismäßig große Anzahl von Offizieren. Etwas abseits von diesen Gräbern nach der Seite, wo das Kamp gestanden, sind zwei einzelne Gräber. Ein Kreuz aus Kistenholz schmückt dieselben. Das eine ist das Grab des befehlführenden Offiziers, des Colonel Benson; „he died of wounds" steht darauf zu lesen. Das andere das Grab des Colonel Guinnes; auf seinem Kreuz stehen die Worte: „Gone out, not forgotten". Außer diesen frischen Gräbern fanden wir etwa 1500 Schritt weiter abseits an einer Wasserpfanne die unbegrabenen Leichen zweier Soldaten, so daß die Engländer in diesem Gefechte 100 Tote hatten. Bei 100 Toten kann man fast immer eine noch viel größere Anzahl von Verwundeten rechnen. Zählt man dann auch noch die Gefangenen, etwa 100 dazu, so erhellt daraus, daß der Gefechtswert der Kolonne sehr reduziert war. Um so mehr drängt sich die Frage auf, ob nicht doch das Kamp zu nehmen gewesen wäre.

Onverwacht, den 6. November. van Zwyl hat seinen Pflug aus dem Wasser herausgeholt; wo noch in voriger Woche das Gefecht wütete, da zieht jetzt bei schönem Sonnenschein van Zwyls Pflug friedlich seine Furchen. Ob der da pflügt und sät, da auch ernten wird, das weiß man nicht.

Onverwacht, den 7. November. Heute Schwein geschlachtet. Das Abschlachten wird von meinen Leuten immer mir zugeschoben, besser, daß ich das lange Amputationsmesser dazu brauche,

als daß ich es zum Amputieren benutzen müßte. Um das hier zu erwähnen, ungeachtet der vielen Amputationen, die von englischen Ärzten hier im Feld ausgeführt werden, sind nach meinen Kriegserfahrungen Indikationen, die zur Amputation zwingen, in der modernen Kriegspraxis selten vorhanden, zumal wenn es sich nicht um schwere Artillerieverletzungen handelt, und noch bei diesen kann die moderne Wundbehandlung in vielen Fällen konservativ verfahren.

Um auf das Schweineschlachten zurückzukommen. Ganz nach alter Apothekerweise brate ich mir das Flomenfett aus, um daraus Borsalbe und andere Salben zu machen. Das andere Fett und Speck wird für den Küchengebrauch ausgebraten und damit der Fettvorrat ergänzt. Trotzdem es um diese Zeit ganz schön warm ist, wird doch recht fett gegessen, und das bekommt jedem von uns; vielleicht kommt es mit daher, daß wir absolut keinen Alkohol gebrauchen.

Onverwacht, den 8. November. Sandte an General Botha einen schriftlichen Rapport über Tote und Verwundete, rapportierte meine Gefangennehmung und erwähnte gleichzeitig, daß ich für das letzte Gefecht zu spät Order erhielt. Ritt darauf nach Thalfontein zu Dr. Leitz und konferierte mit ihm über meinen Patienten mit der Rückenmarksverletzung, da eine Laminectomie ihn vielleicht noch retten kann. Dr. Leitz versprach mir zu assistieren, aber erst muß ich für diese auch technisch schwierige Operation Instrumente haben. Ersuchte daher den Kommandanten vom Pretoria-Kommando, einen Mann mit zwei tüchtigen Pferden zu Dr. Juriaanßen zu schicken, diese Instrumente von dort zu holen. Es wird aber mehrere Tage dauern, ehe der Mann zurück sein kann.

Bei Dr. Leitz lag ein Engländer mit einem Bauchschuß. Wie dessen Ende herannahte, fragte Dr. Leitz ihn, ob er auch noch etwas an seine Familie mitzuteilen habe; der sterbende Engländer antwortete: „My family cast me out", „Meine Familie verstieß mich". Als Dr. Leitz später nochmals fragte, bat er um ein Stück Papier, schrieb darauf die Worte: „I am

blust", heißt so viel wie: „ich bin fertig", gab die Adresse seiner Eltern an und starb.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Einsame Tage mit einem Schwerverwundeten auf der Hospitalfarm Onverwacht.

Gefecht bei Vaalkop, den 4. Dezember 1901.

Onverwacht, den 9. November. In meinem letzten Rapport an General Botha hatte ich geschrieben, daß es mir in nächster Zeit aus Rücksicht auf den schwerverwundeten Feldkornett Barnard unmöglich wäre, mit dem ganzen Hospital zu flüchten, ich würde jedoch Sorge tragen, daß die anderen Patienten bei Annäherung der Engländer früh genug in Sicherheit gebracht würden. Da der Feldkornett täglich zweimal meine spezielle ärztliche Hilfe nötig hatte, beschloß ich, in seiner Nähe zu bleiben, es sei denn, daß ein Gefecht oder sonst etwas Dringliches mich abriefe. Über einen Monat blieb ich auf Onverwacht. Es war eine Zeit der Einsamkeit, meistens war ich auf weite Distanz von meinem Kommando getrennt, zumal die Engländer ihre Anstrengungen zu verdoppeln schienen, wahrscheinlich infolge ihrer letzten Niederlage.

Onverwacht, den 10. November. Durch das Kamp auf Rooipoort sind meine Patienten gefährdet. Ich schicke sie deshalb unter Führung meines Assistenten Dumont auf die Flucht.

Den 12. November. Über Nacht kampieren die Engländer ganz in der Nähe auf Sonntagskraal, eine halbe Stunde von hier.

Den 13. November. Die alte Frau Strydoum ist glücklich, zwei „Khakis" erbeutet zu haben, zwei Pferde, die sie selber eingefangen und vor den Engländern geschützt hat. Sie stellte sie in der Vorratskammer unter. Diese Kammer hat keine Fenster,

den Eingang verstellt sie mit verkohlten Dachsparren. Nachher kommt eine englische Patrouille über den Platz, sieht nach allem, aber die Pferde findet sie nicht. Die Frau erzählte, daß mit den Engländern mehrere Handsupper gewesen seien, die sie erkannt hätte, darunter auch der Sohn von Hendrik Erasmus, genannt Grotkopp. Der Vater ist noch bei uns, wer weiß aber, ob es für uns nicht besser, wenn er schon längst bei den Engländern wäre; von Nutzen ist er uns absolut nicht, selbst nicht wenn er sein Haus als Hospital anbietet.

Im Nachbarhause wohnen auch noch Menschen, Frau N. v. Zwyl mit ihren kleinen Kindern. Fast täglich kommt ihr Mann oder eine Burenpatrouille. Heute morgen war ich hinübergegangen, Neues zu hören. Ich gehe zurück zum Hospital, da sehe ich Köpfe auftauchen, Reiter sind es, breit ausgeschwärmt. Schnell zum Hospital, gebe meinen Leuten noch Weisungen, da folgen mir die englischen Patrouillen schon durch den Garten. Zwei Husarenoffiziere vom 19. Regiment kommen zu mir ins Zimmer. Erkundigen sich genau nach allem, wer ich bin, nach meinen Leuten, nach meinen Patienten, nach meinem Ambulanzmaterial, ja sogar nach meinem Vorrat an Mais. Aus diesem Verhör wird mit der Zeit eine interessante Unterhaltung, und als sich die beiden Offiziere empfehlen, kramen sie ihre Taschen aus und geben mir an Zigaretten alles, was sie haben, auch sind sie gern erbötig, einige Zeilen von mir mitzunehmen, einen Weihnachtsgruß an meine Mutter, die sich gewiß sehr um mich ängstigt.

Die Offiziere sind schon hinausgetreten, kommen nochmals zurück und fragen, wessen Wagen da vor dem Hause stehen. Zwei Ambulanzwagen gehören mir, der andere ist ein Burenwagen; sofort bekommen einige Soldaten den Befehl, diesen Wagen in Brand zu stecken. Es wird eine Flüssigkeit auf den Wagen gespritzt und bald brennt er lichterloh. Schon früher hatte ich gehört, daß die Engländer eine leicht brennende Flüssigkeit bei sich führen, mit der sie sich das Anzünden von Häusern, Wagen u. s. w. erleichtern.

Ehe die Offiziere weiterreiten, fragen sie meinen Pfleger, ob es besser ist, daß sie einen Posten zurücklassen, und als Schuchardt diese Frage bejaht, bleibt so lange eine Wache, bis daß die ganzen Engländer vorüber sind. Es war das auch viel besser, denn schon versuchten drei englisch uniformierte, vollständig mit Gewehren ausgerüstete Kaffern mir mein Vieh wegzutreiben.

Die Kaffern, die mit den Engländern sind, werden besonders von den Burenfrauen gefürchtet. Sie dünken sich jetzt die Herren und lassen das die Frauen fühlen; wenn das den Engländern nicht nur selbst noch einmal schlecht bekommt!

Später kamen noch andere Offiziere über die Farm. Als einer der Herren bat, mich photographieren zu dürfen, sagte ich unter der Bedingung zu, daß er meiner Mutter ein Bild schicken würde, die Adresse schrieb ich ihm auf.

Beide Herren haben getreu Wort gehalten, und eine ganz seltsame Fügung, genau am Weihnachtsabend 1901 lagen auf dem Weihnachtstisch meiner nichtsahnenden Mutter zwei Briefe aus dem englischen Kamp auf Rooipoort, die jene beiden Offiziere geschrieben haben und außerdem ein Bild von mir. Wie dankbar meine Mutter den Herren gewesen ist, das vermögen sie sich selbst wohl kaum auszumalen, hoffentlich hat der Dankesbrief meiner Mutter sie erreicht. Ich möchte aber an dieser Stelle meinem Dank an die Herren meinen herzlichsten Ausdruck verleihen und den Herren wünschen, daß sie ebenso gesund wie ich aus dem Feldzug zurückgekehrt sind. Der Erweis einer solchen Kameradschaft ist des höchsten Preises wert. Ich lasse hier die Briefe der beiden Herren folgen:

Rooipoort—Transvaal, 18. November 1901.

Hochgeehrte Frau!

Hiermit habe ich die Ehre, Ihnen einen Brief von Ihrem Herrn Sohn zu übersenden und Ihnen mitzuteilen, daß die Photographie folgen wird, sobald das Bild entwickelt ist. Es wird Ihnen jedenfalls sehr angenehm sein, zu hören, daß ich den Herrn Doktor bei voller Gesundheit und guter Laune ge-

troffen habe. Das Leben im Burenſpital dürfte ein etwas einſames ſein, jedoch ſcheint das Spitalsperſonal gut verpflegt zu ſein und unter guter Deckung zu wohnen. Friſches Fleiſch und Milch haben ſie genug, an Salz, Zucker u. ſ. w. ſcheint es zu fehlen. Mit dem Ausdrucke meiner vorzüglichſten Hochachtung verbleibe ich ergebenſt

J. W. Lewis,
Lieut. im engl. Huſaren-Reg. Nr. 19.

Später trafen mit nachſtehendem Brief die drei Bilder ein.

Lager Ermelo, Transvaal, Südafrika, 12. Januar 1902.

Hochgeehrte Frau!

Hiermit habe ich die Ehre, Ihnen das verſprochene Bild Ihres Herrn Sohnes zu überſenden. Auch habe ich zwei Bilder beigelegt, welche für Sie ein beſonderes Intereſſe haben dürften. Das eine Bild ſtellt einen Krankenpfleger und Wagen des holländiſchen Vereins vom Roten Kreuz dar, das andere das Haus, worin der Herr ſein Spital etabliert hat. Mit vorzüglicher Hochachtung verbleibe ich ergebenſt

J. W. Lewis,
Lieut. im 19. engl. Huſaren-Reg.

Den 16. November. Heute wieder Engländer hier von den King Royal Rifles, auch ein Arzt. Als dieſer meinen großen Mangel an Verbandzeug ſieht, dreht er ſeine Verbandtaſche um und gibt mir alles, was er hat, dazu ein Thermometer. Seit Juni hatte ich kein Thermometer mehr beſeſſen.

Den 17. November. Schon frühe auf. Eben mit dem Raſieren fertig, wenn es geht, raſiere ich mich jeden Sonntag, da tritt ein Offizier zu mir in den Raum, ein zarter Jüngling noch, mit den Achſelſtücken der King Royal Rifles. Er will ſich unterhalten, aber das gelingt ihm nicht recht, dann erkundigt er ſich nach dem Patienten und ſpricht einige Worte mit ihm. Ich mache ihn auf die Not des Patienten aufmerkſam. Er reitet fort, nach einer geraumen Zeit ſehe ich denſelben Offizier aus anderer Richtung zurückkommen. Er reitet vorſichtig und

hält in einem Taſchentuch etwas vor ſich her. So reitet man, wenn man zu Pferde ſitzt und Eier heil herüberbringen will. Ich ſehe das und ſage ſchon zu meinem Aſſiſtenten: „Das iſt doch nett, der hat Mitleid mit einem armen Patienten, der bringt jetzt Eier für ihn.“ Der Offizier reitet an meinen Aſſiſtenten heran, fragt ſogar noch: „Have You eggs for Your patient?“, weiter aber kommt er nicht, obwohl Schuchardt verſichert, daß wir keine Eier für den Kranken haben, und daß er nur ſo etwas wie Eier zu ſich nehmen kann, da auch noch die Speiſeröhre verletzt wurde. Aber die Eier behält der Gentleman für ſich und mit einem good morning verabſchiedet er ſich. Statt geradeaus zu reiten, biegt er in den Garten ein, da habe ich meine Tiere feſtgemacht, was ich immer tue, wenn Engländer in der Nähe ſind, dazu poſtiere ich meine Leute, die ich überall aufſtelle, wo etwas wegzunehmen iſt. Der Offizier ſieht meinen ſchönen „Bläßmann“, kann mir ſchon denken, daß er darauf Appetit hat, aber mit den Worten that's a nice pony reitet er weiter. Mein Aſſiſtent iſt dem Offizier im Garten nachgegangen, da grunzen noch halbwilde Schweine. In einem unbeobachteten Augenblick haben die Engländer uns ſchon heute morgen ein Schwein und zwar das größte weggenommen, wir bemerkten es erſt, als wir in der Ferne ſahen, wie zwei Engländer zu Pferd das Schwein forttrieben. Der Offizier ſieht denn auch die „pigs“ und erkundigt ſich bei meinem Mann weiter, der macht ihm aber deutlich „they give us food“, und damit iſt die Gefahr auch an ihnen vorüber. Außer den Schweinen laufen aber noch Schafe im Garten herum; ehe die Buren von hier fortgingen, hatten ſie mir 30 Stück hier gelaſſen zum Aufſchlachten; viele junge, jetzt gerade ſchöne fette Lämmer, außerdem Tiere mit alten Beinbrüchen und derartigen Schäden, ſonſt aber gut zum Eſſen. Sie können nicht ſchnell genug flüchten, ſollen deshalb zuerſt aufgeſchlachtet werden. Auch nach dieſen Schafen hatte ſich der Offizier erkundigt, aber als mein Pfleger ihm ſagte „those are the sheeps for us to kill“, war er auch darüber beruhigt. Vormittags kam nochmals ein Offizier, der auch bei

Baakenlaagte mitgefochten hatte. Bald drehte sich wieder das Gespräch um jenes Gefecht, dem die Engländer eine große Bedeutung beizulegen scheinen, so nannte er das Gefecht „a great battle". Die Engländer können absolut nicht begreifen, daß wir nur 16 Tote hatten. Ehe er sich verabschiedete, zog er seinen Kodak. Ich ließ meinen Bläß satteln. Auch er will meiner Mutter eine Photographie schicken; die Bilder werden in England entwickelt, dann hierher zurückgeschickt.

(Anmerkung. Dieses Bild ist nicht übergekommen. Meines tüchtigen Pferdes wegen hätte ich gern diese Photographie gehabt. Sollte ein englischer Leser mir dazu verhelfen können, so würde ich ihm dafür sehr dankbar sein.)

Den 18. November. Habe jetzt schon seit einigen Tagen keinen Buren mehr gesehen, wie es scheint, sind jetzt um uns herum überall Engländer.

Den 19. November. Auch heute ließ sich weit und breit kein Bur sehen.

Den 20. November. Meinem armen Patienten geht es schlechter und schlechter. Noch immer sind die Instrumente nicht da, aber wenn sie jetzt auch noch kommen sollten, zu machen ist doch nichts mehr. Sicherlich wäre auch von vornherein nicht viel zu helfen gewesen, deshalb habe ich mich auch mit den improvisierten Instrumenten nicht daran gewagt, die selbst für Einübung der Operation an meinen Schlachthammeln höchst unzureichend sind. So könnte die Operation mehr schaden als nützen und: medice vide ne noceas!

Schlimm ist es, daß der Kranke nichts mehr zu sich nehmen will. Die Auswahl, womit ich ihn ernähren kann, ist so sehr klein, und das, was ich habe, weist er zurück. Jetzt hat er auf Eier Appetit, aber woher die nehmen? Gegen das Hühnervolk haben die Engländer ebenso energisch Krieg geführt als gegen die anderen Haustiere, neuerdings kräht auch hier auf der Farm kein Huhn und Hahn mehr. 25 Minuten von hier auf der anderen Seite des Berges wohnen noch zwei Frauen mit ihren Kindern, ich ritt hin, aber außer Mais konnte ich

da erſt recht nichts mehr bekommen, und Mais habe ich ſelber. Ich habe den Frauen großen Schrecken eingejagt. Sie hatten mich kommen ſehen und nichts anderes gefürchtet, als daß ich ein Engländer ſei, um ſo mehr atmeten ſie ſichtlich auf, als ſie doch endlich mal wieder einen Menſchen und zwar „einen von unſeren Menſchen" ſahen. Iſt es für mich ſchon einſam, wie viel einſamer iſt es noch für dieſe Frauen und Kinder, ſie wiſſen, daß ich da bin, das iſt ihnen eine Beruhigung, und daß etwa dreiviertel Reitſtunden Entfernung noch eine Frau wohnt, ebenſo einſam wie ſie, ſonſt iſt weit und breit niemand, aber ſie wagen keine zehn Schritt hinauszugehen, fürchten jeden Augenblick die Engländer, namentlich die engliſchen Kaffern über ſich. Was ſolche Frauen an Angſt ausſtehen, kann man als Mann wohl kaum ahnen.

Den 21. November. Engländer noch immer auf Sonntagskraal, von dort waren heute zwei Offiziere hier, kamen, um etwas zu plaudern, und während ſie drinnen bei mir waren, hielt ihnen draußen ein Mann die Pferde. Mir war dieſer Mann ſofort verdächtig vorgekommen; ſofort wie er mich ſah, blickte er zu Boden und wagte mich nicht anzuſehen. Trotzdem er Haar und Bart nach engliſcher Manier zugeſtutzt hatte und in einer engliſchen Tommy-Uniform ſteckte, war mir ſoviel klar, das mußte ein Bur ſein. Meine Leute ſagten mir nachher, daß es Chriſt. van Wyk geweſen, ein von den Buren am meiſten gehaßter Handsupper. Er war ein freier Bur, ſeine Farm iſt etwa fünf Stunden von hier, er zog als Bürger mit ins Feld, lief dann zum Feinde über, und jetzt muß er Dienſte tun, die hier nur der Kaffer tut, ſeinem Herrn die Pferde halten, warten u. ſ. w.

Meine Leute hatten von ihm gehört, daß die Handsupper bereits damit angefangen haben, Engländern und engliſchen Geſellſchaften ihren Grund und Boden zu verkaufen.

Den 22. November. Der Handsupper, der geſtern hier war, hat ſein Verſprechen gehalten. Er ſchickte einen Kaffern herüber, der brachte eineinhalb Stück Sunlight soap,

sechs Dosen Zündhölzer und außerdem eine Büchse Tabak „Navy Cut". — Im Staudamm der nächstgelegenen Farm gebadet; das Wasser war sehr belebt von jungen Entenvölkern. Vergebens suchte ich einige zur Strecke zu bringen, aber fast in der Hand tauchten sie unter und verschwanden, ohne Gewehr war nichts zu machen. — Bekam heute beim Buschmann wieder ein Ei für meinen Patienten.

Den 23. November. Nachmittags sprachen vier Offiziere vom Sonntagskraal bei mir vor. Sie gehören zu der South Africa Constabulary, eine Truppengattung, mit der die Blockhäuser besetzt werden. Auf Sonntagskraal sind nämlich Blockhäuser errichtet, und so zieht sich jetzt bereits eine zweite Reihe von Blockhäusern diesseits der Bahnlinie her. Diese Leute sollen auch später in Afrika bleiben.

Die Engländer sind sich ihres Sieges gewiß, eigentlich waren sie das immer, getäuscht haben sie sich schon oft genug, aber endlich werden sie wohl recht behalten, wenn nicht England anderswo die Hände gebunden werden. Was für Anstrengungen müssen doch die Engländer um solch eine Handvoll Buren machen!

Eben hatten sich die Offiziere wieder entfernt, da kommt N. v. Zwyl mit einem anderen Buren, um nach seiner Familie zu sehen. Ein gefährlicher Ritt. Der eine hat nur 25 Patronen bei sich. Er hat nicht mehr, muß sich deshalb einen Khaki fangen. Schnell geht der Vater zu seinen am Wasser spielenden Kindern, küßt sie und reitet davon.

Den 25. November. Jetzt sind meine beiden Kaffern fort. Gestern lief „Breakfast" fort, und heute ist auch „Wittboi" verschwunden. Es ist gar keine Frage, daß sie zu den Engländern gelaufen sind. So nahe den Engländern ist auf die Schwarzen kein Verlaß, bei den Engländern hängt ihnen der Himmel voller Geigen in Gestalt von Branntwein, Fleisch und bunten Kleidern — und daß sie dort faul sein können und den Herrn spielen, während sie bei uns immer den Baas über sich haben. Hoffentlich erzählen die Kaffern nicht von den

beiden Buren, die hier waren, es könnte das die Engländer argwöhnisch machen und ich hier ausgewiesen werden.

Den 29. November. Als ich heute morgen erwachte, stand ein Bur vor meinem Bett, notabene das Bett ist eine eiserne Bettstelle, über den Bettrahmen halb eingerostete Stäbe von Bandeisen gespannt, die die unangenehme Eigenschaft besitzen, daß sie mitunter losspringen, wenn ich mich mal umlege, und mich dann plötzlich versinken lassen; über dem Bettrahmen liegt eine Zeltplane der Freistaatartillerie, ebenso wie eine solche zur Ausrüstung des deutschen Infanteristen gehört, und darauf liege ich, in meinem Schlafsack, auf einer Unterlage also, die mit großer Vorsicht zu genießen ist. An Neuigkeiten erfuhr ich, daß unsere Kommandos bei Ermelo stehen, meine Ambulanz ist auch dort. Fast alle meine Patienten haben im Laufe der Zeit entlassen werden können. Allen geht es gut.

Die Engländer haben Dr. Leitz, der bei Hendrik Erasmus ein Hospital hielt, mit sich genommen. Einige Zeit vordem wurde bei ihm im Haus eine dort bedienende Kaffernfrau durch den Leib geschossen, die Frau erlag der Verwundung. Auf dem Hospital hatte weithin sichtbar eine Rote-Kreuz-Flagge geweht.

Den 1. Dezember. Mit meinem Patienten geht es zu Ende, wird von Tag zu Tag schwächer. An immer mehr Stellen liegt er sich durch. Ein Wunder, daß es bis dahin noch gegangen ist, denn ich habe nichts anderes, ihn zu betten, als zwei steifgepolsterte Bänke aus meinem Ambulanzwagen, und die beiden Decken, die er in dem Gefecht erbeutete, in dem er seine tödliche Wunde erhielt; einige Stunden liegt er auf der rechten, dann einige auf der linken Seite, dann auf dem Bauch und dann auf dem Rücken. — Wasserkissen, Pfühle, wo seid ihr? — Nicht einmal Heu gibt es, um ihm eine weiche Unterlage zu geben. An den Hauptdruckstellen lege ich Gazepolster, die jeden Tag so verschmutzt und hart werden, daß sie den anderen Tag gewaschen werden müssen und auf den Rosenbüschen zum Trocknen hängen. Die Mußezeit der letzten Tage benutzte ich dazu, an allem möglichen herumzuflicken oder dieses und jenes praktischer

einzurichten, Apotheke und Verband zu ordnen, Medizinen anzufertigen und Pulver abzuwägen und anzufertigen. Mit dem Verband machte ich es so. Ein großes Feuer wurde angezündet, ein großer eiserner Dreibeintopf darauf gestellt und dann wurden darin Schalen, Teller, Glasgefäße und Körke gehörig ausgekocht. Nachdem ich meine Hände zunächst gewaschen hatte, so daß ich bei jeder Laparatomie hätte assistieren können, schnitt ich mit sterilen Instrumenten mein aseptisches Verbandmaterial und die aseptische und antiseptische Cyanid-Gaze, die ich neulich von den Engländern erhielt, in solche Stücke zurecht, wie ich sie für den ersten Verband zum Bedecken frischer Schußwunden gebrauche. Diese Verbandstücke füllte ich in die ausgekochten weithalsigen Gläser, die ich mit den ausgekochten Körken verschloß. Zur Sicherung des Verschlusses verschmierte ich die Körke oben mit einem Salbengemisch, das ich herstellte, indem ich Schweinefett mit Karbol- und Borsäure zusammenkochte. Damit habe ich jetzt eine gute Auswahl an zuverlässigem Verbandmaterial, das praktisch sehr gut verwendbar ist. Ich brauche jetzt nur den Kork zu lüften und kann dann mit steriler Pinzette den gerade für Schußwunden passenden Verband, die Deckgaze entnehmen; damit ist für die erste Hilfe bei frischen Schußwunden genug geschehen. Was ich anfangs tat, die Umgebung der Schußwunden gründlichst mit Hilfe eines Rasiermessers reinigen, habe ich aufgegeben. Allzu leicht wird dabei der Deckschorf, der die Wunde bedeckt, heruntergerissen, und ich glaube, daß man den nach Möglichkeit erhalten soll. Denn unter diesem Schorf sah ich häufig eine reaktionslose Heilung selbst dann, wenn die Wunden niemals verbunden waren.

Sehr sparsam bin ich mit der Seife. Zweimal am Tage muß ich den Patienten katheterisieren. Ich habe nur einen Nélaton-Katheter zur Verfügung, da muß ich also gründlichst die Hände waschen, also Seife gebrauchen. Dieses Seifenwasser wird nun aber nicht fortgeschüttet, sondern sorgfältigst in einem anderen Gefäß gesammelt und dient dann zum Waschen der Wäschestücke.

Den 2. Dezember. Heute kam hier das ſtattliche Kommando von zehn Buren über den Platz. Sie wollten mit den Engländern anbinden, ſie herauslocken, hatten aber kein Glück damit.

Den 3. Dezember. In der Nacht iſt der Patient geſtorben. Es war noch dunkel, halbzwei Uhr nachts, als ich wach wurde und den Kranken nicht mehr atmen hörte, er lag im Raum nebenan. Ich ging zu ihm hinein, da war er ſchon kalt, und die Wache war inzwiſchen wieder eingeſchlafen, der Schlaf war ihr zu gönnen; hat mein Pfleger Schuchardt doch faſt ſtändig den Nachtdienſt gehabt.

Der Verwundete hat noch 34 Tage nach ſeiner Verwundung gelebt, ehe der Tod für ihn die Erlöſung brachte. Befund der Sektion war: der rechte hintere achte Bruſtwirbelbogen zerſchoſſen, damit gleichzeitig das Rückenmark zertrümmert. Eine Operation, auch wenn ſie unter den günſtigſten Umſtänden und ſofort vorgenommen wäre, hätte ein günſtiges Reſultat kaum geben können. Daß der Ausſchuß ſo tief ſaß, während der Einſchuß in Höhe des Kehlkopfes war, erklärt ſich daraus, daß der Feldkornett geduckt mit vorgehaltenem Kopf auf die Engländer angeſtürmt war. Der Feldkornett Barnard iſt das letzte Opfer des Gefechts von Baakenlaagte. Alle anderen Verwundeten ſind außer jeder Lebensgefahr, werden zum Teil ſchon wieder fechten. Geſchloſſene Orte haben ihren gemeinſamen Friedhof, der Bur auf der Farm hat ſeine Grabſtätte auf eigenem Grund und Boden; ſo ließ ich denn auf dem Begräbnisplatz der Familie van Zwyl im Garten von zwei Kaffern und einem Hottentott ein Grab graben, und kurz vor Sonnenuntergang trugen wir den Feldkornett dahin. Ohm Klaas, Schuchardt, ein Kaffer und ein Hottentott trugen die Leiche, die wir in eine der erbeuteten engliſchen Decken eingeſchlagen hatten. Ich allein folgte. An Ochſenriemen ließen wir die Leiche hinunter in das Grab, auf einen Vorſprung am Grabe legten wir über die Leiche eine Zinkblechplatte, ſo daß der Tote gewiſſermaßen in einem Sarge lag. Dann trat der alte Ohm Klaas vor und ſprach ein Gebet und

brachte dabei zum Ausdruck, daß der Tod dieses Mannes uns wieder daran erinnern solle, daß wir auch sterben müssen.

Im Namen der Eltern des Verstorbenen warf ich zwei Handvoll Erde in das Grab, dann wurde zugeschaufelt, und wir gingen in das Haus zurück. Es war Abend geworden.

Onverwacht, den 5. Dezember. Gestern wurde bei Vaalkop gefochten, ums Haar hätten die Engländer all unser Vieh, so etwa 10000 Stück Großvieh genommen. Wie es scheint, hat uns allein eines der bei Baakenlaagte eroberten Geschütze davor bewahrt; wie das plötzlich in das Gefecht eingriff, wurden die Engländer stutzig, sind ja Artilleriefeuer von unserer Seite gar nicht mehr gewöhnt.

Die Engländer hatten unsere Kommandos bei Vaalkop überraschen wollen, sie waren in der Nacht von Klippstapel ausgerückt, ein Weg von immerhin vier Reitstunden. Es war eine sogenannte fliegende Reiterkolonne, ein Reiterkommando, das nichts anderes als ein einziges Maximgeschütz mit sich führte.

Das Schießen hatte ich nun gestern wohl gehört, um was es sich dabei gehandelt hatte, hörte ich erst heute, als plötzlich mein Assistent Dumont im Nebel bei mir auftauchte, um mich zu den Verwundeten des gestrigen Tages zu rufen. Vier Stunden mußte ich reiten, ehe ich unsere Kommandos traf. Große Freude, ihren Doktor nach so langer Zeit wieder zu sehen. Schon war das Gerücht im Umlauf gewesen, die Engländer hätten mich gefangen und wollten mich nicht wieder ausliefern, dann aber hat mancher auch gedacht, daß ich endlich kriegsmüde geworden, vielleicht auch Heimweh bekommen hätte und zu den Engländern übergelaufen sei. Drei Verwundete. Feldkornett Pretorius erhielt einen Schuß flach durch den Rücken, dabei war ihm der Dornfortsatz eines Lendenwirbels zerschossen. Symptome einer Rückenmarksverletzung bietet er nicht; unter Chok, der bei Erschütterung der Wirbelsäule so oft auftreten soll, hatte er gar nicht zu leiden gehabt. Einen ganz ähnlichen Schuß hatte ein 15jähriger Bur, nur ist bei ihm die Kugel stecken geblieben, und da sie ihm Beschwerden macht, werde ich sie wohl heraus-

nehmen müssen. Einen ganz merkwürdigen Schuß hatte ein dritter Patient, auch er ein Jüngling von 16 Jahren. Oben hinter der Ohrmuschel war die Kugel in den Schädel hineingegangen, und jetzt steckt die Kugel unter dem Auge derselben Seite unmittelbar unter der Haut. Die ist zwar dick angeschwollen, das Auge selbst ist aber unverletzt, er sieht gut damit, und ebenso hat das Gehör, soweit sich das bis jetzt feststellen läßt, absolut nicht gelitten. Abgesehen von etwas Kopfschmerzen ist der Patient wohl und munter.

Ähnliche merkwürdige Schußverletzungen hatte ich zu Anfang des Krieges häufig Gelegenheit zu beobachten, als mir als Arzt auf den Lazarettzügen fast die sämtlichen Verwundeten von den Gefechten bei Ladysmith und an dem Tugela unter die Hände kamen. So rätselhaft mir häufig diese Schußverletzungen waren, so wenig imponierten sie in vielen Fällen den Verwundeten selbst. Es sind diese Verletzungen ja etwas ganz Neues, die auf das engste mit der Durchschlagskraft des modernen kleinkalibrigen Stahlmantelgeschosses zusammenhängen, das in diesem Krieg zum erstenmal in weiterem Umfang zur Verwendung kommt.

Als ich mit den Verwundeten fertig war, gab es noch Kranke zu verarzten. Im allgemeinen ist aber der Gesundheitszustand ganz vorzüglich.

Die Kommandos, die hier zusammen waren, setzten sich aus Teilen des Heidelberg-, Pretoria-, Middelburg-, Bethal- und Ermelo-Kommandos zusammen.

Eine englische Zeitung fiel mir in die Hände. Sie ist gespickt mit lügenhaften Berichten. Geschieht wohl deswegen, damit das für den Krieg zahlende England daheim nicht überdrüssig wird und weiter zahlt für einen Krieg, dessen Ende noch niemand absehen kann. Sehr ausführlich wird Bothas Natal-Expedition besprochen, bei der natürlich die Buren „große Verluste" erlitten haben, „ihre Widerstandskraft gänzlich gebrochen ist". Die Widerstandskraft der Buren ist nach englischen Zei-

tungsberichten aber schon so häufig gebrochen, daß solcher Schade doch wohl reparabel sein muß.

Viel die Rede ist hier von dem Handsupper Erasmus, dem Sohn des sog. Grotkopp Erasmus. Dieser Vagabund ist jetzt, schreibt sich wenigstens so, Kommandant der National Scouts geworden. National Scouts sind die von den Engländern bewaffneten Landesverräter, die sich am Blut ihrer eigenen Volksgenossen versündigen. Dieser Lump erkühnt sich jetzt sogar, da, wo er kommt, Drohbriefe gegen die Buren zu hinterlassen. Jetzt, wo der Vater Grotkopp Erasmus bei den Engländern ist, denkt der Kerl es so auf die Spitze treiben zu dürfen — aber es ist noch nicht aller Tage Abend, und der Haß der Buren vornehmlich gegen diese Art Handsupper wird wohl den Krieg überdauern.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Hospital muß vor den englischen Blockhäusern weichen. — Übersiedelung von Onverwacht nach Aangewys. — Ein Pferdestall das Hospital am Weihnachtsabend. — Auf Suche nach Salz. — Salzgewinnung. — Die Rinderpest. — Pferdekrankheiten.

Aangewys am Steenkoolspruit, den 8. Dezember. Mein Hospital auf Onverwacht mußte ich aufgeben. Wie die Engländer ihre Blockhäuser von der Bahnlinie weg feldeinwärts vorschoben, mußte ich mein Hospital von Blakkplaats nach Onverwacht zurückverlegen, jetzt wieder nordwärts nach Steenkoolspruit. Die Farm liegt oben auf einer felsigen Terrasse. Wundervolle Fernsicht. Als ich ankam — Emil van Zwyl hatte mir dienstfertig wie immer einen Wagen mit 16 Ochsen für die ganze Dauer der Krieges zu Ambulanzzwecken zur Verfügung gestellt, ebenso seine Ochsentreiber, einen Buschmann und halbverrückten Weißen — mußte es

unſere erſte Arbeit ſein, den Brandſchutt aus dem Hauſe zu entfernen, notabene Sonntagsarbeit. Leider hat das Haus ſehr viel Fenſter gehabt, da ſie alle herausgebrannt ſind und das Haus völlig frei ſteht, Bäume gibt es nicht, ſo iſt es infam zugig im Haus. Aber es hat noch ein Dach, das iſt ſchon viel wert, und wenn der Wind nicht allzu toll wird, werden die angekohlten Dachbalken das Wellblechdach noch wohl ſo lange tragen, bis wir eines Tages auch hier Padd geben müſſen.

Den 12. Dezember. Jetzt wo aller Schutt, Schmutz und Staub entfernt iſt und ich meine Hoſpitalſachen aufgebaut habe, ſieht es gar nicht einmal ſo übel aus im Haus, namentlich wenn die Sonne durch die Fenſter und Türöffnungen hereinſcheint. Gegen den Zug ſchützen wir uns dadurch, daß wir bei Tage vor die Türrahmen unſere Schlafdecken aufhängen, dieſelben, in denen wir uns nachts einrollen und ſchlafen; wir legen uns dann in die Ecken, wo der Wind nicht herankommen kann.

Die erſte chirurgiſche Arbeit hier war, daß ich einem Buren eine Schrapnellkugel herausſchnitt. Die Kugel war faſt gar nicht deformiert; ſie hatte etwa 1½ Quadratzentimeter von dem Wollhemd in den Schußkanal hineingeriſſen. Schrapnellkugeln muß ich häufig entfernen, ſie haben eben bei weitem nicht die Durchſchlagskraft der kleinkalibrigen Stahlmantelgeſchoſſe, die meiſtens nur dann ſtecken bleiben, wenn ſie als Aufſchläger deformiert oder als Querſchläger treffen.

Den 16. Dezember. Noch graute nicht der Morgen, da hörte ich von links her aus Richtung Trichardsfontein lebhaftes Gewehrfeuer, auch ein Maxim war am Arbeiten. Das Feuer hält an. Flüchtende Rinderherden, Wagen und Reiter. Sofort laſſe ich mein Pferd ſatteln, rekognosziere auf den umliegenden Höhen, laſſe dann die Ambulanzkarren und den Trolly einſpannen. Alles übrige ließ ich, wie es war. Meinem Aſſiſtent Dumont ſtelle ich ſchnell ein Schreiben aus, daß ich ihn 'als Hüter des Feldhoſpitals und deſſen Güter zurückgelaſſen.

Nach einem ſcharfen Ritt ſtoße ich auf der anderen Seite des Spruit auf Buren, die von dem Ausſchwärmen der Engländer

nichts wissen. Feldkornett Pretorius weiß nichts von „Doktor seinen Engländern“. Höre von einem Verwundeten, reite über zwei Koptjes zur Feldkornettschaft Botha, auch da alles ruhig. Auch er weiß nichts von „meinen Engländern“. Der Feldkornett hat einen Schuß durch den Oberschenkel. Während er nun da steht und ich ihn verbinde, gibt er seinen Leuten Order zum Aufsatteln, und gleichzeitig ruft er seinem Sohn zu, daß er ja nicht die blutgetränkte Hose vergißt, die er eben ausgezogen. „Buti moet myn broek jo niet vergeet, die is die eenigste broek buiten deeze, en die is nog sterk.“ „Buti muß meine Hose ja nicht vergessen, sie ist die einzige außer dieser und sie ist noch stark.“ So erteilt der Feldkornett noch weiter Ordres an „Buti's“ und „Ohmpi's“.

Sobald diese Feldkornettschaft aufgesattelt war, ritten wir ab und vereinigten uns mit den übrigen. Aus dem Plan, durch die Blockhauslinie auf die andere Seite zu kommen, wurde nichts.

Da ich am Nachmittag Rapport erhielt, daß bei meinem Hospital alles sicher sei, kehrte ich zurück und war am Abend da.

Als ich so Hals über Kopf das Hospital verlassen mußte, hatte ich meine goldene Taschenuhr mit Kette dort vergessen und in einem Raum an der Wand hängen lassen, aber sie war verschwunden und ganz verloren. Um so eigentümlicher, als nur englische Offiziere das Haus betreten hatten; außerdem fehlte mein sehr reichhaltiges Zahnbesteck und einige sonstige Instrumente. Die Zahnzangen hatte sich der englische Arzt noch besonders von meinem Assistenten zeigen lassen, mein Assistent hatte sich dann auf einige Zeit entfernen müssen, und jetzt sind die Zangen weg.

Die Kolonne, die hier gewesen war, war die von Colonel Allenby. Wahrscheinlich hatte sie an dem Morgen, als ich durch das Kleingewehrfeuer wach geworden war, einige Verluste gehabt, da der Chefarzt meinen Assistenten gebeten hatte, ihm zum Fortschaffen von Verwundeten meinen Ochsenwagen mit Bespannung zu leihen. Mein Assistent lieh den Wagen gegen Quittung, er wurde heute zurückgeschickt, nur mein Buschmann ist nicht mit

zurückgekommen. Nimmt auch nicht wunder, der hat Schnaps gerochen, darauf ist er wild, und darüber hat er das Zurückkommen vergessen. Bei uns gibt es nichts, das Alkohol heißt.

Aangewys, den 13. Dezember. Zwanzig Minuten südlich passiert das Gros der Engländer den Steenkoolspruit, eine linke Seitenpatrouille von vier Mann kommt zum Hospital. Ich hatte vor, hier zu bleiben, und es geschieht mir auch nichts. Die Engländer fragten nur „any wounded here?" „Sind Verwundete hier?" und verschwanden. Später verirrte sich noch ein einzelner Engländer hierher, er hielt vor dem Hospital und stieß den Seufzer aus: „My God, I wished the war was over." Dumont: „But you get payment." „Payment? one shilling and five pence, not enough for tobacco." („Ich wünschte, der Krieg wäre vorbei." Dumont: „Aber Ihr werdet bezahlt." „Bezahlt? — ein Schilling und fünf Pence, nicht einmal genug für Tabak.") Nachmittags waren schon wieder zwei Buren hier, der eine ein Patient, um sich verbinden zu lassen. Er erzählte, daß die Engländer bei seiner Mutter gewesen wären, namentlich einer hätte sich sehr „permantery" (aufsässig) gezeigt, da hätte die Frau zur Notwehr nichts anderes tun können, als ihm den Kessel mit heißem Kaffee über den Kopf gießen, worauf sie der Soldat mit Kolbenstößen zurückgeschlagen hätte.

Aangewys, den 15. Dezember. Drei Buren passierten die Farm, die bei Nacht von der anderen Seite her durch die Blockhäuser gekommen waren. Wie sie sagten, ist das ganze Gebiet zwischen Bahnlinie und der weit zu uns vorgeschobenen Blockhauslinie frei von Engländern mit Ausnahme des das ganze Gebiet beherrschenden Verklómkop, wo eine starke englische Wache liegt. In einem ganzen weiten Gebiet wohnt nur noch eine einzige alte Frau, sie ganz allein. Auch alle Kaffern haben die Engländer fortgenommen und ihre Kraale verbrannt. Jetzt sind etwa 300 Buren wieder auf der anderen Seite, die sich durch die Blockhäuser durchgeschlagen haben. Da bei den verbrannten Kaffernkraalen viele Schweine und Ziegen herumlaufen,

die da zurückgeblieben sind, so führen die Leute jenseits der Blockhäuser ein gutes Leben und außerdem ist es ihnen neulich geglückt, in Nähe von Pretoria bei „Erste Fabricken", da wo Louis und Marks ihren schottischen Whisky brennen, 100 Beeste zu erbeuten.

So sitzen wir noch und erzählen uns, da gewahren wir auf etwa 2000 Meter eine englische Patrouille, nur fünf Mann. Zur Vorsicht lasse ich schnell meine Tiere heraufholen, während die Buren satteln, um die Engländer zu fangen. Aber wie sie drauf und dran sind, da bekommen sie aus einem Hinterhalt heftiges Feuer und müssen schließlich zurück. Während ich das Patrouillengefecht verfolge, steht neben mir die Ambulanzmutter Frau van Zwyl, deren Mann sich vor ihren Augen mit den Engländern herumschießt. — — Mit der Dunkelheit brach ein starker Platzregen los, der die ganze Nacht anhielt. Einer meiner Leute, der in der Nacht vom Kommando zu mir zurückkam, war wie aus dem Wasser gezogen und beverte an allen Gliedern. Er kam, mich zu Verwundeten zu rufen.

So machte ich mich denn am Morgen früh auf. Ich fuhr auf meiner Karre, Ohm Klaas mit mir. Wo die Verwundeten sind, muß ich erst auskundschaften, da das Kommando gestern abend noch getrekkt ist, als der Bote schon fort war. Die Engländer ziehen jetzt so wild herum und unsere Kommandos sind so weit auseinander, daß man nie recht weiß, wo es sicher ist. So passierten wir denn, ohne etwas davon zu wissen, auf etwa 4000 Meter ein englisches Kamp von etwa 35 Zelten, etwas oberhalb standen noch einige Zelte. Wir machen schnell, daß wir weiter kommen, als wir rechts von uns auf dem Berg, über den wir hinüber müssen, einen Reiter gewahren. Ob Bur, ob Engländer ist nicht auszumachen. Wie wir nun den höchsten Punkt erreicht haben, da reitet er von rechts nach links, d. i. in Richtung zum englischen Kamp an uns heran und fragt: „Wohin?" Der Reiter ist mir trotz seines burischen Aussehens und seiner burischen Kleidung verdächtig, da stelle ich mich

dumm, zumal ich jetzt auf etwa 300 Schritt noch solchen Reiter patrouillieren sehe und antworte: „Ik gaa hier mar achter die bült„ und frage ganz einfältig: „Van wat commando is Jy?" „Ich gehe hier nur hinter den Berg" und frage „Von welchem Kommando seid Ihr?" Nach einigem Zögern antwortet er: „Bethal commando". Ich: „Waar is die Bethal commando?" „By Jyzer Kop" antwortet er, und dann setze ich meine Maultiere in Trab und sage: „denn zall ik mar zoo toe gaan". — Ich war mir so gut wie sicher, daß dieses ein englischer Spion, wahrscheinlich ein Handsupper war. Denn wie wir, weil wir nicht anders können, englisches Uniformkhaki tragen, so verwenden die Engländer jetzt Spione in Burenkleidung.

Dann, als ich am großen Vaalkop vorbeikomme, sehe ich oben eine Patrouille; da ich nicht weiß wer oben ist, mache ich einen großen Bogen nach rechts und stoße erst nach dreistündiger schneller Fahrt rechts vom Jyzer Kop auf die ersten Buren und erfrage mir dort den Standort der Heidelberger, die am Olivantsrivier stehen.

Leider bestätigt sich, daß die Engländer eines der bei Vaakenlaagte erbeuteten Geschütze am 13. Dezember zurückeroberten. Das kam, weil wieder einmal nicht ordentliche Wachen ausgestellt gewesen waren und deshalb das Lager überrascht wurde. Bei der Überrumpelung hat das Kommando van Niekerk allein 80 Mann an Gefangenen eingebüßt. Die Kanone war anfangs geflüchtet, doch als von der Bespannung ein Hintermaultier niedergeschossen wird, gerät die übrige Bespannung in Unordnung und ohne daß den Engländern viel Widerstand entgegengesetzt wird, nehmen nur etwa 100 Engländer von der Kanone Besitz, fünf Artilleristen werden dabei gefangen. In letzter Zeit sind allein vom Bethalkommando 129 Mann gefangen. Das machen die vielen Kreuz- und Querzüge der Engländer.

Ein äußerst interessantes Buch las ich heute zu Ende. „South Afrika" von Theal. Es schildert sehr anschaulich und ziemlich unparteiisch die geschichtliche Entwickelung Südafrikas

vom ersten Beginn an — mir hat es viel Aufklärung gegeben und mir interessante Stunden der Lektüre verschafft. — Das Buch stammt aus der erbeuteten Offiziersmesse.

Den 19. Dezember. Man hatte Hundsgebell gehört, deshalb wurde noch vor Tagesanbruch unser Lager alarmiert. Es mußte eingespannt und aufgesattelt werden; als dann bis acht Uhr morgens nichts von Engländern zu sehen war, wurde wieder abgesattelt. Hundsgebell kann Engländer andeuten. Als ich neulich mit den Engländern in Berührung kam, war ich verwundert über die Masse von Hunden, die sie mit sich führen; ihre Patrouillen sah ich von einem Spitz begleitet. Es ist das gar nicht dumm von den Engländern, denn manchmal wird ein Bur im Felde überrascht, daß er der Gefangenschaft nur noch dadurch entgehen kann, daß er sich versteckt. Wenn nun der Engländer den auch nicht in seinem Versteck finden würde, so wird solch ein Köter, wenn er Witterung bekommt, leicht stutzig und macht die Patrouille aufmerksam. Nach dem Gefecht von Baakenlaagte war es mir schon auffällig, wie viele Hunde sich in der Nähe des Schlachtfeldes herumtrieben, die dort zurückgeblieben waren.

Den 21. Dezember. Noch immer flüchten einige Wagen mit Familien mit uns im Felde herum. Sie sind uns nur zur Last, nicht etwa weil wir die Familien mit ernähren müssen, aber sie hindern sehr die Bewegungsfreiheit. Da diese Familien fast denselben Strapazen ausgesetzt sind wie wir, so werde ich häufig gerade von ihnen in Anspruch genommen.

Gestern abend kam ein Läufer, ein Kaffer, mit einem Brief, in dem mein Assistent Dumont, den ich im Hospital zurückgelassen, mir mitteilte, daß auf Befehl der Engländer das Hospital zu räumen sei, weil sie ihre Blockhäuser wieder weiter vorschieben. Am nächsten Tage muß es fort sein. Dumont hat das Hospital sofort aufgepackt und ist heute auf dem Trekk hierher.

Den 22. Dezember. Zur Zeit habe ich einen Schwerverwundeten vom Middelburg-Kommando bei mir. Vier Tage

nach seiner Verwundung kam er erst, er erhielt einen Schuß durch den Stirnschädel, die Knochensplitter haben einen großen Teil des Vorderhirns mit herausgeschleudert. Solche Verwundete im Zelt zu verpflegen, namentlich bei der Bruthitze dieser Tage, ist sehr schwer. Schatten gibt es hier nicht. Wie ich auch mein Zelt von unten lüfte, es bleibt doch schmorig heiß im Zelt, und außerdem plagen die Fliegen. Ist der Patient unbewacht, dann reißt er sich den Verband los, und die Hirnwunde liegt offen da.

Der Mann wurde verwundet, als er allein mit seiner Familie und mit seinem Vieh vor den Engländern her flüchtete. Seitdem die Engländer vor Jahresfrist seine Farm zerstörten, war er mit den Seinen und mit seinem zahlreichen Rindvieh beständig auf der Flucht.

Bis so lange war es immer gut gegangen, vor einigen Tagen aber waren die Engländer so überraschend gekommen, daß ein Entrinnen nicht mehr möglich war. Vergeblich suchten Vater, Sohn und Schwiegersohn die Engländer zurückzuschießen, aber es gelang nicht. Fast im selben Augenblick als der vorderste Engländer, der den Wagen schon fast erreicht hatte vom Pferd heruntergeschossen wird und tot ist, taumelt der Vater tödlich getroffen vom Pferd und bleibt wie tot liegen. Der Sohn springt zu seinem Vater heran, der aber liegt regungslos da in seinem Blute. Da ist nicht mehr zu helfen, denkt der Sohn, er ergreift das Pferd, das wie angewurzelt neben seinem am Boden liegenden Herrn fest steht, und sucht sein Heil in der Flucht, bis er in Deckung kommt. Inzwischen haben die Engländer den Wagen eingeholt, spannen die Ochsen aus und treiben sie mit dem übrigen Vieh mit sich und lassen den Wagen mit Frau und Kindern allein mitten im Felde stehen. Ich erwähne dieses, weil Szenen solcher Art nur zu häufig vorkommen und weil fast alle Familien, die noch bei uns weilen, solchen unmittelbaren seelischen Erregungen häufig genug ausgesetzt sind, daß sie Mann, Vater, Bruder, Kind und

Bräutigam vor ihren Augen gegenüber der feindlichen Übermacht müssen fechten und fallen sehen.

Noch eine Hiobspost: Vorgestern wurde die Artillerieabteilung unter Major Wolmarans überrascht, 31 Mann wurden gefangen, jenseits der Blockhäuser. Alle schliefen, Wachen waren nicht ausgestellt.

Erhielt heute von einem Mann von Kapitän Hintons Kommando ein chirurgisches Besteck. Das hatte der Mann schon seit April in seiner Satteltasche mit sich herumgeführt, beim Plündern eines Eisenbahnzuges war es ihm in die Hände gefallen.

Den 23. Dezember. Mit meinem Schwerverwundeten geht es schlechter und schlechter. Seit vorgestern ist dessen Frau hier. Sie vergeht fast vor Trauer, weint fast den ganzen Tag, ineinander gekrümmt liegt sie am Boden. „Myn live dokter help doch myn Mann.“ So geht es den ganzen Tag.

Nach allen Richtungen hin habe ich suchen lassen, um ein Haus ausfindig zu machen. Endlich habe ich auch eins gefunden. Es ist zwar ein elendes Haus, dunkel und dumpfig, aber es hat ein Dach. Riecht stark nach Pferden.

Den 24. Dezember. Heute morgen ist der Patient gestorben. Gestern schon hatte der Sohn einen Sarg hergeschafft, der Sarg ist aus Holz. Fernab ist noch ein Haus mit Holzplafond, aus diesem Plafond sind die Bretter zum Sarg ausgebrochen. Den Sarg haben die Söhne selbst gemacht. Mit einer Art Stiefelwichse hat man ihn geschwärzt. Ein Leintuch für den Toten war auch da, das hatte die Frau schon gleich mitgebracht. Zusammen mit den Söhnen kleidete ich die Leiche ein. — Ich fiedelte ganz zu meinen anderen Patienten über nach Zyzerkop. Da das Haus so klein und dumpf ist und einen penetranten Mistgeruch hat, wollte ich eigentlich weitertrekken. Mir schien ein Haus besonders gut zu sein, in dem man noch Holzplanken für den Sarg ausbrechen konnte. Mein Assistent, den ich ausschickte, das Haus zu rekognoszieren, kam mit der Meldung zurück, daß das Haus am Tage zuvor von 21 Familien

bezogen sei. Da war denn kein Platz mehr für mich. — Schiedlich, friedlich. — Es waren das Familien des Standerton-Lagers, das dem Feinde vor einigen Tagen in die Hände gefallen war. Ihre Wagen wurden geplündert, die Bespannung trieben die Engländer als Beute fort und ließen die Frauen im allerhilflosesten Zustand mitten im Feld, da wo sie gefangen waren, zurück. Dies die neueste Taktik. Ob auf diese Weise das Volk endlich mürbe wird? Anfangs nahmen sie die Familien fort, wo sie sie fanden. Sie meinten, wenn sie die Frauen fingen, dann würden ihre Männer kommen und die Waffen niederlegen. Später ließen sie einzelne Familien zurück, um sie bei Gelegenheit mit ihren herumziehenden Kolonnen mitzuführen. Dann rechneten sie mit der Überredungskunst der Frauen, indem sie die Gefangenen mit der weißen Flagge herausschickten, um die Buren zum Niederlegen der Waffen zu überreden. Jetzt läßt man sie in aller Hilflosigkeit mitten im Felde allein.

Die elende Hütte, die ich bezogen habe, heißt dennoch nichtsdestoweniger „Hospital" oder „Duitsche Hospitaal". Und was ist es? Ein stinkender dumpfer zugiger Pferdestall, jetzt immerhin Feldhospital.

Am Weihnachtsabend. Ein starker Regen geht auf das Eisenblechdach nieder, daß mir von Zeit zu Zeit die dicken Rosttropfen auf meinen Kopf und meinen weißen Leinenkittel lecken. Und auf dem Boden aus Kuhmist ausgestreckt reiht sich ein Patient neben dem andern.

Weihnachtliche Stimmung war da nicht gut möglich und doch für einen Deutschen auch hier ein Abend, an dem man seine Gedanken zurückgehen läßt, an das Weihnachtsfest im Vaterhause, fern in Deutschland.

Von lange her hatte ich etwas Tee und fast einen Tassenkopf voll Zucker gespart. Am Weihnachtsabend gab es zur Feier des Tages Tee mit Zucker, zwar nur eine Messerspitze Zucker für einen jeden, so reicht es dann aber noch für die Feiertage, und weihnachtliche Helle verbreitet eine trübglimmende Fettkerze.

So feierten wir Weihnachtsabend. Spät wurde noch ein Schwerkranker gebracht. Vor den Engländern waren wir nicht sicher. Meine Ochsen mußte ich z. B. die Nacht über angebunden halten. Da der Wind arg durchpustete, stellten wir vor Tür- und Fensteröffnung Zinkplatten vor, so wurden Wind und Regen abgehalten und mir war es so möglich, auf meinem Lager noch lange herumzulesen, bis die Fettlampe sich empfahl, und ich über dem Regengeprassel, das auf das Wellblechdach niederging, einschlief — mein zweiter Weihnachtsabend im Feld. —

Am ersten Weihnachtsfeiertag. Südafrika sonst so sonnig machte heute am Weihnachtsmorgen ein sehr trübes Gesicht. Der Himmel bedeckt, es regnete weiter, kalt, daß man fröstelte. Gestern noch in aller Eile eine Küche angebaut, den Ofen dafür hatte ich von Onverwacht mitgebracht, aber nichts wollte auf dem Ofen warm werden. Es war doch wohl zu zugig in der Küche, da legten wir denn lieber ein offenes Feuer an, das ging besser. Seit fast einem Jahr hatte ich noch etwas Kakao, da gab es denn morgens mit dem Zucker zusammen, etwas Milch kam auch dazu, Schokolade. Für alle ein ganz außergewöhnlicher Genuß. Außerdem erhielt jeder Patient zur Feier des Tages ein Ende Tabak, meine Assistenten ein extra langes, und außerdem schenkte ich jedem meiner Leute ein Paar Strümpfe; selbst habe ich jetzt keine mehr. Ich mußte mir vor einem halben Jahre das Stümpfetragen abgewöhnen, weil ich damals keine mehr hatte, und da habe ich mir es jetzt nicht wieder angewöhnt, komme ohne Strümpfe ganz gut aus, wenngleich bisweilen die selbstgeflickten Schuhe hier und da drücken.

Am 2. Weihnachtsfeiertag. Auch zu Friedenszeiten feiern die Buren nicht so Weihnachten wie wir in Deutschland, und einen zweiten Feiertag kennt man erst recht nicht. Mittags machte ich einen Spazierritt nach den umliegenden Farmen, um nach Früchten zu suchen. Die Aprikosen beginnen jetzt eben reif zu werden. Da die meisten Farmen herrenlos sind, kann man Früchte haben wo man will; aber viel gibt es noch nicht,

und die Stellen wo welche sind, werden von den ganzen Kommandos abgegrast.

Heute wollte das Essen kaum geraten, der Kuhmist ist von dem anhaltenden Regen so feucht, daß er nicht brennen will.

Mein Assistent Schuchardt kam heute damit zurück, daß viele Leute davon reden, daß in drei Monaten der Krieg zu Ende ist. Ob das wohl wahr wird?

Den 27. Dezember. Hatte heute eine größere Reihe von Patienten, unter anderen einen frisch verwundeten, von Kapitän Hintons Leuten, die in der Nacht auf den zweiten Feiertag das Blockhaus am Steenkoolspruit beunruhigten. Es gelang neun Engländer aus dem Blockhaus herauszulocken. Von diesen wurde einer totgeschossen, einer verwundet, die übrigen mit ihren Pferden gefangen, konnten nackt zu ihrer Behausung zurückkehren. Der Verlust der Buren war: einer tot, einer verwundet.

Den Pferden werden die Eisen jetzt kalt angelegt. Wir verwenden die Eisen, die wir von toten englischen Pferden abziehen. Wenn ich bei meinen Ritten durchs Feld bei einem englischen Pferdekadaver schöne Eisen sehe, dann löse ich mit meinem Taschenmesser die Hufgelenke aus, packe die Hufe in die Satteltasche, und bei der nächsten Feuerstelle werfe ich sie ins Feuer, damit die Eisen abfallen. Im allgemeinen sind die englischen Eisen für unsere Pferde zu groß, es werden deshalb die hinteren Enden abgehauen und dann so zusammengebogen, daß sie passen. Hufnägel werden bei uns jetzt aus Stacheldraht hergestellt.

In Nähe von Ermelo wurden Weihnachten zwei schottische Karren mit 14 Kasten Lee-Metford-Patronen und Mundvorrat erbeutet. Außerdem sollen die Engländer in letzter Zeit bei Ermelo insgesamt 60 Tote verloren haben, so heißt es. Wir haben da nur einen Toten zu beklagen.

Die Rinderpest ist jetzt leider auch unter unserem Vieh ausgebrochen, stellenweise trifft man schon 10 bis 20 Stück ver-

endetes Vieh im Felde liegen. Um die noch nicht erkrankten Tiere zu schützen, injizieren die einen Buren die Galle pestkranker Tiere, die anderen Blut von solchen Tieren, die die Pest überstanden haben, letzteres eine ganz moderne Therapie, nur daß das Serum nicht allein eingespritzt wird. Von Asepsis und Antisepsis ist bei Ausführung der Injektion keine Rede. Ich kann mich dieser Sache nicht aber auch noch annehmen.

Viele Buren legen Gewicht darauf, die Injektionsflüssigkeit den Tieren in die Halsvenen zu spritzen, ich habe den Eindruck, als wenn da manches Stück Vieh an Lungenembolie eingeht. Ob diese Injektionen tatsächlich etwas leisten, entzieht sich meiner Beurteilung. Heute bin ich hier, morgen da, und ebenso geht das mit den injizierten Tieren.

Silvesterabend 1901. Vor Sonnenaufgang war ich schon hoch, ich fühlte mich schlapp, heute aber wollte ich Salz holen. In Richtung Wonderfontein wollte ich eine Salzpfanne aufsuchen und „Brack", den brackigen Aufschlag eines salzhaltigen Sees, holen. Auf dem Wege wurde mir elender und elender zu Mute. Mehrmals mußte ich halten lassen, nur um einen Augenblick Ruhe zu haben. Und dann dieser Regen.

Er drang mir durch bis auf die Haut und machte mich noch klapperiger als ich schon war.

Endlich erreichen wir den See. Wie er so daliegt, von schweren Wolken überhangen, zum Teil von Schilf bestanden, weit und breit außer uns kein sterbliches Wesen, nur einige Wildenten — ein Stimmungsbild düster genug am letzten Abend des Jahres.

Der See hatte ungefähr eine Fläche von 40 Morgen. Wir machten uns auf die Suche längs am Rande des Wassers. Der Regen war aber schon zu stark gewesen und hatte das Salz aufgelöst. Denn wo wir nach dem „Aufschlag" suchten, d. i. wo das Wasser verdunstet und das Salz auskristallisiert, da sahen wir nichts, und wenn wir alle paar Schritt mit dem Finger eine Probe von der obersten Sandschicht in den Mund nahmen,

schmeckten wir nur wenig von Salz. So gebückt längs am Wasser hergehend, immer wieder mit der Fingerspitze eine Probe nehmend, in den Mund steckend, und dann wieder ausspuckend, forschten wir weiter, bis uns endlich an einer Stelle der Grund so brackig vorkam, daß es sich zu lohnen schien, von dieser Stelle etwas mitzunehmen. So nahmen wir ein flaches Stück Holz, schrappten die oberste Sand- und Schlammschicht zu kleinen Haufen zusammen, füllten sie in unsere Säcke und luden sie auf die Karre.

Eben vor Einbruch völliger Dunkelheit sahen wir vor uns ein Haus und aus dem Haus Rauch aufsteigen, da treffen wir Menschen. Kaum haben wir ausgespannt, da bricht ein Platzregen los, wie ich so etwas nur selten erlebt habe. Unter das Dach tretend, kommt auf meinen Gruß „goeden avend" ein gleicher Gruß zurück. Alles ist dunkel, niemand ist zu erkennen. Wer hier haust, weiß ich nicht, aber mich erkennt man an meiner Stimme. Es ist die Frau mit ihren Kindern, die vor acht Tagen ihren Mann begraben hatte, der bei mir im Zelt gestorben war. Im Dunkeln reicht man sich die Hände, dann stütze ich wieder an die Wand, kann mich kaum auf den Beinen halten, Sitzgelegenheit gibt es nicht. „Khaki hett alles vernielt", „Khakis haben alles zerschlagen".

Eines der Kinder fegt mit einem Grasbüschel den Boden rein, jeder verharrt still in der Dunkelheit. Zweimal zünde ich ein Streichholz an, um mich ein wenig zu orientieren, dann blieb es wieder dunkel, bis daß der älteste Sohn zurückkam, der ausgegangen, um auf einem der nächsten Plätze Kartoffeln auszuhauen.

Da wurde denn eine Fettkerze angezündet. Ich setzte mich auf einen an der Wand angelehnten Sattel nieder. Etwas zu Essen gab es auch. Ein kleines weißes Tuch wurde auf dem Kuhmistboden ausgebreitet, platt auf dem Boden setzten wir uns um das Tischtuch herum, und dann wurde Fleisch und Mais vorgesetzt. Ich hatte den Ehrenplatz, der dadurch ausgezeichnet wurde, daß ich von einer weißen Untertasse aß, während die

anderen aus englischen Kochgeschirren aßen, wie wir solche auf den englischen Lagerplätzen aufhoben. Auch Hasenbraten wurde serviert. Den Hasen hatte der Hund am Morgen gefangen. Das reizte meinen Appetit umsomehr, als der Hase mit Brackerde gesalzen war. Dazu wurde schwarzer Maiskaffee getrunken. Mittlerweile war die Fettkerze so weit heruntergebrannt, daß es bald wieder dunkel wurde. Da legte ich mich auf meine Decken. Zum Zudecken legte man uns ein Stück Theaterkuliffe aus dem Theater in Karolina auf, wir lagen also ganz wasserdicht. Dann flackerte die Kerze aus, und ich schlummerte hinüber in das Jahr des Heils 1902.

Neujahr 1902. Ob das nun beginnende Kriegsjahr den ersehnten Frieden bringt? Und was für einen Frieden wird es uns bringen? Kann England ganz ungehindert seine ganze Kraft gegen uns weiter einsetzen, wird es alle seine reichlichen Machtmittel weiter entfalten und in der Auswahl seiner Mittel ebensowenig bedenklich sein als bisher, sofern die Mittel nur Erfolg versprechen? Jede Lebensmittel- und Munitionszufuhr ist uns abgeschnitten.

Schon vor Jahresfrist meinten wir schlimm daran zu sein. Wie viel mehr sind wir es jetzt, nachdem ein ganzes Jahr die englische Kriegsfurie zu wiederholten Malen durch das Land gebraust ist, selbst den entlegensten Winkel aufsuchte und gegen Menschen und Tiere wütete, Häuser und Saaten verbrannt und vernichtet und das ganze Land zu einem völligen Ruin gebracht hat! Und dann die Nationalscouts!

Ein Wunder ist es, daß die Engländer uns noch nicht völlig den Garaus gemacht haben, namentlich jetzt, da ein großer Teil unserer Pferde hufkrank ist, zum großen Teil auf drei Beinen daherhumpelt.

In der Sylvesternacht habe ich meine Kleider trocken geschlafen. Sich zum neuen Jahre zu gratulieren, daran dachte in dieser Situation niemand. Schön fing das Jahr nicht an; draußen war es trüb und es regnete. Etwas Besserung verspürte ich insofern, als ich Lust an Aprikosen verspürte, und

so ging ich in den Garten. Dann um 7 Uhr zurück zum Hospital.

Große Freude machte ich im Hospital mit den Aprikosen, die ich mitgebracht hatte. Es waren dreieinhalb Eimer Aprikosen, dreiviertel Eimer Äpfel und ein Eimer Kartoffeln. Sobald ich meine Patienten angesehen hatte, rollte ich mich in meine Decken und schlief, stand erst am Abend wieder etwas auf, um mich aber doch gleich wieder hinzulegen.

Den 2. Januar 1902. Etwas besser ging es heute schon, und so machte ich mich denn daran, den mitgebrachten „Brackgrund" auf Salz zu verarbeiten. Einen Eimer von dem Brackgrund wusch ich mit drei Eimern Wasser tüchtig aus, sodaß sich das Salz aus der „Brack" in dem Wasser lösen mußte. Ich ließ den Eimer einige Zeit stehen, damit der Grund sich absetzen konnte, goß dann das darüberstehende Wasser in einen großen eisernen Dreibeintopf, stellte den über ein großes Feuer und dampfte das Wasser ein. Auf diese Art verarbeitete ich meinen ganzen Vorrat an „Brack". Schließlich als alles Wasser verdampft war, schrappte ich den Rückstand, der sich an den Wänden des Topfes niedergeschlagen hatte, zusammen und hatte sechs Becher etwas rotbraun aussehendes Salz. Ein Becher faßt ungefähr dreifünftel Weinflasche — also hatte ich fast drei Liter. — Der nach dem Auswaschen im Eimer zurückbleibende Grund wurde so völlig ausgelaugt, daß selbst meine salzhungrigen Tiere, denen ich ihn vorwarf, nichts mehr daran zu lecken fanden.

Den 3. Januar. Als heute keine Engländer kamen, ließ mich die Salzgewinnung nicht ruhen. Mein Salz hatte einen guten Geschmack, nur sah es schmutzig, wie rostfarben aus; um nun auch, was die Farbe angeht, ein möglichst einwandfreies Tafelsalz zu erzielen, löste ich es in sauberem Wasser auf, ließ diese Salzlösung über Tierkohle laufen, dampfte ein und erhielt so ein fast weiß aussehendes Salz. Schade nur, daß mein Ruf als Salzsieder sich schon so weit verbreitete! Jeder kommt jetzt und bittet, ihm doch nur ein klein wenig Salz abzugeben, „Doktor hat ja jetzt so viel."

Den 4. Januar. Die Engländer bauen jetzt Blockhäuser wo sie wollen. Da kann ich nun hier am Iyzerkop nicht bleiben, muß wiederum mich weiter zurückziehen. Schadet auch nicht, daß ich aus dem alten dunstigen Pferdestall herauskomme.

Den 5. Januar. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, da zogen schon meine Wagen, waren unterwegs nach Buschmannskraal im Distrikt Middelburg, mein demnächstiges Hospital.

Hier steht das Haus, das noch niemals angebrannt worden ist und außerdem den Vorzug hat, daß es einen Holzplafond hat. Aber ich kann noch nicht gleich einziehen, noch hausen hier etwa 20 Familien aus dem Watervall-Distrikt.

Den 6. Januar. Noch immer versuchen es die Engländer uns zum Abfall zu verleiten. Ganz ungeniert bedienen sie sich zu diesem Zwecke der weißen Flagge. Auch werden „Bangemache-Zeitungen" verbreitet, so nennen die Buren jene Blätter, die beweisen sollen, es gebe für sie nur einen Ausweg: mit England gemeinsame Sache machen.

Nachmittags zu einem jungen Buren gerufen, der seit gestern an unstillbarem Nasenbluten litt. Alles hatte man schon angewendet. Nichts hatte geholfen. In der Tat, so ausgeblutet hatte ich noch keinen Menschen gesehen. Glücklich gelang es, durch Nasentamponade die Blutung zu stillen, aber so bald wird der sich nicht wieder erholen.

Den 7. Januar. Da heute die Familien abzogen, kann ich jetzt daran denken, mir die Farm auf Buschmannskraal als Hospital herzurichten. Zunächst gibt es aber zu säubern, mehr als ein halber Ochse lag und hing und verweste herum an allen Ecken, ein fürchterlicher Gestank. Was von dem Fleisch noch irgend genießbar erscheint, holen sich die Kaffern, das andere lasse ich auf einen Haufen zusammentragen und dann verbrennen. Und was an Flöhen, Läusen und sonstigem wildem Getier das Haus beherbergte, das lernte ich erst recht

in der Nacht kennen. Es war geradezu fürchterlich, und ob ich schon Läuse und Flöhe in Menge zur Strecke brachte, von Abnahme der Plagegeister merkte ich doch nichts.

Den 8. Januar. General Piet Viljoen sah sich heute mein Hospital an. Im Hospital sieht es jetzt schon ganz manierlich aus, aber draußen ist es fürchterlich, da hilft nur verbrennen.

Jenseits von Ermelo bei Bangkop wurde gefochten. Es sollen 800 Buren nur 400 Engländern gegenüber gestanden haben. Wir verloren unsern tüchtigen General Oppermann und sonst noch vier Mann.

Den 9. Januar. Wegen starken Regens gewährte ich mehreren Buren ein sie vor Regen schützendes Obdach. Die Bedingung, die ich stellte, war, daß sie ihre Waffen irgendwo anders unterbrächten.

Den 11. Januar. Unsere Pferde machen uns jetzt große Sorge. Viele von ihnen leiden an einer eitrigen Hufkrankheit, wobei das Hufgelenk anschwillt und in Eiterung übergeht. Eine Unmenge von Pferden sieht man so auf nur drei Beinen herumhumpeln. Die eigentliche Klauenseuche scheint es nicht zu sein. Es kommt das vielleicht daher, daß die Pferde jetzt immer in dem feuchten Grase gehen müssen, dadurch wird die Haut mazeriert. Die Pferde sind abstrapaziert, wenn sie ihr Futter suchen. Sie verletzen sich leicht, in die frischen Wunden und Schrunden setzen sich über Tag die Fliegen hinein, und der Infektion ist Tür und Tor geöffnet. Eine ähnliche Entstehung haben wohl auch die massenhaft auftretenden Augenentzündungen und Hornhautgeschwüre unsrer Pferde. Abstrapaziert wie sie sind, verletzen sie sich mit den Spitzen der harten Gräser die Augen. Die Wunden werden infiziert, zu dichten Schwärmen setzen sich die Fliegen an dem inneren Augenwinkel fest, je mehr Eiter rinnt um so mehr Fliegen, und dann ist nicht viel mehr zu machen. Wir müssen die Tiere frei weiden lassen, können so die Fliegen nicht abwehren. Hornhautgeschwüre treten auf und das Auge geht verloren. Es ist traurig, wie so sehr viele

von unseren Tieren jetzt erblindet sind oder mit eiterndem Auge herumlaufen.

So häufig und so allgemein verbreitet diese Krankheiten unter den Tieren auch sind, so sind doch meine eigenen Tiere bis jetzt zum Glück verschont geblieben. Ich passe aber auch auf, kontrolliere die Hufe, beachte die kleinste Schrunde, halte die Haare an den Hufen kurz, fette gelegentlich die Fesseln ein; und ebenso wird die kleinste Ansammlung von Schleim am inneren Augenwinkel jeden Morgen sorfältigst mit Sublimatlösung weggeputzt. Waschen mit einfachem Wasser genügt aber auch. Diese prophylaktischen Maßregeln nützen mehr, als wenn ich das einmal erkrankte Auge mit Atropin, gelber Salbe und Sublimatlösung behandele.

Außerdem herrscht hier in der Gegend um diese Zeit die „Pferdesterbe". Ein Pferd, das in der Nähe meines Hospitals daran verendete, sezierte ich. Ich fand ein hochgradiges Lungenödem, hochgradige Blutstauung der Organe, namentlich der Nieren und dann, was allerdings mit der Pferdeseuche nichts zu tun hat, den Magen dicht besetzt mit Parasiten, sogenannten Papis. Über die Ursache der Pferdesterbe weiß man bis dahin noch nichts. Ein Teil der Forscher nimmt an, daß es sich um eine ähnliche Krankheit dabei handelt wie bei der Malaria.

Sonntag, den 12. Januar. Die ganze Nacht hatte ich mich mit Läusen, Flöhen und den noch viel schrecklicheren Moskitos herumgeplagt, da höre ich Kleingewehrfeuer ganz in der Nähe, plötzlich hat es eingesetzt und wird lebhaft unterhalten. Was anders kann das sein, als daß die Engländer zu nachtschlafender Zeit auf eins unserer Kommandos gestoßen sind. Mit dem Tag stimmt es auch. Es ist Sonntag; hier in Südafrika bevorzugen die Engländer diesen Tag für ihre Unternehmungen und zwar deshalb, weil der Bur auch jetzt noch, trotz der langen Dauer des Krieges, den Sonntag am liebsten als Ruhetag hält, zum wenigsten an diesem nichts aus eigener Initiative unternimmt.

Angezogen bin ich ja. So daß niemand von meinen Patienten und Leuten gestört wird, stehe ich auf und gehe um das Haus herum. Sowie ich eines meiner Pferde in die Hände kriege, ihm das Spannband durchs Maul ziehe und so auf das nächste Koptje reite, da sehe ich mich den Engländern gegenüber, etwa 2000 Meter von mir entfernt. Ich reite zurück, lasse schnell meine Patienten frühstücken, lade sie auf und dann flüchten wir in Richtung „Großer Vaalkop", wo unser Kommando sich sammelt. Die Engländer folgten uns indes nicht, ihre Pferde waren wohl zu sehr überanstrengt; sie machten Kehrt.

Im Laufe des Tages kommt es doch noch zu einem Gefecht. Einen Toten haben wir zu beklagen, van Reenen, einen jungen Studenten aus der Kapkolonie, der ohne Wissen seiner Eltern seine Sympathie für die Stammesgenossen durch die Tat bewies und hier so früh sein Leben lassen mußte. Noch vor zwei Tagen stand er so lebensfrisch vor mir, kam zu mir ins Hospital und konsultierte mich wegen seiner Bartflechte, jetzt liegt er als Leiche da, in eine zerlumpte Decke eingeschlagen, das Gesicht mit einem Schaffell zugedeckt, und unten schauen die leichenblassen kahlen Füße heraus.

Schnell wird ein Grab gegraben und am Halfterriemen die Leiche hinabgesenkt. Es wird am Grab gebetet. Aber noch ist das Grab nicht zugeworfen, da heißt es „de Engelsche kom" und fort geht es von neuem. Den alten H. de Jaager kann ich nicht mehr verbinden, er war mit den Engländern im Handgemenge. Er hatte einen Engländer gefangen, ihn entwaffnet, da von hinten, ohne sich dessen versehen zu haben, bekommt er einen Kolbenschlag über den Schädel, daß er taumelt. Er fällt aber nicht von seinem Pferd. Der Engländer denkt, dem hat er den Rest gegeben und sucht das Vieh zu erbeuten, das der Alte vor sich hertreibt. Diesen Augenblick benutzt der Alte und jagt aus; hat nur seinen halberwachsenen Jungen bei sich. Der sieht die Gefahr und will bleiben und ruft seinem Vater: „Pa ons is toch in die hande van die Engelsche". Aber doch entkommen

beide. Der Alte hat eine große, bis auf den Knochen reichende Weichteilschädelwunde. Mit dem Arm hat er den Kolbenschlag noch etwas pariert, so war wohl deshalb der knöcherne Schädel nicht verletzt; außer diesem Alten waren noch zwei Mann vom Bethal-Kommando verwundet.

Den 13. Januar. Zwei von meinen Leuten hatte ich vor zwei Tagen mit der weißen Flagge zu den Engländern geschickt. Sie sollten den Verband und den Medizinkoffer zu den Engländern zurückbringen, den die Buren den Engländern entgegen den Bestimmungen der Genfer Konvention abgenommen hatten. So schwer es mir wurde, so bestand ich darauf, daß den Engländern dieses sakrosankte Eigentum zurückgegeben wurde, denn nur dann ist die Genfer Konvention lebensfähig und existenzberechtigt, wenn sie strikte eingehalten wird. Als Arzt ist man am ehesten in der Lage, beurteilen zu können, zu welchem Segen für die kämpfende Menschheit die Konvention mit ihren Garantieen werden kann, namentlich in zukünftigen Weltkriegen. Dazu muß aber auch dieser Krieg in Südafrika und soll meinerseits den Beweis liefern, daß die Genfer Konvention, so besserungsfähig und abänderungsbedürftig sie sein mag, die Probe auf das Exempel besteht. Zu allererst ist es der Arzt, der für eine peinliche Innehaltung der Bestimmungen zu sorgen hat, selbst unter so bedrängten Verhältnissen, wie es die hier vorliegenden sind.

Ich habe die Engländer gebeten, dies und jenes mir für meine Patienten abgeben zu wollen, erhielt aber für Ambulanzzwecke nichts.

Als Parlamentäre hatten meine Leute in dem Blockhaus bei Rooipoort gute Aufnahme gefunden. Essen hatte es vollauf gegeben und zu trinken und zwar so, daß die beiden englischen Offiziere zuletzt betrunken waren, nachdem sie sich zuvor vergeblich bemüht hatten, unter anderem durch Versprechungen, meine Leute mir abwendig zu machen und bei sich zu behalten. Einer meiner Leute brachte einen nagelneuen englischen Infanteriemantel mit, den ihm der Offizier in der Weinlaune

verſprochen hatte, der andere hatte ein Hemd mitbekommen, und für mich hatten die Offiziere ihnen eine Flaſche Whisky mitgegeben, vier Stück Sunlight Soap, zwei Zigarren und etwas Tabak, außerdem neue engliſche Zeitungen und franzöſiſche Bücher von dem Genre, wie ſie in den deutſchen Bahnhofsbuchhandlungen feilgeboten werden. Von den Soldaten hatten meine Leute gehört, daß ihr Sold ſchon ſeit Monaten rückſtändig ſei.

Für den Abend wollte ich mich nun in die Zeitungen vertiefen, als eine Karre gefahren kam, mich zu einem Verwundeten zu holen. Es war noch eine Stunde vor Sonnenuntergang, als es fortging; es regnete und der Wind trieb einem beſtändig den Regen ins Geſicht. Nachher wurde es ſehr dunkel, nirgends ein rechter Weg und wo ein Weg war, ſank die Karre tief ein. Stellenweiſe war es ſo, daß der Mann abſteigen und die Tiere am Zaum führen mußte. Die Tiere wurden mit der Zeit ſtockflau, 12 Uhr nachts erſt kamen wir an unſer Ziel, zu den Ruinen einer ehemaligen Farm, wo vom Stallgebäude noch am meiſten übrig geblieben war. In dem Stall hatte ſich Familie de Clerque häuslich eingerichtet; ſie hatten den Verwundeten bei ſich aufgenommen. Es war ein junger Bur, noch nicht 16 Jahre alt, war am Sonntag verwundet. Sein Vater ſaß am Lager und wartete ihm bei dem Licht einer Fettkerze auf. Es war ein dürftiges Lager. Der Atem des Verwundeten ging ſchwer, wurde von leiſem Stöhnen unterbrochen. Er war ſchwer verwundet, hatte einen Schuß durch den Leib bekommen, die Leber war verletzt, der Bauch ſtark angeſchwollen. Hoffnung war da nicht mehr. In der Nacht hörte ich das Stöhnen des Verwundeten nicht mehr lange, dann ſchlief ich ein; dann und wann kam der Vater zu mir, daß ich nach ſeinem Sohn ſehe, ich ſtand auf, konnte ihm aber nicht viel helfen. Das iſt niederdrückend. Der Vater hielt die ganze Nacht Wache bei dem Sohn.

Den 14. Januar. Das Bethal-Kommando lag in der Nähe am Spionskop (nicht zu verwechſeln mit Spionskop in Natal, gleiche Ortsnamen kommen in Südafrika ſehr häufig

vor). Dort lag der andere Verwundete. Dessen Wunde war indes unbedenklich, ich verband ihn, kehrte dann zu meinem jungen Verwundeten zurück, dessen Zustand sich inzwischen verschlechtert hatte.

Noch eine zweite Nacht blieb ich da. Für die Nacht hatte Kapitän Naude mit fünf seiner Mannschaften dort abgesattelt. Naude meint, daß bald Friede ist. Nach Informationen aus Pretoria, die er dort selbst gemacht hat, soll mit der Zeit das Verhalten Deutschlands gegen England sehr gespannt geworden sein; manche von den angeführten Argumenten lassen sich aber nicht recht zusammenreimen.

Daß das Verhältnis Deutschlands zu England ein sehr feindseliges ist, lese ich in jeder englischen Zeitung, die hier im Feld herumflattert. Mancher Artikel hat zur Überschrift „German Anglophobia."

Den Tag über kamen mehrere Buren über die Farm. Wie zu Friedenszeiten stiegen sie ab und traten ins Haus, erkundigten sich nach dem Verwundeten und „gesellsten", unterhielten sich mit der Familie de Clerque. Selbst in der so überaus kümmerlichen Situation — das Haus verbrannt, alles ist geplündert, die Familie kampiert im Stallgebäude — findet jeder gastliche Aufnahme. Es ist das eine Gastfreundschaft, die ihresgleichen sucht.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Durchbruch durch die Blockhauslinie.

Der mißglückte Beutezug nach Brakpann. — Die englischen Blockhäuser.

Den 16. Januar. Erhielt heute von General Piet Viljoen die Order, mich mit Verbandmaterial für eine längere Zeit auszurüsten und die Kommandos durch die Blockhäuser zu begleiten. Hier sind wir nirgends mehr sicher.

Leider bleibt mein junger schwerverwundeter Patient zurück. Von einer Operation muß ich absehen, da an eine Nachbehandlung nicht zu denken ist. Sammelplatz ist Ysterkop. Dort treffe ich die Heidelberger, Pretorianer, Bethaler, einige von Standerton und von Middelburg. Ich schließe mich dem General Piet Viljoen an. Ihm ist traurig zu Mute, ihn hat das Gerücht erreicht, daß es mit seiner Familie in der Gefangenschaft sehr schlecht stehe. Zwei sind ihm bereits gestorben. Das ist auch so ein Herzeleid der Treuen. In einem tiefen Talkessel satteln wir den ersten Abend ab.

Den 17. Januar. Um 3 Uhr morgens waren wir schon wieder auf dem Trekk. Als dann die Sonne aufgehen wollte, spannten wir wieder aus und ruhten bis zum Sonnenuntergang. Die Engländer dürfen nichts von uns merken. Abends, ehe wir aufbrechen, ist Gottesdienst. Diese Nacht soll es durch die Blockhäuser gehen. Man mußte damit rechnen, daß diesen und jenen die tödliche Kugel erreichen würde; auf Gottes Gnade bauend, so ermahnte Feldprediger Louw, sollte man getrost dem Tod entgegengehen, und derselbe Gott, der uns schon aus so viel Not und Gefahr gerettet, würde schirmend seine Hand auch diese Nacht über uns halten. Klangvoller Psalmgesang verhallte über das Feld. Ob da die Engländer uns nicht bemerkten? Entblößten Hauptes, die meisten zu Pferd, andere ihr Pferd am Zügel: so standen sie im Kreise herum und lauschten andächtig der Predigt. Wir ziehen an dem Platz von Fourrie vorbei, als unsere Patrouillen melden, daß ein englisches Kamp auf Krombrai steht, auf das wir unfehlbar stoßen müssen, wenn wir an der Stelle, wie anfangs beabsichtigt war, durchbrechen. Wir änderten darauf die Marschrichtung und wenden uns links und verschieben den Durchbruch auf eine der nächsten Nächte. Unsere Patrouillen haben eine Stelle ausfindig gemacht, wo die Blockhäuser etwas weiter voneinander entfernt stehen, etwa 1200 m das eine von dem andern entfernt. Sobald die Sonne unter ist, brechen wir auf, aber ehe wir den Blockhäusern noch näher kommen, müssen wir warten, bis der Mond untergegangen ist.

Um schneller durchzukommen und damit weniger lange den Kugeln aus den Blockhäusern ausgesetzt zu sein, werden vier Wagenreihen nebeneinander formiert, hinter den Wagen soll das Vieh folgen. Rechts voran ritten die Heidelberger, links voran die Pretorianer, dann kommen die übrigen, die Wagen und das Vieh. Die Nachhut stellt das Bocksburg-Kommando. Insgesamt etwa 700 Menschen, 60 Wagen und Karren und eine große Masse an Vieh. So gut es geht, wird Ruhe gehalten; man hört nur gelegentlich das Ächzen und Krachen der Wagen und das Geklickklack von Töpfen und Pfannen, die auf den Sätteln festgemacht sind; aber dann passiert uns, daß ein Kalb zu brüllen anfängt und wenn erst eines brüllt, brüllen bald auch die andern; oder die Füllen wiehern und suchen ihre Mutter. Unser Anmarsch kann auf diese Weise leicht verraten werden, aber noch sind die Engländer ruhig. Ungehindert passierten wir die niedergekappten Drahtzäune und die ausgefahrenen Wege, auf denen die Engländer von einem Blockhaus zum andern verkehren, da werden die Schatten der Blockhäuser sichtbar, je eines auf beiden Seiten, etwas höher gelegen, als wo wir ziehen. Da aber — eben ist unsere Spitze durch, da gehen aus den Blockhäusern die Gewehrsalven los, gerade als wir auf gleicher Höhe mit den Blockhäusern sind. Bis jetzt sind wir in ruhigem Tempo gezogen, jetzt aber geht ein Jagen los, alle Kräfte werden aufgeboten. Jeder ist bestrebt, möglichst schnell aus dem Kugelbereich herauszukommen, die Reihen der Wagen geraten in Unordnung, der eine sucht den anderen zu überholen, um schneller vorauszukommen, bis unser Weg bergab geht und wir so in Deckung kommen. Alle, auch die Wagen kommen durch. Nur gut, daß in der Dunkelheit schlecht schießen ist, bei Tage hätte jeder Schuß sitzen müssen. Dieser und jener ist vom Pferde gefallen, hat sich sonst verletzt, dem einen und anderen ist das Pferd durchgegangen, einige haben zu Fuß ausflüchten müssen — aber alle sind durch. Unser Vieh ist auch durch. Nun schützt uns der Berg, die Ordnung stellt sich von selbst wieder her. Gleichwohl dauert das Schießen der Engländer fort, ein Block-

haus nach dem andern wird alarmiert. Von uns wird kein Schuß abgegeben, das können die Engländer aber nicht wissen. Noch bis kurz vor Sonnenaufgang hört man hier und dort und aus weiter Entfernung vereinzelte Schüsse fallen, als wir schon längst nicht mehr an eine Gefahr denken. Als die Sonne dann aufgegangen ist, bleiben wir noch eine Zeitlang eingespannt, bis unsere Patrouillen uns melden, daß von der Seite der Blockhäuser her sich nichts zeigt.

Jetzt sind wir in dem gelobten Land, von dem uns Buren, die vor uns hier gewesen, solche Wunderdinge erzählt haben. Vor vier Monaten, gerade als der Sommer begann, mußten wir es verlassen.

Weit und breit keine Menschenseele. Wüste steht das Gras, alle Wege sind überwachsen. Nur die Ruinen ausgebrannter oder mit Dynamit aufgeblasener Häuser, die Überbleibsel verbrannter Kaffernkraale erinnern daran, daß hier ehemals Menschen wohnten. Rings von Engländern eingehegt, auf der einen Seite die Bahnlinie, auf der anderen die Blockhäuser. Es ist aber ein weites Gebiet, das uns ebensoviel Bewegungsfreiheit gewährt, als jenseits der Blockhäuser, wo die Engländer uns täglich auf den Fersen waren. Fatal ist aber, daß mitten in unserem Gebiet oben auf „Verklömkop", die Engländer sagen „Löwenkopf", der das ganze Gebiet beherrscht, eine englische Beobachtungsstation ist, von der aus die Engländer mit der Bahnlinie sowohl als mit der Blockhauslinie heliographisch verbunden sind.

Den 21. Januar. Wieder früh um drei Uhr getrekkt und dann vor Sonnenaufgang dort ausgespannt, wo wir vom Verklömkop aus nicht gesehen werden, in der Nähe einer großen abgebrannten Kaffernstadt. In den Ruinen hausen noch eine Menge halbwilder Borstentiere. Von ihnen mußte heute morgen manches das Leben lassen. Ich teilte eines mit General Viljoen: es war das ein Schwein von etwa 200 Pfund. Speck und Fett brate ich aus, fülle damit ehemalige englische Teerkannen und hänge die an die Karre als Vorrat für die Tage,

wo die Ochsen, die wir schlachten, so mager ausfallen als in der letzten Zeit. Ich esse jetzt nichts anderes als Steaks und zwar am Morgen, am Mittag, am Abend; jedes ist so groß, daß es die ganze tellergroße Pfanne ausfüllt. Wie ich das von meiner Gefangenschaft her kenne, wird es sehr englisch gebraten, d. h. erst das Fett stark gebraten und dann das Steak hineingelegt, einige Male in der Pfanne umgedreht, dann ist es fertig. Zu dem Fleisch esse ich nur etwas Maisbrei, sonst nichts. So lebe ich schon vierzehn Tage.

Den 23. Januar. Am Nachmittag trafen Depeschenreiter von General de la Rey bei uns ein. Sie waren bei der Regierung gewesen und kehren jetzt zum General zurück. Auf Hin- und Rückweg haben diese Rapportreiter je drei stark befestigte Bahnlinien zu passieren und außerdem noch so und so viel Blockhäuser. Außerdem müssen sie noch aufpassen, daß sie nicht zufällig herumziehenden englischen Kolonnen in die Arme laufen. Solche Ritte sind dadurch erschwert, daß die Depeschenreiter nie von vornherein wissen, wo sie Buren antreffen werden, oder wo sie Gelegenheit haben, Erkundigungen einzuziehen, und wo sie etwas zu essen finden. Solch ein Ritt ist nicht nur schwierig, sondern auch sehr weit und erfordert allemal, auch wenn alles gut geht, eine Reihe von Tagen. Ein Europäer tut solchen Reitern das so leicht nicht nach, während die Buren dafür ganz besonders talentiert scheinen. Die Aufgabe ist viel schwieriger, als sich das mit kurzen Worten schildern läßt.

Den 24. Januar. Eine Abteilung Engländer, die von Greylingstadt an der Bahn auf dem Marsch nach Verklömkop war, wurde vom Standerton-Kommando auf die Flucht gejagt. — Auf die Schießerei hin ritten wir auf die Berge; das beteiligte Kommando kam aber schon zurück.

Den 26. Januar. Als gehetztes Wild ohne ein festes Unterkommen schweifen wir umher, bald hier, bald dort. Die Engländer haben stets einen festen Punkt, auf den sie sich jedesmal zurückziehen können, wir haben aber im ganzen weiten Transvaal keinen Zufluchtsort mehr. Ebensowenig wie für die

Tiere gibt es für uns Menschen Schutz gegen den Regen. Ich drücke mich daher auf meinen kleinsten Umfang unter die Karre des Generals, bin aber wie jeder andere völlig durchnäßt. Schlafen tut man aber doch von Zeit zu Zeit, und wenn man dann wieder einmal für längere Zeit wach ist, hört man auf den Regen und merkt auf den Wind, ob es sich denn nicht bald ausgeregnet hat, und hält sich genau auf seinem Fleck, weil es rings um einen noch viel näsſer ist. Zwischendurch schläft man wieder ein Stück, und das hätte ich noch gerne länger getan, als da plötzlich — noch ist es ganz dunkel — eine Schießerei hinter uns los geht.

Das reißt jeden aus seinem dumpfen Brüten heraus. Im Nu hat man seine Decken verstaut, ist eingespannt und aufgesattelt. Fort geht es den Berg herunter, den anderen hinauf bis zum Platz von D. Pretorius. General Viljoen läßt einen Teil der Pferde umkehren, um den Engländern aufzuwarten. Es dämmerte ein Sonntag-Morgen. Das hätten wir besser bedenken sollen, denn englischer Sonntag in London und ein Sonntag im Feld ist zweierlei. Es zeigt sich, daß unser Kommando in der letzten Nacht sehr auseinandergerissen war. Jeder hat sich eben einen Platz gegen den Regen gesucht. In dem Kleingewehrfeuer wird auf unserer Seite niemand verletzt. Wir flüchten. 300 Engländer mögen es sein, die uns nachsetzen. Eine Anzahl Buren wird ihnen entgegen geschickt. Es gelingt, sie ein Stück zurückzutreiben. Tapfer stürmen die Buren voran, dann aber werden sie doch zurückgetrieben. Hätten wir auf diese Weise nicht einen Vorsprung gewonnen, so wäre es uns sicher schlimm ergangen. Endlich ziehen die Engländer selbst zurück, wiederum nach Verklömkop.

Den 29. Januar. Heute kamen eine Menge ausgegrabener Sachen zur Auktion. Beim Baden passiert es mir häufig, daß ich im Wasser auf alle möglichen Sachen stoße; manchmal habe ich mich schon arg verletzt, wenn ich nämlich gegen Wagenräder, Deichseln, Wagenkanten, eiserne Öfen und dergleichen stieß. Wo ich heute badete, standen nicht weniger als drei

Wagen mit Öfen, Tafelgeschirr und dergleichen im Wasser; an der Oberfläche ist von all den Sachen nichts zu sehen, wenigstens nicht im Sommer, wenn es regnet; im letzten Teil des Winters aber, der Trockenperiode, kamen im Wasser alle möglichen Dinge ans Licht. Das Wasser hält man noch für den sichersten Versteck.

Den 31. Januar. Es steht mit der Kameradschaft augenblicklich nicht so, wie es müßte; leichte Reibereien unter den Offizieren sind an der Tagesordnung. Heute kam im Kriegsrat persönliche Feindschaft zum Ausdruck. Die Folge ist, daß die Kommandos auseinander laufen trotz der Order des Kommandant-General, der bestimmt hat, daß die Kommandos zusammen bleiben sollen. Kriegführung ohne geregelte Disziplin ist schwer, das habe ich jetzt schon häufig eingesehen. Angesichts der Veruneinigung der Offiziere bleibe ich bei General Viljoen.

Den 1. Februar. Auf einem benachbarten Platz mich „dick" gegessen in den schönsten Pfirsichen. Mit einem Vorrat von eineinhalb Sack komme ich zurück. Die nächtlichen Lagerplätze sind weil tief gelegen sumpfig, zu dieser Sommerzeit eine Brutstätte der Moskitos. Hitze, Kälte und alles will ich ertragen, aber diese Moskitos sind eine ganz fürchterliche Plage. Ich bin ein guter Schläfer, so abstrapaziert ich auch sein mag: wenn Moskitos da sind, finde ich die Nacht kaum etwas Schlaf. Habe ich mich auch anfänglich auf den Boden ausgestreckt und will schlafen, nicht lange dauert es, dann beginnt das Konzert fff der Moskitos und bald zwickt es einem am Kopf, am Hals, durch die Decken und die dünnen Kleider, die ich auf dem Leibe habe. Ich werfe die Decken weg und renne im Feld herum, setze mich hier auf einen Ameisenhügel, dann wieder dort, doch wenn ich den Kopf in die Hände sinken lasse, um gerade einzunicken, dann sind die Peiniger schon wieder da. Wie ich gegen meinen Kopf schlage, fallen Moskitos, nützt aber nichts, und der ewige Jude bin ich in der Nacht unstät und flüchtig von einem Ameisenhügel zum anderen. Buren versichern mir, daß die Moskitoplage noch nie so schlimm war, und erklären sie damit, daß jetzt die Ableiter, das Vieh fehlt. Tierblut sollen die Mos-

kitos dem Menschenblut vorziehen; aber außer dem Vieh, das wir mit uns führen, läuft weit und breit kein Stück Vieh in diesem ausgeplünderten Land herum.

Den 5. Februar. Auf unsern Kreuz- und Querzügen näherten wir uns gestern bis auf fünf Stunden der Landeshauptstadt Pretoria. Wir kampierten auf dem Platz von Vermeulen, als am Abend eine Expedition an die Bahn von Brakpann unternommen wurde. Man hatte es namentlich auf einen Kaufmannsladen abgesehen, um dort Kleider und sonstige notwendige Sachen zu erbeuten. 45 Mann waren es, die auszogen. Ich hatte mich bereit erklärt, die Expedition zu begleiten. Der General hielt es aber nicht für nötig, daß ich mitginge, andererseits sind die Bureu geradezu darum besorgt, daß mir etwas zustoßen könnte, und sie dann keinen Doktor mehr hätten, und so ging ich denn nicht mit.

Ehe die Expedition abritt, hielt Feldprediger Louw Gottesdienst ab, wies auf die Möglichkeit eines nahen Todes hin und ermahnte ausdrücklich die Leute, beim Plündern sich nicht am Alkohol zu vergreifen, sowohl um eines jeden selbst willen, als auch weil sonst der Erfolg sehr leicht vereitelt werden könnte. Mit Einbruch der Dunkelheit zogen unsere Leute los. Wir hatten den Schlachtplan viel überlegt, und ich sprach mich dafür aus, man solle nicht vor Mitternacht, noch lieber einige Stunden nach Mitternacht den Anschlag ausführen, weil man da am wenigsten Widerstand zu fürchten habe. Statt dessen wird geraden Weges auf das Ziel losgegangen, etwa um acht Uhr abends passieren sie auf 500 Schritt Distanz das Elektrizitätswerk von Siemens & Halske, kreuzen an zwei Stellen die Bahnlinie und sind noch vor neun Uhr bei dem Kaufmannsladen in Brakpann, auf den man es abgesehen hat. Soweit haben die Engländer nichts gemerkt; unsere Leute hatten ihre Pferde mit Wagen zurückgelassen; da beginnen sie den Laden zu stürmen. Sie finden den Laden verschanzt, in mannigfachster Weise ist er von Stacheldraht eingefriedigt. Unsere Leute durchbrechen die Zäune, sind schon an der Tür, da stoßen sie auf

Widerstand, ein Bewaffneter tritt ihnen entgegen und statt daß der „handsup" macht, schreit der zurück „Jour handsup" und drückt das Gewehr los. Die Kugel schrammt das Gesicht dessen, der vorne ist, und der fällt nieder; er selbst kann nicht abdrücken, weil er im letzten Augenblick sieht, daß sein Mündungsdeckel noch vorne auf dem Lauf sitzt. Der Mann hinter ihm drückt statt seiner auf den Engländer los, daß dieser zu Boden sinkt. Im Haus sind noch mehr Engländer. Ein regelrechtes Gewehrfeuer entspinnt sich. Davon wird alles in Brakpann aufmerksam, und nicht lange dauert es, da ist die Garnison Brakpann, sind die Wachen alarmiert, rücken heran, und die Buren müssen zurück. Einer fällt; wie seine Kameraden ihn forttragen wollen, haucht er sein Leben aus, ist ein Deutscher, heißt Müller. Ein anderer bekommt einen Schuß durch den Oberschenkel, der den Knochen zerschmettert. Seine Kameraden tragen ihn weg, wollen ihn mitnehmen, aber er hat zu viel Schmerzen, da legen sie ihn dann neben dem Bahndamm nieder, lassen ihn dort zurück, die Engländer werden ihn dann am ehesten am nächsten Morgen finden, und unsere Leute ziehen sich zurück, stecken noch einen großen Heuschober gepreßtes Heu in Brand und entschwinden in der Dunkelheit. Sie haben nichts ausgerichtet, einen Toten und einen Verwundeten dort verloren und sind selbst durch den Mißerfolg demoralisiert. Das Mißlingen haben sie sich meiner Ansicht nach selbst zuzuschreibeu. Um neun Uhr abends ist alles in erster Whisky-Stimmung bei den Engländern, die Zeit der Katzenjämmerlichkeit so nach 12 Uhr ist besser, da ist die Entschlußfähigkeit mehr gehemmt und mancher verläßt da ungern sein warmes Lager.

Wir zogen nun am Morgen nicht, und nach dem Frühstück bat mich der General, als Parlamentär zu den Engländern zu gehen, um mich nach dem Verwundeten zu erkundigen. — Ganz eigenartig berührte mein feldgewöhntes Auge der Anblick rauchender Schornsteine, richtig gehender Häuser. Da ich merkwürdigerweise nirgends gestoppt werde, fahre ich bis zur Bahnstation; da erst kommen verwegen auf fetten Pferden drei etwas ani-

mierte Kaffern herangesprengt und stoppen mich. Mittlerweile ist meine Karre von Weißen und Schwarzen umringt. Ich frage nach dem befehlführenden Offizier und werde dann auch nach dem Elektrizitätswerk von Siemens & Halske zum Kapitän Gruvey geführt. Der Verwundete war gefunden und bereits in Pflege. Da ich das wußte, so hatte ich meine Mission erfüllt, ich wollte mich aber noch gerne etwas aufhalten, so bat ich, ausspannen zu dürfen. Ich unterhielt mich noch einige Zeit mit dem Kapitän von den R. P. R., einem Eisenbahnregiment. Der Kapitän war nichts weniger als ein Bramarbas und Eisenfresser, sah die gegenwärtige Lage als eine ziemlich trostlose an und erging sich philosophisch über den Zweck des Kriegführens und versicherte, daß er bis jetzt noch keinen Buren niedergeschossen hätte und absolut nicht blutdürstig sei. So vorsichtig wie sonst, daß sie mir die Augen verbunden hätten, waren die Engländer hier nicht. Als ich denke, die Patrouille hat mich weit genug gebracht, und da es möglich war, daß in der Nähe Buren abgesattelt waren, wodurch die englische Patrouille meinetwegen in Gefahr kommen könnte, was mir sehr unangenehm gewesen wäre, so sage ich zum Patrouillenführer: „I want to tell you, that I am not responsible for what perhaps may happen." Die Patrouille verabschiedet sich dann auch bald, und auf Umwegen fahre ich zu unserem Lager zurück und schlafe dann bis in den hellen Tag hinein.

Den 7. Februar. Der heutige Morgentrekk brachte uns zu einem verlassenen englischen Blockhaus.

Das Blockhaussystem haben die Engländer eigentlich erst recht spät eingeführt, ich erkenne darin das einzige Mittel uns schließlich doch klein zu kriegen, und wenn ich Engländer gewesen wäre, hätte ich das schon vor Jahresfrist eingeführt, zwar in etwas anderer Weise aber von ähnlicher Wirkung für die Buren.

Die Engländer bauen die Blockhäuser dort, wo sie von einer hochgelegenen Stelle aus das umliegende Terrain möglichst weithin übersehen können. Gewöhnlich sind sie bis Mannshöhe in die Erde eingegraben, überragen nur soweit den Erdboden,

daß sich Schießscharten anbringen lassen, und sind von oben durch Wellblech, Sandsäcke, Grasboden gedeckt. Dieses hier ist ein Blockhauskamp gewesen, mehrere Blockhäuser liegen hier dicht zusammen, alle diese nun sind durch tiefe Laufgräben miteinander verbunden. So wie die Engländer jetzt ihr Blockhaussystem ausgebaut haben, ist gar nicht daran zu denken, daß wir den Blockhäusern etwas anhaben können. Artillerie haben wir nicht, sie in Stücke zu schießen, und mit dem Gewehr ist nichts zu machen. Freilich auch mit dem Gewehr würden wir wohl ein Blockhaus nehmen können, aber was gewinnen wir damit? Nur unter sehr großen Verlusten von den in gesicherter Stellung schießenden Engländern könnten wir den Besitz erkämpfen, ohne aber in der Lage zu sein, uns hernach in dem Besitz zu behaupten. Die Engländer würden einfach längs ihrer Blockhauslinie eine Kolonne aufziehen lassen, und deren Artillerie würde uns dann mit Leichtigkeit in Grund und Boden schießen.

Die Erstürmung eines Blockhauses würde uns namentlich deshalb soviel Menschen kosten, weil bei einer Erstürmung zu viel Zeit vergeht, bis man alle die Drahtverhaue überwunden hat, ehe man an das Blockhaus selbst herankommt.

Diese Drahtverhaue sind ein sehr wirksames Befestigungsmittel und haben den großen Vorzug, daß sie sehr schnell und einfach herzustellen sind. Holzpflöcke und Stacheldraht, aber auch einfacher Eisendraht genügt, um damit überall im Feld eine Festung erstehen zu lassen, die z. B. für Kavallerie ganz uneinnehmbar ist.

Weniger Arbeit beim Erstürmen solcher Festung machen die geraden oder in schiefer Ebene aufgeführten Drahtzäune als vielmehr die Drähte, die unregelmäßig an nahe nebeneinander eingerammten Holzpflöcken etwa handhoch flach über den Boden ausgespannt sind. Ich möchte nur wissen, was die Engländer schon an Stacheldraht, den die Buren Dorndraht nennen, während des Krieges von England eingeführt haben.

Den 8. Februar. Wir vertrekkten nach Springbocklaagte. Der Name erinnert wie so viele Ortsnamen an den früheren Wild-

reichtum Transvaals, als es noch Elefanten, Seekühe, Löwen, Tiger, Zebras, Elentiere, Kudus und die vielen anderen Antilopenarten gab. Der frühere Wildreichtum ist so zusammengeschmolzen, daß man nur selten überhaupt ein Stück Wild, sei es auch nur ein Bleß- oder Springbock, zu Gesichte bekommt.

Die Rinderpest in früheren Jahren hat unter dem Wild stark gewütet, mehr noch wohl hat die Kugel der Buren unter dem Wild aufgeräumt; und jetzt im Krieg ist auch alles das niedergeknallt, was noch übrig geblieben war — so öde wie jetzt war Transvaal wohl noch nie.

Patrouillen, die am Abend zurückkamen, hatten einen englischen Lagerplatz abgesucht und brachten verschiedene brauchbare Sachen von dort mit, unter anderem auch Salz. Ich kaufte von einem Mann eineinhalb Becher Salz, gab dafür eine halbe Krone, für unsere Verhältnisse ein sehr billiger Kauf.

Kann kaum liegen und stehen, habe mir beim Baden das Fell verbrannt. Die kleinste Bewegung schmerzt; nur in ganz steifer Körperhaltung kann ich mich frei bewegen, stellenweise löst sich aber die Oberhaut schon ab, so daß ich sie in langen Fetzen abziehen kann.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Rückkehr durch die Blockhäuser zum Hospital nach Buschmannskraal.

Nächtlicher Überfall meines Hospitals Buschmannskraal am 24. Januar. — Auf Suche nach dem Kommandant-General. — Die Engländer verbrennen und zerstören meine Ambulanz zum zweiten Male am 18. Februar. — Rapport über beide Vergewaltigungen meines Hospitals an den Kommandant-General in deutscher Übersetzung. — Durch die Blockhäuser zu den Kommandos zurück.

Buschmannskraal, den 21. Februar. Vor zwei Tagen als ich noch jenseits der Blockhäuser war, kamen zwei Rapportreiter zu mir, mich zu Verwundeten zu rufen, die auf dieser Seite waren. Die Boten, die mich abholten, waren in der Nacht zuvor durch die Blockhäuser gekommen, sie konnten von Glück sagen, daß sie mich noch an demselben Tage antrafen. Sobald ihre Pferde etwas ausgeruht hatten, rate ich, zu versuchen, noch dieselbe Nacht durch die Blockhäuser zu gehen. Wir ziehen los. Ich auf einer Karre, vor der sechs Maultiere laufen. War mit vieren herüber gekommen, hatte hier zwei von meinen wieder gefunden. Mit sechs Maultieren läuft man freilich eher Gefahr getroffen zu werden, als wenn es nur vier Maultiere sind, und falls eines getroffen oder tot geschossen wird, ist die Verwirrung bei den anderen Tieren um so größer. Vor Sonnenuntergang noch einmal ausgespannt. Würden sonst von den Blockhäusern aus gesehen werden. Die Tiere suchen im Gras ihr Futter, wir braten uns Fleisch und tun uns an Pfirsichen gütlich. Eigentlich ist es ja nicht rationell, wenn die Wahrscheinlichkeit, von Kugeln getroffen zu werden, vorliegt, wie hier, sich da vorher noch den Magen anzufüllen, falls man das Unglück haben sollte, einen Bauchschuß zu bekommen. Denn eine Reihe von günstig ver-

laufenen Bauchſchüſſen ſind meiner Erfahrung nach zum großen Teil deshalb ſo günſtig verlaufen, weil die Verwundeten wenig oder nichts im Magen oder Darm hatten, alſo ſeit langem vorher nichts mehr gegeſſen hatten, aber Gefahren wird der Menſch wie alles andere gewöhnt, und ſo denkt man zu leicht, wie ſchon ſo häufig, ſo wird es auch dieſes Mal gut gehen. Mitternacht mag herangekommen ſein, hell funkeln die Sterne, daß es eine Pracht iſt, da fangen wir unſere Tiere ein, ſpannen ein und ſatteln auf, ohne viel Lärm. Es ſind noch zwei Buren zu uns geſtoßen, der Bruder des Verwundeten und deſſen kleiner Sohn. Unſere nächtliche Prozeſſion iſt ſo formiert, daß die beiden Rapportreiter voranreiten, dann kommt die Karre und hinterher Vater und Sohn. Wenn unſere beiden Führer nicht ganz ſicher ſind, laſſen ſie uns halten, reiten voraus, bis wir ihnen wieder folgen können. Je näher wir den Blockhäuſern kommen, um ſo vorſichtiger unſere Führer. Jetzt ſind wir ſchon ganz nahe, da ſteht die Karre vor einem ſteil abfallenden Ufer, für einen Reiter zwar nicht ſchwer, um durchzukommen, für einen Wagen aber nicht anders möglich, als daß einer die Vordermäuler am Zaun faßt, wir andern die Räder feſthalten und ruckweiſe die Karre herunterſchießen laſſen und dann das andere Ufer hinauf tragen helfen, während der Junge ſo lange die Pferde hält. Ab und an geht es nicht anders, als daß die Karre beim Herunterfahren vorſchießt und nur durch das Hinterteil der Hintermäuler gebremſt wird, aber im ganzen geht es doch ohne viel Geräuſch ab, wenn uns auch jedes ſtärkere Geräuſch unheimlich laut vorkommt. Als wir die Karre glücklich hinüber haben, wird erſt ein Augenblick gelauſcht, ob vor uns noch alles ruhig iſt, dann wird wieder aufgeſtiegen. Szene: Lautloſe Stille, hellfunkelnder Sternenhimmel und die Ahnung, die Blockhäuſer müſſen jetzt ganz nahe ſein. Da tauchen auch ſchon links und rechts vor uns die flachen Hügel auf, wo die Blockhäuſer ſtehen, zwiſchen denen wir durch müſſen; ſie ſelbſt ſehen wir noch nicht. Die Karre knarrt, die Tiere ſchnuppern, eigentlich müßte das der engliſche Wachtpoſten merken, aber

hoffentlich schläft er. Wir kreuzen den Weg, der sich längst der Blockhäuser hinzieht, damit werden auch die dunklen Umrisse der Blockhäuser sichtbar, etwa 600 Schritt nach links das eine, ebensoweit das andere zu unserer Rechten. Stille weiter. Voran die beiden Führer, dann Vater und Sohn und zuletzt ich mit der Karre.

Da fällt der erste Schuß, gleich darauf von beiden Seiten Salvenfeuer. Bis dahin sind wir ruhig gewesen, jetzt tut Ruhe nicht mehr not. Mit Anrufen, Ziehen an den Zügeln und mit der Peitsche treiben wir die Maultiere, was das Zeug halten will. Die Maultiere sind kopfscheu geworden, wollen nicht recht voran. Wenn nur das Gespann nicht in Unordnung gerät! Um uns krr-pf! krr-pf! pfeifen die Kugeln.

Wir kriegen einmal die Maultiere nicht weiter, wir müssen absteigen, die Züge zurecht ziehen, dann geht es wieder, und so freuen wir uns, als wir in einer flachen Mulde etwas Deckung gewinnen; je mehr wir die Blockhäuser hinter uns lassen, um so vereinzelter fallen die Schüsse, nur zuweilen ganz plötzlich wieder Salvenfeuer, aber wir sind längst in Deckung.

Als wir die Blockhäuser ein gut Stück im Rücken haben, lassen wir die Tiere grasen und legen uns selbst in dem taunassen hohen Gras schlafen. Doch vor Tagesanbruch geht es weiter. Bald zieht es sich von Nebel so zu, daß unsere Führer nicht mehr wissen, wo wir sind, einen Weg haben wir nicht, es geht mitten durchs Feld. Allein hinter uns wissen wir die Blockhäuser, was vor uns liegt, können wir nicht wissen. So lange der Nebel so dick ist, daß wir die vordersten Maultiere nicht einmal erkennen können, ist es noch nicht gefährlich, das wird es erst dann, als der Nebel verzieht und wir weithin gesehen werden können. Doch uns geschieht nichts. Später stoßen wir auf Familien, die sich in ihren verbrannten Häuserruinen eingerichtet haben, und zwar gegen alles Erwarten so häuslich, daß uns gleich an erster Stelle eine Gastfreundschaft geboten wird wie zur Friedenszeit und sicherlich dem Herzen nach viel herzlicher, wenngleich der Kaffer nur Maiskaffee ist, ohne Milch und

Zucker und ſtatt mit Kaffeetaſſen mit allen möglichen blechernen Gefäßen gereicht wird. Dazu ſtellt man uns ein Gefäß mit Waſſer, legt einen Lappen als Handtuch dazu, ſo daß wir gleich Toilette machen können. Gewiß hätte die deutſche Hausfrau uns auch noch ein Stück Seife dazu gelegt, zumal wenn ſie wiſſen konnte, daß ich keinen Toilettenkoffer mit mir führte, aber die Transvaalerin hat ja ſelbſt keine Seife mehr. Doch einer der Buren greift in ſeine Weſtentaſche, zieht in einem Lappen eingewickelt ein dünnes abgebrauchtes Stück Sunlightſeife hervor, das er vom Engländer erbeutete: „Ik zall voor Docter help". Ich werde dem Doktor helfen. Mein einziger Toilettengegenſtand iſt eine Nagelbürſte, die ich eben als Arzt nötig habe. Schon lange iſt z. B. eine Zahnbürſte nicht mehr in meinem Beſitz, ſie wird leicht erſetzt durch den Zeigefinger, ſo machen es die Kaffern auch und die geben etwas auf Zahnpflege. Einen Spiegel habe ich ſchon lange nicht mehr, aber wenn man in einen ſchwarzen Eiſenkeſſel mit Waſſer hineinſieht, kann man ſeinen äußeren Menſchen zur Genüge revidieren. Verlauſt iſt ſeit einem halben Jahr jeder; wir meinen die Läuſe von den Engländern überkommen zu haben, es iſt ein Mittelding zwiſchen Filz- und Kleiderlaus, weil wir ſie von den Engländern haben, nennen wir ſie „Khakiläuſe". Obgleich ich täglich bade und nachmittags Jagd auf die Tiere mache, wird man ſie nicht ganz los. Das beſte Mittel iſt Auskochen der Kleider. Das beſorge ich denn auch, wo ich nur kann.

Wie ich weiter fahre, kommt mir der Bruder ſchon auf halbem Wege entgegen geritten, um mir mitzuteilen, daß der Verwundete in der Nacht geſtorben ſei.

C. Roets war einer der tapferſten Leute. Noch in letzter Woche war er arg im Gedränge, von allen Seiten von Engländern umringt; ſechs Engländer ſchoß er vom Pferd, er ſelbſt blieb unverſehrt, und dazu glückte es ihm noch drei aufgeſattelte engliſche Pferde zu erbeuten. Er war die Seele mancher kleiner Unternehmung gegen die Engländer. So finden hier in der Nähe täglich kleine Scharmützel ſtatt, die Buren hatten Erfolg,

das sah man an den vielen englischen Pferden, Uniformen Feldstechern, Gamaschen, Sattelzeug und sonstigen Montierungsstücken, fast alles nagelneu.

Die Leute gehören zum Standerton-Kommando, Wyk Watervall, alles „vlückse" Kerle, an ihnen sieht man am besten, wie es den Menschen frisch erhält, wenn er sich nicht nur in der Defensive beteiligt, sondern offensiv vorgeht. Das ist schon längst meine Erfahrung in diesem Krieg, daß nichts so sicher vor Erschlaffung der Energie, vor Mutlosigkeit und der Demoralisation im Kriege schützt, als ab und an auf den Feind losgehen, auch wenn man der schwächere Teil ist, als immer an Flüchten und gelegentliche Defensive denken. Und der Heerführer wird auch am ehesten die Disziplin aufrecht erhalten, der selbst einem weit überlegenen Feinde gegenüber seine Leute von Zeit zu Zeit zur Offensive führt, er kann ja doch sparsam sein mit seinen Leuten.

Bei dem Gefecht am 8. Februar machten etwa 100 Engländer von den Blockhäusern einen Ausfall, stießen auf 15 Buren, zwischen ihnen kam es zum Gefecht. Die Engländer erlitten einen Verlust von 17 Toten und Verwundeten, außerdem elf Gefangene. Unter den Verwundeten war auch ein englischer Arzt, er hatte Schußwunden. Ein früherer Patient von mir, der lange bei mir im Hospital gewesen war, machte dem Arzt auf dem Schlachtfeld den Notverband. Zum Dank schenkte ihm der Arzt seine Uhr.

Ich war nun einmal auf dieser Seite der Blockhäuser, da konnte ich leicht zu meinem Hospital gelangen und kam am nächsten Tag spät abends hier an. Kaum bin ich auf den Platz gefahren, alles liegt im tiefen Dunkel da, stark schlagen die Hunde an, da steht plötzlich Herr Schuchardt vor mir, mein Assistent, im Hemd und ist außer sich vor Freude: „Doktor, sind Sie es? O, wie bin ich froh, daß Sie da sind! Schrecklich war es mit den Engländern!"

Von allen meinen Leuten ist Schuchardt allein übrig geblieben, alle anderen haben die Engländer fortgenommen und

werden gleich wie Kriegsgefangene nach Madras nach Indien geſchickt. Ebenſo haben die Engländer alle Patienten weggenommen!

Mitten in der Nacht vom 23. zum 24. Januar hatten die Engländer das Hoſpital überfallen.

Plötzlich hört man Pferdegetrappel, immer näher kommt es heran, und dann ſchreit es durcheinander von hands up! hands up! Mein Mann hört das, greift nach der Hoſe, rennt vor die Tür und ſoweit er das in der Dunkelheit erkennen kann, ein furchtbarer Wirrwarr, alles voll von Engländern, die ihn ſofort umringen. Kaum vermag er die Worte herauszubringen „Hoſpital!“ „Hoſpital!“ Er denkt nicht anders, als daß ein Irrtum obwaltet. Da haben ihn aber die Engländer ſchon gepackt, ein Offizier, der neben der Tür bereitſteht, faßt ihn am Kragen und „Take this man in charge“. Schuchardt iſt arretiert.

Aſſiſtent Dumont, der in einem andern Raum ſchlief, iſt auch von dem Lärm munter geworden, ſteckt den Kopf aus dem Fenſter heraus, da wird er aber auch gleich am Kopf gepackt, ſo wie er iſt am Kopf aus dem Fenſter herausgezogen, ſeine Uhr ihm herausgeriſſen, daß nur der Ring von der Uhrkette im Knopfloch zurückbleibt, und auch er wird zum Gefangenen gemacht, ebenſo alle anderen Ambulanzleute. Engländer, Händsupper, Kaffern dringen durch die Tür und Fenſter in das Hoſpital ein und beginnen zu wüten, dringen zu den Patienten hinein; einem reißt man ſein Geld weg, und ſelbſt ein Schuß wird im Hoſpital abgegeben.

Bei Frau van Zwyl, der Ambulanzmutter, werden die mit Drahtgitter verſehenen Fenſter von draußen mit Kolben und Bajonetten eingeſchlagen, dann dringt man von der Tür aus bei ihr ein.

Die Frau ſtand nahe vor ihrer Entbindung, ſie nahm man nicht mit, ebenſo ließ man einen typhuskranken Kaffern im Hoſpital zurück, aber alle meine Leute und alle anderen Patienten wurden weggeſchleppt.

Was im Hospital an Sachen ist, wird geplündert, zerschlagen; all mein Vieh, Pferde, Maultiere, Schlachtschafe, Milchkühe und auch alle meine 13 Hühner nehmen die Engländer mit und ziehen damit fort.

32 Stunden, nachdem sich dieses zugetragen hat, wird allein Herr Schuchardt von den Engländern zurückgeschickt, die inzwischen weiter gezogen sind. Er solle das Hospital beaufsichtigen, wird ihm gesagt.

Hier kann ich mit Bräsig sagen, es kommt manchmal anders als man denkt. Ich hoffte im Hospital ausruhen zu können; wollte nur nachsehen, ob alles in Ordnung sei; wollte alte Patienten entlassen und inzwischen Neuaufgenommene ansehen, — und nun komme ich in diese Situation, die in ihrer Tragweite nur der ganz ermessen kann, der wie ich hier als Arzt Dienst tun mußte. Es steht noch um so schlimmer, als es bei uns heißt, was verloren, kehrt nicht wieder.

Solche Nackenschläge machen meine Position zur Unmöglichkeit, und lassen mich, wenigstens was die Engländer betrifft, zu deutlich erkennen, wie problematisch die ganze Genfer Konvention — die so vieles verspricht und hier so vieles nicht hält.

Buschmannskraal, den 13. Februar 1902. Auch mein bestes Pferd haben die Engländer aus dem Hospital fortgenommen. Jetzt habe ich nur ein Pferd mehr zur Verfügung, einen Blauschimmel, dem ich nicht allzuviel zumuten kann. Mein einziger Patient ist ein verwundeter Kaffer, er erzählte mir:

Khakis kommen auf meinen Baas seine Werft. Ich falle ihnen in die Hände. Sie sagen, sie schießen mich tot, wenn ich ihnen nicht weise, wo mein Baas sich versteckt hat. Ich sage zu ihnen, ich weiß nicht, wo mein Baas ist. Sie fassen mich und schleppen mich über die Werft und ein Englischer schießt mir durch den Fuß; und da erzählen sie, was mein Baas ist, hat mich von seinem Versteck ausgeschlossen, ich soll doch nun sagen, wo mein Baas ist. Als sie nun nichts mehr von mir Kaffern können hören, lassen sie mich liegen.

Buschmannskraal, den 31. Februar. Ritt am 18. Februar fort, um mich zum Kommandant-General zu begeben, der sich irgendwo jenseits Ermelos aufhalten soll. Ich wollte ihm Bericht erstatten. Bei der Gelegenheit wollte ich noch die Ambulanz von Dr. Albrecht besuchen. Dr. Albrecht ist nach Deutschland abgereist, und ich bin beauftragt worden, diese Ambulanz mit zu versehen. Unterwegs höre ich, daß das Ermelo-Kommando von Botha aufgeboten ist, nach dem Freistaat zu kommen. So müssen wir womöglich diesen ganzen Distrikt aufgeben? Aber die Familien, die hier verstreut sich in den Ruinen aufhalten?

Zwischen Karolina und Ermelo dachte ich die erste Blockhauslinie zu nehmen, die sich von der Delagoabay-Bahn nach Ermelo erstreckt. Leute von der dort Wache haltenden Korporalschaft Steyn konnten mich aber in der nächsten Nacht nicht durchkriegen. Am nächsten Morgen sehe ich mir gegenüber auf der nächsten Höhe eine Reihe von Zelten, die englischen Wachtzelte einer Beobachtungsstation. Die Korporalschaft, die sich in Bereitschaft setzte, der Aufforderung Louis Bothas zu folgen, verließ ich und ritt zu Feldkornett de Wet. Vielleicht konnte der mir behilflich sein, daß ich durch die Blockhäuser kam. Dort erfuhr ich, daß der Kommandant-General schon von dort verzogen war, wo ich ihn aufsuchen wollte, und zwar ganz nach Volksrüst. Ihn da einzuholen, gab ich auf und begab mich auf den Heimweg zu meinem Hospital. Wo ich ritt, sah und traf ich auch nicht einen einzigen Menschen, endlich als es dunkel wurde, zumal ich in der Gegend nicht so Bescheid weiß, mußte ich mich nach einem Ruheplatz für die Nacht umsehen. So ritt ich denn zu einem Platz, wo viele Pfirsichbäume standen, ritt vorsichtig um die Bäume herum, hielt an und horchte und als ich nichts Verdächtiges wahrnahm, sattelte ich ab, spannte mein Pferd dort, wo der Busch am dichtesten war, nahm dann den Sattel mit allem was darum und daran hing auf den Nacken und ging damit ins freie Feld hinaus, abseits von den Bäumen, um mich in einem Ackerland, wo das Unkraut etwa meterhoch

wucherte, für die Nacht ſchlafen zu legen. Es erheiſcht das Vorſicht, weil die Engländer und ihre Spione uns am eheſten auf den Farmen, im Buſch, unter Bäumen vermuten, während ſie das freie Feld nicht ſo genau abſuchen können. Wenn ſie unter den Bäumen mein Pferd wieder finden, dann können ſie immerhin denken, daß ſich das dahin verlaufen hätte, vielleicht daß es den Platz aus alter Anhänglichkeit an ſeine Geburtsſtätte aufgeſucht hätte. — So mutterſeelenallein im freien Feld zu übernachten iſt ſonſt ganz ſchön — tat es ſchon als Student ſehr gerne, nur möchte ich nicht plötzlich von einem ſchwarzen Spion überraſcht werden. Auf ſo ganz tiefen Schlaf darf ich mich daher nicht einſtellen, um noch bei etwaigem Geräuſch wegkriechen zu können. Kurz bevor der neue Tag graute, hielt ich Umſchau und witterte nach allen Seiten, bis die Sonne aufging und ſich die Luft frei fand von Engländern. Am Nachmittag komme ich zu meinem Hoſpital. Ich bin ſchon verwundert, daß ich da nur das eine von den ſechs mir übriggebliebenen Maultieren weiden ſehe, es iſt Stumpi mit der Klauenſeuche. Wo hinter dem Hoſpital weithin ſichtbar an meinem Ambulanzwagen die Rote-Kreuz-Flaggen flatterten, da liegen nur noch die feuerfeſten Teile meiner Wagen, und als ich mich hungrig auf einen Feldpfahl niederſetze, können mir meine beiden Leute nur etwas Maispapp anbieten von Kaffernkorn, das ſchon unter den Hufen der engliſchen Pferde gelegen und meine Leute ſich dort zuſammengeſcharrt haben.

Wieder waren Engländer dageweſen und zwar am ſelben Tage, als ich den Kommandant-General ſuchen ging; dieſes Mal unter einem Colonel Wing, und was den erſten engliſchen Überfall überdauert hatte, das war durch die Abteilung des Colonel Wing gründlichſt zerſtört. Nur wehte oben über dem Haus nach wie vor die Rote-Kreuz-Flagge.

Dem Gefühle über dieſe Freveltat, die Mißachtung deſſen, was die Genfer Konvention garantiert, mußte ich mir Luft machen, und beſonders, daß ich dem gegenüber ſo machtlos bin, das kränkt mich tief. Später, wenn auch dieſer Krieg mal

zu Ende geht, mögen bei allen solchen Sachen, die hier passierten, ohne daß die Mitwelt jetzt auch nur etwas darüber erfährt, diejenigen, die meine Aufzeichnungen lesen, den Kopf schütteln und solche Frevel für unmöglich halten, denen kann ich nur versichern, daß, objektiv geurteilt, das, was die Engländer hier taten, viel übler war, als es diese Bemerkungen erscheinen lassen.

Über das letzte Vorkommnis wie über den nächtlichen Überfall im Januar erstattete ich am 16. März dem Kommandant-General den folgenden schriftlichen Rapport, den ich zugleich mit den eidlich abgegebenen Erklärungen meiner Ambulanzleute absandte. In deutscher Übersetzung lautet derselbe:

Dem Hochedlen Gestrengen Herrn Louis Botha, Kommandant-General der Z. A. R.

Hochedler gestrenger Herr!

Bereits auf der Reise Euer Hoch Edel persönlich meine Beschwerden vorzutragen über englische Handlungsweise gegenüber einer Deutschen, im Dienst der Humanität stehenden, den Schutz der Genfer Konvention genießenden Ambulanz, war es mir unmöglich, Euer Hochedel zu erreichen.

Ich habe Euer Hoch Edel mit zwei Geschehnissen bekannt zu machen, gegen die ich auf das nachdrücklichste protestieren muß. Beides hat sich bei meinem Feldhospital Buschmannskraal Distrikt Middelburg in meiner Abwesenheit zugetragen.

Um 1 Uhr in der Nacht des 24. Januar 1902 wurde das Feldhospital durch eine englische Kolonne unter Befehl des Colonel Spence, die von Klippstapel ausgerückt war, überfallen und umzingelt, ohne daß meinen Personen Gehör gegeben worden wäre.

Dumont, mein erster Assistent, als er von dem Lärm wacker geworden, aus dem Fenster sieht, wurde von draußen festgehalten und mit Gewalt durch das Fenster gezogen; seine Papiere, Geld ꝛc. wurden ihm dabei geraubt, die Uhr ihm aus der Tasche gerissen, daß nur der Ring der Uhrkette am Knopfloch zurückblieb. Schuchardt, mein zweiter Assistent, aus der Tür herausrufend: „Hospital, Hospital!“ wurde von einem dort bereit

ſtehenden Offizier am Nacken gefaßt und mit den Worten „take this man in charge“ einem Soldaten zugeſtoßen.

Höhniſch richtete dieſer Offizier an einen Mann die Frage: „you did't expect us?“ Das konnte man allerdings nicht erwarten, daß eine engliſche Kolonne auszog, einen Weg von mindeſtens drei Reitſtunden zurücklegte, um mitten in der Nacht ein ungeſchütztes Feldhoſpial zu überfallen.

Ebenſo wie meine beiden Aſſiſtenten wurden mein Wagentreiber von Willig, mein Koch Smuts und mein Kaffer zu Gefangenen gemacht.

Währenddem dringen Engländer, Handsupper, bewaffnete Kaffern ins Hoſpital, plündern, was ihnen lieb iſt, wühlen alles um und verſchonen auch nicht die im Hoſpital liegenden Patienten. Einem Patienten, Louis Alberts, nahmen ſie ſein Geld weg.

Auch wurde von einem engliſchen Soldaten im Hoſpital geſchoſſen. Die Stelle, wo die Kugel durchgedrungen, iſt noch zu ſehen. Eine Stunde hernach, um zwei Uhr, wurde mein Perſonal gefangen abgeführt, mit Mühe gelang es meinem Aſſiſtenten, daß wenigſtens der gefangene, an Typhus leidende Kaffer, in der kalten regneriſchen Nacht am ganzen Körper zitternd, zum Hoſpital zurückgeſchickt wurde.

Die andern Patienten wurden auf einem engliſchen Ambulanzwagen aufgeladen und dahin gefahren, wohin meine Leute zu Fuß angejagt wurden.

Auf dem erſten Halteplatz gelingt es meinem Aſſiſtenten, an den Colonel Spence heranzukommen und ihm ſeine Beſchwerden vorzutragen. Ihm allein geſteht Colonel Spence zu, zum Hoſpital zurückzukehren. Als er dann aber nicht allein für ſich, ſondern im Intereſſe der ganzen Ambulanz vorſtellig wird, da wird er vertröſtet: „auf dem nächſten Halteplatz will Colonel Spence ſehen, was zu tun iſt“.

Wie mein Aſſiſtent dann ſpäter zu dem Colonel gehen will, wird ihm der Zutritt verweigert, und nachdem mein geſamtes Perſonal, ausgenommen von Willig, der noch ſchnell ſeine Decken an ſich geriſſen hatte, ehe er abgeführt wurde, ohne eine

Decke die folgende Nacht im englischen Kamp zugebracht hatte, erhält allein Assistent Schuchardt am folgenden Morgen die Erlaubnis zurückzukehren und wird auf ungesatteltem Pferd nach einer Abwesenheit von ungefähr 32 Stunden zum Hospital zurückgeschickt.

Daß Assistent Schuchardt und alle andern nicht zurückgeschickt wurden, hatte nicht etwa seinen besonderen Grund. Es geschah willkürlich, und daß es überhaupt geschah, war vielleicht, weil dem Colonel dämmern mochte, daß sein Verfahren gegenüber einem durch die Genfer Konvention geschützten Hospital doch allzu radikal war. Daß man meinem Mann keinen Sattel gab, um auf dem spitzrückigen Pferd den weiten Weg zum Hospital zurückzulegen, ist eine der vielen Schikanierungen oder der Gleichgültigkeiten der Engländer anderen gegenüber.

Frau van Zwyl, die nahe vor ihrer Entbindung stand und die ich deshalb in meinem Hospital aufgenommen hatte, damit sie in diesem hilflosen Zustand nicht im Feld herumzuirren brauchte, befand sich in dieser Nacht auch in dem Hospital.

Durch den nächtlichen Überfall erschreckt — ihr mit einem Drahtgitter versehenes Kammerfenster wurde mit Kolben und Bajonett aufgestoßen — erlebte die Frau noch innerhalb 24 Stunden eine Frühgeburt, als sie allein im Hospital zurückgelassen und Hilfe für sie nicht vorhanden war.

Es ist unnötig Euer Hoch Edel darauf hinzuweisen, welche Folgen der nächtliche Überfall des weit von der feindlichen Linie entfernten Hospitals gehabt haben könnte, falls in jener Nacht Schwerkranke oder Schwerverwundete im Hospital anwesend gewesen, für die der eingejagte Schrecken möglicherweise die schwersten Komplikationen und den Tod im Gefolge gehabt hätte.

Wenn es nun nicht im Widerspruch mit dem Kriegsrecht ist, den verwundeten und kranken Feind im Hospital aufzusuchen und so zum Gefangenen zu machen und, sofern es ohne Lebensgefahr geschehen kann, als Gefangenen von dort fortzuführen, so ist die Weise, auf die meine Patienten gefangen und in die Gefangenschaft geschleppt wurden, im Widerspruch mit der Auf-

faſſung der Genfer Konvention und der Anſchauung eines jeden Gentleman des zwanzigſten Jahrhunderts.

So war der nächtliche Überfall im Januar. Mit größter Mühe ſtellte ich die Ordnung wieder her, als am 18. und 19. Februar in meiner Abweſenheit wiederum mein Hoſpital von Engländern vergewaltigt wurde. Es war eine Kolonne, die von Steenkoolſpruit nach Karolina zog, befehlführender Offizier war der Colonel Wing. Zeugen dieſer Tat waren mein Aſſiſtent Schuchardt und mein Wagentreiber Smit.

Es war am 18. Februar eben nach Mittag, da bringt der Bruder des im Hoſpital liegenden Patienten de Jaager den Rapport, daß die Engländer kommen und ſchon nahebei ſind. Der Bruder hat gleich ein Pferd mitgebracht, noch eben gelingt es dem Patienten zu flüchten, als auf etwa 150 Meter vom Hoſpital weg auf ihn und auf einige Buren, die ſonſt in der Nähe ſind, geſchoſſen wird. Die Engländer ſchoſſen zuerſt. Die Engländer faßten hinter der Hoſpitalmauer Poſition und eröffneten von dort aus ein Schnellfeuer auf die flüchtenden Buren — ich erwähne, daß ich drei Tage ſpäter nach meiner Rückkehr einen Haufen Patronenhülſen und noch zwei auch geladene Lee-Metford-Patronen an dieſer Stelle geſehen habe. — Gleichzeitig damit ſtürmten andere Engländer in das Hoſpital, das als ſolches durch eine Rote-Kreuz-Flagge weithin ſichtbar war. Meine beiden Leute, die im Hoſpital ſind, werden gefangen genommen, aus dem Hoſpital herausgeführt und unter Bewachung geſtellt, dürfen nicht in das Hoſpital zurück und ſehen, wie die Maſſe der Engländer in das Hoſpital eindringt, um das Hoſpital zu „viſitieren", umzureißen, zu zerſchlagen und wegzunehmen was ihnen paßt. Als Colonel Wing etwas ſpäter dazu kommt, da, ganz ohne Grund, fährt er meine beiden Leute hart an, fragt ſogleich wo die Ambulanz-Maultiere ſind. Die Maultiere waren zu weit vom Hauſe ab, als der Rapport von den Engländern kam, konnten nicht mehr früh genug zuſammen getrieben werden, ſo ſind ſie im Feld und ergreifen ſelbſtverſtändlich vor der anjagenden engliſchen Kavallerie ganz inſtinkt-

gemäß die Flucht. Und ganz widersinnig ist es da, daß der Colonel meinen Leuten befiehlt die Tiere anzubringen oder „to burn every thing". Einer von meinen Kaffern geht los, die Tiere zu fangen, einer wird ihm dazu mitgegeben und darüber reitet Colonel Wing fort.

Jetzt sind meine beiden Leute wieder so weit auf freien Fuß gestellt, daß sie in das Hospital hineingehen können, aber was können die machen? Das Haus ist so weitläufig, daß es schon deshalb unmöglich war, die vielen Engländer im Haus an ihrem Zerstörungs- und Plünderungswerk zu hindern.

Einige Zeit ist vergangen, da kommt Colonel Wing zurückgeritten. Ob der Ergebnislosigkeit seines Unternehmens ist er wütend „Why don't the Boers stand and fight?" fährt er meine Leute an, gleich als wenn die ihm darauf Antwort schuldig wären, und fragt dann gleich, wem die Wagen gehören, die bei dem Hospital herumstehen. Alles sind Ambulanzwagen. Trotzdem meine Leute das versichern und die Wagen als solche kenntlich sind, gibt Colonel Wing sofort Order, und sie werden sämtlich in Brand gesteckt und verbrannt, einzig und allein die Ambulanzkarre ausgenommen. Und mit den Wagen wird auch alles das verbrannt, was darauf liegt, und außerdem wird aus dem Hospital dies und jenes herzugetragen, in die Flammen geworfen und mitverbrannt. Verbrannt wurden:

1. Ein kompletter Ochsenwagen mit Zubehör. Er gehörte zu meiner Ambulanz, hatte bis dahin zum Transport meiner Hospitalgüter gedient, gerade stand ich im Begriff, ihn mit einem Aufbau zu versehen, um ihn als fahrendes Lazarett für sechs Schwerverwundete oder Kranke einzurichten.

2. Ein Pferdewagen, der leicht beweglich war und dazu diente, die Verwundeten des Schlachtfeldes aufzunehmen.

3. Ein Trolly, der zum Transport von Patienten und Ambulanzgütern diente.

4. 20 Maultiergeschirre.

5. Alle Handwerksgerätschaften, die man täglich nötig hat.

6. und vieles mehr.

Damit Euer Hoch Edel ganz genau Bescheid wissen und eine genaue Unterlage für eine Beschwerde gegen die Engländer und deren Handhabung der Genfer Konvention haben, bemerke ich noch folgendes:

Der unter Nr. 3 aufgeführte Trolly gehörte eigentlich nicht mir, sondern ich hatte ihn nur in meinem Besitz als Ersatz für meinen eigentlichen Ambulanzwagen, den ich an die Witwe Erasmus ausgeliehen hatte, als diese wegen der allgemeinen Unsicherheit in dieser Gegend mit ihrem kranken Töchterlein und allem, was sie hatte, zu einem Platz flüchtete, der sie sicherer dünkte als die Nähe des Hospitals, in der sie zuletzt gewesen war. Da die Frau in der Nacht flüchten mußte, außerdem mit ihrem letzten, derzeit kranken Töchterchen, so hatte sie meinen Wagen gewünscht, weil der ein Dach hatte, also mehr Schutz bot — und so trat ich ihr leihweise meinen Wagen ab unter der Bedingung, ihren von anderer Seite geliehenen Trolly zurückhalten zu können, falls mein Wagen auf der Flucht der Frau den Engländern in die Hände fallen würde.

Wenn auch ohne Belang, so erwähne ich das Folgende, weil die Engländer bei einer Auseinandersetzung daraus Kapital schlagen könnten. Als die Engländer kamen, stand jener Ersatz-Trolly hinter meinem Hospital und wurde mitverbrannt. Auf diesem Trolly hatte nun, als er mir zum Hospital gebracht wurde, ein Kasten mit Kleidern gestanden, den meine Leute, weil es regnete, im Hospital untergestellt hatten. Wie die Engländer nun das letztemal hier waren, da wurde auch diese Kiste aufgebrochen, und dabei fand sich zwischen den Kleidern man höre und merke eine einzige Lee-Metford-Patrone und außerdem zwei leere Bandeliers; diese eine Patrone und die beiden leeren Patronenbänder entsetzten Colonel Wing dermaßen, daß er meinem Assistenten sein Zertifikat abverlangte und eigenhändig auf dessen Identitätskarte schrieb: „This man's hospital Buschmannskraal was visited by my troops today, the Boers fired enclosure and ammunition and 2 bandoliers

were in the house. 18. Febr. Wing", und dann benahm sich der Colonel, als wenn er jetzt auch wirklich Grund und Recht zu seinem Zerstörungswerke hätte. Wie allgemein sich die Engländer an der Zerstörung eines mit so unendlich vieler Mühe von uns aufrecht erhaltenen Burenhospitals beteiligten, das lediglich den Zwecken der Humanität dient, beweist, daß selbst ein Arzt sich daran beteiligte, bei dem man doch noch am ehesten Sinn für Humanität und Kenntnis der Genfer Konvention voraussetzen sollte, daß ein englischer Arzt im Kapitänsrang wahrlich etwas Besseres zu tun gehabt hätte, als wie jeder englische Kaffer in allen Ecken herumzustöbern, so meinen Mundvorrat zu Gesichte bekam, und dann als eine ganz wichtige Meldung bei den Offizieren rapportiert: „how is that you leave a lot of mealis here!" Es waren sieben Sack Mais und Kaffernhirse für meine Patienten, für mein Personal und für mich. Da werden auch schon die Säcke herausgeschleppt, aufgeschnitten und damit die Pferde gefüttert, das übrige in Futtersäcken mitgenommen. Da die Engländer auch das Fleisch aus der Küche, ferner meine letzten acht Schlachtschafe wegnahmen, hatten meine Leute hernach nichts anders zum Essen als das Kaffernkorn, das sie auf dem Boden zusammenkratzten, das schon unter den Hufen der englischen Pferde gelegen hatte, und als ich drei Tage später vom Ermelo-Distrikt zurückkomme, hungrig, da können meine Leute mir nichts anderes vorsetzen als etwas nur in Wasser gekochten, ungesalzenen Hirsebrei, und nicht eine Gabel, nicht ein Messer oder Löffel hatten die Engländer zurückgelassen, und mit meinem Damentaschenmesser mußte ich aus einem großen eisernen Dreibeintopf den Brei auslöffeln. Gleich am Tage darnach waren die Engländer nochmals dagewesen, nochmals um zu „visitieren", was noch da ist, das sie mitnehmen oder ruinieren könnten, und da schneiden sie mir denn tatsächlich mein großes Ambulanzzelt, ein Verandenzelt Modell de Mooj, in lauter kleine Stücke. Und meine Maultiere, mit denen ich unlängst durch die Blockhäuser gekommen war, trieben sie fort und nahmen sie mit sich, so daß mir

und der ganzen Ambulanz von allen meinen Tieren nur der Blauschimmel geblieben ist, auf dem ich unterwegs war.

Noch täglich entdecke ich Sachen, die unmißbar sind, aber weg sind; und die ich in diesem ausgeraubten Lande nirgends ersetzt kriegen kann.

Ich kann Ew. Hoch Edel versichern, ich habe nicht gewußt, daß ich in meinem Hospital eine einzige Gewehrpatrone und zwei leere Bandeliers beherbergte, wobei außerdem noch die Möglichkeit vorliegt, daß die Engländer die Patrone einschmuggelten. Aber ein Vergehen gegen die Genfer Konvention kann sicherlich mit Recht niemand darin sehen, wenn sich in meinem Hospital in einer verschlossenen Kiste zwischen den Kleidern eine Patrone fand und die beiden leeren Bandeliers. Dieses kann die englische Kriegführung nie zu einem Vergehen gegen die Konvention stempeln und damit die brutale Handlungsweise ihrer Offiziere entschuldigen.

Die Ambulanz, an deren Spitze ich stehe, ist eine deutsche Ambulanz, die ihre neutralen Dienste den Buren zur Verfügung gestellt hat. Als solche genießt sie den Schutz der Genfer Konvention und ist darum auch zu deren Privilegien berechtigt. Der Besitz dieser Privilegien legt Pflichten auf, und von Anfang und bis jetzt sind diese Pflichten von mir und so gut ich darüber urteilen kann von meinem Personale auf das peinlichste beobachtet, und ich kann hinzufügen, daß ich als Arzt immer das Gefühl der Verantwortlichkeit gehabt habe, ja selbst noch habe, eine unserer Zeit würdige Institution wie die Genfer Konvention zu respektieren; und trotzdem muß ich mir solche Vergewaltigungen meines Hospitals wie am 24. Januar und am 18. Februar gefallen lassen. Gegen alles dieses muß ich aber jetzt zugleich im Interesse der Konvention als deutscher Arzt und Doctor medicinae, der in seinen Rechten auf das tiefste gekränkt ist, auf das nachdrücklichste protestieren.

Da ich Ew. Hoch Edel nicht persönlich Bericht erstatten konnte, habe ich Ew. Hoch Edel so ausführlich geschrieben, damit Ew. Hoch Edel einen vollen Einblick in die Geschehnisse gewinne und

mit um so mehr Nachdruck bei dem englischen Hauptquartier protestieren könne.

Da ich erst heute die beeidigten Erklärungen der Zeugen erhalten konnte, bin ich erst heute imstande Ew. Hoch Edel meinen Protest einzusenden.

Zugleich ersuche ich Ew. Hoch Edel bei dem englischen Hauptquartier Nachfrage zu erwirken über den Verbleib meines Personals,

1. des Herrn Dumont, Ambulanzassistent,
2. „ „ von Willig, Wagentreiber,
3. „ „ Smuts, Koch.

Alle diese drei Personen waren mit Zertifikaten versehen, die allerdings Dumont und Smuts gleich aus den Händen gerissen wurden; und von denen wir dasjenige von Dumont später im Gras zertreten auffanden. Diese drei Personen sind zu den Privilegien der Genfer Konvention berechtigt und können deshalb nicht als Kriegsgefangene behandelt werden, und ihrem eigenen Wollen sei es überlassen, ob sie in den Dienst meiner Ambulanz zurückkehren wollen oder nicht.

Anbei folgt die Liste des von den Engländern geraubten bezw. vernichteten Materials meiner Ambulanz:

1. Mein Reitpferd,
2. Reitpferd meines Assistenten Schuchardt,
3. Reitpferd meines Kochs Smuts,
4. 16 schwere, fette Zugochsen,
5. 4 Milchkühe mit Kälbern,
6. 12 Maultiere in guter Kondition,
7. 24 Schlachtschafe,
8. 13 Hühner,
9. ein kompletter Ochsenwagen mit Trekgut und Riemen,
10. 1 Pferdewagen (gebraucht),
11. 1 Trolly (vorübergehend im Besitz der Ambulanz),
12. 20 Maultiergeschirre,
13. Gerätschaften,
14. ärztliche Instrumente,

15. Hospitalzelt, Modell de Mooj, Eigentum der Holländischen Ambulanz und mir zum Gebrauch überlassen,

16. 3 komplette Sättel, von der holländischen Ambulanz mir zur Verfügung gestellt,

17. mein einziger Macintosh, ein Hemd, ein Handtuch, eine Haarbürste,

18. ein Mantel und ein Paar Handschuhe meines Assistenten Schuchardt,

19. 2 Decken,

20. Teller, Becher, Gabeln, Messer, Löffel, Töpfe und Pfannen,

21. 7 Säcke Mais und Kaffernkorn und 1 Sack Kartoffeln.

Ew. Hoch Edel ersuche ich dementsprechend das britische Oberkommando aufzufordern, folgendes zurückzugeben bezw. wiederzuerstatten u. s. w.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Hero Tilemann, Dr. med.
(Deutsche Ambulanz.)

16. März 1902.

Buschmannskraal, den 23. Februar. Ich bin gerade dabei, meinen Sattel mit rotem Plüsch zu überziehen, davon noch einige Fetzen an dem verbrannten Wagen hingen, da kommen zwei Reiter von jenseits der Blockhauslinie, um mich zu Verwundeten zu holen. Vor fünf Tagen hatte General Viljoen ein Gefecht bei Seekuhgatt gehabt. Kommandant Prinsloo und General de la Rey hatten mehrere kleine Erfolge. Über Nacht war ich bereits zu dem Entschluß gekommen, hier mein Hospital aufzugeben. Drüben bin ich am nötigsten. Die wenigen Habseligkeiten, die mir geblieben sind, sollen mir gelegentlich nachgebracht werden.

Um Vaalkop auf dem Platz von Hendrik Grobler oder wie die Buren sagen „Mal Hendrik Grobler", weil er in seiner Jugend „mal" d. h. zu den tollsten Streichen aufgelegt war, machen wir Halt. Mal Hendrik Grobler gilt als sehr begüterter Mann, seine Farm zwar liegt jetzt wie alle anderen in Trümmer;

lange hat er bei uns ausgehalten, aber im letzten Monat ist er doch noch zum Verräter geworden und ist zu den Engländern gelaufen und hat auch noch mehrere Buren mit „umgeholt". So werden wir noch immer mehr gesiebt von Leuten, die doch nicht mit ganzem Herzen zu uns und zu ihrer Sache stehen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang kamen wir zu der Übergangsstation durch die Blockhauslinie, zum Platz von Thomas de Voß, dreiviertel Reitstunden hatten wir von da zu den Blockhäusern. Hier traf ich Kommandant Alberts und einige Buren, die schon einige Tage dort waren, d. h. den Tag über, in der Nacht reiten sie fort und legen sich irgendwo im freien Feld schlafen, wo die Engländer sie nicht überraschen können. Hier waren in der Tat, unter meinen früheren Aufzeichnungen habe ich nicht an sie gedacht, noch drei kleine bewohnbare Häuser, haben, so viel ich weiß, ganz ausnahmsweise kaum gebrannt. Die hochbetagten Eltern des Kommandanten haben ein Obdach gefunden. Sonst wohnen noch einige Frauen mit ihren Kindern da. Die Walnüsse, die ich den Kindern schenkte, machten sie hochbeglückt. Die Jungen liefen zumeist in Kleidern herum, die aus den erbeuteten Uniformen und Schlafdecken der Engländer von ihren Müttern zurecht geschneidert waren. Eineinhalb Stunde nach Sonnenuntergang sattelten wir. Der an dieser Übergangsstation stationierte Lotse Emil van Zwyl begleitete uns. Da dies ein beliebter Wechsel ist, so hatte er schon manchen hier durch die Blockhauslinie durchgebracht, stets mit Glück. Mit van Zwyl waren wir zusammen vier Mann. Als wir den Blockhäusern näher kamen, mußten wir einen Spruit passieren, dann über eine Sandbank hinweg, ehe wir am anderen Ufer waren. Wie wir, so ließen alle, die hier bei Nacht durchwechselten, deutliche Spuren im Sand zurück; das mußten die Engländer doch schon längst gemerkt haben, und da inzwischen die Engländer auf den sehr vernünftigen Gedanken gekommen sein konnten, hier eine Wache zu postieren, so hatten wir uns erst sehr vorsichtig herangepürscht. Es ging aber alles gut, so gut, daß man ruhig anhielt, um sein Pferd im Spruit saufen zu lassen.

Nahe den Blockhäusern unterhielten wir uns im Flüsterton, und der Mond tat uns den Gefallen, sich hinter dichten Wolken zu verstecken. Dann sind die beiden Blockhäuser da, wir sehen ihre schattenhaften Umrisse. Kein Schuß fällt. Stille ziehen wir weiter. Noch einige hundert Schritt, und wir sind durch. Die Engländer haben nichts von sich hören lassen und wir von uns möglichst wenig. Ohne Wort, reicht mir nur die Hand, verabschiedet sich Emil van Zwyl von mir, reitet wieder zurück; muß morgen Abend Kommandant Alberts dnrchlotsen. Nun waren wir zwar die Blockhäuser durch, sie lagen aber nur erst eben hinter uns, da wird mein Blauschimmel, was ich entsetzt schon vorher merkte, weil ihm der Schweiß überall austrat, stockflau, ist naß von Schweiß und geht nicht weiter, daß ich absteigen und ihn führen muß. Im selben Augenblick, wo das meine beiden Buren sehen, sind auch sie von ihren Pferden herunter, weil sie mich nicht allein gehen lassen wollen. Solches Taktgefühl ist fast ausnahmsweise jedem Buren angeboren. Tags darauf stießen wir auf vier Buren, die in der Nacht zuvor durch die Blockhäuser gekommen waren und hier jetzt ein Stilleben führten. Einer von ihnen ist taubstumm, trotzdem ist er, soviel ich weiß, schon von Anfang an auf Kommando, ebenso wie ich Epileptiker kenne, die auf Kommando sind. Überhaupt was ist hier auf Kommando, was in Deutschland nicht einmal zum Landsturm genommen wäre! Der Taubstumme soll ein sehr tapferer Mann sein.

Mein Pferd an der Hand führend kam ich nach Kromdrai. Viel begrüßt und viel konsultiert. Dann stand eine Karre bereit und brachte mich zum Platz von Neethling, zum Kommandanten van Niekerk. An der Stelle, wo das Haus noch ein Dach hatte, lag der Kommandant auf einer feuerfesten Bettstelle. Ehe ich zu ihm kam, mußte Doktor sich durch viele Begrüßungen, Lobeserhebungen u. s. w. durcharbeiten.

Es zeigte sich, daß der Schuß durch das rechte Kniegelenk nicht so gefährlich war, als der englische Arzt anfangs gemeint hatte, als der auf dem Gefechtsplatz, den die Buren behauptet

hatten, ihn angesehen und von Amputation und Verlust des Lebens gesprochen hatte, und ihm riet, sich in ein englisches Hospital zu begeben. Das wollte der Kommandant aber nicht eher, als bis er meine Meinung gehört hätte, und jetzt bleibt der Kommandant bei uns. Es war jetzt der siebente Tag nach dem Gefecht bei Lang Seekuhgatt, wo er verwundet war. Der Schuß, der jeden Arzt interessiert, war, wie ich nach schärfster Kritik feststellte, durch das Kniegelenk durchgegangen. Es besteht aber jetzt begründete Hoffnung, daß der Schuß ebensogut wie die vielen anderen heilen wird, in diesem Fall vielleicht auch ohne jede Funktionsstörung.

Die Engländer waren zu dem Gefecht von Verklömkop ausgezogen, waren etwa 300 Mann. Ihre Verluste waren vier Tote, darunter ein Major und ein Leutnant, sechs Verwundete, 50 Gefangene. Wir hatten nur zwei Verwundete und erbeuteten außerdem 40 gesattelte englische Pferde. Der Leutnant war ertrunken. Als die Engländer in die Flucht gingen, hatte er vielleicht das Wasser, das Seekuhgatt, nicht gesehen, war hineingesetzt und kam nicht wieder hoch, während sich das Pferd an das Ufer rettete. Seine Leiche wurde am nächsten Tag gefunden und begraben. Die Kleider hatte man ihm ausgezogen — ist Not des Krieges, wir Lebenden haben Kleider nötig.

Ebenso glücklich wie wir, waren die Heidelberger auf der anderen Seite der Bahn, dabei blieben 137 Engländer tot und verwundet auf dem Schlachtfeld. Auf unserer Seite fielen Assistent Feldkornett v. d. Westhuisen und dessen Maat, zwei unzertrennliche Freunde auch im Tode. Zehn Minuten nachdem den Feldkornett die tödliche Kugel getroffen hatte, sank auch er vom Pferde und war tot. Mehr als zwei Jahre hatten die beiden in unzertrennlicher Kameradschaft und Freundschaft miteinander im Felde gestanden, der eine tat nichts ohne den andern, und im Gefecht blieben sie Seite an Seite, so auch in ihrem letzten Gefecht.

Nach diesem Gefecht hatten die Engländer den Buren so viel Verstärkung auf den Hals geschickt, daß sie sich dort nicht

halten konnten, nachts über die Bahn gebrochen und jetzt hier sind, so daß mit Ausnahme von Wyk Rooikoppen das ganze Heidelberg-Kommando jetzt hier beieinander ist, etwa 350 Mann. Zu Beginn des Krieges war es vielleicht 1500 Mann stark. Dem Kommandanten habe ich das Bein geschient. Er wird jetzt auf einer Karre mitgeführt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Zwischen den englischen Blockhäusern.

Das Gefecht bei Buschmannskop.

Zwischen den Blockhäusern, den 27. Februar. Bin jetzt wieder mit meinen Kommandos zusammen, weit getrennt von meiner Ambulanz. Im Kriegsrat wurde beschlossen, die Sachen herüberzuholen und das Personal, soweit noch etwas da ist. Die Sache des Doktors ist die Sache des Kommandos. Das weiß man jetzt ganz genau. Des Handlangens und Begrüßens war kein Ende, als ich wieder zu den Kommandos stieß. Ich lebe hier in der „Maatschapp", so etwas wie Zeltgenossenschaft, des Generals Piet Viljoen, d. h. Zelte haben wir zwar nicht, wir essen aber aus demselben Topf miteinander, und „buren zusammen" (der burische Kunstausdruck für die gemeinsame Wirtschaftsführung). Zu der Zeltgenossenschaft gehören außer dem General und mir dessen beide Söhne und der publike Anklager Herr Theo Jooste.

Der General „Ohm Piet", wie er meistens genannt wird, ist der ins Feld versetzte Familienvater; wenn auch räumlich getrennt, lebt er in Gedanken mit seiner Familie weiter. Überall führt er das Gruppenbild seiner Familie mit sich, und voll väterlichen Stolzes zeigt er es jedem gern. Ein Schatten ruht aber auf seinem Familienglück und der läßt sich manchmal nicht bannen. Der Vater lebt in banger Ungewißheit über das Schicksal seiner Familie. Ein Parlamentär, der von uns zu

den Engländern geschickt war, hatte zufällig erfahren, daß die Frau und eine Tochter des Generals im englischen Konzentrationskamp gestorben seien. Nach einer anderweitigen Nachricht kann das aber nicht wahr sein, und so lebt das Haupt der Familie in großer Ungewißheit. Mitteilsam wie Ohm Piet ist, wird mit jedem Bur die Ungewißheit der Sachlage diskutiert.

Mit Recht rühmt man dem General persönliche Tapferkeit nach, darum ist er aber noch kein Feldherr. Von den ihm unterstellten Offizieren wird nur wenig nach ihm „geluisterd" gehört. Ein klarer Kopf ist er aber trotzdem.

Der General war zu Friedenszeiten Minenkommissarius in Heidelberg. Ein Amt, das viel Geld einbringt; und dementsprechend hatte er und seine Familie auch sehr komfortabel gelebt, wie man das dem Familienbild auch ansieht, aber die Leibesfülle von damals ist nicht mehr da. Ohm Piet braucht jetzt nicht mehr wie zu Friedenszeiten wegen allzu großer Fettleibigkeit seine Brust einzubandagieren, wenn er zu Pferde steigt. Ein so kräftiges Pferd wie der Blauschimmel „Bismarck" ist aber noch nötig, um den General längere Zeit zu tragen; oder er reitet eines der beiden Maultiere von Elefantengröße, die die Transvaal-Regierung seiner Zeit für den Transport der Long Toms aus Südamerika bezog; das eine Tier heißt Esau, das andere Jakob. Auch der General steckt, wie wir alle, in Lumpen. Wenn es kalt ist, verhüllt er sie mit einem farbigen zerrissenen Schlafrock, wie ihn ehemals, vereinzelt kann man ihn auch heute noch sehen, der deutsche Stubengelehrte trug.

Unser Koch- und Eßgeschirr besteht aus einer vielfach verbeulten „Kastrolle", die nur noch hier und da Spuren der ehemaligen Emaille-Glasur erkennen läßt, und aus zwei fußhohen, zylindrischen eisernen Tonnen oder „Kannen". Früher haben diese einmal den Engländern als Behälter für Teer und Wagenschmiere gedient.

Ist alles gar, dann setzt man sich wie der Türke um die beiden am Boden stehenden Töpfe, in dem einen ist Maisbrei,

in dem andern Fleisch, zieht sein Taschenmesser und greift bald in den einen, bald in den anderen Topf. Steht einem noch der Luxus eines dritten Gefäßes zur Verfügung, so wird das mit Wasser gefüllt, und das wandert dann von Mund zu Mund.

Da wir schon längst wieder auf dem Standpunkt angelangt sind, kein Salz zu haben, so müssen wir wieder alles ungesalzen essen. Daher kommt es wohl, daß wir nur wenig Durst verspüren. Wenn man so da sitzt um seine Töpfe und mit dem Taschenmesser sich seine Stücke Fleisch aus dem Topfe herausticht, dann macht es trotz Fehlens einer Serviette gar nichts aus, wenn von der kräftigen Sauce etwas heruntertropft. Man läßt sie absichtlich sich auf die Stiefel lecken. Hat man „klar" gegessen, so sind die Hände doch fettig, und dann reibt man die Sauce an die Stiefel, das ist für das Leder gerade sehr gut.

Heute am Amajubatag — der Erinnerungstag des Sieges über die Engländer am Amajuba im Jahre 1881 — finden hier im Feld Sport-Unterhaltungen statt. Man muß sich wundern, wie körperlich leistungsfähig die Buren noch sind, auch wenn sie die fünfziger schon längst überschritten haben, z. B. im Schnellaufen, Springen, Steinstoßen u. s. w. Als Preise kamen von den Preisbewerbern eingezahlte Patronen zur Austeilung. Pferderennen finden nicht statt, weil wir die Pferde schonen müssen, wo wir nur können.

Den 1. März. Heute Morgen beim Aufbruch große Unzufriedenheit bei den Kommandos über die Art, wie sie geführt wurden. Die Folge war, daß die kleinen Kommandoabteilungen auseinanderliefen. In kräftigen Worten gab der freie Bürger seiner Stimmung Ausdruck. Abends und nachts wieder ein böser Regen; aber wir spannten unser Wagenseil gegen eine Steinmauer aus und blieben leidlich trocken — schliefen, da der Regen auch am Morgen nicht nachließ, ein gehöriges Loch in den Sonntagmorgen hinein. So ungemütlich der Regen im übrigen ist, hat er wenigstens das Gute, daß man viel fester schläft und erst aufwacht, wenn es allzu naß um einen herum wird. Mich weckte dieses Mal ein Bote, der mich zu einem

Kranken holen wollte, der etwa drei Stunden von hier entfernt lag. Auf halbem Wege kam uns noch ein zweiter Bote entgegen.

Der Kranke lag in einer Hausruine, die den Engländern unlängst als Blockhaus gedient hatte und deshalb gegen den Regen ein schützendes Dach bot. Der Kranke litt an einer seit 12 Jahren bestehenden Knocheneiterung am Unterschenkel und hatte große Schmerzen. Einige Maats sind bei ihm „aufzupassen" und zu wachen, daß die Engländer den Kranken nicht unversehens fangen. Mich jetzt auf eine große Knochenoperation einzulassen, war Zeit und Ort nicht passend. Ein dringender Grund zur Operation lag nicht vor, so half ich dem Patienten von seinen Schmerzen, damit war ihm selber auch am meisten gedient. Die Nacht mußte ich dableiben. In einer großen eisernen Tonne fast so groß wie eine Heringstonne wurde junger Mais gekocht. Als der gar war, setzten wir uns um die Tonne herum und raspelten mit den Zähnen die Maiskörner von den Kolben herunter. Wir blieben bei dieser Beschäftigung, bis wir das Feuer verlöschen lassen mußten, um nicht die Aufmerksamkeit unserer feindlichen Nachbarn auf uns zu ziehen. Wir waren unser sieben. Schon wieder regnete es, so suchten wir Schutz in dem Blockhaus, da war es aber ringsum am Boden so schmutzig, daß ich vorzog mich oben auf den Tisch zu legen. Manchmal wurde ich wach, wenn mein Kopf über die Tischkante hinüberhing, es war aber immer ein wohliges Gefühl, wenn man den Regen auf die Zinkplatten prasseln hörte, und man von diesem Naß nur wenig abbekam.

Den 4. März. Heute beschäftigte sich das Kriegsgericht mit dem Korporal Vermaak vom Pretoria-Kommando. Vermaak war ohne jemandes Auftrag, also ohne Erlaubnis unter weißer Flagge zu den Engländern geritten, um auf eigene Faust mit den Engländern zu unterhandeln. So etwas ist ja kaum glaublich, geschieht aber doch. Daß Vermaak an uns Verrat begehen wird, hält man für ausgeschlossen, das würde ihm ja auch den Hals kosten.

Er wurde vom Kriegsgericht mit fünf Pfund Geldstrafe belegt und für die Zeit eines Monats seiner Stellung als Korporal enthoben.

Den 5. März abends kommt Rapport, daß gestern ein englisches Kamp in Springs angekommen ist und bereit steht, nach hierher auszurücken. Das Kamp kommt jedenfalls, um die auf Verklömkop eingeschlossenen Engländer zu entsetzen. Daß wir das Fort nehmen, hat deshalb keinen Zweck, weil es durch Drahtverhaue zu stark befestigt ist und es uns zuviel Menschen kosten könnte, das Fort zu nehmen; halten können wir es ja doch nicht.

Kriegsratsbeschluß ist, das von Springs ausgehende englische Kommando anzugreifen.

Gefecht bei Buschmannskop am 6. März. Nicht anders wie sonst fingen wir um zwei Uhr morgens unsere Pferde. Um drei Uhr standen wir aufgesattelt. Der Tag dämmerte noch nicht. Wir wollten früh aufbrechen, aber die Feldkornettschaft Bronkhorstspruit kam nicht. So warteten und warteten wir, bis es darüber Tag wurde und die Bronkhorstspruiter endlich eintrafen. Feldprediger Louw hielt eine kurze Andacht, dann ritten wir los, wir waren etwa 70 Mann.

Wir reiten über Leopann in Richtung Buschmannskop, da kommen die Engländer jedenfalls vorbei, für uns ist die Stellung da günstig. Wir reiten geschlossen. Patrouillen als Seitendeckung gibt es nicht, wir müssen unsere Pferde schonen, das Patrouillenreiten würde sie zu sehr mitnehmen. Rechts von uns, in der Ferne sieht man einen Reiter jagen, das ist ein Meldereiter von Kommandant Alberts, der uns über die Aufstellung Rapport bringt. Die Engländer haben bereits ihren Schlafplatz verlassen und befinden sich im Anmarsch.

So kommen wir unten an den Fuß eines flach ansteigenden Berges. Da wo unten ein abgebranntes Haus steht, machen wir Halt, lassen unsere Pferde ein wenig verschnaufen. Der eine und andere revidiert sein Gewehr und Sattelzeug. Oben auf dem Berg sind noch die Ruinen eines ehemaligen englischen

Blockhauses, dort will man Stellung nehmen, während ich unten bleiben muß, um von dort aus überall hin am schnellsten erreichbar zu sein.

Ich befand mich eigentlich in recht unangenehmer Lage. Woher Verband nehmen, wenn es viele Verwundete gab? Was ich im Tornister am Sattel hatte, war alles.

Hier und da reitet das Kommando den Berg hinauf, aber es ist zu spät, die Engländer können sie sehen. Der erste Fehler ist gemacht.

Schon lange hat man vereinzelt Schüsse fallen gehört, jetzt beginnt ein regelrechtes Kleingewehrgefecht, aber nicht auf unserer Seite, sondern drüben, wo Kommandant Alberts mit seinen Leuten steht. Das Gefecht nimmt zu. Da! die ersten Kanonenschläge und Schrapnells explodieren in der Luft in der Richtung nach Buschmannskop. Dann ein Abbrechen des Gefechts. Bald darauf bricht es viel stärker los; jetzt gegen unsere Stellung, namentlich gegen das Blockhaus, wo General Viljoen mit einigen Leuten Posto faßte. Gleichzeitig beginnen links Leute von Kommandant van Niekerk zu flüchten. Da muß auch der General aus seiner Stellung weichen, er eilt zu seinen Pferden. Ehe er die noch erreicht, sieht er vor sich seinen Sohn Henning hinstürzen, ein unkrepiertes Schrapnell hatte ihm den Kopf weggerissen, daß die Gehirnteile herumspritzten. Er, der noch am Morgen auf stolzem Rosse neben mir ritt, liegt jetzt als Leiche hingestreckt im hohen Gras. Der Vater hat noch genug Zeit, der Leiche seines Sohnes Gewehr, Bandelier und das was er bei sich in den Taschen trug, abzunehmen, dann muß er ihn im Sonnenbrand hinter sich lassen. Das Schrapnell, das den Sohn so unglücklich traf, krepierte kurz darauf, eine Kugel der Füllung ging dem General durch den Rock, ohne ihm zu schaden, und eine Kupferniete desselben Schrapnells war dem publiken Anklager Theo Jooste ins Knie gefahren. Durch die Kugeln desselben Schrapnells wurden noch ihre beiden Pferde am Hufe verwundet, das bei dem einen Pferd zu einer Wundinfektion führte, an der es schnell zugrunde ging.

Ganz allgemein gingen die Leute auf unſerer Seite zurück, alsbald wurden die nachrückenden Engländer an derſelben Stelle ſichtbar. Es war die Kolonne des engliſchen Generals Gilbert Hamilton, ſie hatte es eilig. Da jetzt von unſerer Seite das Gefecht nachließ, rückten ſie ſchnell vorwärts. Bald war ich mit General Viljoen an der Stelle, wo wir die kopfloſe Leiche des Sohnes im hohen Gras liegen fanden. Haut, Haar und Gehirnteile weit herumgeſpritzt, die Leiche bereits ein Tummelplatz der Maden. Ich ſuche ſchnell die verſprengten Kopfteile zuſammen und binde den Kopfreſt mit einem roten Schnupftuch zu. Das letzte, was ich für ihn tat. Auch mir war er ſtets ein lieber Kamerad geweſen. Seit langem kannten wir uns und namentlich in der Maatſchaft mit dem General hatte ich ihn ſehr ſchätzen gelernt. Heute noch auf ſtolzem Roſſe, heute durch den Kopf geſchoſſen, morgen in das kühle Grab. Das Loos eines getreuen Sohnes ſeines Volkes. Wir waren am Morgen nebeneinander zum Gefecht geritten. Unterwegs hatte er mir viel von ſeiner Familie erzählt, von der Familie, die jetzt ſchon ſeit langem in engliſcher Gefangenſchaft gehalten wird, namentlich von ſeiner Mutter, die er in letzter Nacht wie ganz deutlich im Schlafe geſehen hatte. Ab und an ſummte er einen engliſchen song, deſſen Refrain vom Wiederſehen der Angehörigen nach langer Zeit handelte.

Ich war noch mit dem Vater bei der Leiche beſchäftigt, da ſprengt ein Bote heran. Eiligſt ſoll ich zu einem Schwerverwundeten kommen, bei den Kommandos, die auf der anderen Seite gefochten hatten. Zum Glück haben die Engländer inzwiſchen ihren Marſch fortgeſetzt, ſo daß ich ohne großen Bogen nach der andern Seite hinüberreiten kann. Nur die engliſche Ambulanz verzieht noch, hat noch Leichen und Verwundete aufzuladen. Ich reite auf dieſe zu, um Verbandszeug zu bitten. Der Begleiter der Ambulanz, Major Prohvan, iſt mir dem Namen nach bekannt, in früheren Gefechten hat er gelegentlich unſeren Leuten ärztliche Hilfe geleiſtet. Gern iſt der Major bereit, mir Verband abzugeben, bietet mir ſogar an, wenn ich

es wünsche, daß sein Assistenzarzt Dr. Hoops mit mir gehe. Da die Verletzung, von der ich zwar Genaueres nicht weiß, sehr schwer sein soll, nehme ich gerne das Anerbieten an. Der Bote gibt dem Dr. Hoops sein Pferd, er selbst stürzt zu einem anderen Buren hinten auf das Pferd, ich wechsele meinen schwachen Blauschimmel mit dem mir entgegen geschickten Pferd des Verwundeten.

Die englische Ambulanz bricht jetzt auch auf und geht ihrer Kolonne nach, die bereits bei Verklömkop Lager bezieht. Hinter dem Ambulanzwagen her trotten Engländer in fragwürdigem Aufzug; es sind Tommys, die gefangen waren, die entwaffnet, zum Teil entkleidet „uitgeschud" waren, und die man dann wieder hatte laufen lassen.

Nach kurzem Ritt sind wir zur Stelle, wo der Verwundete, Rademeyer vom Heidelberg-Kommando, bei Sonnenhitze unter dem Schatten eines Pfirsichbaumes im Grase liegt, stöhnt, sich krümmt und windet. Eine Stunde etwa mag es schon her sein, daß er geschossen wurde. Ich reiche ihm die Hand, und als ich ihm die Jacke lüfte, um nach seiner Wunde zu sehen, ein Hemd hat er nicht mehr, wie schon so mancher von uns, da sehe ich aus einer Bauchwunde Darm vorgequollen und vor ihm auf dem Bauche liegen.

Aus etwa 400 Meter Entfernung hatte er in aufrechter Stellung einen Schrapnellschuß erhalten. In der Hitze des Gefechts hatte er anfangs nicht viel gemerkt, war noch etwa 50 Schritt gegangen, da sieht er, daß er am rechten Vorderarm blutet, erst dann besichtigt er sich und entdeckt, daß er auch eine Bauchwunde hat. Seine Kameraden helfen ihm aufs Pferd, daß er aus dem Gefecht fortreiten und sich in Sicherheit bringen kann. Etwa 300 Schritt weiter steigt er ab, sich die Armwunde verbinden zu lassen. Steigt wieder auf, nach etwa 5000 Schritt kann er plötzlich nicht weiter, steigt ab und wirft sich auf den Boden mit dem Bauch nach unten, legt sich dann auf den Rücken, steht auf, läuft einige Schritte, legt sich wieder auf den Boden und fängt an zu erbrechen. Seine Kameraden sehen

nach ihm, ſehen nach ſeiner Bauchwunde und entdecken dann erſt, daß ihm der Darm aus dem Leibe heraushängt.

Eine Stunde ſpäter bin ich bei ihm. In der Blinddarmgegend hing eine etwas mehr als einen halben Meter lange Darmſchlinge aus dem Bauch, aus der Ausſchußwunde heraus. Die Einſchußwunde ſaß in der Nabelgegend. Der Darm ſelbſt war auch verletzt, zeigte Kontuſionsſtellen, aus denen Gasbläschen und dünnflüſſiger Darminhalt entwichen.

Nach der Beſichtigung beſprach ich mit Dr. Hoops meinen Operationsplan, er erklärte ſich mit demſelben einverſtanden. Ihm als Gaſt bot ich an, die Operation auszuführen, er überließ ſie mir und war bereit mir zu aſſiſtieren.

Nun hieß es „hic Rhodus, hic salta". Hier gleich an Ort und Stelle mußte gehandelt werden, ſo wie eine penetrierende Bauchwunde und Darmverletzung das erfordert, unter den Bedingungen peinlichſter Aſepſis. Sie läßt ſich durchführen auch im Feld, ſolange man Waſſer und Feuer hat und am liebſten auch Seife. Für das Waſſer muß ein feuerfeſter Behälter, für das Feuer Brennmaterial vorhanden ſein. Beides mußte erſt geſucht werden. So ſchicke ich denn die umſtehenden Buren aus, die einen auf Suche nach Brennmaterial, andere Waſſer zu ſuchen und wieder andere, wo ſie irgendwo im Feld oder unter dem Brandſchutt bei den Häuſern ein Gefäß finden, in dem man Waſſer kochen kann.

Das Brennmaterial war bald zur Stelle, nun mußte Feuer gemacht werden. Wenn man Zündhölzer hat, eine einfache Sache, wir haben die aber nicht mehr und ſo bedienen wir uns im 20. Jahrhundert nach alter Väter Weiſe der Tündeldoſe und des Feuerſchlags. In einer ſelbſtgefertigten Blechhülſe ſitzt das Tündelgut, irgend ein trockenes, leicht Feuer fangendes Material, ein gut ausgewaſchener, dann gut getrockneter Zeuglappen oder Kraut. Über den Rand der Tündeldoſe wird ein „Fürklipp" Feuerſtein gehalten, mit dem Feuerſchlag, einem Stück Stahl, ſchlägt man Funken und fängt dieſe in dem Tündelgut auf. Nun nimmt man eine Lee-Metford-Patrone, ſteckt die

Patrone mit dem Kugelende voran in die Gewehrmündung und biegt die Kugel von der Patrone herunter. Die Pulverladung, das Cordyte, besteht aus gepreßten Pulvernadeln, eine solche nimmt man, entzündet sie an dem glimmenden Funken des Tündelguts, die Pulvernadel entzündet sich mit leuchtender Flamme, und so stecke ich das Feuerungsmaterial in Brand. Ein Bur kommt mit einer unter den Trümmern eines eingeäscherten Hauses aufgefundenen verbogenen, verrosteten Waschschüssel. Ein anderer bringt einen alten Topf mit. Wasser ist auch da — so sind die nötigen Vorbereitungen für eine kombiniert aseptisch, antiseptisch auszuführende Laparatomie bald getroffen.

Einer der Buren hat neulich etwas Salz erbeutet, sorgfältig in einem Lappen eingewickelt trägt er das bei sich in der Westentasche. So verschaffe ich mir eine nach Gutdünken dosierte physiologische Kochsalzlösung. Mein Sattelbecher dient mir seit langem zugleich als Trinkbecher und als Behälter für Sublimatlösung.

In einem erbeuteten englischen Kochgeschirr werden die Instrumente ausgekocht. Ich ziehe meine Jacke herunter, mein zerlumptes Hemd, aus dem die nackten Schultern herausseh en, ist keinem kritischen Auge ausgesetzt, und die Operation kann beginnen. Zuerst das Waschen der Hände mit Seife und Nagelbürste, die Seife ein dürftiges Stück, das ich auf einem englischen Lagerplatz gefunden hatte und sorgfältigst verwahrt bei mir trug. Alles, was nötig ist, auch der Patient selber, ist auf einer erbeuteten englischen Schlafdecke wie auf einem Operationstisch auf dem Boden ausgebreitet. Ich kniee auf der einen Seite des Patienten auf dem Boden, der englische Arzt zum Assistieren mir gegenüber. Sorgfältigst wird das Operationsgebiet mit Cyanidgaze aus der Verbandtasche des englischen Kollegen abgedeckt, darauf mit Tupfern derselben Gaze die Verunreinigungen weggetupft, dann mit feuchten Sublimattupfern, schließlich mit Kochsalzlösung der Darmteil gereinigt und dann die Darmwunde vernäht. Um den Darm in die Bauch-

höhle zurückverlagern zu können, muß die Bauchwunde erweitert werden. Die Sonne eilt unterzugehen. So muß denn alles beschleunigt werden, aber bald nach Sonnenuntergang ist die ganze Operation auch schon beendigt, der Patient verbunden, dessen Schmerzen ich während der Operation mit Morphiumtabletten zu lindern suchte. — Nun war ich fertig, und doch mußte ich fürchten, alle Mühe wird vergebens sein, die Infektion wird ihre verderbliche Rolle spielen.

Am liebsten hätte ich den Patienten gleich dagelassen, wo er war, das ging aber nicht. Ganz allein, weit und breit kein Haus, keine Menschen, nichts zu essen, und nächtlich herumstreifende englische Kaffernspione.

Eine zweiräderige Karre ist inzwischen herbeigekommen. Sie wird bis oben glatt mit Gras vollgepackt; oben darauf betten wir den Patienten.

Völlig Nacht ist es geworden, unsere kleine Karawane setzt sich in Bewegung. Voran zwei Mann, die den Weg wissen, wir beide Doktoren reiten hinter der Karre her. An einer Stelle stoßen wir auf einen Haufen versprengter Buren, es ist so dunkel, kaum sieht man sich. Später stoßen wir auf die Feldkornettschaft von Pretorius. Ich reite mit dem englischen Arzt an den Feldkornett heran, der Dr. Hoops seinen Dank offiziell ausspricht für die Hilfe, die er uns geleistet hat.

Dr. Hoops hatte seit dem Morgen fünf Uhr noch nichts gegessen. Ich hatte am Morgen nur einige Pfirsiche gehabt. Der Feldkornett läßt bei seinen Leuten rund anfragen, ob nicht jemand ein Stück Fleisch oder sonst Eßbares für ihn hat, aber die Leute haben selber nichts, nur ein kleines Stück Billtong ist noch da für uns.

Nach langem Ritt kommen wir nach Höningfontein, wo ein Haus stehen sollte, das noch ein Dach hatte. Das Haus ist zwar ausgebrannt, aber die angekohlten Dachbalken tragen zum Teil noch das Wellblechdach, zum Teil allerdings sind die Balken durchgebrochen und hängen herunter. Zum Glück hatte ich zwei Kerzen bei mir. Einige Tage zuvor waren die bei

einem Kaffernkraal zugleich mit einer Ladung Dynamit aufgegraben worden. Sonst hätte das dunkle Haus in dieser rabenschwarzen Nacht auch nicht viel genutzt. Wüste genug sah es darin aus, als das Licht aufflammte. Eine feuerfeste Bettstelle trafen wir auch in diesem Hause an. Diese wurde nun schlicht mit trockenem Gras ausgefüllt, ein englisches Blankett darüber ausgebreitet und dann der Patient darauf gelegt. Außerdem bekam der Bur noch eine englische Decke zum Zudecken.

Von unsern beiden burischen Begleitern hatte der eine noch etwas gekochtes Fleisch im Sack, der andere noch etwas Mais. Das verhalf dem englischen Kollegen zu einem frugalen Mahl, ich selbst legte mich hungrig nieder.

Daß Dr. Hoops noch am Abend in das englische Kamp zurückkehrte, war nicht möglich. Das wäre zu weit gewesen, und bei Nacht in ein englisches Lager einzupassieren, ist zu gefährlich. So mußte ich denn dem englischen Kollegen zumuten, einmal auch bei uns zu kampieren, ohne den Komfort, den das englische Lagerleben bietet.

Da jedes Haus wegen nächtlicher Überfälle gefährdet ist, so entfernten sich unsere Buren, um in der Nähe im Feld zu schlafen. Dem englischen Arzt bereite ich auf Grasbüscheln sein Lager, meinen Sattel lege ich ihm zu Häupten. Von den Buren hatte ich zwei Decken bekommen, damit muß er sich behelfen.

Da ich unter Dach bin, habe ich keine Decken nötig. Aber ein Bur, der selbst im Feld übernachtet, will nicht leiden, daß ich ohne Decken bin, nötigt mich, bis ich seine Decke nehme.

Ich schlafe nebenan, wo die verkohlten Dachbalken herunterhängen. Haufen von Gras liegen auf dem Boden, im Grase hausen Flöhe und anderes Getier, die mich plagen, bis ich vor Müdigkeit einschlafe.

Dr. Hoops ist Irländer, kam von Dublin. Bis Weihnachten 1902 ist er verpflichtet, will aber keinen Tag länger in Süd-Afrika bleiben. Ein großer Teil der englischen Sanitätsoffiziere war, wie sie mir das früher bei Gelegenheit selbst erzählten, zum Kriege herausgekommen, um nachher in Süd-

Afrika zumeist in der Goldstadt Johannesburg sich eine Praxis zu gründen. Ebenso waren unter den Offizieren viele, die nach Beendigung des Krieges auf Posten. als Managers von Minen hofften.

Ob ich Weihnachten zu Hause sein kann, hängt einzig und allein von dem Ende des Krieges ab. Einen Kontrakt, der mich bis zu einer bestimmten Zeit verpflichtete, gibt es für mich nicht, und so notwendig, als ich jetzt für die Buren bin, so notwendig werde ich für die Buren bleiben, bis daß eines Tages Friede ist — wann der kommt, bleibt auch jetzt noch, trotz unserer verzweifelten Lage ungewiß.

Die Bedingungen, unter denen ich hier als Europäer leben und als Arzt tätig sein muß, schienen dem englischen Kollegen sehr schwierige zu sein; sie sind es schon lange — meinesteils habe ich aber schon lange eingesehen, daß der Mensch ohne den Ballast an Komfort ganz gut auskommen kann und zu seiner Existenz nur wenig nötig hat. Mit dem Mangel an ärztlichen Dingen und der Schwierigkeit, unter den obwaltenden Verhältnissen als Arzt zu fungieren, sieht es viel schlimmer aus; aber ich habe schon lange gelernt, wie man sich in diesen Stücken behelfen kann und muß. Der englische Arzt war menschenfreundlich genug, mir allen Verband aus seiner Verbandtasche zu geben, sogar auch ein Thermometer.

Im Gespräch mit dem Kollegen brachte ich die Unterhaltung auch darauf, daß wir den gefangenen und gefallenen Engländern die Kleider ausziehen müßten. Englische Blätter sind hierüber sehr erbost, der Engländer im Feld fand das ganz selbstverständlich. Woher sollen wir auch sonst Kleider nehmen? Es bleibt uns nichts anderes übrig, wenn wir nicht nackt einhergehen wollen.

Über kurz oder lang werde ich auch ganz in englischem Khaki stecken, bis dahin trage ich nur eine dünne Khakihose, die aus der Satteltasche eines englischen Offiziers stammt.

Den 7. März. Schon früh war ich auf, schrieb einen holländischen Brief an die Mutter des im gestrigen Gefecht bei

Buſchmannskop gefallenen Viljoen. Sonſt erhielten die Burenfamilien in den Konzentrationslagern die Nachrichten vom Tode ihrer Angehörigen als nackte Tatſachen in den engliſchen Zeitungen mitgeteilt.

In einem engliſchen Brief an den Führer der Kolonne dankte ich für die werktätige menſchenfreundliche Hilfe, die Dr. Hoops uns geleiſtet hatte, und ich benutzte die Gelegenheit, um noch etwas Verband, Seife, Kerzen und kondenſierte Milch zu bitten. Milch, um ſie meinem Schwerverwundeten zu geben, da ich aus eigenen Mitteln ihm nichts als nur Mais und Fleiſch geben konnte.

Der Parlamentär, der Dr. Hoops ins engliſche Kamp begleitete, nahm den Brief mit. Es tat mir leid, ging aber nicht anders, ohne ihm Eſſen und Trinken anbieten zu können, mußte ich den engliſchen Kollegen am Morgen abziehen laſſen, hier auf Hönningfontein, wo ich allein mit den Verwundeten zurückblieb, gibt es keine Pfirſiche. Der Verwundete liegt vorne bei dem ausgebrannten Türeingang auf einer mit Gras ſchlicht aufgefüllten eiſernen Bettſtelle, auf einem engliſchen Blankett, und ein engliſcher Reitermantel dient ihm als Hülle — alles Sachen, die der Verwundete in geſunden Tagen von den Engländern erbeutete. Ein mit Gras ausgeſtopfter engliſcher Haferſack iſt das Kopfkiſſen.

Die Nacht hat der Kranke nicht nur ſchmerzlos verbracht, er iſt auch jetzt faſt ganz ohne Schmerzen und hat auch in der Nacht geſchlafen — aber wie bald kann ſich das Blatt ändern. Günſtig iſt es — und hierdurch wurde nach meiner Anſicht ſchon in mehreren Fällen die Prognoſe der Bauchſchüſſe günſtig beeinflußt — daß die Verletzten, wie man ſagt, nichts im Magen hatten. Am Abend vor der Verwundung hatte er ein wenig Fleiſch gegeſſen, am Morgen vor dem Gefecht nichts. Heute war nun das erſte, daß der Verwundete mich bat, ihm etwas zu eſſen und zu trinken zu geben, er bekam aber den ganzen Tag nichts anderes als einige Teelöffel abgekochtes Waſſer. Dieſe meine Behandlung iſt ſchon weithin unter den Buren be-

kannt geworden, unterſcheidet ſich ja freilich ſehr von der Praxis der Quackſalber, die einem „armen“ Verwundeten ohne Unterſchied der Verletzung möglichſt viel „Stärkungsmittel“ eintrichterten, bis eine rapid verlaufende Bauchfellentzündung dem Leben des Verwundeten ein Ende machte.

Als Dr. Hoops mit dem Parlamentär fort war, kam der Bruder des Verwundeten, mir zu helfen, ich ritt zum Kommando.

Kommandant Alberts ſehr niedergeſchlagen, daß der geſtrige Tag uns keinen Erfolg gebracht hat. Wieder einige unverzeihliche Fehler gemacht. Einesteils waren die verabredeten Poſitionen nicht eingenommen worden, ſodann waren wir auf dem linken Flügel zu ſpät gekommen, bei ſtraffer Disziplin würden ſolche Fehler nicht vorkommen, aber — — —

Im Lager der Heidelberger waren drei Milchkühe, die drei, die man den Engländern auf Verklömkop abgenommen hatte. Bereitwilligſt wurde mir eine Kuh mit Kalb für meinen Patienten überlaſſen. Zudem übergab mir der Kommandant ein Reitpferd, einen Schimmel, der zwar faul iſt, dafür aber ausdauernd, was für unſere Verhältniſſe die beſte Eigenſchaft eines Reitpferdes iſt; dieſe Pferde halten ſich auch immer in guter Kondition.

Dann ritt ich zu den beiden anderen geſtern Verwundeten, ihre Wunden waren leichter Art. Abends kehrte ich zu dem Schwerverwundeten zurück. Mit großem Fleiß hatte mir der Bruder delikates Fleiſch geröſtet, dann empfiehlt ſich der Bruder, um irgendwo im Feld die Nacht zu verbringen.

Ich blieb mit meinem Verwundeten allein, hoffentlich werden wir weder von Engländern noch von engliſchen Kaffernſpionen in der Nacht überraſcht. Noch lange — ganz allein, weit und breit kein Menſch, der Patient nebenan ſchlief — ſaß ich am Feuer, das ich durch verkohlte Dachſparren unterhielt und las in den aufgefundenen engliſchen Zeitungen. —

Den 8. März. Sobald es Tag wurde, war ich auf. Dem Patienten ging es über Erwarten gut. Ich ſattelte auf, um zu ſehen, ob nicht Menſchen, Buren in der Nähe ſind.

Hinter dem Hause auf einem Koptje gewahre ich zwei Reiter mit langschwänzigen Pferden. Es müssen Buren sein. Die sonst praktischen Engländer stutzen ihren Pferden noch immer den Schweif; das sieht erstens scheußlich aus und ist im höchsten Grade unpraktisch, weil die Pferde sich dann gar nicht der Fliegen u. s. w. erwehren können.

Die Patrouille hielt nach den Engländern Ausschau. Das englische Kamp steht auf der anderen Seite von Verklömkop, ein zweites englisches Kamp zieht längs des Wilgeflusses auf; vielleicht beabsichtigen die Engländer mit uns ein Kesseltreiben, wie sie das im Freistaat schon seit längerer Zeit üben. De Wet ist ihnen aber bisher noch immer durch die Lappen gegangen; wenn die Engländer abends denken, De Wet fest zu haben, am andern Morgen ist er hinter ihnen und greift sie im Rücken an.

In meiner Abwesenheit wäre der Patient ganz allein gewesen, wenn sich nicht mein anderes Pferd liebevoll nach meinem Kameraden umgesehen hätte. Es hatte die Räumlichkeiten des Hauses inspiziert und stand schnuppernd neben dem Bett des Kranken, an dem Gras, auf dem er gebettet lag.

Gegen Mittag kamen einige Buren mit Fleisch und Pfirsichen und einem Hemd für mich, das man im letzten Gefecht einem englischen Soldaten ausgezogen hatte. Was ein Hemd wert ist und wie man sich über ein Hemd freuen kann, das weiß ich erst jetzt. Das Hemd ist gekocht, also gleich gebrauchsfähig.

Abends kommt der Rapport, daß die Engländer Verklömkop aufgegeben haben. Das Fort ist heute Morgen mit Dynamit aufgebrochen und in Brand gesteckt. Das englische Kamp marschiert nach Springs zurück.

Ist das Fort wirklich aufgehoben, dann sage ich, die Engländer haben eine Dummheit gemacht. Aber vielleicht ahnten sie selbst nicht, wie sehr sie uns von da aus in Schach hielten. Besonders wertvoll mußte ihnen das Fort auch insofern sein, als sie daran stets einen festen Stützpunkt hatten. Da die Engländer jetzt aus dieser Gegend verschwunden sind, so besorgt der Bruder des Patienten mir den Haushalt.

Sonntag, den 9. März. Noch immer geht es dem Verwundeten ganz über Erwarten gut. Gutwillig fügt er sich in das bittere Los, von mir auf knappe Milchdiät gesetzt zu bleiben. An dem schönen Vormittag unter blaustrahlendem Himmel reite ich einige Stunden herum, sehe und treffe aber nirgends Menschen.

Am Abend kehrte der Bur zu mir zurück, der als Parlamentär den englischen Doktor ins englische Lager begleitet hatte und bis heute dort zurückgehalten war.

Der Parlamentär berichtete, daß das englische Kamp, das bei Buschmannskop focht, etwa 350 Berittene hatte, eingeschlossen etwa 20 Handsuppers und 100 bewaffnete Kaffern. Seine Artillerie bestand aus zwei Armstrong — Fünfzehnpfündern — und fünf Handmaxims. Außerdem hatte die Kolonne einen großen Troß an Wagen bei sich.

Nach dem, was die Engländer dem Parlamentär sagten, zählten sie in jenem Gefecht fünf Tote und dreizehn Verwundete. Außerdem hatten wir einige Engländer gefangen. Unsere Verluste waren ein Toter, ein Schwerverwundeter, zwei Mann leicht verwundet. Kein einziger war gefangen.

Für mich hatte der Parlamentär mitgebracht, was die beiden englischen Ärzte ihm für mich mitgaben: einige Päckchen Zyanidgaze, zwei Büchsen kondensierte Milch, zwei Büchsen Bovril, sechs Kerzen, zwei Stangen Seife. Für mich persönlich hatte Dr. Hoops ein mit seinem Namen gezeichnetes Hemd mitgegeben — das war ärztliche Kollegialität, die den deutschen Arzt nicht länger in zerlumptem Hemd herumgehen wissen wollte! Einen schriftlichen Gruß hatten die beiden Herren beigelegt.

Den 10. März. Schmerzen an der Bauchwunde hat der Patient nicht mehr, mir klagt er häufiger über Schmerzen oberhalb des Handgelenks am rechten Arm. Da hatte er eine zweite Schußwunde, eine Schrapnellkugel saß im Armknochen fest eingekeilt.

Inzwischen war meine Ambulanz von jenseits der Blockhäuser gekommen. Wo sie sich aber zur Zeit aufhielt, wußte

ich nicht. So machte ich mich auf die Suche. Mein Weg führte mich über Verklömkop. Ist jetzt mit Dynamit in die Luft gesprengt. War zu einer Beobachtungsstation wie geschaffen, von den Engländern zweckmäßig ausgenutzt. Was ich Brauchbares fand, las ich auf. Es war nicht viel. Einige fast aufgebrauchte Stücke Seife, einige Kerzenstumpfe, einen sehr guten Sack, der zunächst für mein Pferd eine gute Decke abgibt und den ich später vielleicht selbst zum Zudecken nötig habe, und dann noch einen ziemlichen Vorrat an Zeitungen, Büchern, namentlich englisch magazines, alles das wurde in den Sack gesteckt und mitgenommen. Einige brauchbare Eisenteile schaffte ich beiseite, um sie später von meinen Leuten abholen zu lassen. Die Nacht verbrachte ich bei der Korporalschaft Hatting. Der Korporal gab mir einen Mann mit, um mich zum Lager von General Viljoen zu bringen. Wir mußten lange reiten, ehe wir die ersten Menschen gewahrten, Buren, die zum so und so vielten Male in dem Kartoffelland eines deutschen Besitzers mit englischen Bajonetten den Boden umwühlten und nach Kartoffeln suchten. Ganz in der Nähe war das Lager und dort traf ich denn auch meine Ambulanz wohlbehalten an. Sie war an derselben Stelle durch die Blockhäuser durchgebrochen, wo ich zuletzt durchgekommen war. Ohne einen Verlust! „Ohne Sie, Herr Doktor, mache ich solch eine Tour nicht noch einmal", meinte Schuchardt, mein Assistent. Ich ließ gleich einspannen und brach mit der Ambulanz auf nach Hönningfontein, wo ich meinen Schwerverwundeten zurückgelassen hatte. Dieser war sehr erfreut, mich so bald wieder zu sehen, er war wohlauf, so daß ich jetzt anfange, ihm eine gute Prognose zu stellen.

Den 12. März. Aus dem abgebrannten Haus auf Hönningfontein wird ein Hospital gemacht. Zuerst wird das viele im Haus herumliegende dürre Gras, so wie es daliegt, in Brand gesteckt, das desinfiziert zugleich das Haus von allem möglichen Ungeziefer. Nachdem alles ausgebrannt ist, werden die Asche, Steintrümmer, herunterhängende verkohlte Dachsparren ausgeräumt; so blieben teilweise überdachte Räume über mit einem

mehr oder weniger brenzligen Geruch. Mit Grasbesen wird der naßgesprengte Kuhmistboden nochmals gekehrt, Kisten, Medizinflaschen, Feldstühle werden hereingetragen und das Hospital ist fertig. Jeder Kranke muß sich sein Bettzeug, das ist seine Decken, selber mitbringen. Das war schon lange so.

Den 15. März. Als das „Hospital" ruchbar wurde, da konnte ich bald rege ärztliche Tätigkeit entfalten. Mancher alte Schade war bis so lange hingeschleppt, jetzt kamen sie von allen Seiten. — An Feuerungsmaterial habe ich keinen Mangel; ich ließ von dem Fort auf Verklömkop eine Wagenladung schönster Holzbohlen holen. Mit ihnen war der Boden des Forts ausgelegt. Der Krieg mag England ein ordentliches Stück Geld kosten. Was erfordert es allein an Mühe und Geld, eine solche Bohle, die vielleicht in Norwegen gewachsen ist, hierher zu diesem isolierten Blockhaus zu befördern.

Meine Feldambulanz habe ich jetzt auch wieder ergänzt. Sie besteht aus drei Wagen, nämlich aus einem Trolly oder Rollwagen, einem sogenannten Pferdewagen und einer zweiräderigen Karre, 16 Maultiere zur Bespannung, zwei Reitpferde und einer Milchkuh mit Kalb. Der Mais wird knapp. Schon seit Mai vorigen Jahres sind wir, von Pfirsichen abgesehen, lediglich auf Mais und Fleisch angewiesen. Wie häufig die Engländer auch versuchten, Maisfelder in Brand zu stecken, es gelang das nicht, nur wo viel Unkraut gewuchert war, hielt die Flamme fest und versengte den Mais, aber auch der auf diese Weise angesengte „geschnüde" Mais ist noch gut eßbar. Außerdem ist der Mais das einzige Kraftfutter für unsere geplagten Pferde. Im letzten Sommer hatten wir kaum Gelegenheit, Mais zu säen, und der gewachsen war, wurde, als er eben Kolben ansetzte, von der englischen Kavallerie niedergeritten, die zu diesem Zweck eigens mit Säbeln ausgerüstet war. Sonst lassen die Engländer wie schon seit langem die Lanze so auch den Säbel als unnützen Ballast zu Haus.

In dem Lob des Mais stimmen alle Buren überein. Schon häufig hörte ich sie sagen: „Wenn unser Land eines Tages

wieder unabhängig ist, dann soll der Maiskolben ins Traansvaal-Wappen aufgenommen werden.“ Auch das Gespenst der Fleischnot rückt näher und näher. Die großen Viehherden sind sehr zusammengeschmolzen. Einesteils ist das auf Rechnung des englischen Blockhaussystems zu setzen, dann aber hat die um Weihnachten grassierende Rinderpest sehr viele Opfer gefordert, sah man doch stellenweise wohl etwa 16 gefallene Rinder im Felde liegen. Noch haben wir zwar Pferdefleisch nicht zu essen brauchen, aber vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Als Parlamentär bei den Engländern.

Spät am Abend, mein Tagewerk hatte ich vollbracht, da langen noch zwei Boten bei mir an: Frau van Zwyl ist schwerkrank. Die Boten kommen von jenseits der Blockhauslinie und rufen mich. Die Frau hat kein Essen und keine Kleider und in der Krankheit keine weibliche Hilfe. Möchte hierher gebracht werden. Was ist da zu machen? Die Frau krank auf dem Wagen durch die Blockhauslinie, dem Kugelregen ausgesetzt? Das geht nicht. Ich will zu den Engländern und Erlaubnis erwirken, unter freiem Geleite mit der Frau die Linie passieren zu dürfen. Der General stellt mir ein Schreiben aus. Frühmorgens ausgefahren. Gegen Sonnenuntergang nähere ich mich mit einem weißen Taschentuch am Stock dem Blockhauskamp, das auf dem Platz von C. Bürmann stand. Bis auf 500 Schritt kann ich heranreiten, ehe sie mich gewahren. Plötzlich teilt sich ein Menschenknäuel und aus dem Knäuel wickelt sich ein Mann heraus, greift nach einem Gewehr und so, wie er ist, im Hemd rennt er im Laufschritt mir entgegen und gebietet mir zu halten, er will mir die Augen verbinden. Ich gebe meinen Brief ab, und als Blindekuh oben auf meinem Gaul sitzend werde ich ins

englische Kamp geleitet. Unterwegs begrüßt mich ein Offizier, der mich von früher her kannte. Ich kann nichts sehen, und an seiner Sprache erkenne ich ihn nicht. Im Hause wird die Binde abgenommen. Ich bitte die Angelegenheit möglichst zu beschleunigen, da ein Menschenleben in Gefahr stehe. Doch der befehlhabende Offizier kommt erst morgen. Ich bin noch nicht lange da, so kommt ein burisch sprechender Mann zu mir. Der soll mich nach allem möglichen ausfragen. Ich laß ihn gewähren, weil ich sofort den Plan durchschaue. Wie er dann aber immer fordernder auftritt, daß er dieses und jenes von mir wissen müsse, hat er gar bald bei mir seine Rolle ausgespielt. Eine Szene, die der Mann zu machen versucht, verläuft ergebnislos für ihn. Das Zelt, in dem ich mit meinen Leuten die Nacht zubringen mußte, war wie ein Gefängnis, wir durften es nicht verlassen, auch nicht von da hinaussehen. Wir mußten es mit den Wachtsoldaten teilen, nicht gerade eine angenehme Zugabe. Noch immer, wenn ich bei den Engländern war, machte ich die Erfahrung, wie unvorteilhaft meistenteils der englische Soldat gegen den einfachsten Buren absticht in seinen Manieren, in seiner Haltung und Ausdrucksweise, und daß er so gar nicht, möchte ich sagen, eine Persönlichkeit darstellt, wie das der simpelste Bur tut; und dann das viele Fluchen der Engländer, meistens ohne jede Veranlassung. Fast unabläßig hörte ich aus der Unterhaltung der Soldaten vor dem Zelt das bekannte „bloody" und „Goddam" oder „Jesus Christe". Ich bin überzeugt bei der harmlosesten Unterhaltung. Das Brennen so vieler Kerzen im Zelt ist mir ein ganz ungewohnter Anblick; selten, daß ich ein Licht sehe. Die vielen Lichter erinnern mich an die Zeiten, als wir noch im Überfluß lebten und an den kalten Winterabenden unser steifgefrorenes Zelt mit Kerzen heizten. Da ich mir hier den Luxus gestatten kann, so liege ich bis tief in die Nacht hinein wach bei der zwar wenig inhaltsreichen Lektüre der „english magazines". Anfangs hatte man mich auch ganz ungehindert Zeitungen lesen lassen, vielleicht war das den Engländern zu gefährlich vorgekommen, auf höhere Order mußte

ich die abgeben. Mitten in der Nacht hebt plötzlich ein Laufen und Rufen an und eine Schießerei beginnt. Die Soldaten in meinem Zelt werfen die Decken zur Seite, ſpringen auf, greifen nach ihrem Gewehr und rennen aus dem Zelt, legen ſich gleich daneben wieder hinter einer niedrigen Kraalmauer und machen Schnellfeuer hinein in das Dunkel der Nacht. Wer weiß, vielleicht iſt es nur ein einzelner Bur, der hier verſuchen will, durch die Blockhäuſer zu kommen. Nun wird er wohl verſuchen, an einer anderen Stelle durchzubrechen. Leichen und Blutſpuren wurden am nächſten Morgen nicht gefunden, ſo wird das Schießen niemandem weh getan haben. Schön iſt der Tag nicht, den ich als ein an das weite freie Feld gewöhnter Mann nach dieſer Nacht im engen dumpfen Zelt totſchlagen muß, heiß vom Himmel herab brennt die Sonne. Das Zelt darf nicht einmal gelüftet werden. Das iſt nicht Schikane, das macht die Angſt. Zur Beſtätigung alles deſſen, was ich ſchon im Laufe der Zeit bei den Engländern beobachtet habe, iſt mir dieſe Zeit immerhin von Wert. Einmal werde ich zum Diner gebeten, ſonſt iſt die Verpflegung ausſchließlich die des engliſchen Soldaten: corned beef und biscuits. Da habe ich dann am eigenen Leibe erfahren, ein wie zweifelhaftes, ja man kann ſagen, unter Umſtänden gefährliches Beköſtigungsmittel das corned beef iſt, das, ſo viel ich weiß, die Engländer aus Chicago beziehen. Durch die Art der Verpackuug iſt es für die Kriegführung ſehr geeignet, es nimmt nicht viel Platz weg, es läßt ſich leicht rationsweiſe austeilen. Aber es iſt gefährlich, namentlich zu Kriegszeiten, ſo ſehr, daß ich im Fall eines Krieges aus ſanitären Rückſichten der deutſchen Kriegführung dringend von deſſen Verwendung abraten müßte. Es iſt zu ſtark geſalzen, und das hat üble Folgen. Kriegszeiten ſind irreguläre Zeiten, da wird irregulär gelebt. Der Soldat, wenn er an das Eſſen kommt, iſt müde und hungrig, ſchnell ißt er das weg, was er hat, mag das corned beef oder ſonſt etwas ſein. Hat er aber corned beef gegeſſen, ſo ſtellt ſich, wie ich das am eigenen Leibe erfuhr, ſtarker Durſt ein, und dann trinkt er nicht, er ſäuft das

Wasser wahllos, wie und wo er es findet, das dreckigste Wasser aus der dreckigsten Pfütze, möglichst viel — die Folgen sind: Leibschneiden, Abgeschlagenheit, Kreuzweh, dünne Stuhlentleerungen schleimig untermischt, ein Beweis für die entzündliche Reizung des Darmes, der bei solcher Indisposition einer Infektion wie z. B. einer Typhusinfektion nur allzu leicht ausgesetzt ist; in vielen Fällen trinkt der Soldat die Typhuskeime schon aus den Pfützen in sich hinein, denn das Wasser dort wird, wenn die Überwachung nicht sehr streng ist, zu allen möglichen Prozeduren verwendet, die der Reinlichkeit dienen. Wie lange beherbergt der Mann, der einen Typhus überstand, noch Typhusbazillen in seinem Darm, die ihm zwar nicht mehr schaden, wohl aber dem Gesunden und namentlich solchen, die in Bezug auf ihren Verdauungskanal schlecht disponiert sind. Und daß der Typhus zu den am meisten zu fürchtenden Krankheiten gehört, sieht man in diesem Feldzuge zur Genüge an der englischen Armee. In den „war casualities", den Krankheits- und Todesrapporten der englischen Armee, steht der Typhus an erster Stelle. Nicht nur bei Truppenanhäufungen in Bloemfontein und Pretoria hatten die Engländer so viele Todesfälle an Typhus, sie leiden auch hier auf ihren kleinen isolierten Stationen in den Blockhäusern an dieser Krankheit, an Plätzen, die ich genau kenne, wo wir zuvor gelegen hatten, ohne daß je ein Typhusfall vorgekommen wäre. Da will es mir denn allerdings so scheinen, als ob, von anderen Ansteckungsmöglichkeiten abgesehen, das corned beef wegen seiner vorhin genannten Eigenschaften eine sehr verderbliche Rolle spielt. An Hand meiner Erfahrungen gehe ich soweit zu behaupten, daß in Feldzügen oder bei Expeditionen möglichst wenig gesalzene Lebensmittel zur Verwendung kommen sollen. Lediglich auf die von vornherein in den Lebensmitteln enthaltenen Salze, speziell Kochsalz sich zu beschränken, ist vielleicht zu hart. Wenn man sich freilich daran gewöhnen muß, so wie das bei uns schon seit einem halben Jahr der Fall ist, kann man auch das, ohne daß, wie mich meine ausgedehnte Kommandopraxis und die Erfahrung

am eigenen Leibe lehrt, der Gesundheitszustand im geringsten benachteiligt wird — allen Experimenten in physiologischen Laboratorien zum Trotz. Das Fleisch wird bei uns so vom Schlachten weg in den Topf getan oder auf den Kohlen gebraten und sogleich gegessen, geschadet hat das niemandem.

Eine Folge unserer ungesalzenen Beköstigungsmittel ist das sehr geringe Wasserbedürfnis. Viele Tage führe ich keinen Tropfen Wasser zum Munde, beschränkt sich die Flüssigkeitszufuhr lediglich auf das im Maisbrei enthaltene Wasser; und außer Wasser gibt es bei uns kein Getränk. Zugleich in Rücksicht auf den immer mehr zunehmenden Mangel an Feuerungsmaterial verzichten wir nämlich schon häufig auf den Maiskaffee.

Zu diesen Betrachtungen gibt mir der Aufenthalt bei den Engländern mehr Zeit als mir lieb, denn noch immer ist keine Antwort da. Schließlich stellt sich heraus, Lord Kitchener selbst muß entscheiden. Also wird nach Pretoria telephoniert und heliographiert. Was mag nun die kranke Frau anfangen? Die neue Wartezeit nütze ich aus, meiner Mutter ein Lebenszeichen von mir zu geben. Der Offizier will den Brief besorgen. Es wird Abend; noch immer keine Antwort. Ich werde zum Essen eingeladen. Trotz der Dunkelheit mit verbundenen Augen vom Zelt ins Haus. Der Abend verläuft sehr angenehm. Die Unterhaltung meinerseits diplomatisch geführt. Merke, daß man meinen Ansichten meistenteils beipflichtet. Sehr naiv ist es übrigens, daß die Offiziere meinen, es sei doch nicht zulässig, daß die Buren die Kaffernspione, übrigens Spione im gebräuchlichsten Sinne des Wortes, einfach über den Haufen schössen, wo sie sie fingen; mit der Verabreichung einer Tracht Prügel könne man es doch auch genug sein lassen. Ich brauche mich darüber nicht zu ereifern. Würden die Buren so dumm sein, dann würde das Feld bald genug von schwarzen Spionen wimmeln, die englisches Geld genügend für die Prügel entschädigen würde. Das Diner war sehr abwechselungsreich, wenigstens für meine Verhältnisse. Um so mehr kam mir zur Empfindung, was alles dem Magen des

modernen Kulturmenschen bei einer Mahlzeit zugemutet wird: süße und saure Speisen, pikante Saucen, Kaffee, Tee und welch' eine Fülle verschiedenartigster geistiger Getränke! Erst ganz zuletzt rückt einer mit Kitcheners Bescheid heraus. Er lautet:

„Dr. Tilemann with ambulance is not to be allowed to cross our lines. Kitchener."

„Dr. Tilemann mit Ambulanz darf nicht erlaubt werden, unsere Linien zu kreuzen. Kitchener."

Eine Kopie dieses Heliogramms wurde mir eingehändigt. Jetzt endlich weiß ich klar, daß, wenn mein Beruf mich zwingt, die Blockhauslinie und Bahnlinie zu passieren, ich das nur bei Nacht und im Kugelregen tun kann, und daß, wenn ich es tue, ich mich nicht unnötiger Weise exponiere. Man soll sich nicht zuviel auf die Garantie der Genfer Konvention verlassen! So habe ich denn umsonst gewartet und gewartet. Geblindtucht werden wir auch auf dem Rückweg. Diese Vorsicht rechne ich den Engländern nicht zum Vorwurf. Dagegen war es mir sehr fatal, als ich die Binde herunternehmen konnte und die Patrouille, die uns das Geleit gegeben, bereits den Rücken gekehrt hatte, zu entdecken, wie meine Ambulanz bei den Engländern bestohlen war und das unter dem Schutz der weißen Flagge. Das Fehlen der Flaggen am Wagen fiel mir zuerst auf, die deutsche Flagge und die Rote-Kreuz-Flagge waren gestohlen. Meinem Schimmel, den ich ritt, fehlte Halfter und Halfterriemen, und von den Sachen auf dem Wagen war auch mehreres nicht da. Auch die Büchsen kondensierte Milch, die ich für das Baby der kranken Frau mitbringen wollte, weil sie ihr Kind nicht stillen konnte. Solche Sachen vermißte ich um so schmerzlicher, als deren Ersatz für uns völlig ausgeschlossen ist. Einen Augenblick überlegte ich, ob ich zum Blockhaus zurückreiten und den englischen Offizier zur Verantwortung ziehen sollte. Ich unterließ es aber aus verschiedenen Gründen, zumeist auch, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren. Versüßt wurde der unangenehme Nachgeschmack, den der Aufenthalt im

englischen Blockhaus bei mir hinterlassen hatte, im wahrsten Sinne des Wortes. Als ich zum erstenmal ausspannte und mich derweil auf Suche nach Honig begab, hatte ich bald das Glück, einem Bienennest auf die Spur zu kommen. Ich suche etwas trockenes Gras zusammen, stecke es vor dem Neste in Brand, und so gelingt es mir, ohne viel Stiche zum Honig zu kommen. Die Ausbeute war zwar nicht sehr groß, immerhin aber so viel, daß ich einen Topfdeckel mittlerer Größe nötig hatte, um meine süße Last fortzutragen. Als ich dann den Rest der Ausspannzeit benutzen wollte, mir Tagebuchaufzeichnungen zu machen, entdecke ich auch, daß die Engländer mir einen Teil meines Tagebuches weggenommen haben. Es ist das insofern nicht so gefährlich, als meine deutschen Schriftzeichen für einen Engländer nicht allzu leserlich sind, und ich stellenweise eigene Schriftzeichen verwende.

Erfreulicherweise traf ich meinen Schwerverwundeten so guter Dinge an, daß ich jetzt seinetwegen keine Besorgnis mehr habe.

Der Fechtgeneral Ohm Piet ist abgesetzt. Er meint es aufrichtig mit seinem Volk, ist aber zum Führer nicht geeignet. Zu dem Feind wird er nicht überlaufen. Als einfacher Bürger wird er, dessen bin ich gewiß, der Sache seines Volkes treu bleiben. Der neuernannte Fechtgeneral Alberts war früher Kommandant vom Heidelberg-Kommando. Er ist ein umsichtiger und energischer Mann, der seinen Willen durchzusetzen weiß. Solch ein General tut uns am meisten not.

Am 25. März machte eine Horde von etwa 60—70 bewaffneten Kaffern und Hottentotten im englischen Solde von der Goldmine Neigel aus bei Tagesanbruch einen Ausfall, um gar nicht weit von mir einige Buren zu überfallen. Dabei fing die Horde einen alten Ohm und einen jungen, noch nicht sechzehnjährigen Burensohn. Als dieser schon gefangen war, erhielt er noch einen Schuß, doch ehe ein Kaffer, der hinzukam, seine Worte wahr machen konnte: „skiet hem dood", gelang es dem Jungen zu entkommen. Unversehens kamen sie in die Nähe,

wo die Feldkornettschaft Botha lag, sie jagten zurück, was nur das Riemenzeug halten wollte. Auf der Flucht verloren sie drei gesattelte Pferde; wie die drei Reiter entkamen, wußte man nicht, man hatte nachher in dem hohen Gras gesucht, sie aber nicht gefunden, vielleicht waren sie zu anderen hinten auf das Pferd gesprungen. Leider war auch ein Mann von Bothas Leuten durch einen schweren Gehirnschuß verwundet, wahrscheinlich war es eine Henry-Martini-Kugel, mit der er geschossen war. Es ist das um so eher anzunehmen, als die Engländer ihre Kaffern namentlich mit dem Henry-Martini-Gewehr auszurüsten scheinen. Daß die Engländer die Schwarzen für Albions Ruhm gegen Weiße fechten lassen, das wird jetzt von ihnen selbst nicht mehr geleugnet, wäre auch zwecklos, die Belege dafür sind ja überall vorhanden. Ganz anders denkt da der Bur, selbst in dieser schweren Zeit ist seine Sinnesart zu ritterlich, als daß er auch nur einmal eine schwarze, weil inferiore Rasse gegen den weißen Mann gebrauchen würde. Dazu kommt wohl, daß der Bur eine Ahnung hat von der schwarzen Gefahr in Südafrika.

Als ich zu dem Verwundeten kam, war er völlig besinnungslos, mit geschlossenen Augen lag er da, ab und an einen schweren Seufzer ausstoßend. Aus der Ausschußwunde hing zu Brei geschossene Hirnmasse heraus. Diese mit glühender Nadel abtragen und ihn verbinden, war alles was ich zunächst für den Mann tun konnte, der noch in der Nacht verstarb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Neunundzwanzigstes Kapitel.
Nach dem Freistaat gerufen.

Nach Dr. Albrechts Fortgang hatte ich auch dessen Bezirk noch übernehmen müssen; mein eigener war sonst schon groß genug. Er umfaßte das Gebiet von dem Winkel der Natal- und Delagoabay-Bahnlinie bis östlich an die Zululandgrenze. Mitten darin im Distrikt Ermelo saß Dr. Juriaanßen; das was herumlag, unterstand mir; so hatte ich z. B. auch einen Pfleger an der Zululandgrenze stehen. Nun mußte ich meinen Wirkungskreis noch mehr erweitern. Boten kamen, mich über die Natal-Bahnlinie hinüber bis nach dem Freistaat zu rufen, auch dort war kein Arzt. Da meine Hilfe keinen Verzug zuließ, mußte ich noch am selben Tage reiten. Meine Patienten diesseits der Bahn waren so weit hergestellt, daß sie meiner ärztlichen Hilfe nicht bedurften. Freilich General Alberts und andere Buren kamen, baten mich sehr dringend, doch ja nicht zu lange fortzubleiben, acht Tage würde die Reise ja ohnehin schon in Anspruch nehmen.

Wieder waren Friedensgerüchte im Umlauf, so sollte ich denn bei meiner Rückkehr aus dem Freistaat den Frieden mitbringen.

Ich nahm meine Instrumente, an Medizinen und Verband so viel mit, als ich außer meiner Schlafdecke auf meinem Pferd und dem meines Begleiters lassen konnte. Da ich am Morgen schon einen langen Ritt hinter mir hatte, so mußte ich jetzt meinen Schimmel nehmen. Er war zwar faul, aber ausdauernd, bis zum nächsten Morgen mußte er unter dem Sattel sein. Bis abends acht Uhr mußten wir spätestens den Bahnübergang erreichen, weil dann der Mond aufging, und zwar umsomehr, als ich einen Schimmel ritt. „Um den Doktor über die Bahn zu helfen", d. h. bis zur Stelle, wo wir etwa die Bahnlinie passieren wollten, wurden mir zwei ortskundige Buren beigegeben. Nachmittags drei Uhr ritten wir los. Vieles Handschütteln und Grüßen, wo ich bei den Kommandos vorüber-

kam. Der eine und andere gab mir auch Grüße mit an die Buren jenseits der Bahn; dann und wann die Ermahnung: „Doktor muß auch gut wieder zurückkommen.“ Der Weg war schwer zu finden.

Als wir unter dem Berg Doornkop vorbeiritten, wo oben ein stark befestigtes englisches Fort ist, ging der Mond auf. In der Dunkelheit konnten wir also nicht mehr über die Bahn kommen. Um uns nun durch unser Pferdegetrappel nicht zu verraten, ritten wir möglichst durch tiefes Gras, das dämpfte die Hufstritte unserer Pferde. Vorbei ging unser Ritt an den einsam und verlassen daliegenden Hausruinen, wo der Mond gespensterhaft durch die ausgebrannten Fensterhöhlen leuchtete.

Je weiter wir kamen, um so vorsichtiger mußten wir sein, wollten wir doch etwa an derselben Stelle über den Bahndamm hinüber, wo zwei Nächte zuvor der Bote, der mich holte, die Bahn gekreuzt hatte, die Engländer also zwei Tage zuvor den Drahtzaun, der den überall befestigten Bahndamm einfriedigt, zerschnitten gefunden hatten. Es war das in Nähe der Station Greylingstadt. Wenn die Engländer uns nun zu früh hörten, so konnte es sein, daß sie sich gerade an dieser Stelle „vorlegten“, um uns einen unerwünschten Empfang zu bereiten. Wir kamen zu einem Taleinschnitt, hier bogen wir ein, hier entlang führte die Bahn, da galt es hinüberzusetzen. Bald hörte man das Pfeifen von Lokomotiven — merkwürdige Empfindungen, wie ich da nach langer Zeit einmal wieder in solcher Nähe einen Eisenbahnzug vorbeirollen hörte. Jetzt tauchten auch bald die Stationslichter von Greylingstadt auf.

Es mußte wohl ein ehemaliger englischer Lagerplatz sein, über den wir geritten kamen. Es lag dort voll von Konservenbüchsen u. s. w. Es war gar nicht zu vermeiden, daß unsere Pferde bald hier, bald dort gegen solch eine Blechdose traten, daß sie lärmend und klirrend fortrollte. All dieses konnte uns verraten, — schon bald war ein Echo da, die ersten Schüsse fielen. Ehe wir vollends an den Bahndamm kommen, müssen wir noch durch eine Drift. Glücklich, ohne am Ufer viel hin

und her zu reiten, finden wir eine Stelle, wo nur wenig Waſſer ſteht. Da können wir durch. Zwei meiner Begleiter ſind vorausgeritten, um feſtzuſtellen, ob die Drift auch nicht beſetzt iſt.

Ohne Anſtand nehmen wir die Drift. Beim Erklimmen des jenſeitigen Ufers kommen Steine ins Rollen, darauf das Echo wie vorhin.

Nun hatten wir direkt Kurs auf ein Stationslicht. Etwa auf 200 Meter haben wir uns der Bahnlinie genähert, da ſteigen wir ab, beruhigen unſere ſchnuppernden Pferde, legen uns auf den Boden, um zu lauſchen. Der ältere Bur und ich bleiben hier mit den Pferden zurück, ſorgen daß ſie ruhig ſtehen und die Steigbügel nicht klingend gegeneinander ſchlagen.

Die zwei andern ſchleichen ſich an die Bahn heran, gehen etwa 50 Schritt, ducken ſich nieder auf den Boden, um zu horchen, und gehen wieder weiter. Ihr Gewehr haben ſie bei ſich. Jetzt müſſen unſere beiden Begleiter an der Bahnlinie ſein, man hört ſie ſchon mit ihren Drahtſcheeren am Drahtzaun; „helle werk all", flüſtert mein Begleiter, „ſie arbeiten ſchon". Gleichzeitig bricht aber auch von links her ein Salvenfeuer los; und von rechts, von der Station her werden Stimmen hörbar, von der Seite erwartet man uns alſo auch ſchon. Einer von den Beiden vorne kommt geduckt zu uns zurückgelaufen, ſeine Scheere kriegt den dick verſchlungenen oberſten Draht nicht durch. Zum Glück hat mein Begleiter auch eine Scheere, hoffentlich geht es damit. Wieder läuft er zurück, jetzt muß er da ſein, die Scheere faßt — ping — ping — ping — ping, da iſt der Draht durch. Eine wüſte Schießerei geht jetzt von beiden Seiten los. Jetzt heißt es ſchnell ſein, bemerkt ſind wir doch einmal.

Wir Beide ziehen die Pferde näher an die Bahn heran, der Bur, der mit mir hinüber muß, kommt von vorne zurückgelaufen: „gau! gau!" „ſchnell! ſchnell!" Der andere iſt vorne geblieben, ſteht da als Bake, wo der Draht gekappt iſt, damit wir die richtige Stelle nicht verfehlen. Im ſelben Augenblicke ſitzen wir zwei im Sattel, grüßen den Buren, der zurückbleibt,

rufen ein „goeden avend“ dem zu, der sich als Wegweiser aufgepflanzt hat. Unsere Gäule steigen den Bahndamm hinauf, wir drücken ihnen die Sporen hinein, und in hohen Fluchten geht es mit uns beiden auf der anderen Seite den Bahndamm hinunter in sausendem Galopp. Bei alledem steht der Vollmond im Winkel von 45°, hell werden von meinem schneeweißen Schimmel die Strahlen zurückgeworfen.

Wir sind hinüber. Eine kurze Weile halten wir unsere Pferde an. Wir müssen nahe an der Station vorbei, bis auf 100 Schritt, deutlich sind die Stimmen auf der Station zu unterscheiden. Wieder die Sporen eingesetzt, jagen wir vorbei und hinein in die Berge, die sich gigantisch im Mondenschein vor uns erheben, bald sind wir in ihrem Schatten aufgenommen. Die Kugeln im Rücken können uns nicht mehr treffen; so weit sind wir sicher, und um und vor uns wird es auch wohl sicher sein. Sobald wir an Wasser kommen, satteln wir ab, spannen die Pferde und legen uns selbst in das hohe Gras zum kurzen Schlummer nieder. Als wir weiterreiten und einen Berg hinan müssen, wird das Pferd meines Begleiters stockflau, er muß absteigen und es am Zügel führen. So kommen wir nach Mitternacht zu einem großen Gehöft mit vielen hohen Bäumen. Von den ehemals stattlichen Gebäuden sind nur noch die Sandsteinmauern stehen geblieben. Tiefste Stille. Vom Mondlicht überflutet alles wüste und leer. Wie auf der andern Seite der Bahn so auch hier „hat Khaki alles gebrannt“. Es ist die Farm von Assistent Feldkornett Greyling. Mein Begleiter hält an, ruft mir etwas zu, was ich nicht verstehe, und verschwindet hinter den Mauern. Einige Zeit stehe ich so zu warten, da sehe ich aus dem Innern der Ruine Licht vorschimmern. Von dem Brande ist die Küche einigermaßen verschont geblieben, da mitten in den Trümmern wohnt notdürftig untergebracht die Gebieterin eines ehemals stattlichen Hauses, die Frau des Feldkornetts mit ihren Kindern. Vor zwei Monaten ist die Frau zu den Trümmern ihres Hauses zurückgekehrt, bis so lange war auch sie stets vor den Engländern geflüchtet, das hat sie aber

nicht länger mehr ausgehalten, sie ist schwer herzleidend. Da angesagt war, daß ich hier die Nacht vorbeikommen würde, so sollte ich mich hier durch einen warmen Nachttrunk stärken; zugleich wünschte die Frau meine ärztliche Hilfe. Freundlich wurde ich daher bei meinem Eintritt begrüßt. Die Kaffernmädchen, die in Säcke eingehüllt vor dem Ofen lagen und schliefen, wurden angerufen, mußten Feuer machen, Wasser kochen, und wie zu Friedenszeiten so jetzt um Mitternacht zur Kriegszeit wurde dem Gast das Kummetje Kaffee gereicht, dampfender Gerstenkaffee und dazu etwas für mich ganz Unerhörtes, ein wirkliches Stück Brod. So trocken es war, so delikat mundete es dem von Brod schon seit etwa einem Jahr entwöhnten Gaumen.

Einige Zeit hatte ich schon so dagesessen, da tat sich die Tür auf und der Mann, Feldkornett Greyling, tritt ein. Im Hause, und sind das auch nur Trümmer, ist es für einen Mann zu gefährlich. Seine gewohnte Schlafstelle ist das Gebüsch in der Nähe des Hauses. Zugleich kann er so Frau und Kinder am ehesten gegen einzeln umherstreifendes englisches Kafferngesindel schützen.

Als die Sonne uns am Morgen wacker machte, da entdeckte ich, daß ich meinen Schlafplatz schlecht gewählt hatte, es hatten da Fleischreste gelegen. Nun war meine einzige Schlafdecke voll von Maden, viel ekelhaftere Tiere als die Läuse, an die wir uns schon längst gewöhnt haben und fast seit einem Jahr immer mit uns tragen.

Die Verwundeten hatten mich schon sehnsüchtigst erwartet, so war die Freude über die Ankunft des „Duitsche Doctor" groß. Die beiden Verwundeten waren Brüder, beide am 10. März bei derselben Gelegenheit verwundet. Sie waren damals durch eine von einer marschierenden englischen Kolonne detachierten Kaffernbande überrascht. Da die Kaffern wiederum mit Henry-Martini-Gewehren ausgerüstet waren, waren die Verwundungen schwerer Art. Dem älteren hatte die Bleikugel den linken Oberschenkelknochen zerschmettert, außerdem war ihm durch einen

Frontalſchuß die rechte Mittelhand zerſchoſſen, drei Mittelhandknochen zerſplittert. Eine ſchwere Leidenszeit hatte namentlich er hinter ſich. Ich erwähne ſie, um zu zeigen, wie ein Bur in dieſem Kriege allem und jedem ausgeſetzt iſt; vielleicht erſcheint dadurch in etwas milderem Licht, daß ſo mancher Bur zu den Engländern überlief, denn was dieſem Verwundeten paſſiert war, konnte jedem von uns paſſieren.

Wie der Bur ſchon auf zwei Stellen verwundet war, war er noch eine Strecke weit ausgejagt, dann aber waren ihm die Zügel entfallen. Das Pferd ſtolperte, er ſtürzte und zwar ſo, daß das abgeſchoſſene Bein verſchränkt unter ihn zu liegen kam. Vor den anſtürmenden Kaffern jagte das Pferd fort, er ſelbſt bleibt hilflos am Boden liegen, hat die grimmigſten Schmerzen. Da kommen drei Kaffern an ihn herangeritten, ihm vollends den Garaus zu machen, doch da ſchreit einer der Kaffern: „moet niet skiet, niet!“ „Mußt nicht ſchießen“. Iſt ſchon aus dem Sattel, beugt ſich über den Verwundeten, als wenn er ihm gut will, und verlangt ſein Geld. Als er nun in ſeiner Angſt das Geld herauszieht, merkt der Kaffer, daß er etwas in der Taſche zurückbehält, reißt ihm das aus der Taſche und drückt ihm dann ſeinen Gewehrlauf vor die Stirn. Aber ehe er noch abdrückt, langen die Kräfte des Verwundeten noch dazu, den Gewehrlauf wegzudrücken, und die Kugel fährt an ſeinem Ohr vorbei in den Grund. Die anderen beiden Kaffern ſind inzwiſchen fortgeſtürmt, dieſen Kaffer hat es wahrſcheinlich auch eilig gedrängt, kann nicht nochmals laden, ſpringt auf ſein Pferd und ruft dem Verwundeten noch zu, er kennt ihn beim Vornamen: „Michiel, Michiel, as ik terug kom, zall ik Jo skiet, dat Jo di harsen weit!“ „Michiel, wenn ich zurückkomme, ſchieß ich Euch, daß Euch das Gehirn nur ſo ſpritzt!“ In Todesangſt bleibt der Unglückliche im Graſe liegen. Was tun in ſeiner Angſt? Er kann ja nicht fort, was nützt es auch wegzukriechen, das Gras iſt nicht hoch genug, um ſich darin zu verſtecken, und er ſchweißt, daß ſeine Spur ſofort zu finden iſt. Aber doch treibt ihn die Angſt, er ſchlingt ſich ſeinen Leibriemen um den Fuß des zerſchmetterten

Schenkels, schiebt sich mit dem gesunden Bein über den Boden vorwärts und zieht das abgeschossene Bein an dem Riemen nach sich. Er kommt aber nicht weit, der Blutverlust ist zu stark; es wird ihm schwach vor den Augen, die Kraft verläßt ihn. Nach einer Weile richtet er den Kopf hoch, vorsichtig um sich zu schauen, zu sehen, ob ihm nicht Hilfe kommt. Geraume Zeit vergeht, da bemerkt er in der Ferne Buren, sonst ist die Luft rein. Er liegt am Boden, wie soll er sich da bemerkbar machen? Er reißt sich sein Hemd vom Leibe, richtet sich auf so gut er kann und schwenkt das Hemd in der Luft. Das wird gesehen, die Buren reiten darauf zu und finden ihn dort — er ist gerettet. Von dem nächsten Haus, eine halbe Stunde davon, holen sie eine Katel, einen hölzernen Bettrahmen mit Ochsenriemengeflecht, sie legen ihn auf die Katel und tragen ihn den halbstündigen Weg zurück in das Haus. Vor dem Schlimmsten ist er bewahrt geblieben. Nun beginnt aber ein Schmerzenslager, ärztliche Hilfe ist weit und breit nicht zu haben. Einige Tage vergehen. Da in der Not wendet man sich an die Engländer. Zweimal war man mit der weißen Flagge zu ihnen geritten und hatte um einen Arzt gebeten, zu dem Verwundeten herauszukommen und nach ihm zu sehen. Die beiden Male war denn auch ein englischer Arzt herausgekommen, freilich das letzte Mal hatte es den Buren geschienen, daß es alles andere als ein Arzt gewesen sei. Es war dieses drei Tage vor meiner Ankunft gewesen. Über jenen letzten Besuch kann ich selbst urteilen, er hatte nur einen sehr zweifelhaften Wert. Nicht nur daß ich sämtliche Wunden stark vereitert fand, sondern die Wunde am Oberschenkel, die am allermeisten schmerzte und die weitaus am schwersten war, war von dem angeblichen Arzt gar nicht angesehen, und trotzdem der Schenkelknochen zersplittert war, war das Bein nur durch eine kurze, von Laienhand angelegte Planke geschient, die allein das Kniegelenk ruhig stellte, während die Bruchstücke selbst weder in der richtigen Lage erhalten wurden, noch waren sie gegen Erschütterungen gesichert; außerdem lagerte das Bein auf einer ganz unvollkommenen Unterlage, lag teil-

weise hohl, und zu alledem war die Lagerstätte so, daß man gar nicht an das Bein herankommen konnte. Der Raum, wo die beiden Verwundeten lagen, war fürchterlich, gab durch eine kleine Fensteröffnung nur wenig Licht, und dieses wurde noch ängstlich durch einen vorgehängten dunklen Lappen zurückgehalten. Es herrscht bei den Buren dieselbe Ansicht wie noch vielerwärts in Deutschland, daß das Licht den Kranken schaden kann. Für mich war es da in dem Raum kaum auszuhalten. Freilich für die Schmerzen hatten die Engländer eine Morphiumspritze mit reichlich Morphiumtabletten zurückgelassen; es schien mir, als wenn nun damit ein ziemlicher Mißbrauch getrieben war, und nicht nur gegen die Schmerzen, auch wenn die Verwundeten über Tag schliefen und dann nachts nicht schlafen konnten, erhielten sie Morphiumeinspritzungen. Es ist eben bedenklich, Laien ein solches Medikament in die Hand zu geben.

Ehe ich nun ein Weiteres tat, galt es aus dem dumpfen, stickigen, brennerig riechenden, dunklen Loch einen Raum zu schaffen, in dem man atmen konnte. Zuerst kam alles heraus, was nicht unbedingt nötig war, dann ließ ich in der Mauer eine große Fensteröffnung ausbrechen, so daß Luft und Licht freien Zutritt erhielten. Eine Holztür, die den Brand überstanden hatte, wurde aus den Angeln gehoben, darauf kam der Patient zu liegen, dann wurde er zunächst mit warmem Wasser, Seife und Bürste von allen Schlacken gründlich gereinigt. Mit solcher Waschung bereitete ich diesem Verwundeten eine sehr große Wohltat, ebenso angenehm wird sie von den Verwundeten empfunden, wenn sie unmittelbar nach dem Gefecht in meine Hände kommen, und — was die Hauptsache ist — diese Wohltat kann ich unter den so primitiven Verhältnissen, in die uns der Krieg zwingt, meinen Patienten erweisen, sofern nur Wasser, Feuerungsmaterial und irgendwelche Töpfe vorhanden sind.

Die hierauf folgende Untersuchung des Beines ergab eine ganz erhebliche Verkürzung, außerdem war das untere Bruchende und der Unterschenkel völlig nach außen gedreht, das heißt, der junge kräftige Mann war zeitlebens ein Krüppel, wenn das

so blieb; eine Zusammenheilung in dieser verquerten Stellung war bereits eingetreten. Das durfte nicht geschehen. Dem Patienten jetzt Schmerzen ersparen auf Kosten dauernden Krüppeltums ging nicht, er bekam Morphium, viel half das freilich nicht, dann wurden mit einigem Kraftaufwand die Verwachsungen gelöst — der Laie nennt das: die Knochen wurden wieder gebrochen — die Verkürzung wurde so ausgeglichen und dann die Knochenenden in richtige Lage zu einander gebracht und durch einen Zugverband festgehalten. Für den Zugverband fehlten mir zwar Heftpflasterstreifen, aber in Achtertouren naß an das gut abgetrocknete Bein angelegte Leinwandbinden taten mir schon sonst gute Dienste, taten es auch hier. Es wurden die Leinwandbinden durch trockene Mullbinden fixiert, dann hielt der Verband wohl ebensogut als ein Heftpflasterverband.

Mitten hinein in den Raum wurden Feldsteine gerollt. darauf kam die „Katel", der Bettrahmen, zu liegen, darauf eine dünne, zusammenklappbare Korbmatratze, die vor Zeiten von den Engländern erbeutet war. So bettete ich den Patienten. Um seine Bedürfnisse befriedigen zu können, ohne seine Lage verändern zu brauchen, hatte ich an entsprechender Stelle aus der Korkmatratze ein Stück herausgeschnitten. Das Bein ruhte auf einem Schlittenapparat, den ich schnell zusammengezimmert hatte. Für die Gewichtsextension dienten Hufeisen und altes Eisen.

Nachdem ich nun einmal über die Bahn gekommen war, gab es viele Arbeit für mich. Bis tief in den Freistaat hinein wurde meine ärztliche Hilfe verlangt. Häufig mußte ich den Vaalfluß passieren, der hier die Grenze zwischen dem Freistaat und Transvaal bildet. An manchen Stellen stand so viel Wasser, daß es bis fast an den Sattelknopf reichte, so daß ich die Beine in die Luft strecken mußte, wollte ich nicht naß werden.

Gleich wie in Transvaal so auch hier im Freistaat hatten die Engländer die Schafe zu Tausenden niedergemacht. An der Drift lag es voll von bleichenden Schafgerippen, zu Haufen waren die Schafe hier zusammengetrieben und hingemordet. So

erzählte mir der derzeitige Friedensrichter von Villiersdorp, daß er das eine Mal, als die Engländer hier so gewütet hatten, noch zwei Tage später unter den Schafleichen weg noch zwei lebende Schafe hervorgezogen hatte. Wie manche Schafe mögen hier ein langdauerndes, qualvolles Ende erreicht haben. Ebenso erzählte mir derselbe Friedensrichter, daß es in und um Villiersdorp so voll von Schafleichen gelegen hätte, daß es vor infernalischem Gestank nicht auszuhalten gewesen wäre, da hätten sie denn große Arbeit gehabt, die Kadaver zusammengeschleppt und dann in Brand gesteckt. Aber auch dann noch wäre lange Zeit der Gestank kaum zu ertragen gewesen. Und weshalb wüten die Engländer so? — Nur damit wir nichts mehr zu essen haben sollen. Schaffleisch gibt es infolgedessen auch nicht mehr viel.

In Villiersdorp wurde ich zum Kommandanten Roß gerufen. Als er die Blockhauslinie Brede—Heilbronn in der Nacht passierte, war er mit mehreren seiner Leute verwundet, und er hatte einen Schuß durch das Schultergelenk erhalten.

Nach dem, was ich erzählen hörte, sind die Blockhauslinien im Freistaat gefährlicher zu passieren als bei uns im Transvaal. Die Verluste an Menschenleben sind hier größer. Die Blockhäuser selbst, aus denen die Engländer schießen, stehen sich vielleicht ebenso nahe, aber die Drahtverhaue scheinen in Transvaal nicht so umfangreich zu sein, sind auch nicht überall vorhanden. Ob das kommt, weil man de Wet auf jeden Fall haben will?

Villiersdorp, obwohl noch ein neuer Ort, ist auch mehrmals niedergebrannt, einige Häuser sind aber noch leidlich bewohnbar, so blieb der Kommandant in einem der Häuser die Nacht liegen, während ich mit der Wachtmannschaft vor dem Ort kampierte, da wo ganz in der Nähe der Vaalfluß das Schlummerlied rauschte.

Zu meiner Morgentoilette hatte ich am Morgen nicht weit. Selten, daß ich morgens nicht bade, ist es auch nur ein Tümpel, der eben so viel Wasser hat, daß ich naß werden

kann. Hier gab es beim Erwachen gleich ein erfrischendes Schwimmbad und klare sonnige Luft. So kommt man über die Schwere des Daseins einigermaßen hinweg.

Auf meinem Ritt zu anderen Verwundeten und Kranken längs des Vaalflusses fiel es mir auf, daß ich da noch einige Familien antraf. Es sind das solche Familien, die sich bei den Durchzügen der Engländer in den winkligen Flußufern des Vaalflusses gehalten hatten. Was konnte ich da für Leidensgeschichten hören!

Mit ihren kleinen Kindern, Sack und Pack waren die Frauen vor den Engländern her in die Flußufer geflüchtet und hatten sich dort in den Einschnitten und Schlupfwinkeln verborgen gehalten oder hatten auf den grasbewachsenen Bänken, den „Eilanden" im Fluß, ihre Zuflucht gesucht. Manchmal mußten sie durch den Fluß waten, daß das Wasser bis über die Kniee reichte. Dann hätten, im Winter, die Kleider gefroren wie Krinolinen vom Körper abgestanden.

Den 3. April. War heute zum Besuch beim Feldkornett Grobler, Feldkornett vom Wyk Rooikoppen—Heidelberg. Hier gab es sogar Honig und Butter und Kornbrot. Sonst ist die Not hier freilich ebenso groß wie anderswo, und deshalb ist der Feldkornett jetzt darauf und daran, einen Beutezug zu machen, und dazu ist ein Bahnzug ausersehen. Mich bat er, ich möchte doch die Expedition mitmachen, es sollte das Äußerste gewagt werden, und da hätte er meine ärztliche Hilfe dringend nötig.

Über Tage traf Rapport von General de la Rey ein. Innerhalb von vierzehn Tagen hat General de la Rey zwei englische Lager genommen, dabei auch den englischen Oberbefehlshaber Lord Methuen gefangen. Weil aber dieser englische General verwundet war, und er ihm die nötige Pflege nicht zuteil werden lassen konnte, hat General de la Rey großmütig genug seinen hohen Gefangenen den Engländern ausgeliefert.

Dreißigstes Kapitel.

Eine Unternehmung gegen die englische Bahnlinie.

Feldkornett Grobler hatte sich mit seinem Vorhaben beeilt. Am 8. April ritten wir fort, um irgendwo in der Nähe von Heidelberg einen englischen Bahnzug abzufangen, wie jeder hoffte und wünschte einen „fetten Zug". Die besten Wünsche der zurückbleibenden Frauen begleiteten uns. Kleider, Mehl, Salz, Zucker, Seife und Zündhölzer sollen wir ihnen vor allen Dingen mitbringen. Mich bat man als Arzt die Expedition zu begleiten. Zu meinem Schimmel habe ich mir einen großen Braunen geben lassen. So führe ich ein Handpferd, das mein Packzeug trägt. Wir zogen auf Malanskraal zu. Malanskraal war deshalb gewählt, weil es am Eingang zu einer tiefen Talschlucht einen guten Schlupfwinkel bot. Die Engländer konnten uns dort nicht sehen, und doch waren wir der englischen Bahnlinie ganz nahe. Einen Tag lang rekognoszierten unsere Patrouillen und beobachteten das Verkehren der Züge. Ich selbst ritt mit dem Feldkornett auf einen sehr hohen Berg, der bis nahe an Heidelberg führte, und hatte von dort aus einen wunderschönen Ausblick auf das unten liegende Heidelberg. Die einzelnen Häuser waren deutlich zu erkennen, ebenso die langen Reihen von Zelten vor dem Ort, wo die Burenfrauen und Kinder gefangen gehalten sind. Längs der Bahnlinie waren alle hochgelegenen Punkte durch Blockhäuser und Forts verstärkt. Mit dem Glas konnte man bequem die Engländer innerhalb der Forts und außerhalb hantieren sehen. Der Feldkornett zeigte mir die Stelle, wo er den Eisenbahnzug zu überfallen gedacht, gar nicht weit rechts war ein größeres Fort. Eigentlich sollte in der folgenden Nacht der Anschlag ausgeführt werden, aber unser Dynamit hatte durch Nässe Schaden gelitten, so mußte erst anderes Dynamit beschafft werden. Zufällig wußte einer von unserm Kommando noch eine Stelle, wo Dynamit vergraben lag. Diese Verzögerung ließ es unratsam erscheinen, die ganze Zeit an derselben Stelle

liegen zu bleiben, wir machten daher eine Vorwärtsbewegung und lagerten dann ganz in Nähe einer deutschen Missionsstation. — Die Baulichkeiten daselbst waren bis auf die Kirche völlig verwüstet, in den ausgedehnten Maisfeldern, die offenbar von den Missionskaffern bewirtschaftet waren, steckte aber noch sehr viel Mais, so daß nicht nur wir, sondern auch unsere getreuen Pferde vollauf Mais zu essen hatten.

Mittlerweile war unser Kommando durch eine Feldkornettschaft Freistaater und durch Leute der Feldkornettschaft Zuikerboschbrand verstärkt, so daß unser Kommando etwa 150 Mann ausmachte. Der Beweggrund, daß sie sich uns anschlossen, war einzig und allein der, Mehl, Zucker und Kleider zu erbeuten. Endlich am Sonnabend war alles vorbereitet. Sowie es dunkel wurde, ritt Feldkornett Grobler mit einigen Leuten voraus, um das Dynamit zu legen, d. h. sich an die Bahnlinie heranzuschleichen und das Dynamit unter die Schienen zu legen. Wir selbst folgten bald nach; rechts ritten unsere Gäste, die Freistaater, links ritten wir Transvaaler. Fast jeder hatte ein oder zwei Handpferde neben sich, die vorläufig nur die leeren englischen Hafersäcke trugen. Schließlich kamen wir auf eine Ebene aus, und da waren wir dann auch schon nahe der Bahn, so daß wir die Stationslichter aufleuchten sehen konnten; auch in den Blockhäusern und Forts längs der Bahn waren Lichter zu sehen — für unser lichtentwöhntes Auge ein merkwürdiger Anblick. Um gegen Sicht der das Gelände kontrollierenden englischen Scheinwerfer sicher zu sein, ritten wir, bis wir unter einem kleinen vor uns liegenden Hügel in Deckung kamen. Da der Hügel aber so niedrig war, daß vielleicht unsere Reiterköpfe gesehen werden konnten, so stiegen wir ab und legten uns mit dem Zügel im Arm vor unsere Pferde in das Gras nieder und verhielten uns ganz ruhig, so weit das ging. Die Stille unterbrach nur das gelegentliche Prusten unserer Pferde und das Gewieher der Füllen, denn da unsere Packpferde zumeist Stuten waren, so waren eine ganze Menge Füllen mitgelaufen. Ich hatte einen Vorrat an Mais zu mir auf den Sattel ge-

nommen, so benutzte ich die Gelegenheit, meine Pferde zu füttern, da ich beabsichtigte, noch in derselben Nacht über die Bahn zu gehen, zurück zu meinen Kommandos. — Manch einer von uns ist eingeschlafen, liegt da mit dem Zügel im Arm und schnarcht, da blitzt an der Bahnlinie plötzlich etwas auf, gleich hinterher ein kurzer dumpfer Schlag; das macht die Verschlafenen munter. Wir denken nicht anders, als daß die Engländer uns bemerkt haben, und daß sie deshalb den Scheinwerfer so viel arbeiten lassen. Hinterher stellte sich heraus, daß der Feldkornett mit einer Dynamitpatrone Malheur gehabt hatte, so daß er selbst fast in die Luft gegangen wäre. Da es merkwürdigerweise nach diesem Ereignis wieder ruhig wurde, so faßten auch wir uns wieder in Ruhe und warteten, ob nicht ein Zug herankäme. — Halb schlafend liege ich vor meinen Pferden, da, immer deutlicher hört man das Heranrollen eines Eisenbahnzuges. Vorne an der Lokomotive zwei Lichter, dann alles dunkel und hinten ein rotes Licht. So ist es sicher ein Lastzug, und auf einen solchen hatten wir es abgesehen, und so das Opfer unseres Überfalls vor Augen, warten wir von Minute zu Minute, wo es wohl zu Fall kommt, in atemloser Spannung. Plötzlich ein kurz verhallendes — Dom — und die Lichter an der Lokomotive, die man noch eben sah, sieht man nicht mehr. Das Echo bei uns ist „daar ligg hy", da liegt er, aber ein anderes Echo ist, daß links und rechts von den Blockhäusern her Signalraketen hochsteigen. „Klim up! Klim up!" heißt's jetzt bei uns. Und jeder, wie er aufsitzt, jagt voraus, wie zur Attacke geht es fort in der Dunkelheit hin zu dem Zug. Man achtet nicht der vielen Löcher, die das Erdschwein gegraben, und der Steinblöcke, die im Wege liegen, nur voraus. Ich reite meinen außergewöhnlich hochgestellten Braunen, der tritt mit den Vorderbeinen in ein tiefes Loch, stolpert und so wie ich bin, schieße ich über meinen größten Wertgegenstand, einen Sack Mehl, der mir im Freistaat geschenkt wurde, und den ich meinen Patienten von der Reise mitbringen möchte, und auch noch über den Hals meines Pferdes hinweg zu Boden und bleibe mit meinen viel-

fach geflickten Schuhen im Steigbügel hängen. Aber alles geht gut. Bald sitze ich wieder oben.

Als wir näher kommen, bleibt schon hier und da ein Zaghafter zurück. Vereinzelte Schüsse fallen. Aber unsere Vordersten sind schon da. Das ist nach der Stille ein Schlagen, ein Klopfen, ein Durcheinanderschreien. Jetzt gilt es die Wagen aufzubrechen, am schwersten ist es bei denen, die ganz geschlossen sind. In den Wagen ein aufgeregtes Pferdegetrappel, ein Stöhnen, ein Wiehern. Ein Transport Pferde ist es, den wir hier abfingen. Eine erste Enttäuschung für den Familienvater, der seiner Familie Mehl, Salz, Zucker und wer weiß was alles mitbringen wollte und auf dem Ritt hierher schon vorher in Gedanken in dem Genuß solch schöner Sachen geschwelgt hatte. Wie ein Wagen erbrochen ist, greift man sich ein Pferd heraus. Die Pferde sind wild geworden, ohne eine Rampe springen sie aus dem Wagen heraus ins Freie. Wer das Pferd greift, dessen Eigentum ist es. Jeder beutete für sich, ich hätte auch nur zuzugreifen brauchen, ich tat es aber nicht, weil ich als Arzt und nicht zum Beutemachen hier war. Einige Pferde werden nicht aufgegriffen, sie brennen durch und gewinnen das freie Feld.

Nur die beiden vordersten Wagen sind entgleist, haben sich mit den Rädern tief in den Sand gebohrt, sehen so aus, als wenn sie jeden Augenblick umfallen wollen, aufgeregt schlagen die Pferde gegen die Wagenwände und drücken mit ihren Leibern so stark gegen die Türen, daß kein Mensch die aufkriegen kann. Die hinteren Wagen sind auf den Schienen stehen geblieben. Die Lokomotive ist aus der Verkuppelung losgerissen, liegt weit voraus, ist umgefallen, man sieht sie nicht. Ich will voraus, nachsehen, ob von dem Personal jemand zu Schaden gekommen ist, aber man hört keinen Schmerzenslaut, und ich werde zurückgerufen: „terug, terug de Engelsche kom!" Inzwischen sind wir unter ein lebhaftes Feuer gekommen; ob vom Blockhaus her oder von wo anders weiß man nicht, von Mund zu Mund geht, daß ein gepanzerter Zug aufkommt, so wie die Engländer stets einen solchen auf ihren Stationen bereithalten.

Im letzten Wagen wird die Bedeckungsmannschaft gefangen, zehn Engländer, dabei erbeutet man noch Gewehre, Patronen, Sättel, Decken, Zündhölzer und Eßwaren.

Einem Buren gebe ich meine beiden Pferde, sage ihm, daß er an der Stelle bleiben soll, versuche nochmals zur Lokomotive zu kommen. Aber die Buren verschwinden einer nach dem andern in die Dunkelheit, da kann ich mich allein dem Gefecht nicht aussetzen, um als Arzt Hilfe zu bringen.

Aber wie ich zurückkomme, ist der Mann mit meinen Pferden nicht mehr da. Ich falle mehr als daß ich gehe den abschüssigen felsigen Berg herunter und rufe nach dem Mann, der meine Pferde hielt. Glücklicherweise ist er nicht allzuweit. Alle sind wir zurück, da aber fällt es uns, den letzten, ein, daß wir doch auch noch die Pferde herausholen wollen, die in dem verschlossenen Wagen sind. Aber alles Mühen ist umsonst, in dem vordersten schiefhängenden Wagen kriegen wir die Türen nicht auf. Die entwaffneten Engländer hatten sich inzwischen in die Dunkelheit geflüchtet.

Immer mehr Feuer von rechts, die Kugeln pfeifen zwischen und über uns, die meisten Buren sind schon fort, da machen auch wir uns aus dem Staube. Wir gehen zurück, immer zahlreicher findet sich das Kommando zusammen. Ich wollte nun noch über die Bahn hinüber, aber längs derselben sind die Engländer in Aufregung geraten. Das ist also unmöglich.

Wir sind schon aus dem Schußbereich, da erst wird der Seitenwachen gedacht, die rechts und links von der Überfallstelle die Bahnlinie besetzt halten sollten.

Diese Wache hinter uns hat es noch recht warm gehabt. Schließlich kamen die Leute aber selbst auf den Gedanken, daß wir wohl schon fort sein müßten, und hatten sich dann ebenfalls gedrückt. Verwundet war niemand.

Trotz Forts, Blockhäuser, Schießgräben und Drahtverhaue halte ich es für gar nicht so schwierig und gefährlich bei Nacht einen Bahnzug zu überfallen. Um Erfolg zu haben ist aber eine gut disziplinierte Mannschaft ein unbedingtes Erfordernis,

und daran hapert es auf Seiten der Buren bei allen Unternehmungen.

Die Engländer hinter uns ließen wir ruhig weiterschießen und signalisieren. Wir ritten zu unserm Schlafplatz zurück. Die einen hörte man da ihr fettes Pferd rühmen, das sie sich erbeutet hatten, andere waren enttäuscht, daß sie mit leeren Säcken nach Hause zurückkehren mußten. Einige zogen auch wohl die erbeuteten Zündhölzer hervor und haben sicherlich lange Gesichter gezogen, wie sie sahen, was für magere, abgerackerte Gäule das waren, die sie sich erbeutet hatten. Aus Transportbriefen ging dann auch hervor, daß es Pferde waren, die zu ihrer Erholung in das Weidefeld geschickt werden sollten. Da hatten wir trotz der erbeuteten ca. 150 Pferde ein übles Pech gehabt.

Meinen Hunger stillte ich mit den trockenen Bisquits, zog meine Unterjacke aus, rollte die zu einem Kopfkissen zusammen, legte diese in den Sattel und hüllte mich in meine Decke. Zwischendurch wurde ich vom Regen wach, suchte mich dann besser einzuhüllen und schlief weiter. So lange der Regen nicht in Strömen floß, oder das Wasser unter einem durchläuft, hat man schon längst verlernt, sich um den Regen viel zu kümmern. So war denn die Sonne schon heraus, als es mir so unbequem wurde, daß ich mich erhob. Morgens alles durchnäßt, Feuer können wir nicht machen. Mein Frühmal eine gekochte kalte Quitte und ein englisches Bisquit. Schon in aller Frühe hatten sich einige aufgemacht, um noch die Pferde zu erbeuten, die uns in der letzten Nacht durchgebrannt waren. Von einem gepanzerten Zug aus, der ganz in der Nähe der Überfallstelle stand, waren sie mehrfach unter Feuer genommen.

Als diese Leute nun zurück waren, brachen wir auf und ritten zu unsern Standorten zurück. Es regnete, der Boden war glitschig, so hatten unsere armen Pferde es sehr schwer. Aber auch ich, als ich am Sonntag Mittag den 18. April mit dem Feldkornett zurückkehrte, freute mich auf die Sonntagsruhe, namentlich auch, daß ich bei ihm unter Dach kommen und meine

Kleider trocknen konnte. Aber eben haben wir die Enttäuschung der Frauen über uns ergehen lassen, die schon an Brot- und Kuchenbacken gedacht hatten, da kriegen wir aus der Richtung von vorn Rapport: „De Engelsche kom“. Unsere Tiere sind gerade abgesattelt, da müssen wir sie schon wieder einfangen und aufsatteln. Die vordersten Engländer sind uns auf eine Reitstunde nahe und vielleicht sind uns auch viele von hinten, von der Bahn her auf den Fersen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Schwere Zeit.

Am Vaalfluß. — Rücksichtslosigkeit der Engländer gegen Frauen und Verwundete. — Hungersnot. — Versuch Vieh zu erbeuten. — Die Kommandos werden über die Bahnlinie gedrängt. — Wiedervereinigung mit den Heidelbergern. — Große Enttäuschung.

Povikoppen, 14. April. Kehrten heute durchnäßt von unserem Bahnüberfall zurück. Sonntag ist es. Jeder hofft ins Trockne zu kommen, sich zu wärmen und auszuruhen. Das geht aber wieder einmal nicht. Die Engländer sind uns zu nahe. Bis Rietfontein, wo sie nach dem letzten Rapport Lager bezogen haben, ist nur eine Stunde von hier. Mehrere Pferde stehen aufgesattelt beim Hause, sie hätten es so nötig, sich auszuruhen. Während die Frauen uns etwas Essen bereiten, sind wir ihnen behilflich, ihre Habseligkeiten vor den Engländern zu verbergen. Das eine verstecken wir hier und da in dem hohen Gras, anderes in den Erdlöchern, die von den Erdschweinen gegraben werden. Bei mir hatte sich im Laufe der Zeit noch Verschiedenes auf dem Packsattel angesammelt, das mir zu lästig wird es immer mit mir herumzuschleppen, auch dafür suche ich nun ein Versteck aus.

Nachdem der Feldkornett mit unſerer Hilfe alſo das Haus der Frauen für den engliſchen Beſuch beſtellt hatte, brachen wir unſer fünf bei Eintritt der Dunkelheit auf, uns für die Nacht einen Schlafplatz zu ſuchen. Was an lahmen Pferden auf der Farm herumläuft, ebenſo die beiden Milchkühe mit den Kälbern nahmen wir mit. Erſt gegen Mitternacht langten wir am Vaalfluß an, bei einer Hundekälte legten wir uns am Ufer nieder zu ſchlafen.

19. April. In letzter Nacht war es fürchterlich kalt; zum erſten Mal am Morgen alles dicht bereift. Unſer Hunger war dadurch noch größer, und ſo beeilten wir uns, ſchnell Feuer zu machen. Aber eben haben wir die Töpfe ans Feuer geſetzt und das Fleiſch hineingeſchnitten, da fallen ganz in unſerer Nähe Schüſſe, ſo daß wir zu unſeren Pferden laufen und aufſatteln müſſen. Schnell verſtecken wir die dampfenden Töpfe unter den herumliegenden Steinen, treiben unſer Vieh zuſammen und flüchten damit längs des Vaalfluſſes. Bis zu unſerer Farmſtelle ſetzen die Engländer uns nach, dann machen ſie Kehrt, und wir kehren zu unſerem noch ſchwelenden Feuer zurück, ſetzen unſere Töpfe auf und halten unſeren Morgenimbiß.

Abends ging ich zu kurzem Beſuch zu der nächſtgelegenen Farm. Das abgebrannte Haus war wieder einigermaßen bewohnbar gemacht. Die Mutter von Feldkornett Grobler wohnt dort. Von ihrem Manne hat die Frau lange nichts gehört. Jede Familie hat jetzt ihre ſchweren Sorgen und lebt in banger Ungewißheit über das Ergehen der nächſten Angehörigen.

Am 4. Januar, als die Frau mit ihren beiden Töchtern auf der Farm ganz alleine war, wurde ſie von zwei bewaffneten engliſchen Kaffern, die von einem Blockhaus kamen, in frechſter Weiſe überfallen. Eine ſchwarze Dienerin, die dabei der einen Tochter zu Hilfe kam, wurde, als die Tochter ihre Herrin ſchützte, durch den Leib geſchoſſen. Nach zehn Minuten war ſie tot. Das alles iſt Krieg und ein um ſo rückſichtsloſeres Kriegführen, als die Engländer die Schwarzen gegen die Weißen in Dienſt geſtellt haben.

Es war spät, als ich durch die kalte klare Winternacht mit dem funkelnden Sternhimmel zum Schlafplatz zurückkehrte. Meine Decken und ein englischer Soldatenmantel schützten mich nur unvollkommen gegen die Kälte, aber ich war müde. Von den Engländern war für die Nacht nichts zu befürchten, sie waren weitergetrekkt nach Blakfontein an die Bahn.

Den 15. April. Solch ein kalter Wintermorgen treibt auch den ärgsten Langschläfer bald aus seinen Decken. Ich nehme jedoch trotz des Eises auf dem Wasser noch immer mein Morgenbad. Aber dann auch schnell zum Feuer. Mit ausgespreizten vorgehaltenen Fingern sitzt bald die ganze Gesellschaft um das Feuer herum und wirft sich schnell ein Stück Fleisch auf die Kohlen.

Nach dem Frühstück ritt ich fort, ich kam auch über den Platz, wo die Engländer zwei Nächte zuvor kampiert hatten. Da die Buren vor mir dort gewesen waren, war nichts mehr zu holen. In der Nähe wohnte die alte Frau Botha mit ihrer Tochter und ihrer durch den Krieg verwitweten Schwiegertochter und deren drei kleinen Kindern. Diese drei Frauen hatten unter dem letzten Hiersein der Engländer wieder fürchterlich zu leiden gehabt und hatten doch sonst schon so viel Schweres durchgemacht. Am 22. November vorigen Jahres hatte man der alten Frau Botha ihren 33jährigen Sohn, der sich fest an sie angeklammert hatte und bei ihr Schutz suchte, weggerissen und mitgenommen. Der Junge war blödsinnig, war es von Kindheit an, und wie gerade solche Sorgenkinder dem Herzen der Mutter ganz besonders nahestehen, so war es auch hier gewesen. Einige faßten ihn an den Händen und zogen ihn mit sich, andere gingen hinten und traktierten ihn mit dem Gewehrkolben, und die Mutter mußte es mit ansehen, daß ein Engländer ihrem Sohn mit dem Revolver über den Kopf schlug und drohte, ihn zu erschießen. Hätte sie nicht „mooi gepraat" — schön gesprochen — so meinte die Mutter, dann wäre es wohl damals um ihren Sohn geschehen gewesen. Und nun ist die Frau neuerdings noch in Ungewißheit über das Loos ihres Mannes

und eines anderen Sohnes, die in das Kesseltreiben gerieten, das die Engländer anstellten, um de Wet zu fangen. Vater und Sohn sind nicht wieder aus dem Kessel herausgekommen und nicht wieder gesehen worden.

Dieses Mal war es die in dieser Gegend übel berüchtigte Kolonne des Kolonel Remington gewesen. Nur mit Mühe waren die Frauen der Vergewaltigung entgangen. Und obschon das Haus bereits vorher zweimal gebrannt war, wurde es dieses Mal, als es nur noch eine notdürftige Unterkunft bot, wiederum in Brand gesetzt, dieses Mal nun so gründlich, daß von dem Haus auch gar nichts übrig blieb. Selbst die Betten und ihre Kleider hatten die Engländer den Frauen verbrannt. Sie hatten rein gar nichts mehr. Kann das jemand glauben, der diese Aufzeichnungen später liest? Ich kann sagen, daß meine Aufzeichnungen gar nicht zur Genüge das Elend schildern können, was dieser Krieg hier unter wehrlosen Frauen und Kindern anrichtet. Wer in der Außenwelt wird es hören, wer wird es glauben, was sich hier jetzt abspielt? Ich selbst würde es bezweifeln, wenn ich es nicht sähe und immer wieder sähe. Und wie lange wird das Elend noch dauern?

Verhaltene Wut, Angst, Schrecken und Erschöpfung nach den Anstrengungen der letzten Stunden standen den Frauen auf den Gesichtern geschrieben, kaum konnten sie sprechen, und daneben im Gras saßen die Kinder und spielten.

Als die Engländer am nächsten Tage sich wieder in Marsch gesetzt hatten, schenkten sie den Frauen einen Blechkasten mit Soldatenzwieback, das war aber auch das einzige, davon die Frauen zu leben hatten. Sie hatten noch zwei Milchkühe gehabt, auch die hatten die Engländer mitgenommen, ebenso alles, was sie sonst Eßbares hatten. Und dazu mußten die Frauen im freien Feld kampieren, jetzt in den kalten Winternächten.

Es ist ein Glück, daß die Frau noch zwei Söhne im Felde hat. Während ich vorsprach, kamen sie geritten und brachten Fleisch und Mais.

Ich ritt weiter, um nach meinem Patienten zu sehen, den ich in den Streckverband gelegt hatte. Aber der war nicht mehr da. Dieselbe englische Kolonne hatte auch hier gewütet. Schonungslos hatte sie den unglückseligen Verwundeten als Gefangenen auf einen Wagen gepackt und mitgenommen. Wie peinlich sorgsam gingen wir mit den englischen Verwundeten um, noch jetzt ist jeder Bur gegen den verwundeten Engländer, der in unsere Hände fällt, ritterlich gesinnt und behandelt ihn nicht als den Feind. Und was tut England mit unseren Verwundeten? Dieses ist nicht der einzige Fall, bei dem der Mangel an Humanität so deutlich zu Tage tritt. Man kann sich denken, daß unter diesen Umständen die Furcht in englische Hände zu fallen gerade unter den Verwundeten am größten ist.

Die jetzige Kriegführung der Engländer geht nicht mehr darauf hinaus, in jedem Fall die Frauen fortzunehmen. So waren denn hier im Hause die Frauen zurückgeblieben; und damit die Engländer den zehnjährigen Sohn nicht wegnahmen, hatte man ihm zur Zeit der Gefahr Mädchenkleider angezogen. Ein Trick der Frauen, von dem ich schon mehrfach hörte. Greise und zehnjährige Burenjungen sind in den Herzen der Engländer viel zu gefährlich, als daß sie die nicht mit sich nähmen, und so herrscht denn auch für die ältesten Mummelgreise die Parole, wenn die Engländer kommen, „padd geven" flüchten.

Da die Engländer fort waren, war auch der alte Ohm Lenhard zu seiner Behausung zurückgekehrt; sie ist jetzt wieder wie vordem mein Standquartier. So lange der Verwundete hier lag, hatten wir von dem Kommando Wachen vor dem Haus, da konnten wir nachts bei Hause schlafen; jetzt sind die Wachen eingezogen, da ist denn die Ruhe des Hauses bei Nacht zu gefährlich. Deshalb wird abends, wenn es dunkelt, gesattelt.

Wo der Baalfluß, der hier in der Nähe vorbeifließt, eine heiße Stelle hat, wo am Flußufer hohe Weiden stehen, reiten wir allabendlich durch, einer hinter dem anderen. Wer den Fluß am besten kennt, voran, sonst könnten wir mit unseren Pferden in dem reißenden Wasser Malheur haben. Ruhig legen

wir des Abends am anderen Ufer im freien Feld unſer Haupt zum Schlummer nieder.

So nahe dem Fluß iſt es jetzt nachts beſonders kalt, verfroren kehren wir am nächſten Morgen nach dem Haus zurück, uns zu wärmen. Öfters ſtecken wir in dickem Nebel; nichts zu überſehen, da getrauen wir uns denn nur langſam an das Haus heran, draußen bei der Tür bleiben die Pferde aufgepackt und geſattelt ſtehen. Einer reitet 1000 Schritt in den Nebel hinein und hält Wache, daß wir in Ruhe etwas trinken können.

Wyk Rooikoppen, den 18. April. Letzte Nacht kampierte ich mit Feldkornett Grobler und noch drei anderen Buren in dem abgebrannten Wagenhaus von Kommandant Buys. Das ſtellenweiſe noch vorhandene Dach bot Schutz von oben, aber auf dem gepflaſterten Boden lag es ſich infam kalt.

Schon eine Weile hatten wir gelegen. Der eine und andere ſchlief wohl ſchon, da hören wir Pferdegetrappel, nur ein einzelner Reiter nahte. Unſer Kaffer wird aufgerufen, ſich nach dem Nachtreiter umzuſehen. Der Kaffer ruft ihn an, nach einigem Zögern getraut ſich der Reiter näher zu kommen. Es iſt ein Bote, er will zu uns. Er bringt den Rapport, daß Engländer von Standerton auf Villiersdorp marſchieren. Villiersdorp iſt noch eine Stunde von hier, und ſo ſchlafen wir weiter; bei mir iſt das nur ein Halbſchlaf, der gepflaſterte Boden iſt kalt, der Wind puſtet durch die offene Scheune, mein Zeug iſt dünn und keine Decke. Ein Soldatenmantel iſt alles was mich deckt.

Das engliſche Kamp zog nach Villiersdorp, warf dort Schanzen auf. Es ſchien, als wenn es ſich dort feſtſetzen wollte. In der Nacht zum Sonntag ſuchten wir das Kamp zu beunruhigen. Es beſtand nicht die Abſicht es zu nehmen. Im Grunde war es nur auf die Pferde der Engländer abgeſehen, ſie ſollten ſich losreißen und ausbrechen. Hierzu bedurfte es nicht vieler Leute, zudem wollte man nicht Munition vergeuden. So reiten wir am Abend zu der Farm Hatting, bleiben dort mit den Handpferden und legen uns ſchlafen, während eine

kleine Anzahl noch etwas weiter reitet, um von dem diesseitigen Baalufer das englische Kamp jenseits des Flusses zu beschießen, wir hatten mit den Freistaatern verabredet, daß sie das gleiche von der anderen Seite tun sollten.

So liege ich schon eine Zeitlang, denke nach über dies und jenes, es ist Mondschein, da wird plötzlich die nächtliche Stille durch Schießen unterbrochen. Es ist das Schießen einzelner unserer Leute. Die Engländer waren nicht vorbereitet, so vergeht eine Weile, bis sie mit Salvenfeuer antworten. Es hörte sich bei der Nacht an, als wenn Wallnüsse auf einem Holzboden ausgeschüttet werden. Dann tritt aber auch bald das englische Maxim in Aktion, und durch die stille Nacht geht es dom-dom-dom. Der Vorsicht halber habe ich meine Pferde aneinander gekoppelt, den Schimmel an den Braunen; wenn es schlimm wird, kann ich den Schimmel bald wiederfinden. Vorläufig lasse ich die Tiere ruhig weiter grasen, sie haben es schon so schwer.

Eine Stunde ging das Schießen so fort, da kehrten unsere Leute zurück, vergnügt „daar hett ons khaki lekker schrikk ingejaag", „da haben wir Khaki lecker bange gemacht", kamen und legten sich auch schlafen. Zur Vorsicht wurde eine Wache ausgestellt. Wenn man nachts wach wird, kriecht man aus seinen Decken, sucht seine Pferde, bringt sie näher zu der Stelle, wo man seinen Sattel liegen hat, und schläft wieder weiter.

Den 19. April. Als wir morgens erwachten, war es sehr nebelig. Nach allen Seiten hin wurden daher Patrouillen ausgeschickt. Sie brachten das als Neuigkeit mit, daß das Schießen auf das englische Kamp den Erfolg hatte, daß die Freistaater 29 fette Pferde mit Decken eingefangen hatten, die sich losgerissen hatten und herrenlos im Feld herumirrten.

Ganz abgesehen von solchem reellen Erfolge sollte man meines Erachtens solche nächtlichen Beunruhigungen häufiger vornehmen, man riskiert nichts dabei, und wenn man es klug genug anfängt, braucht man auch gar nicht viel Patronen zu verschießen. Während des englischen Salvenfeuers kann man

ganz schweigen, und zwischendurch genügt es, einzelne Schüsse abzufeuern, um die unvorbereiteten, nichtsahnenden Engländer doch in Unruhe zu erhalten. Mehr als eine Beunruhigung kann man mit dem nächtlichen Schießen allerdings nicht erreichen, denn mit Treffresultaten in der Dunkelheit steht es erfahrungsgemäß doch schlecht.

Solch köstlichen Frühmahls, wie ich an diesem Morgen hatte, erinnere ich mich kaum; gegen meinen Sattel gelehnt lag ich da an meinem Feuer, wartete, bis der Nebel sich verzog, da wurden mir von der Farm einige Stück Brot gebracht, dazu briet mir ein Bur zwei tüchtige Stücke Fleisch auf den Kohlen und legte die vor mir auf einen weißen Teller. Ich brauchte nur mein Taschenmesser zu ziehen. Es kam mir vor wie im Schlaraffenland.

Als der Nebel sich verzogen hatte, mußte ich reiten. Ich hatte Rapport bekommen, daß meine Kommandos von jenseits der Bahn über die Bahnlinie gedrängt waren und jetzt auch diesseits standen und zwar zur Zeit bei den „onderste Rooikoppen". Zwei Mann begleiteten mich. An demselben Tage kamen wir aber nicht mehr hin. Unseren Schlafplatz suchten wir auf einer großen Baumfarm, die einem Venter gehörte. Sie war sehr malerisch an einem Taleingang gelegen. Der Sommer ist schon lange vorbei, dennoch suchte ich noch lange im Mondenschein, ob ich nicht noch einige Früchte an den Bäumen fände. Einige Granatäpfel, Quitten und eingetrocknete Feigen war aber alles. Da wir uns sicher wähnten, lagen wir noch lange um ein großes Feuer, erzählten uns dies und das und legten uns dann neben dem Feuer schlafen.

Den 20. April. Den nächsten Morgen stießen wir zu dem Kommando. Feldkornett Botha, den ich treffen wollte, und der mich treffen wollte, war aber schon früh am Morgen ausgeritten, um mich ausfindig zu machen.

Bei den großen Entfernungen und namentlich, da man außer bei den Kommandos auf weite Strecken keinen Menschen antrifft, von dem man etwas erfahren könnte, hatten wir erst

jetzt erfahren, daß die Kommandos von der anderen Seite zu uns herübergekommen waren, und zwar in derselben Nacht, als wir den Bahnüberfall machten, waren sie jenseits von Heidelberg über die Bahn herübergedrängt, von mehreren englischen Kolonnen gegen die Bahn „festgekehrt". In den ersten Tagen ihres Hierseins hatten die Kommandos bittere Not gelitten; Schlachtvieh hatten sie nicht mit über die Bahn gekriegt, Wild gab es nicht und auch keine Gelegenheit Vieh zu erbeuten. Heute kamen nun aus dem Freistaat einige Schlachttiere an, da konnte der Hunger gestillt werden. Wie anders sind jetzt die Zeiten. Während früher mit dem Fleisch verschwenderisch umgegangen wurde, wird jetzt das Fleisch ganz genau Stück bei Stück ausgeteilt. Und abgesehen von der Hungersnot, wie zerlumpt und verbraucht die Kleidung! Was schimmerte da an nackten Schultern, Armen und Beinen durch! Allerdings viel besser steht es auch bei mir nicht, ich habe auch nur die Lumpen, die ich am Leibe trage, und wenn ich lange geritten bin, dann muß ich auch erst die Nadel nehmen, um an meiner mürben, durchgeschabten glänzenden Hose mit einem Fadenmaterial, das ich mir zumeist aus englischen Hafersäcken zusammendrehe, das zusammenzuholen, was das Loch getrennt hat.

Nun traf ich hier bei dem Kommando drei Frauen. Frauen, die die Engländer freundlichster Weise gestern aus Heidelberg ausgeschickt hatten, damit sie ihre Männer besuchen könnten. Des Pudels Kern ist selbstverständlich, daß die Engländer erfahren wollen, welche Kommandos über die Bahn gegangen sind, und über unsere Stärkeverhältnisse, unsere Lage u. s. w. unterrichtet sein wollen. Die meisten Buren sind mit mir derselben Meinung. Aber der eine hofft durch sie etwas über seine Familie zu erfahren, andere freuen sich, daß sie ein Stück Seife, eine Dose Zündhölzer, Nähnadeln, etwas Zwirn oder dergleichen mitgebracht bekommen. Und wenn man den Verrat auch erkennt, durchschaut man nicht dessen Bedeutung, außerdem unterschätzt man den Engländer noch immer und hält nur sich selber für „slim" schlau.

Ich konnte mich nicht lange aufhalten und mußte an den Rückweg denken. Ich ritt daher mit einigen Buren, die dieſelbe Richtung einſchlugen. Es waren Väter mit ihren Söhnen, die auf Beute ausgingen, namentlich war es ihnen darum zu tun, längs der Bahnlinie Pferde und Vieh aufzuſpüren. Unſer Weg führte uns über die ſchon früher erwähnte deutſche Miſſionsſtation des Miſſionars Düring, ſo zu leſen in den Büchern, die ich dort fand. Wie alles andere, ſo iſt auch dieſe deutſche Miſſionsſtation zerſtört, nur die Kirche iſt noch ziemlich gut erhalten. In der Kirche flog eine Taube herum, als einer die gegen die Kirchenwände müde gejagt hatte, fiel ſie uns zur Beute, ſie wurde getötet und mitgenommen. Das daneben ſtehende Gehöft des Miſſionars war nicht gebrannt, aber wüſt ſah es auch da aus. Türen und Fenſter eingeſchlagen, was nicht weggenommen war, lag durcheinander herum. Zerbrochene Tiſch- und Stuhlbeine und ſonſtiges Mobiliar, zerbrochene Glasſachen, namentlich viele von den kleinen braunen Flaſchen homöopathiſcher Medizin aus der Apotheke von Schwabe in Leipzig, für die, ſoweit ſie nicht zerbrochen waren und noch Medizin enthielten, die Buren ein großes Intereſſe hatten, und die ſie aus Vorſicht für ſpätere Zeiten ſich aus dem Wuſt herauskramten. Für mich hatte das größte Intereſſe die Fülle von deutſcher Lektüre, die da herumlag. Wer ſo lange wie ich jetzt nichts mehr zu leſen hat, namentlich keine deutſche Lektüre, der wußte bei der Fülle kaum, was er zunächſt leſen ſollte. Alle Bücher konnte ich ja nicht mit mir nehmen, ich ſonderte mir einen Haufen aus, dann verlud ich ihn zu dem Mais in meinem großen Sack auf mein Packpferd. Wer weiß wie lange ich mit dem Vorrat reichen muß. Als ich fertig war, waren die Buren ſchon lange fort. Ich nahm ihre Spur auf und traf abends auf Malanskraal mit ihnen zuſammen, wo wir die Nacht verbringen wollten. Koſt gab es am Abend vollauf; die Buren hatten Vögel zuſammengeſchoſſen, einer brachte einen Rehbock mit, und zwei Buren, die mit mir zugleich angeritten kamen, hatten hinten am Sattel ein halbes Schwein hängen. Alle

dieſe verſchiedenen Fleiſchſorten wurden in einen großen eiſernen Dreibeintopf zuſammen getan, darin ließen wir ſie ſchmoren. Jeder erinnerte ſich des Hungers, den wir in letzter Zeit oft ausgehalten hatten, und aß noch einmal ſo viel. Dann ſtreckte man ſich müde zum Schlaf nieder, ich lag noch lange am Feuer und las. Was ich geleſen hatte, warf ich fort. Als ich mich dann unter meine Decke ſtreckte, ſtand der Vollmond am klaren Himmel über mir, es war ſo hell, daß man leſen konnte. Wir lagen hier nicht allzu weit von der Bahnlinie. Wachen wurden trotzdem nicht ausgeſtellt.

Den 21. April. Als die beiden zurück waren, die nach den Engländern Umſchau gehalten hatten, und alles ſicher war, hielten wir Frühmahl, dann trennte ich mich mit meinem Begleiter und ritt weiter. Wir wollten einen kleinen Abſtecher nach der „Lemunenfarm", Apfelſinenfarm Tweefontein machen. Der einzige Haken dabei war, daß die Farm ſehr nahe an der engliſchen Bahnlinie lag, und die Engländer in der Nähe ihre Beobachtungspunkte und ſie ebenſogut wie wir Appetit auf Früchte haben. Wir wagten es aber dennoch und vertrauten, daß wir um ſo weniger zu befürchten hätten, als es in Strömen regnete. Der Ritt war riskant auch deshalb, weil das Gelände ſehr zerklüftet war; Gelegenheit für den Engländer genug uns aufzulauern, aber nach der Theorie der Vorſicht kann man im Krieg nicht immer handeln. Wie auf Patrouille an den Feind, ſo pürſchten wir uns an die Apfelſinenfarm heran, und als wir da waren und nichts Verdächtiges gemerkt hatten, zogen wir unſere Pferde ins Gebüſch und gingen zu den Früchten. Die gab es da in Unmaſſe. Wir fanden nicht weniger als 365 Apfelſinenbäume, alle waren vollbehangen von den gelbroten Früchten. Unter den danebenſtehenden Wallnußbäumen ſah es aus, als ob es Nüſſe geregnet hätte, und von den Feigenbäumen leuchtete das Blaurot der Früchte. Solch eine Menge von Feigen hatte ich ſonſt nirgends geſehen.

Lange durfte unſeres Bleibens nicht ſein, ſchon ſo mußten wir mit einem Ohr hinhorchen, ob wir nichts Verdächtiges

merkten. Zwei Mann waren wir ja nur und das Fatalſte war, der Garten hatte nur zwei Ausgänge, und rings herum ging eine hohe Mauer. Eiligſt rafften wir noch die Nüſſe zuſammen, pflückten Granatäpfel und Apfelſinen einen ganzen großen Sack voll, dann aber hieß es fort. Vorſichtig Umſchau haltend ſchlichen wir aus dem Garten fort, vorbei an dem Beobachtungspunkt über uns, wo eine engliſche Reiterpatrouille Umſchau hielt.

Ich füge hier gleich an: Als zwei Tage ſpäter zwei Buren ebenfalls der Früchte wegen die Farm aufſuchten, wurden ſie von den Engländern überraſcht, der eine, ein Botha, bekam einen Schuß durch den Kopf und blieb liegen, der andere entkam mit genauer Not.

Als wir nach unſerer Meinung weit genug geritten waren, ſattelten wir ab. Wir wollten uns ein großartiges Mahl bereiten, hatten ja reichlich vom Rehbock und Schweinsrippe am Sattel hängen, aber Zündhölzer ſchon längſt nicht und auch keinen Feuerſchlag. Was wir auch anſtellten, wir bekamen kein Feuer, alles war naß,

Als unſere Pferde ſich ausgeruht hatten, ritten wir weiter und kamen ſpät am Abend zum Hauſe des Feldkornetts. Den ganzen Tag war uns kein Menſch begegnet. Hier waren die Frauen zu Hauſe. Alles ſchlief ſchon. Aber die Hunde hatten angeſchlagen, das mußte die Frauen ängſtlich machen. Ich ritt ſchnell an das Haus heran und klopfe ans Fenſter: „Gooden avend, ik is de dokter!“ Antwort: „Ons hett all gehoor, dokter moet nog mar eventjes wacht.“ „Wir haben ſchon gehört, Doktor muß nur noch eben warten.“ Ehe die Hunde noch anſchlugen, hatten die Frauen ſchon unſere Pferde gehört, hatten ſeitdem wachend gelegen, ſie, ſo ganz allein in der Einſamkeit, waren ängſtlich geworden. Nicht lange, da ſah man trübes Licht, und die Frau öffnete uns, in der Hand eine ſchwelende Fettlampe. Die Begrüßung war recht freundlich. Daß wir Unterkunft bekamen, war mir in dieſem Falle ganz beſonders angenehm, den ganzen Tag waren wir in Regen und Wind geritten, kein

trockener Faden war an uns und die Schlafdecke unter dem Sattel naß von Regen und Pferdeschweiß. Beneidenswert erschien mir in dieser Situation der kleine Kaffer, der vor dem Ofen in sich zusammengerollt am Boden lag und schlief; eine zerrissene rote englische Uniform mit überlangen Ärmeln deckte ihn. Mit dem Fuß wurde er munter gemacht, Feuer zu machen, und dann gab es Kaffee. Die Fettlampe, so trübe sie brannte, hatten wir verlöschen lassen, nächtlich umherstreifende Spione konnten dadurch auf das Haus aufmerksam werden. Wohl noch eine Stunde lang saßen wir um den Kochherd herum, die Wärme tat unseren Gliedern wohl; dann breitete ich meine nasse Schlafdecke und meinen ebenso feuchten englischen Infanteriemantel auf dem Holzfußboden aus. Frau Grobler tat auch ein übriges, indem sie uns eine Decke überließ. Nicht lange und wir lagen fest im Schlaf.

Den 22. April. Früh fortgeritten, um das Kommando zu suchen. Wie das jetzt gar nicht ungewöhnlich ist, wir ritten lange, ohne auch nur ein einziges lebendes Wesen zu Gesicht zu bekommen. Als wir da plötzlich vor uns Reiter gewahren, wissen wir nicht, wen wir vor uns haben, und mein Handpferd rückt mir aus der Hand. Im Stiche lassen will ich es nicht, wenn das da vorne auch Engländer sind. Schwer hält es das Pferd wieder einzufangen, das Feld ist mit Stacheldraht übersät. Bei van Heefers-Kop stießen wir zu unserem Kommando, die hatten da ein kleines Renkontre mit den Engländern, die noch immer in Villiersdorp ein Kamp haben. Da es mitten zwischen der befestigten Bahn und der Blockhauslinie liegt, so kann es uns leicht gefährlich werden, wenn die Engländer einmal wieder von den Blockhäusern und der Bahnlinie aus ein Kesseltreiben veranstalten. Auch hier hatten die Engländer ehemals ein stark befestigtes Blockhaus. Breite Drahtverhaue ziehen sich noch jetzt ringsum um den Kopp herum. Man überzeugt sich immer wieder, daß solche durch Drahtverhaue befestigten Plätze für Reiterei nicht zu nehmen sind, und Artillerie haben wir nicht.

Einer der Buren macht ausfindig, daß hier früher von den Engländern Konserven vergraben waren. Mit allen möglichen Instrumenten wühlte man die Erde weg und fand eine ziemliche Menge von Corned beef und Maconochis Army and Navy rations.

Abends vertrekkten wir nach Beerlaagte; durch Zinkplatten, die da umherlagen, schützten wir uns gegen Regen und Wind.

Plattkop, den 23. April. Schon frühe zu einem Verwundeten nach dem Distrikt Standerton geholt. Der Ritt bis dahin war weit, weiter als wie man denkt, wenn man den weithin sichtbaren Tafelberg, den „Plattkop", vor sich sieht. Die Sonne war schon unter, als ich endlich bei dem Patienten anlangte. Er lag da in einer Lehmhütte, die zwei Frauen mit einer großen Kinderschaar als Wohnung diente. In der Hütte wurde gekocht, es brannte ein offenes Kuhmistfeuer, dessen dichter Qualm sich mir drückend auflegte, als ich eintrat. Der Mann hatte einen schweren Lungenschuß bekommen und viel Blut verloren.

Meine Ankunft war dem benachbarten Kommando bekannt, so stellten sich im Laufe des Abends mehrere Leute ein, um sich bei mir nach dem Verwundeten zu erkundigen und sonst Neues von mir zu hören.

Den 24. April. Das Standerton-Kommando erbeutete bei Standerton 100 Schlachttiere. Früher hatten wir selbst Vieh genug, da war solch ein Rapport von wenig Interesse, jetzt ist es für alle eine Magenfrage. Mais gibt es fast gar nicht mehr. Durch ihre Blockhäuser und durch das Kesseltreiben haben die Engländer unser Vieh in ihre Hände bekommen. Als man zuletzt ein solches Kesseltreiben anstellte, um General de Wet zu fangen, da sollen sich die Engländer nicht weniger als 32000 Stück Rindvieh in den Kessel getrieben und erbeutet haben.

Den 27. April. Als ich zum Hause des Feldkornetts zurückkehrte, war der mit seinem Kommando fort. Der Hunger hatte das Kommando auf den Marsch getrieben, auf Suche nach Fleisch, sie waren ausgegangen in Richtung Vereeniging. In

banger Erwartung sind die vereinzelten Familien zurückgeblieben, ob der Zug auch glücken wird. Wenn das Kommando nichts zu essen hat, haben sie erst recht nichts; die Familien müssen vom Kommando aus versorgt werden. Hätten die Engländer alle Familien fortgeführt, das wäre uns viel lieber. Auch unsere Pferde gehen einer schweren Zeit entgegen. Seitdem der erste Reif gefallen ist, brennt das Gras wie Zunder, und das Grasbrennen wird von den Engländern schon wieder weidlich besorgt. Außer Gras und das ist jetzt das dürre Gras haben unsere Pferde nichts zu fressen. Da ich das Kommando doch nicht mehr erreichen kann, mache ich es mir gemütlich, sitze ganz friedlich im Schatten des Hauses auf einem Stumpfblock und bin in „Merenskys Erinnerungen aus Süd-Afrika" vertieft, die ich mir neulich von der Missionsstation mitgebracht habe, da kommt Frau van der Merve gelaufen: „Docter moet gau vlucht, de voorste Engelsche is all na by", „Doktor muß schnell flüchten, die vordersten Engländer sind schon nahe bei". So war es auch, eine Störung im Programm eines Tages, den ich in aller Gemütsruhe zu verbringen gedachte. Ein Glück, daß ich meine beiden Pferde schnell fassen konnte, schnell war der Sattel auf; was ich in der Eile nicht mehr auf dem Sattel festmachen konnte, warf ich der Frau zu, daß sie es noch schnell im Gras versteckt, und dann bin ich im Galopp davon, erst durch eine Senkung, dann die Höhe hinauf, halte kurze Umschau, sehe wo die Engländer sind und wohin ich flüchten muß. Die vordersten englischen Reiter umschwärmen schon das Haus. Hinter den Engländern her wälzt sich der Brand mit den dichten Rauchwolken. Wie wird es da den Sachen, meiner Rolle Tabak ergehen, die im Gras weggesteckt sind? Nichts als weiter heißt es für mich. Ich halte mich links an den Rooikoppen, die Engländer scheinen mehr nach rechts die Richtung nach Villiersdorp einzuschlagen. So komme ich nach Roovall, wo Frau Greyling wohnt. Dort denke ich etwas über die Engländer erfahren zu können. Aber ihr Mann, der Feldkornett, ist mit dem Beutekommando fort, keine Mannsperson ist hier,

und die Frau selbst weiß noch gar nicht, daß Engländer im Anzuge sind. Lange kann ich mich nicht aufhalten, erst trinke ich aber mein Kummetje Kaffee, dann reite ich weiter nach Hexrivier. Ich halte mich immer am Rande der Berge, von denen ich nach rechts weithin Umschau halten kann, ich bin da ziemlich hoch. So stehe ich wieder und luge aus, da kommt in voller Hetz etwas angeritten, ein Schwarzer ist es, so viel erkenne ich! Was ich daraus machen soll, weiß ich nicht. Sollten die Engländer wissen, daß alle Mannspersonen hier fort sind, wäre es nicht möglich, daß die Berge voll von Kaffernspionen säßen? Bei dieser Ungewißheit lasse ich den Schwarzen nicht näher kommen und ergreise vor ihm die Flucht. Erst nahe bei Hexrivier lasse ich ihn wieder näher kommen, da stellt sich heraus, es ist ein alter Kaffer von Rooivall, der von seiner Herrin von den nahenden Engländern gehört hat und jetzt vor ihnen flüchtet. In Hexrivier sind noch einige Männer, sie waren ängstlich geworden, als sie mich hatten kommen sehen. Von den Engländern wußten auch sie nichts. Es gingen daher gleich zwei Mann als Patrouillen ab, um die Engländer zu beobachten.

Fast alle Frauen und Familien, die noch zurückgeblieben waren, hatten sich nach Hexrivier geflüchtet und in den stehengebliebenen Gebäuden der Goldminen Zuflucht gefunden. Die Not ist groß, jetzt auch die Hungersnot, kein Fleisch mehr da. So leben die Frauen jetzt in banger Erwartung, ob es unserem Kommando glücken wird, an der Kapbahnlinie Vieh zu erbeuten. Der Erfolg ist im wörtlichsten Sinne eine Lebensfrage, wenn anders wir nicht unsere Packpferde schlachten wollen. Bald gibt es gar nichts mehr.

Die Engländer waren inzwischen vorbeigetrekkt nach Villiersdorp, da reite ich kurz vor Sonnenuntergang den Weg zurück, den ich am Morgen gekommen. Überall brennt das Gras, gerne machte ich mich daran es auszuschlagen, aber ich fühle mich zur Neutralität verpflichtet. Soll die Genfer Konvention sich behaupten, sollen die Segnungen, die von ihr ausgehen

können, den Völkern zugute kommen, dann muß sie peinlichst in acht genommen werden, rücksichtslos — nur dann allein kann sie im Völkerkriege ein Segen werden.

Über die Rückkehr in mein Standquartier waren die Frauen sehr erfreut, um so mehr als die Engländer hier gewesen waren. Dieses Mal hatten sie sich nichts Ungebührliches zu Schulden kommen lassen, ja sogar die beiden Milchkühe, die ich in der Eile nicht mehr hatte forttreiben können, hatten sie dagelassen. Rund um das Haus brennt noch das Gras. Was soll aus den Tieren werden, wenn alles Gras verbrannt ist, wenn sie dann kein Futter mehr haben? Der Schutz der Frauen kann ein Vergehen gegen die Genfer Konvention nicht in sich schließen, so lasse ich mir schnell einen Sack geben und reite zu der Stelle, wo das Grasfeuer am schwächsten brennt, und beginne es auszulöschen. Viel Schweiß kostet das, ich sehe aus, wie ein Mohr, wie ich zurückkomme, aber für die Frauen ist eine Kuhweide gerettet.

Mit den Engländern, die hier gewesen waren, war auch ein Bur geritten, und zwar hatte der die weiße Parlamentärflagge geführt. Der Bur war den Frauen nicht persönlich bekannt gewesen, so hatten sie ihm nicht getraut, ihm nur ausweichend geantwortet und ihm vor allen Dingen hartnäckig die Antwort auf die Frage verweigert, wo das Kommando sich befinde. Später erfuhr ich, daß er wirklich von Louis Botha gesandt sei, um uns über die eingeleiteten Friedensverhandlungen zu unterrichten. Wie aus dem überbrachten Schreiben hervorging, waren also diesmal tatsächlich Friedensverhandlungen im Gange. Damit der Bote uns von jenseits der Bahnlinie überhaupt erreichen konnte, war er mit Einverständnis der Engländer mit jenem englischen Kommando hergeschickt, um zu erfahren, wo wir waren, und dann sich von den Engländern zu trennen und zu uns herauszukommen.

Den 28. April. Vorläufig konnte ich nichts anderes machen, als in meinem Standquartier abwarten, welchen Erfolg unser Beutekommando haben würde und davor auf der

Hut zu sein, mich nicht von den Engländern überraschen zu lassen, wie mir das gestern fast passiert wäre. Gegen Mittag kam ein Bur geritten, der viele Neuigkeiten brachte, unter anderen, daß jetzt alles, was noch vom Heidelberg-, Pretoria-, Bethal- und Standerton-Kommando jenseits der Bahn gewesen war, so von den Engländern in die Enge getrieben wurde, daß sämtliche Truppen über die Bahn hierher geflüchtet sind. Wie die Kommandos die Bahn passiert, hatten ihnen die Engländer zwar einen gepanzerten Zug auf den Hals geschickt, doch alle waren unversehrt herübergekommen.

Diese eben genannten Kommandos hatten vor kurzem, als sie auf der anderen Seite waren, ein Gefecht mit den Engländern, in dem leider mehrere verdienstvolle und tüchtige Offiziere von uns gefallen, darunter Kommandant Prinsloo vom Pretoria-Kommando, Feldkornett van Niekerk vom Bethal-Kommando und andere. Vor Tagesanbruch, als man eben angefangen hatte, Pferde aufzusatteln, hatten die Engländer unsere Kommandos überrascht, es kam zu einem Gefecht, in dem die Engländer bald Fersengeld zahlten und nach Buschmannskop flüchteten, wo sie sich verschanzt hatten. Auf der Flucht hatten sie große Verluste, verloren auch viele Pferde.

Ein anderes, was mir erzählt wurde, ging mir persönlich sehr nahe.

Seit meiner letzten Gefangenschaft im März vorigen Jahres hatte ich, damals durch einen glücklichen Zufall, auf dem Konsulate in Pretoria die letzten Nachrichten von meiner Familie gehabt, die im Februar etwa abgeschickt waren. Mittlerweile sind 14 Monate ins Land gegangen, ohne daß ich auch nur ein Sterbenswörtchen von meinen Angehörigen wie überhaupt irgend etwas aus Deutschland gehört hätte. Von mir aus ist nicht möglich einen Brief zugestellt zu erhalten, wir sind alle Zeit von den Engländern rings umgeben; Post, Telegraph, Eisenbahnen haben wir schon lange nicht mehr; alles was von anderen Weltteilen nach Süd-Afrika geschickt wird, muß den englischen Verkehr passieren und bleibt bei den Eng-

ländern. Nun — so kann ich nachträglich berichten — hatte inzwischen meine Familie durch Vermittelung des deutschen auswärtigen Amts erreicht, daß mir durch die englischen Militärbehörden eine Briefsendung zugestellt werden sollte. Vor etwa 14 Tagen war ein Engländer mit der Parlamentärflagge von Balmoral ausgeritten, um mir bei dem Heidelberg-Kommando die Briefe auszuliefern. Das englische Intelligenz-Departement weiß demnach sehr wohl, daß ich bei dem Heidelberg-Kommando stehe; nur war es insofern nicht richtig informiert, als es nicht wußte, daß ich mich seit einiger Zeit bei dem Teil des Kommandos aufhalte, der südlich von der Bahnlinie steht. Der englische Abgesandte gab den Brief ab bei Alberts, meinem General, zugleich mit einem Schreiben: „on request of the acting German Consul at Pretoria, „auf Ersuchen des zeitigen deutschen Konsuls in Pretoria", das einem englischen Offizier vom Middelburg-Headquarter in Pretoria dem Stationsoffizier in Balmoral zur Besorgung zugestellt war.

Da ich nicht da war, bestätigte statt meiner General Alberts den Empfang des Briefes und nahm die Briefe in Verwahrung. Sobald nun der Verweser meiner Ambulanz, Herr Schuchardt, hiervon erfuhr, hatte er sich die Briefe vom General ausgebeten. Allein meine bei dem Kommando zurückgelassene Ambulanz wurde gefangen, und wird noch heute von den Engländern zurückbehalten.

Wie mir zu Mute ist, vor dieses fait accompli gestellt zu werden, können mir nur die wenigen nachfühlen, die je einmal selbst in ähnlicher Lage waren.

Mit Sorge habe ich in mancher Nacht meiner 66jährigen Mutter gedacht, ob sie den Schmerz über den Tod meines während des Krieges verstorbenen Vaters überwinden würde. Was für eine Auffrischung in dem öden Einerlei dieses uns von der Kulturwelt völlig abschließenden Krieges hätten diese Briefe mir sein können.

Aber nicht nur das. Es wurden mir sogar die Aussichten genommen, je diese Briefe zu erhalten. An der Stelle,

wo die Ambulanz gefangen war, hatten Buren zwei Tage später eine Feuerstelle angetroffen, wo sie außer zur Ambulanz gehöriger verbrannter Gegenstände auch verbrannte Schriftstücke hatten liegen und umherflattern sehen.

Briefe aus der Heimat! Meine dringendsten persönlichsten Wünsche, so nahe waren sie daran gewesen, sich zu erfüllen! Da ich nun möglichst bald General Alberts sprechen wollte, ritt ich gleich fort und erreichte am Abend das Kommando.

Große Freude bei meinem Kommando mich wieder zu sehen — wir waren dieses Mal längere Zeit getrennt gewesen — jeder tritt heran, mir die Hand zu „langen", und wohin ich auch komme, jeder weiß und spricht von meinen Briefen und schließt mit der Betrachtung: „het is doch all te jammer, dat docter zyne brieven niet gekryg heeft". „Es ist doch allzu schade, daß Doktor seine Briefe nicht bekommen hat." Im stillen hatte allerdings mancher gedacht, meine Briefe würden ihm viele Neuigkeiten aus Europa bringen — eine Illusion! Denn bemerkenswerte Neuigkeiten würden selbstverständlich nie die englische Zensur passiert haben. Warum sollten die Engländer in dieser Privatsache eine Ausnahme machen, ist doch schon seit mehr als einem Jahr ihr eifrigstes Bestreben darauf gerichtet, uns rein gar nichts von der Außenwelt hören zu lassen.

Wegen Wegnahme bezw. Zurückbehaltung meiner Ambulanz hat General Alberts bereits die notwendigen Schritte getan, freilich der Parlamentär, der mit dem Schreiben zu den Engländern geschickt ist, ist noch immer nicht zurück, schon mehrere Tage ist er fort.

Hoffentlich kommt die Ambulanz überhaupt noch einmal zurück, absolut gewiß ist mir das durchaus nicht. Denn es scheint nach allem, daß die Engländer jetzt ganz tun, was ihnen beliebt, nach keinem fragen und wie sie meinen zu fragen brauchen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der letzte Kriegsmonat.

Die Friedensverhandlungen. — Der letzte Tag im Feld.

Maiennacht. In mein englisches Blankett eingerollt, den Sattel gegen den Wind aufgestellt, liege ich da im freien Feld. Vor Kälte kann ich nicht schlafen. Meine Gedanken beginnen zu wandern, zurück zu früheren Zeiten, ins Elternhaus, in die Heimat. Der Mai in der deutschen Heimat!

Und hier jetzt, welch trauriges ödes Einerlei umgibt mich und wartet unser in diesem neuen Kriegsmonat. Um „voedsel" und „decksel" wird täglich gebetet. Immer höher steigt die Nöt. Nicht lange mehr kann das so fortgehen. Nichts mehr zu essen; nichts anderes als Lumpen, und die nur unvollständig, uns gegen die Unbilden der jetzigen Winterkälte zu schützen. Die Munition ist auf. Unsere Pferde werden von Tag zu Tag kraftloser, frische Pferde gibt es nicht mehr.

Das Gras ist verdorrt, ein Funke genügt, aus der Grasfläche ein Feuermeer zu machen, und wo nur eine feindliche Kolonne durchs Feld zieht, da steigen weithin sichtbar Rauchwolken auf, brennen die Engländer uns das Gras weg, daß unseren verhungerten Pferden auch rein gar nichts mehr übrig bleibt.

Das ist schwer, aber am schwersten ist es doch anzusehen, was Frauen und Kinder leiden müssen, wenn zum Glück auch nur wenige noch bei uns sind. Ihnen nahmen die Engländer alles, kein Haus haben sie, um es zu bewohnen, nichts anzuziehen, als die dürftigste Kleidung und jetzt ebenso wie wir oder noch weniger als wie wir zum Essen. Wird vom Kommando aus nicht täglich für diese Unglücklichsten gesorgt, ein Stück Fleisch von unseren Schlachtochsen gebracht — oft ist das wegen Nähe der Engländer rein unmöglich — dann steht das Schreckensgespenst des Verhungerns unmittelbar vor ihnen. Wie schwer

seufzt Land und Volk unter der Geißel eines so rücksichtslos geführten langen Krieges.

Nichts ist so allgemein als das Verlangen nach Frieden. Wie wir so, wie wir sind, noch einmal durch den Winter kommen sollen — ich weiß es nicht.

Jeder klammert sich an das, was der eine direkt, der andere aus zweiter, dritter Hand von Friedensgerüchten gehört hat. Zwar häufig schon kursierten Friedensgerüchte, schon im Februar des ersten Kriegsjahrs, als ich eben den Krieg kennen gelernt hatte und damals gern mehr davon kennen lernen wollte; nie aber waren die Friedensgerüchte so anhaltend wie jetzt, und daß sie diesmal nicht wieder aus der Luft gegriffen sind, das wissen wir, seitdem Louis Botha uns am 29. vorigen Monats Botschaft schickte, uns über den Stand der tatsächlich eingeleiteten Friedensunterhandlungen zu unterrichten.

Am 4. März 1902 hatte Lord Kitchener im Auftrage der britischen Regierung an Schalk Burger, unseren wahrnehmenden Präsidenten, ein Schreiben gesandt, dem eine Kopie der Unterhandlungen beilag, die von der holländischen Regierung im Interesse der Buren mit der englischen Regierung gepflogen waren. Dieses Anerbieten Hollands war von den Engländern durch Lord Landsdowne etwa dahin beantwortet, daß die englische Regierung zwar das menschenfreundliche Vorhaben der niederländischen Regierung anerkenne, daß sie jedoch bei ihrem Vorhaben bleibe, d. h. keine Intervention einer fremden Macht annehmen wolle. Dazu hatte Lord Landsdowne geäußert, daß nur direkte Unterhandlungen der Burenführer mit Lord Kitchener am schnellsten und auf die meist befriedigende Weise zum Ziel führen würden. So wollte sich die englische Regierung auch nicht darauf einlassen, wie das von Holland vorgeschlagen war, daß die nach Europa entsandte Burendeputation freies Geleit nach Afrika bekommen möge, um sich dort mit den Burenführern zu unterreden und dann nach Europa zurückzukehren, ausgestattet mit der Vollmacht Frieden schließen zu können. Lord Landsdowne erklärte, wenn die Buren nun einmal zu

unterhändeln begehrten, dann müßten die Unterhandlungen an Ort und Stelle, d. h. in Afrika geführt werden. Außerdem würde durch die Entsendung der Burendeputation von Europa nach Afrika unnütz Zeit verloren, würden die Feindseligkeiten, d. i. unnötiges Blutvergießen zum mindesten um drei Monate verlängert. Außerdem wurde der holländischen Regierung gegenüber der Einfluß der Mitglieder der Burendeputation in Europa auf die leitenden Persönlichkeiten der Buren im Feld als auch die Kompetenz der in Europa weilenden Deputation stark in Zweifel gezogen.

Von diesen Verhandlungen wußten wir nichts, bevor Lord Kitchener sie an Schalk Burger mitteilte.

Unser Präsident erkannte in der Übermittelung dieser Schriftstücke die Aufforderung, aufs neue mit Kitchener in Unterhandlungen zu treten. Ehe Schalk Burger aber etwas unternehmen konnte, mußte er sich mit der Freistaat-Regierung ins Einvernehmen setzen. Dieses teilte er Lord Kitchener mit, zugleich mit dem Vorschlag, es der Transvaal-Regierung zu ermöglichen, sich mit der Freistaat-Regierung zu besprechen. Ein weiterer Vorschlag ging dahin, ihm sowie der Freistaat-Regierung zu dem Ort, wo diese Besprechung stattfinden könnte, freies Geleit zu gewähren.

Dieser Vorschlag wurde von Kitchener akzeptiert, und so fand am 9. April zu Klerksdorp in Transvaal und zwar innerhalb des englischen Okkupationsgebietes eine Zusammenkunft der Regierungen beider Republiken statt.

Man kam überein, mit Lord Kitchener persönlich zu unterhandeln. Diese Unterhandlung fand am 12. April zu Pretoria statt. Im Einverständnis mit den Regierungen beider Republiken schickte Kitchener darauf folgenden Bericht an seine Regierung ein.

Pretoria, den 12. April 1902. Die Burenvertreter wünschen Seiner Majestät Regierung zu unterbreiten, daß sie ein ernstes Begehren nach Frieden haben und daß sie deshalb beschlossen haben, die britische Regierung zu bitten, die Feindselig-

keiten zu Ende zu bringen und mit ihnen einen Friedensvertrag einzugehen. Sie sind bereit, einer Übereinkunft zuzustimmen, durch die nach ihrer Meinung alle zukünftigen Kriege zwischen ihnen und der britischen Regierung in Süd-Afrika verhindert werden. Sie sind der Ansicht, daß dieses Ziel erreicht werden wird, wenn folgende Punkte berücksicht werden:

1. Verleihung des Stimmrechts an Ausländer,
2. Gleichberechtigung der holländischen und englischen Sprache als Unterrichts-Sprache,
3. Zollunion,
4. Schleifung sämtlicher Festungen in Transvaal und im Freistaat,
5. Im Falle zukünftiger Uneinigkeiten Unterwerfung unter einen Schiedsspruch, der allein durch Angehörige der Parteien herbeizuführen ist.
6. Gegenseitige Amnestie.

Erscheinen diese Vorschläge nicht annehmbar, so wünschen sie zu wissen, welche Vorschläge die britische Regierung ihnen machen wird, um das Ziel, das sie alle begehren, zu erreichen.

Das Antworttelegramm der englischen Regierung an Lord Kitchener gab dieser im Beisein Lord Milners den Vertretern der Buren bekannt. Es lautet:

„Von dem Staatssekretär an Lord Kitchener.

London, den 13. April 1902.

Seiner Majestät Regierung teilt von Herzen das ernste Begehren der Burenvertreter und gibt sich der Hoffnung hin, daß die gegenwärtigen Verhandlungen zum Frieden führen werden. Aber sie hat bereits auf das deutlichste erklärt, und muß das hier wiederholen, daß sie keine Vorschläge in Erwägung ziehen kann, welche die Unabhängigkeit der früheren Republiken zur Voraussetzung haben, die formell von der britischen Krone annektiert sind. Es wird gut sein, wenn Sie und Milner mit den Burenvertretern zusammen kommen und dieses ihnen deutlich machen werden. Sie müssen sie ermutigen, neue, die Un-

abhängigkeit ausschließende Vorschläge zu machen, welche wir gerne entgegennehmen werden."

Ein harter Schlag! Unverwunden kam in dem Telegramm zum Ausdruck, daß die englische Regierung die Unabhängigkeit der Republiken ganz und gar als eine verlorene Sache behandelte. Rundweg erklärten diese, auf die Unabhängigkeit nicht verzichten zu können. Außerdem ginge es über ihre persönlichen Machtbefugnisse hinaus, die Unabhängigkeit preiszugeben und weiter zu unterhandeln. Die Entscheidung darüber liege beim Volke.

Sie stellten darauf an Lord Kitchener den folgenden Antrag:

„Nachdem die Regierungen in Erwägung gezogen haben, daß das Volk bis heute gestritten und alles für seine Unabhängigkeit aufgeopfert hat, und sie nicht das verfassungsmäßige Recht haben, irgend einen Vorschlag zu machen, sofern die Unabhängigkeit in Frage kommt, da ferner jetzt durch die britische Regierung andere Vorschläge gefordert werden, die sie nicht machen können, ohne zuvor mit dem Volke Rats gepflogen zu haben, so schlagen sie vor, daß ein Waffenstillstand geschloffen wird, um ihnen zu ermöglichen, mit ihren Bürgern zu unterhandeln."

Gleichzeitig war auch Lord Kitchener aufgefordert, seine Regierung zu veranlassen, unter Voraussetzung der Preisgabe der Unabhängigkeit Vorschläge zu machen.

Kitchener telegraphierte seiner Regierung dann folgendes:

„Von Lord Kitchener an den Staatssekretär

Pretoria, den 14. April 1902.

Im Laufe der Unterhandlungen ist eine Schwierigkeit entstanden. Die Burenvertreter erklären, konstitutionell nicht befugt zu sein, über Fragen zu verhandeln, welche die Aufgabe der Unabhängigkeit voraussetzen, da hierfür die Zustimmung der Bürger notwendig ist. Wenn sie selber Bedingungen aufstellen würden, so würde sie das in eine falsche Position ihrem Volke

gegenüber bringen. Wenn jedoch Seiner Majestät Regierung Bedingungen anbieten könnte, die sie nach Preisgeben der Unabhängigkeit zu stellen bereit sein würden, so würden die Volksvertreter, nachdem sie die nötigen Aufklärungen erbeten hätten, ohne der Billigung oder Mißbilligung Ausdruck zu geben, solche Bedingungen dem Volke vorlegen."

Als Antwort der englischen Regierung hierauf wurde bekannt gegeben:

„Von dem Staatssekretär an Lord Kitchener.

London, den 16. April 1902.

Wir haben mit großer Verwunderung aus Ihrem Telegramm die Botschaft der Burenführer empfangen.

In eine Zusammenkunft haben wir auf ihr Ansuchen eingewilligt. Sie müßten sich unserer wiederholten Erklärungen erinnern, daß wir nämlich keine Vorstellungen in Erwägung ziehen konnten, deren Grundlage eine erneuerte Unabhängigkeit der beiden süd-afrikanischen Staaten ist. Deshalb waren wir berechtigt anzunehmen, daß die Burenvertreter die Idee der Unabhängigkeit hatten fahren lassen, und daß sie Bedingungen für die Übergabe der noch im Felde stehenden Streitkräfte aufstellen würden.

Sie erklären nun, daß sie konstitutionell nicht die Macht haben, Bedingungen zu besprechen, die eine Wiederherstellung der Unabhängigkeit ausschließen, und fragen uns, welche Konditionen geschenkt werden würden, wenn sie die Forderung der Unabhängigkeit würden fahren lassen, nachdem sie diesen Streitpunkt ihren Leuten vorgelegt haben.

Dieses Verhalten erscheint nicht geeignet, auf die schnellste Weise eine Beendigung der Feindseligkeiten herbeizuführen, die den Verlust von so viel Menschenleben und Geld verursacht haben. Unser Bestreben ist, wie von Anfang an, dem weiteren Blutvergießen zuvorzukommen und die Herstellung von Friede und Glück in den durch den Krieg so schwer heimgesuchten Ländern zu beschleunigen, und Sie und Lord Milner werden ermächtigt die Burenführer auf das Anerbieten zu verweisen, das Sie General Botha vor mehr als zwölf Monaten machten, und ihnen

zu ſagen, daß trotz erheblicher Verminderung der Gefechtsmacht, die uns gegenüberſteht, und trotz der weiteren Aufopferung unſererſeits, die uns berechtigen ſollten, ſchwerere Bedingungen zu ſtellen, wir doch bereit ſind, in der Hoffnung auf einen bleibenden Frieden und eine Verſöhnung, eine allgemeine Übergabe im Sinne jenes Anerbietens anzunehmen. Über einzelne Punkte jedoch würde ein beſonderes Übereinkommen erforderlich ſein."

Ein Verſuch, Lord Kitchener zu beſtimmen, ein Mitglied der Burendeputation aus Europa herüberkommen zu laſſen und einen Waffenſtillſtand zu gewähren, ſchlug fehl. Nun kam man mit Kitchener dahin überein, daß, während beide Regierungen als Gäſte der Engländer ihre Beratungen fortſetzten, von Transvaal Louis Botha und General de la Rey, dem Freiſtaat de Wet und General Herzog unter freiem Geleite zu ihren Bürgern zurückkehren, ſich mit ihnen beſprechen und ſie veranlaſſen ſollten, daß die Bürger aus ihrer Mitte Volksvertreter „Afgevardigde" wählten, Transvaal und der Feiſtaat je dreißig.

Am 15. Mai ſollten dieſe nach Vereeniging, Grenzſtation zwiſchen Transvaal und Oranjefreiſtaat, zuſammen kommen, um dort mit ihrer Regierung zu beraten. Die Beratungen ſollten unter dem Schutz der weißen Flagge ſtattfinden.

So war der Stand der Verhandlungen der beiden Burenregierungen mit England, als Louis Botha Ende April von den Engländern zu unſerem Kommando zurückkehrte und uns in einem Rapport an General Alberts über die Verhandlungen Mitteilung machen ließ, der vor verſammelten Kommandos wie bei uns ſo auch bei den anderen Kommandos zur öffentlichen Verleſung kam.

Das Reſultat der Verhandlungen verſchnupfte einen jeden. Zu deutlich war, daß die Engländer von der Unabhängigkeit der beiden Burenſtaaten nichts wiſſen wollten, und daß die für einen Friedensſchluß aufgeſtellten Bedingungen nicht viel anders als bedingungsloſe Übergabe bedeuteten.

Das rief großen Unwillen hervor. Wohin ich hörte, wurden Stimmen laut: „Ons moet de onafhankelykheid be-

houd, of anders liverster dood." „Unabhängigkeit, ſonſt lieber tot!" Und dieſe Stimmung war echt.

Eine im Anſchluß an die Verleſung ſehr viel diskutierte Frage war die, daß von den Engländern keine Garantieen für den Erſatz des von ihnen vernichteten Privateigentums geboten wurde. Das Land gleicht jetzt einer öden, ſchwarzen Wüſte, aus der hier und da nur noch die Ruinen der abgebrannten Häuſer hervorragen. Der große Viehreichtum des Landes iſt völlig vernichtet, gar nichts, nicht einmal ein Huhn iſt übrig geblieben. Was da beginnen, wenn heute Friede würde? —

Als die Botſchaft von Louis Botha kam, waren gerade die Kommandos von General Alberts verſammelt. Wir konnten aber nicht lange zuſammen bleiben, denn unſere Tiere hatten da nichts zu freſſen. In kleinen Abteilungen löſten wir uns auf, zogen in alle vier Winde, darauf bedacht, daß wir eine kleine Stelle fänden, wo unſere Pferde Futter ſuchen könnten.

Ich lebe noch immer in der Geſellſchaft des früheren Generals Piet Viljoen bei dem Bocksburg-Kommando. Abends am 1. Mai zogen wir in eine „Kloov", Schlucht, zum Platz von Venter in die unterſten „Rooikoppen". Die Nacht über blieben wir dort und auch den folgenden Morgen.

Da es ein warmer Morgen war, ſah man die Buren, wie ſie ihre verlauſten Kleider kochten, und weil ſie dann nichts anderes anzuziehen hatten, in ihren um den Leib geſchlagenen Schlafdecken umherſtolzierten. Ganz zufällig hatte ich am Morgen dazu gedrängt, in der Frühe zu frühſtücken, d. h. unſer bißchen Mais, den wir noch hatten, wurde auf der an der Karre feſtgemachten Handmühle gemahlen und dann Brei gekocht. Fleiſch haben wir ſeit einigen Tagen gar nicht mehr. Das einzige Fleiſchtier, das uns noch übrig geblieben iſt — und weit und breit iſt kein anderes mehr vorhanden — iſt eine magere Kuh mit Kalb, das Eigentum des Generals Viljoen. So haben wir noch ein wenig Milch zu unſerem Milipapp, während alle anderen ſich nur von dem in Waſſer ohne Salz gekochten Maisbrei nähren müſſen. So ſitzen wir denn unſer fünf am Feuer

um den Maistopf herum und teilen uns in eine Weinflasche Milch — mehr gibt unsere Kuh nicht — da kommt von oben von dem Bergrand ein Bur heruntergerannt in aller Hast und schreit: „de Engelsche kom!“ Aus ist es mit dem Stilleben, je sorgloser wir vordem waren, um so mehr müssen wir jetzt laufen, unsere Pferde, die sich auf Suche nach Futter entfernt haben, zu bekommen. Heraus aus den dampfenden Kochtöpfen müssen die Hosen und Jacken, sie dampfen noch, werden ausgewrungen und naß wie sie sind, sobald sie sich abgekühlt haben, müssen die Unglücklichen hineinfahren. In dieser Kleidung hinauf auf das Pferd. Einige, die ihre Pferde am schnellsten gegriffen hatten, reiten in Richtung der Engländer, wie sie aber noch nicht oben auf dem Berge sind, müssen sie schleunigst zurück, oben auf dem Bergrand kommen die Engländer aus, hinter ihnen her wälzen sich die Rauchwolken heran, und wir sind zurzeit noch unten in der Schlucht. Da will es noch das Unglück, daß, als der General Viljoen und ich unsere Milchkuh einfangen wollen, das Tier uns durchbrennt. Auf unseren Pferden jagen wir hinter ihr her. Das Gelände ist zu felsig, da können wir ihr nicht so nachkommen, gerade als wir denken, sie einfangen zu können, macht sie eine kurze Schwenkung um einen großen Stein. Wir können nur auf Umwegen dahin gelangen, von oben schießen die Engländer auf uns, schließlich lassen wir sie den Engländern und flüchten dem Kommando nach. Viele Engländer sind hinter uns drein, wie viele weiß kein Mensch. Patrouillen hatten wir nicht draußen gehabt. Wir wissen auch nicht, ob dort, wohin wir flüchten, nicht etwa schon Engländer sind.

Eine ganz heikle Situation! Wir alle völlig unbekannt mit der Gegend. Mittlerweile kommen wir wenigstens so weit in Ordnung, daß Kommandant van Niekerk mit sieben Mann zurückbleibt, um die Engländer zurückzuschießen, selbstverständlich um immer sprungweise zurückzugehen und uns zu folgen, denn in breiter Front den Berg herunter kommen die Engländer hinter uns her und hinter den Engländern und links von uns wälzen sich vom Grasbrand die dichten Rauchwolken heran.

Bei einer Wegkreuzung weiß wieder keiner Beſcheid, einer rät zu dieſem, der andere zu jenem Weg, aber wir wiſſen gar nicht, ob der uns nicht andere Engländer entgegenführt, denn nicht allzu weit bei Villiersdorp ſteht ſchon ſeit acht Tagen ein engliches Kamp. Links voraus tauchen Reiter auf. Sind das Engländer? Feſtzuſtellen iſt es nicht. Dann ſitzen wir ſicherlich in der Patſche. Es iſt noch früh, der Tag noch lang. Es iſt gar nicht daran zu denken, die engliſchen Reihen zu durchbrechen, wir mit unſeren ausgehungerten Pferden und den wenigen Patronen, die jeder in ſeinem Bandelier trägt.

Allein nach rechts voraus iſt unſer Weg frei, und da ſtoßen wir zum Glück auf Abteilungen vom Heidelberg- und Pretoria-Kommando. Sie waren ſchon früh am Morgen mit den Engländern im Gefecht, ſind jetzt hierher geflüchtet. Mit ihnen gemeinſam ſetzen wir unſere Flucht fort. Wir reiten langſamer, wiſſen wir doch nicht, wie lange wir unſere armen Tiere unter dem Sattel halten müſſen. Die Engländer haben aller Vorausſicht nach den Kreis noch nicht ganz um uns geſchloſſen. Den einen Ausweg müſſen wir noch bis zum Abend erreichen. Schmählich iſt es, ſo flüchten zu müſſen. Es demoraliſiert den Menſchen, aber viel anders können wir jetzt wirklich nicht.

Als wir die Drift bei Villiersdorp durch ſind, will Feldkornett Hans Botha nicht weiter, will ſich den Engländern entgegenſtellen, aber ſein Plan findet bei den anderen Offizieren keine Unterſtützung. Meiner Anſicht nach hätten wir mit unſeren etwa 200 Mann an dieſer Stelle die Engländer einige Zeit aufhalten können, das Gelände war günſtig, Deckung war vorhanden, und die Engländer hatten anſcheinend keine Artillerie bei ſich.

So bleibt der Feldkornett denn allein mit ſeiner Handvoll Leute an der Drift zurück, ſchießt ſich eine Weile mit den Engländern herum, muß dann aber weichen und folgt uns.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichen wir einen ſolchen Vorſprung, daß wir für eine ganz kurze Zeit abſatteln können,

dann aber geht es wieder weiter. Ein Kommando Freistaater übernimmt die Führung, uns auf Umwegen aus der englischen Umklammerung herauszubringen.

So ging das die ganze Nacht durch bis zum nächsten Vormittag.

Solche Nachtmärsche sind bei Leibe nichts Angenehmes, schon für den Reiter selber nicht, hauptsächlich aber deswegen, da man immer des Pferdes gedenken muß, das man unter sich hat. Die Tiere müssen schwer arbeiten, bekommen aber nichts Ordentliches mehr zu fressen. Das vom Grasbrand übrig gebliebene Gras ist bereits ausgedorrt.

Hätte ich nicht mein Handpferd gehabt und dann und wann unterwegs umgesattelt, dann hätten meine Pferde schwerlich ausgehalten. Nur zu vielen ging es so, daß sie absteigen mußten, ihre Pferde führten und sie selbst dann kaum aus der Stelle brachten. Wenn man das mit ansehen muß, und weiß, daß es für die nächsten Wintermonate noch schlechter werden wird, dann kommt man leicht auf den Gedanken: Frieden um jeden Preis!

Wer seine Pferde führen mußte, der blieb bald weit zurück, mußte in der rabenschwarzen, nur vom Grasbrand erleuchteten Nacht selbst sehen, wie er zurecht kam.

Etwas war, was in dieser Nacht einen erhabenen Eindruck machte auf jeden. Wir ziehen still nahe am Wilgefluß im Freistaat vorbei, da tauchen links vom Wege die Schatten von Gehöften auf, und von dort klingt uns ein Lied entgegen. Es steht dort ein Haus, in dem flüchtende Burenfamilien Zuflucht gesucht hatten. Frauen und Kinder singen die Transvaal- und Freistaat-Hymne. Als eine wundersame Melodie klingt sie uns in die Ohren. Für kurze Zeit hielt jeder sein Pferd an, zu lauschen, aber unerbittlich müssen wir wieder weiter, und unter dem Pferdegetrappel, dem Klirren und Geraffel der Töpfe auf den Packsätteln verhallen die Stimmen, und das schweigsame Einerlei der Nacht nimmt uns wieder auf.

Spät erſt begann es am folgenden Morgen zu tagen, dichter Nebel hüllte uns ein, ſo daß das auseinandergezogene Kommando Mühe hatte ſich zu ſammeln.

Gegen zehn Uhr am Sonntagmittag konnten wir abſatteln, 24 Stunden waren unſere Gäule, von einer ganz kurzen Raſt abgeſehen, ohne Unterbrechung und ohne Futter unter dem Sattel geweſen.

Da es Sonntag war, wurde trotz des anſtrengenden Nachtmarſches noch am Vormittag Gottesdienſt gehalten. Nach der kalten Nacht wurde es den Tag über ſehr heiß, Bäume oder ſonſt irgendwo Schatten gab es nicht. Über den Sattel breitete man ſeine Decke aus, kroch mit dem Kopf unter die Decke und ſchlief.

Zum Glück waren wir auf ein Freiſtaat-Kommando geſtoßen, das noch einige Schlachttiere hatte. Wir erhielten einige Tiere von ihnen. Vom wenigen teilten ſie uns weniges mit.

Sonntags wird ſonſt nicht geſchlachtet. Zucht und Sitte macht, daß man ſogar ſchief angeſehen wird, wenn man am Sonntag ſeine zeriſſenen Lumpen mit einigen Nadelſtichen in Zuſammenhang bringt. Aber der Hunger plagt jetzt einen jeden. Jedes Kommando, das nur ein Schlachttier bekommen konnte, ſchlachtete, Klagen früherer Zeiten, daß das Fleiſch zu „taai“ (zähe), ſind längſt verſtummt; die magerſte Rippe wurde bis auf den kahlen Knochen abgeklaubt.

Ein ereignisvoller Tag für uns war der 13. Mai, der Tag der „Bijeenkomst“, an dem der Kommandant-General Louis Botha zu uns kam, um vor den verſammelten Kommandos die Lage der Dinge und den Stand der Verhandlungen mit den Engländern auseinanderzuſetzen. Zugleich ſollten an dieſem Tage „Afgevardigde“ gewählt werden, die am 15. Mai als Vertreter der fechtenden Bürger, des Volkes, in Vereeniging mit ihren Regierungen ſich beſprechen ſollten. Eben ſolche Verſammlungen hatte Botha und de la Rey bei den anderen Kommandos in Transvaal, ebenſo wie Hoofdkommandant de Wet und General Herzog im Freiſtaat abgehalten.

Unsere Versammlung fand statt auf dem Berg „Dukop“ im Distrikt Standerton. Es nahmen daran Teil das Heidelberg-Pretoria- und das Bocksburg-Kommando, sowie die Abteilung des Kapitän Naude.

Ein düsterer Ernst lagerte über der Versammlung am Bergeshang des Dukop. Der Himmel war wie selten von Wolken bezogen, schwarz gebrannt der Bergesabhang, von dem hie und da nacktes Felsgestein oder von der Sonne gebleichte Tierskelette sich abhoben. Ein vorspringender Fels diente dem Redner als Kanzel, dicht gedrängt stand alles herum und lauschte. Oben auf dem Berg flatterte die Vierkleur, das Freibanner von Transvaal — hier zum letztenmal.

Ein von edler Vaterlandsliebe durchglühtes Gebet unseres Feldpredigers Louw leitete die Versammlung ein, darauf sprach Botha. Er ließ zunächst alles verlesen, was bisher mit den Engländern verhandelt war, dann nahm er Stellung dazu und sprach von dem unvermeidlichen Schicksal, das unser wartet, wenn der Krieg fortgeführt wird. Die Existenz der Afrikaner-Nation steht auf dem Spiel, es droht der völlige Untergang, wenn man ficht, bis der letzte Bürger ins Grab sinkt.

Nach Botha traten noch andere Redner auf. Wer da wollte, konnte sich zum Wort melden. Dann wurde zur Wahl der Abgeordneten geschritten, die in gemeinsamer Arbeit mit der Regierung demnächst über Krieg und Frieden entscheiden sollen. Von den 30 Abgeordneten Transvaals hatten unsere Kommandos drei Mann zu wählen. Die Wahl fiel auf den Fechtgeneral Alberts, den ehemaligen General Piet Viljoen und den Feldkornett Oppermann; alles drei Männer, denen ich das vollste Vertrauen schenke, und die auch ich von vornherein für geeignet gehalten hatte. Den Gewählten wurde von unseren Kommandos „freie Hand“ gewährt, sie wurden mit der Vollmacht ausgestattet, nach Lage der Dinge zu handeln und zu einem Endbeschluß zu kommen.

Als die Versammlung zu Ende war, verzog sich Louis Botha. Wir schliefen die Nacht auf dem Platz eines Grobler.

Bis zum nächsten Morgen, den 14. Mai, blieben unsere Kommandos zusammen. Es war deswegen am Morgen ein schweres Suchen, aus der Menge der weithin grasenden Pferde die eigenen herauszufinden, und zudem kamen plötzlich breit ausgeschwärmt die Engländer uns über den Hals, daß es nur noch eben gelang, rechtzeitig zu entkommen. Es war das wiederum ein sicheres Zeichen dafür, daß die Engländer trotz der im Gange befindlichen Unterhandlungen an einen Waffenstillstand nicht dachten. Es kam nur zu Patrouillengefechten, bei denen die Engländer einen Mann, wir keinen verloren.

Nach dem 14. Mai ritten unsere Abgeordneten von uns fort, am folgenden Tag sollten die Verhandlungen in Vereeniging beginnen. Herzlich war der Abschied; jeder kam, ihnen die Hand zu drücken, meistens noch, ihnen zuzurufen: „bring ons mar nett de vrede", „bringt uns nur den Frieden!" Das Verlangen nach Frieden ist doch zu allgemein, und wie es den Anschein hat, das Verlangen nach Frieden unter jeder Bedingung.

Unter der weißen Flagge ritten unsere Abgeordneten fort, lange sah man ihnen nach, bis daß sie unseren Blicken entschwanden. Sie ritten zur nächsten Bahnstation Greylingstadt, von wo aus die Engländer für die Weiterreise mit der Bahn nach Vereeniging zu sorgen übernommen hatten. Uns ließen unsere Abgeordneten in Not und Elend hinter sich zurück, uns saß der Hunger auf den Fersen. In dieser Zeit der Verhandlungen Beutezüge zu unternehmen, war uns von Botha untersagt worden. Woher nehmen, wenn nicht von den Engländern, unseren Hunger zu stillen?

Am 15. Mai begannen die gemeinsamen Beratungen unserer Regierungen mit unseren Volksvertretern. Auch für diese Tage hatten wir keinen Waffenstillstand bekommen, aber dennoch lebten wir die nächsten Tage sorglos dahin. Blieben mehrere Tage an ein und derselben Stelle liegen und vertrekkten nur dann, wenn unsere Tiere das Feld ausgefressen hatten. Und was wir schon seit einem Jahr nicht mehr getan hatten,

bis in die Nacht hinein ließen wir unsere Feuer brennen und erwärmten uns, denn unter unseren dünnen Decken ist es zu kalt. Meistens war ich der letzte, der vom Feuer wegging und sich schlafen legte. Wie das natürlich war, bildeten die Friedensverhandlungen das Hauptthema unserer Gespräche. Allerlei mögliche, aber auch die unmöglichsten Gerüchte machten die Runde. Man hatte Träume und Gesichte.

In diesen Tagen gedachte man in besonderen Gebeten, daß Gott die Verhandlungen und Entschließungen der in Vereeniging Versammelten segnen möge.

Bis zum 31. Mai sollten die Verhandlungen dauern. Der Tag kam. Mit bangen Erwartungen sah man ihm entgegen, aber unsere Abgesandten kehrten nicht zurück. Was der Grund war, konnten wir nicht einmal ahnen. Denn von den Tagungen in Vereeniging drang keine Kunde zu uns.

Nun traf es sich, daß ich als Arzt tief hinein in den Freistaat gerufen wurde. Als ich am 4. Juni von dort zurückkehrte und abends kurz vor Sonnenuntergang an der Transvaalgrenze zur Farm von Meyer kam, wo ich auf dem ganzen Rückweg zum ersten Mal wieder Menschen antraf, da war dorthin das Gerücht gedrungen, es sei in der Tat Friede. Genaueres wußte man nicht. Für mich war dort Tags zuvor die Ordre überbracht, mich so schnell wie möglich an einen bestimmten Platz zu den Kommandos zu verfügen. Ich sollte am selben Tage dort sein. Das war nun freilich ausgeschlossen.

Möglicherweise war nun doch Friede. Der Gedanke allein, daß es sein könnte, löste die merkwürdigsten Empfindungen bei mir aus, Empfindungen, die mir schwerlich jemand nachfühlen kann, der Gedanke an die Rückkehr aus der Welt der Abgeschiedenheit und Trennung in die Welt des Verkehrs, in die Heimat, zu meinen Angehörigen.

Sofort ließ ich meinen Schimmel satteln, den ich auf der Farm untergestellt hatte. Der Schimmel ist jetzt mein einziges Pferd, meinen großen Braunen habe ich vor einigen Tagen verloren, jetzt muß er mich und alle meine Bagage, d. i.

mein Bett, meine Inſtrumente, Apotheke und alles, was ich habe, allein tragen.

Vergebens ſuchte man mich auf der Farm zurückzuhalten, es dunkelte ſchon und es war leicht, in dem ſchwarzgebrannten Feld ohne Weg und Steg ſeine Richtung zu verlieren, aber mich hielt es nicht, vielleicht konnte ich noch einen guten Vorſprung gewinnen und bis zu dem Hauſe von Feldkornett Grobler kommen, dort wohnen noch Frauen. Es ſind die einzigen Menſchen. Nirgendwo ſonſt, wohin ich kommen werde, kann ich Menſchen erwarten.

Ich ritt fort, die Sonne war unter, als ich den Vaalfluß paſſierte. Zum Glück fand ich eine Stelle, wo das Waſſer dem Pferde nur bis an den Leib reichte. Es war dunkel und obendrein auch noch neblig, nur der Grasbrand auf den Rooikoppen war mein Leuchtfeuer.

Löcher und abſchüſſige Stellen ſind nicht erkennbar, zuweilen gerät mein Schimmel im Draht feſt, ſchließlich beginnt er zu lahmen. Schöne Beſcheerung das! Dann reite ich mich gegen einen Drahtzaun feſt, die Eiſendrähte ſind an Steinpfählen feſtgemacht. Ich reite an der einen, dann an der anderen Seite des Drahtzaunes entlang, aber nirgends eine Lücke. Ich komme zu weit aus der Richtung, ich ſteige ab. Eine Drahtſchere habe ich nicht, den Draht durchbrechen das geht nicht. Ich verſuche, den ſteinernen Drahtpfahl loszuwackeln. Das fällt ſchwer, weil die Drähte ſtraff geſpannt ſind. Schließlich habe ich den Pfahl los. Aber weil die Drähte ſtraff geſpannt ſind, gelingt es nicht, den Zaun flach zu legen. Die unterſten Drähte kann ich mit dem Fuß niederhalten, die anderen aber ſtehen noch hoch. Der Schimmel will nicht. Er reagiert weder auf freundliches Zureden, noch auf Gewalt. Er ſtemmt ſich mit den Vorderbeinen gegen und legt ſich auf die Hinterhand zurück. Unſere Pferde haben allzu ſchlimme Erfahrungen mit den Drahtzäunen gemacht.

Alſo ſteige ich wieder auf und reite ſo lange, bis ich endlich eine Stelle finde, wo der Draht ſchon „geknippt“ iſt.

Ich ſuche meinen Kurs, reite weiter und trotz Dunkelheit, trotz ſchwarzem Brand und wegeloſer Einöde, richtig komme ich auf das Haus. Dunkel liegt es da. Schnell reite ich heran und klopfe ans Fenſter. Nenne gleich meinen Namen. Nach einer Zeit wird Licht gemacht und wird mir geöffnet.

Auch die Frauen wiſſen nicht ſicher, ob wirklich Friede iſt. Was ſie wiſſen, ſind nur Gerüchte. Wird es Friede, und was für ein Friede? Sie haben böſe Ahnungen. Allemal iſt ſeitens der Frauen der Erwägungen Schluß: „mar zonder di wapen moet di man niet terugkom", „aber ohne Waffen darf der Mann nicht zurückkommen". Die Frauen wußten nämlich, daß an die Kommandos Ordre ergangen war, an einem beſtimmten Platz zuſammen zu kommen. Dieſe Ordre, ſo nahmen die Frauen richtig an, konnte ja möglicherweiſe mit einer Friedenserklärung in Zuſammenhang ſtehen.

Sie wünſchen den Frieden von ganzem Herzen, nur nicht einen Frieden, der den Mann wehrlos macht. Das können ſie nicht mit anſehen, daß ihr Mann ohne Gewehr zu ihnen zurückkehrt, „dann müſſen die Männer doch lieber weiter fechten". Aber, ſo frage ich mich im ſtillen, können wir denn überhaupt weiter fechten, müſſen nicht wir zugleich mit unſeren Pferden verhungern, wenn der Krieg auch nur einige Tage länger dauert? Iſt es nicht ſchon auf die höchſte Spitze getrieben? Zwingt uns nicht die Not mit aller Gewalt zum Frieden? Dennoch, die Geſinnung der Frauen ſchätze ich hoch. Es iſt das nicht eitles Gerede von ihnen, wenn ſie ſo ſprechen, durch einen langen Krieg ſind ſie auf das ſchwerſte geprüft und ſeit den letzten Tagen nahe dem Verhungern. Noch gerade in den allerletzten Tagen hatten gerade ſie noch unter den Engländern zu leiden. Obwohl die Engländer wußten und ſahen, daß die Frauen außer einem ganz kleinen Vorrat an Mais gar nichts mehr zum Leben hatten, nahmen ſie ihnen dennoch ihre letzte Nahrung, zwei Milchkühe. Das taten die Engländer nicht, weil ſie die ſelbſt nötig gehabt hätten, nein nur, um ſie den Frauen wegzunehmen. Und einer der Offiziere entblödete

ſich nicht, der einen ſtets kränkelnden, ſehr ſchwachen Frau die einzige Bettdecke zu rauben, vielleicht nur deshalb, weil es eine ſchöne Felldecke war. Er hätte das ja am Ende tun können, in den Anſprüchen, die man an Albions Söhne ſtellen darf, iſt man ja hier ſehr beſcheiden geworden — wenn er der Frau die ſimpelſte andere dafür als Erſatz gegeben hätte.

Was mag da nach England gehen, bei deſſen Anblick vor der vielleicht die Sachen bewundernden Mutter, Frau, Braut oder Schweſter dem Offizier die Schamröte ins Geſicht ſteigen müßte, wenn er daran denkt, wie er ſich in Beſitz dieſes „memory“ geſetzt hat!

Etwas geſtampften Mais, den man ſorgfältig auf der Schüſſel aufgehoben hatte, und verſchrumpeltes Sehnen- und Fettgewebe mit etwas Fleiſch daran ſetzten mir die Frauen vor. Ich mußte eſſen, weil ich Hunger hatte, ſelbſt wenn die Frauen ſich das vom Munde abdarben müſſen. So wollten ſie es. —

Soweit mein Kriegstagebuch. Was hier folgt, ſchrieb ich einige Tage ſpäter, nachdem die niederſchmetternden Erwartungen zum Ereignis geworden waren.

Frugal war das Mahl, das die letzte freie Burin mir vorſetzte. Eigentlich war ſie ja nicht mehr frei, der Friede war ſchon gezeichnet, aber ob es ſchon vier Tage darnach war, wir im Feld wußten ja noch nichts von dem Frieden, die ganze weite übrige Welt, ſoweit die Telegraphen und Kabel reichen, wußte ſchon längſt darum.

Hungrig legte ich mich auf die Planken des Holzfußbodens ſchlafen, ſoweit dieſe nicht aufgebrochen waren, denn die letzten Engländer hatten auch das auch getan in dem weit und breit einzigen Hauſe, daß ſie die Fußdiele aufriſſen. Wahrſcheinlich weil ſie Schätze vermuteten. Aber pfiff jetzt auch unter der Diele der Wind her, das Haus war mir doch ein Schutz und mein Lager war einfach wie immer, die zuſammengerollte Jacke mein Kopfkiſſen, meine einzige Decke Unterlage und Deckbett zugleich. Die Fenſter waren dick gefroren, draußen war es kalt. Erwartungsvoll der nächſten Zukunft gegenüber wurde

ich vielleicht früher wach als sonst, noch früher als der Tag anbrach. Früh wollte ich aufbrechen, aber unter den ruppigen, bereisten Kleppern, die im Schutz der Mauer an allen Gliedern vor Kälte zitternd dastehen und den Kopf herunterhängen lassen, ist mein Schimmel nicht zu entdecken. Zwei von ihnen griff ich heraus, auf das eine stieg ich selbst, auf das andere ließ ich den Hauskaffern aufsitzen und ging auf die Suche nach meinem Pferd. Weit ab hinter einem Koptje, wo ein schmaler Streifen Gras vom Feuer verschont geblieben war, da graste ein Pferd. Es war mein Schimmel, wenn er heute Morgen auch schwarz aussah; er hatte sich wohl einige Male in dem schwarzen Brand gerollt.

Mit dem hatte ich mich verspätet, Frühstückszeit war es geworden. Es wird den Frauen schwer angekommen sein, das Frühstück in meiner Gegenwart überhaupt nicht zu erwähnen, geschweige mich einzuladen, sie hatten ja selbst fast nichts, und so ritt ich mit hungrigem Magen fort in eine hungrige Zukunft, denn traf ich am Tage nicht auf Menschen, dann mußte ich eben verhungern.

Ich schlug die Richtung ein, zu der die Frauen mir rieten, bis ich einen Weg kreuzte, wo ich frische Pferdespuren traf; wahrscheinlich war hier unser Kommando getrekkt, und so folgte ich den Spuren in eine mir nur halbwegs bekannte Gegend. Einsam und verlassen war mein Weg, alles umher schwarz gebrannt, kein Mensch, kein Tier, ganz zuweilen einmal ein Vogel und zuweilen eine ausgebrannte Hausruine. Die Pferdespuren meine einzige Hoffnung. Noch bin ich nicht weit gekommen, da lahmt mein Schimmel schon wieder, gerade wie am Tage zuvor. Fatal! Nun muß ich mich ängstlich an den Spuren halten, um wenigstens weiter zu kommen, kann nicht auf die Höhen reiten, zu sehen wo ich bin und wo ich vielleicht Menschen antreffe, und daß ich nicht den Engländern in die Arme laufe. Dann gehen die Pferdespuren auseinander, wo zwei Wege sich kreuzen. Wohin muß ich? Bei den einen müssen die Pferde größere Hufe gehabt haben als bei den

anderen. Die engliſchen Pferde haben große Hufe, die Burenpferde kleine. Ganz ſo einfach iſt es aber nicht, ſich zu entſcheiden, die Engländer reiten jetzt vielfach Burenpferde, und wir müſſen oft mit den großen Khakis mit den „lumpen“ Hufen fürlieb nehmen. Ich entſcheide mich für die Richtung nach meinem Gefühl und für die kleineren Fußabdrücke.

Ich reite und reite, ſchaue um mich, aber nirgends iſt ein Menſch, nein nicht einmal ein vierfüßiges Tier ſichtbar. Schon ſteht die Sonne tief. Wo bleiben? Wo den Hunger ſtillen? Schon längſt reite ich, wo ich nichts mehr kenne. Die ungefähre Richtung iſt Heidelberg. Sind noch vielleicht Engländer hier? Rechts voraus eine breite Feuerlinie vom Grasbrand, der ſich die Berge herniederwälzt. Je mehr die Sonne ſinkt, rötet ſich der Himmel vom Brand. Da, vor mir eine mit vielen Bäumen umſtandene, ausgebrannte Farm. Hier ſind verhältnismäßig friſche Pferdeſpuren, um die Farm herum friſche Feuerſtätten, ein ſchwerkrankes Pferd und im Kreiſe um die ausgebrannten Feuerſtätten ſtehen Papptöpfe, wie wir ſie gebrauchen. Noch mehr Kennzeichen, daß dies nur eine Burenraſt geweſen ſein kann: Decken aus zuſammengeflickten engliſchen Haferſäcken. Ich ſteige ab, ſuche weiter, plötzlich geht eine Wolke dickgemäſteter Aasgeier vor mir hoch. Da muß Aas ſein. Die Feuerſtätten ſind friſch; vielleicht iſt geſchlachtet. Und richtig, wo die Aasgeier ſich erhoben, da ganz in der Nähe mitten im hohen Graſe iſt geſchlachtet. Der Honigvogel bringt den Menſchen auf Honig, der Aasgeier brachte mich zum Fleiſch — recht wenig appetitlich mag man denken. Doch habe erſt mal Hunger und keine Ausſicht, daß du heute, daß du in der Nacht, daß du morgen oder wer weiß wie lange nicht etwas findeſt, den Leib zu nähren und du biſt den Aasgeiern ebenſo dankbar wie ich. Rundherum, an vier Stellen iſt geſchlachtet, da hat es für die Kommandos viel Fleiſch gegeben, ſo daß ſie nicht alles brauchten, von einem Ochſen haben ſie dir die ſchönſten und größten Filetſtücke ganz unverſehrt übrig gelaſſen. Das Fleiſch iſt nicht einen Tag alt. Mit

meinem kurzen Taſchenmeſſer werden die Filets herausgeſäbelt, gar nicht einmal alles, es iſt genug da.

Jetzt Feuer machen und braten! Zündhölzer gibt es ſchon lange nicht mehr, eine Tündeldoſe habe ich nicht bei mir — ſchadet nichts, der Grasbrand kommt auf mich zu. Ein Buſch trockenes Gras davon in Brand geſteckt, und ich kann Feuer machen.

Aus allem, was ich hier antreffe, kann ich nur den einen Schluß ziehen, daß ein Burenkommando hier geweſen iſt. Es kann nicht ſehr lange her ſein. Aber wo eins von unſeren Kommandos gelegen hat, da bleiben keine Papptöpfe u. ſ. w. ſtehen, die man täglich nötig hat, und jetzt, wo unſer Fleiſch ſo rar iſt, ſchlachtet man nicht gleich vier Ochſen auf einmal und läßt, da der Fleiſchhunger ſo groß iſt, Fleiſch liegen. Die Papptöpfe werden nicht mehr nötig ſein, man hat ſich noch einmal gründlich ſattgegeſſen, alles geſchlachtet, was man hatte: es muß Friede ſein!

Die Überbleibſel von dem Brennmaterial ſuche ich mir zuſammen, um damit Feuer zu machen. Inzwiſchen iſt es völlig dunkel geworden; da unter den Kohlen einer Feuerſtätte glimmt noch etwas Feuer. So brauche ich es mir nicht vom Grasbrand zu holen. Hinter Bäumen am Viehkraal brennt bald mein Feuer. Iſt das nicht Leichtſinn, in dunkler Nacht ein großes Feuer? Iſt denn auch ſicher Friede? Bin ich vor Überfall ſicher? Können nicht Engländer, bei Nacht ſchleichende Kaffernſpione und Kaffernpatrouillen mich überfallen? Ein Feuermeer wälzt ſich näher und näher zu mir heran, da wird das Einzelfeuer kaum geſehen, zum mindeſten iſt es nicht auffällig. Darüber bin ich ruhig und brate und eſſe, und wie ich genug gegeſſen habe, werde ich durſtig, aber ich finde kein Waſſer. Ringsumher ein unermeßliches Feuermeer, da iſt es weit hinaus hell, ich entdecke Waſſer. Mit Sauſen und Brauſen naht das Feuer allgewaltig. So eindrucksvoll war mir die Naturgewalt noch nie! Völlig einſam, freilich mein lahmer Schimmel iſt mir ein treuer Geſell. Er iſt mir dank-

bar, daß ich ihm den Sattel abmache, nun sucht er meine Gesellschaft am Feuer.

Aber der Grasbrand kommt näher, da ziehe ich den Schimmel in den Garten, eine hohe Steinmauer geht rings herum, da bin ich und da ist er sicher, dann gehe ich dem Feuer entgegen, und wo es eben züngelt, da mache ich der Sicherheit halber, um den Eingang zum Garten zu schützen, zum Kraal hin einen Vorbrand, wie die Kriegszeit mich das lehrte, dann ziehe ich mich in den Garten zurück, eine Oase mitten im Feuermeer, von hoher Lohe rings umgeben, gigantisch heben sich die hohen Eukalypten ab. Links und rechts eilt brausend und knatternd hochzüngelnd das Feuer weiter. Schaurig schön und erhaben! Rauchwolken folgen, es wird wieder kalt, und zuletzt wird es dunkel, nur wo das „Strohfeuer" eines Grasbrandes konsistentere Nahrung fand, bleiben brennende Feuer zurück. Ich kehre zu meinem Feuer zurück, brate, esse, trinke weiter. Viel Brennmaterial, Holz, ist vorhanden und mannshoch wird mein Feuer, abgerissene Borke von Eukalypten werfe ich von Zeit zu Zeit hinein, das läßt das Feuer hell brennen und dabei lese ich „The Lancet", eine medizinische Zeitung, die ich unterwegs gefunden, wo Engländer gezogen waren. Bis zu Mitternacht mochte ich am Feuer gelegen haben, mit meinen Gedanken über Friede und der Lancet-Lektüre. Zwei Papptöpfe tue ich voll brennender Kohle, die trage ich zu dem Versteck im Garten, wo ich mich niederlegen und warm schlafen will. Weit ist schon der Grasbrand. Ich strecke mich nieder, bin bald eingeschlafen.

Was mir am Abend fast zweifellos war, daß Friede sein muß, ist mir am Morgen nicht mehr im selben Maße zweifelsohne. Was tun? Allzu nahe darf ich den Engländern nicht kommen ohne völlige Sicherheit, denn auch noch an diesem Morgen ging mein Schimmel auf drei Beinen.

Ich habe zu essen, zu trinken und habe Feuer, da brauche ich nicht in die Ungewißheit zu eilen. Ist es aber wirklich Friede, dann ist es Zeit, den äußeren Menschen in stand

zu ſetzen. Haben die Buren ihre Papptöpfe und Decken weggeworfen, dann darf ich mit gleichem Recht den Reſt meiner ängſtlich gehüteten Seife daran wagen. Ich hole mir in meinem Kochtöpfchen Waſſer heran, ſetze den zu Feuer und nehme mit dem warmen Waſſer, mit meiner Nagelbürſte und dem letzten Reſt Seife eine tüchtige Reinigung des ganzen Menſchen vor, vom Kopf bis zur Sohle.

Aus den engliſchen Haferſäcken zupfe ich mir Fäden, hole mir damit die Löcher in meiner Hoſe zuſammen, ſchmiere meine Schuhe mit dem Saft, der von dem Fleiſch abgetropft, das ich am Spieß brate. Da bin ich dann gut aufgebügelt.

Aber nun paßt mein Schimmel nicht mehr zu mir, der ſich da gerade in dem ſchwarzen Brand wälzt. Ebenſo wie mir beſorge ich dem die Toilette. Ich ſetze Waſſer zu Feuer und damit wird er abgebrauſt, dann mit der Nagelbürſte bearbeitet, dann kräftig mit Haferſäcken abgerieben. Vorhin war er ſchwarz, nach der Toilette ſieht er grüngelb aus. Ich mache das Feuer groß und ſtelle meinen Schimmel daneben. Je trockener er wird, deſto glänzender und weißer wird ſein Fell.

Nach dieſer Arbeit wird wieder gebraten und gegeſſen und einſtweilen dem Zufall überlaſſen, wie der Tag ſich geſtalten wird. Er war noch lang. Schließlich ſattele ich dann doch, zunächſt nur, um einen Rekognoszierungsritt zu machen. Tue das Fleiſch, das ich übrig behielt, in den Sattelſack, ſcharre ſorgfältig das Feuer unter der Aſche ein. Denn, würde das Rekognoszieren reſultatlos verlaufen, ſo wollte ich zum Schlafen hierher zurückkehren. Wie ich nun eben auf meinem lahmen Schimmel dahinhumpele, da gewahre ich in der Ferne fünf Reiter. Wer das iſt und ſein kann — keine Ahnung. Da humpele ich mit meinem Schimmel zurück, flüchten kann ich mit dem doch nicht, verſtecke den im Buſch, ſuche mir ſelbſt ein Verſteck, von dem aus ich die Reiter beobachten kann.

Es ſind Buren. Vielleicht kommen ſie aus Heidelberg. Iſt Friede? — Sie haben ihr Gewehr noch. Haben ſie aber das noch, und iſt wirklich Friede, dann iſt es ein „guter Friede“.

Aber sie kommen nicht aus Heidelberg, sind Nachzügler wie ich und auf Suche nach ihrem Kommando, dessen Spuren sie hier zur Farm führten.

Also hier führten die Spuren der Kommandos zusammen und führten von hier einen dritten Weg gemeinsam weiter, und das war in Richtung Heidelberg. Diesen Weg schlugen wir ein. Wir begegneten keinem Menschen, auch als wir bereits Heidelberg ansichtig wurden. Wir sahen viele Zelte, Blockhäuser, Forts, Unmenge weidender Pferde, die Burenpferde sein mußten. Wir kamen zu einem Spruit, da sahen wir einen, der holte Wasser, er war Freistaater. Ihn fragten wir, und aus seinem Munde hörten wir das inhaltsschwere Wort — Friede.

Wir rittten weiter, wo wir eine Gruppe von Buren trafen. So weit man schon jetzt sehen konnte, sah der Friede nicht gut aus, und in der Tat! Der Friede war fast bedingungslose Übergabe.

Was an Gefühlen in diesen Augenblicken mich durchschoß, ist nicht zu schildern. — — — — — — — — — — — —

So klar mir vor Augen stand, daß eine Weiterführung des Krieges die Ausrottung der Buren-Nation bedeutet haben würde, so schmerzvoll war mir die Tatsache dieses Friedens und gab mir Rätsel auf.

Stand nicht die Krönung König Eduards VII. nahe bevor? Mußte England nicht ein besonderes Interesse daran haben, daß bis dahin der Krieg beigelegt war? Hätte dieser Umstand nicht zu einem Frieden unter etwas günstigeren Bedingungen Veranlassung geben können?

Das schroffe abweisende Verhalten Lord Milners während der Verhandlungen war nach meiner Meinung ein riskantes Spiel gewesen, das den Engländern hätte teuer werden können. Allerdings, jetzt haben sie gewonnen.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Friede.

Die Spuren, die mich ſchießlich nach Heidelberg geführt hatten, waren die unſeres Kommandos geweſen. Es war der 6. Juni. Am 5. Juni hatten die Kommandos bei Kraalſtation, etwa eine Stunde vor Heidelberg, die Waffen niedergelegt und waren nach Heidelberg „eingekommen".

Es war der Akt geweſen, der im Verlauf des ganzen Kriegsdramas den Herzen am ſchwerſten zugeſetzt hatte. Manches Männerauge ſoll feucht geworden ſein.

Mehr als zwei Jahr und ſieben Monate hatte der Bur im Feld geſtanden; als wehrloſer Mann kehrte er aus dem Kriege zurück. Die Offiziere und höheren Beamten hatten ihr Gewehr behalten können — jetzt nur noch eine Scheinwaffe.

Seit dem 25. Januar 1900, ſeit zwei Jahren fünf Monaten war ich durch Strapazen, Gefahren und Leiden immer enger mit den Kommandos verbunden, war die Burenſache als meine Sache mir ans Herz gewachſen. Da hätte ich auch die letzte, ſchwerſte Stunde mit den Kommandos durchleben mögen. Aber dem Rufe nach dem Arzt mußte ich zu allererſt folgen, der hatte mich nach dem Freiſtaat gewieſen, und ſo kam ich einen Tag ſpäter aus dem Felde. Die höchſte Ehrung, deren ein Mann nach altgermaniſcher Sitte teilhaft werden kann, war mir vom Volke erwieſen worden. Als ein Volk unter Waffen, kurz vor der Übergabe der Waffen, hatte man für das, was ich den Kommandos geweſen war, ſeine Anerkennung zum Ausdruck bringen wollen.

Vor den verſammelten Kommandos, als in kurzen Augenblicken ſo vieles andere auf die Buren einſtürmte, ſollte ich hoch gehoben werden; da aber wird man plötzlich gewahr, daß ich nicht da bin. So ehrte man denn den Abweſenden, folgendes Protokoll wurde mir zugeſtellt.

Vergadering gehouden door Commandant-Generaal Louis Botha met Vechtgeneraal H. A. Alberts en alle officieren van de commandos van Heidelberg en Pretoria te Houtpoort, Distrikt Heidelberg, Zuid-Afrikaansche Republiek, op 5. Juni 1902.

Tegenwoordig ongeveer 890 personen.

Voorstel Vechtgeneraal H. A. Alberts, gesecondeert door Commandant W. I. Pretorius:

„Deeze vergadering betuigt haar achting en dankbetuiging aan Dr. Hero Tilemann voor zijne getrouwe plichtsvervulling en persoonlyke minnelykheid, betoont aan de officieren en manschappen van deze afdeeling, ten allen tyde en onder alle omstandigheden, en wenscht hem alle vorspoed en Gods Heil en Zegen toe.

De vergadering beveelt Dr. Tilemann aan de geheele wereld als een oprecht, bekwaam, eerlyk en ware man, Doctor en Vriend!"

Met allgemeene geestdrift en toejuching aangenommen.

In myne tegenwoordigheid

H. W. Jooste.

Landdrost van Heidelberg Z. A. R.

Friede! Seit Jahr und Tag die Sehnſucht aller! Doch ſtatt daß die Herzen erfüllt geweſen wären von dem beglückenden Gefühl der Befreiung aus ſo viel Not und Gefahr, lag es jetzt wie ein ſchwerer Bann auf einem jeden.

Friede geworden, aber ein Friede um jeden Preis! Die Beratungen der Abgeordneten aus Transvaal und dem Freiſtaat mit ihren Regierungen in Vereeniging hatten zu dem folgenden Beſchluß geführt:

Beſchluß des Volkskongreſſes zu Vereeniging.

Sonnabend, den 31. Mai 1908.

Dieſe Verſammlung von Volksvertretern für die Südafrikaniſche Republik und den Oranje-Freiſtaat, gehalten zu Vereeniging vom 15. Mai bis zum 31. Mai 1902, hat zu ihrem Leidweſen Kenntnis genommen von dem Anerbieten von S.M.

Regierung betreffend die Beendigung der Feindseligkeiten und von ihrer Mitteilung, daß dieses Anerbieten unverändert gebilligt oder zurückgewiesen werden muß. Sie bedauert es, daß S. M. Regierung absolut verweigert hat, mit den Regierungen der Republiken zu unterhandeln auf der Basis der Unabhängigkeit unserer Regierungen, und nicht zugelassen hat, mit unserer Deputation (in Europa) in Verbindung zu kommen. Unser Volk hat stets gemeint, daß es nicht allein auf Grund des Rechts, sondern auch auf Grund der großen materiellen und persönlichen Aufopferungen für seine Unabhängigkeit einen begründeten Anspruch auf die Unabhängigkeit hat.

Diese Versammlung hat den Zustand unseres Landes ernstlich erwogen und hat vor allem auf die folgenden Tatsachen Bedacht genommen:

1. Daß die von den britischen militärischen Autoritäten beobachtete Kriegspolitik zu einer allgemeinen Verwüstung des Gebietes der beiden Republiken durch Abbrennen von Plätzen und Dörfern, Zerstörung aller Lebensmittel und Erschöpfung aller für den Unterhalt unserer Familien, Kommandos und die Fortsetzung des Krieges erforderlichen Hilfsmittel geführt hat.

2. Daß die Unterbringung unserer gefangenen Familien in die Konzentrationslager ein unerhörtes Maß von Leiden und Krankheit verursacht hat, so daß in verhältnismäßig kurzer Zeit ungefähr 20000 unserer teuren Angehörigen daselbst gestorben sind, und die Grausen erweckende Voraussicht entstanden ist, daß bei der Fortsetzung des Krieges unser ganzes Geschlecht aussterben werde.

3. Daß die Kaffernstämme außerhalb und innerhalb der Grenzen des Grundgebietes der beiden Republiken zum größten Teil bewaffnet sind und teilnehmen in dem Streit gegen uns, und durch Mordtaten und Greueltaten aller Art einen unerträglichen Zustand in vielen Distrikten der beiden Republiken verursachen, so wie noch unlängst in dem Distrikt Vryheid, wo 56 Bürger auf grauenhafte Weise von bewaffneten Kaffern ermordet und verstümmelt wurden.

4. Daß durch Proklamationen des Feindes, mit deren Ausführung bereits begonnen ist, die noch fechtenden Bürger bedroht werden mit dem Verlust ihres mobilen und immobilen Eigentums und so mit totalem materiellem Untergang.

5. Daß es durch die Umstände des Krieges für uns schon lange unmöglich geworden ist, die vielen Tausende von Kriegsgefangenen zurückzuhalten, und daß wir dadurch dem britischen Lager verhältnismäßig wenig Schaden tun können, während die Bürger, die durch das britische Lager gefangen werden, außer Landes geschickt werden, und daß nach dem Wüten des Krieges von beinahe drei Jahren nur noch ein kleiner Teil von den Streitmächten überbleibt, mit denen wir in den Kampf eingetreten sind.

6. Daß dieses streitende Überbleibsel, welches nur eine kleine Minderheit unseres gesamten Volkes bildet, zu fechten hat gegen eine überwältigende Übermacht des Feindes und außerdem in einem tatsächlichen Zustand von Hungersnot und Entbehrung von notwendigen Lebensbedürfnissen verharrt, und daß ungeachtet der äußersten Anstrengungen und der Aufopferung alles dessen, was uns lieb und teuer war, wir vernünftigerweise nicht auf eine definitive Überwindung hoffen dürfen.

Diese Versammlung ist daher der Meinung, daß kein wirklicher Grund vorhanden ist, zu erwarten, daß durch die Fortsetzung des Krieges das Volk seine Unabhängigkeit behalten wird, und ist der Ansicht, daß das Volk unter den Umständen nicht gerechtfertigt ist, den Krieg weiterzuführen, da das allein zu dem Untergang unserer Nation führen würde.

Durch die aufgezeigten Umstände und Beweggründe gedrungen trägt diese Versammlung beiden Regierungen auf, die Bedingungen S. M. Regierung anzunehmen, und namens des Volkes der beiden Republiken dieselben zu unterzeichnen.

Diese Versammlung von Abgeordneten drückt ihr Vertrauen aus, daß die gegenwärtig durch die Annahme des Anerbietens von S. M. Regierung geschaffenen Verhältnisse bald

auf die Weise verbessert werden, daß unser Volk die Vorrechte erlangt, auf die es auf Grund nicht allein seiner Vergangenheit, sondern auch seiner Aufopferungen in diesem Kriege mit Recht meint Anspruch machen zu können.

Diese Versammlung hat mit Genugtuung Kenntnis genommen von dem Beschluß von S. M. Regierung, in großem Maße Amnestie zu üben an denjenigen britischen Untertanen, die auf unserer Seite die Waffen aufgenommen haben, und mit denen wir durch Bande des Bluts und der Ehre verbunden sind, und drückt den Wunsch aus, „daß es Seiner Majestät gefallen möge, diese Amnestie in noch weiterem Maße zu üben".

Dieser Beschluß war derjenige der großen Mehrheit der in Vereeniging Versammelten, nicht derjenige der Allgemeinheit. Es sollen aber hier nicht die Namen derjenigen genannt werden, die sich dagegen erklärt hatten.

Nachdem der vorstehende Beschluß des Volkskongresses abgegeben war, reisten die Mitglieder beider Regierungen nach Pretoria, trafen dort abends nach 11 Uhr ein und begaben sich sogleich in Lord Kitcheners Wohnung, um dort den angenommenen Friedensvertrag, d. h. die britischen Bedingungen zu unterzeichnen.

Als Regierung der südafrikanischen Republik Transvaal unterzeichneten der wahrnehmende Staatspräsident S. W. Burger, Staatssekretär F. W. Reitz, Kommandant General L. Botha, General de la Rey, die Herren L. J. Meyer und J. C. Krogh, vom Oranjefreistaat unterzeichneten der wahrnehmende Staatspräsident, Hoofdkommandant C. R. de Wet, der wahrnehmende Staatssekretär W. C. J. Brebner, General C. H. Olivier, General J. Herzog. Gegengezeichnet wurde von Lord Kitchener und Lord Milner.

Unter denen, die den Frieden zeichneten, fehlt Präsident Steyn. Seit längerer Zeit krank, hatte er sich wegen Krankheit zwei Tage beurlauben lassen, und statt seiner hatte Hoofdkommandant de Wet als wahrnehmender Staatspräsident dessen Geschäfte übernommen. So wurde zur Wahrheit, was Präsident Steyn früher einmal ausgesprochen hatte: „Meine Hand auf ein Papier setzen,

auf dem ich die Unabhängigkeit meines Volkes preisgeben muß — das tue ich niemals!"

In der Übersetzung lauteten die Friedensbedingungen folgendermaßen:

General Lord Kitchener von Karthum, Oberbefehlshaber und Seine Exzellenz Lord Milner, Hoher Kommissarius namens der britischen Regierung und die Herren S. W. Burger, F. W. Reitz, Louis Botha, J. H. de la Rey, L. J. Meyer und J. C. Krogh als die Regierung der Süd-Afrikanischen Republik und die Herren C. R. de Wet, W. J. C. Brebner, J. B. M. Herzog, und C. H. Olivier als die Regierung des Oranjefreistaats namens ihrer Bürger begehren die bestehenden Feindseligkeiten einzustellen und kommen überein auf die folgenden Artikel:

1. Die Bürger im Feld sollen augenblicklich ihre Waffen niederlegen mit Aushändigung aller Kanonen, Gewehre und Kriegsmaterials, das sich in ihrem Besitz oder unter ihrer Verwaltung befindet und sollen sich jeglichen weiteren Widerstandes gegen die Macht Seiner Majestät König Eduards VII., den sie als ihren gesetzmäßigen Souverän anerkennen, enthalten.

Die Weise und Besonderheiten dieser Übergabe sollen geregelt werden zwischen Lord Kitchener und Kommandant General Botha, Assistent Kommandant General de la Rey und Hoofdkommandant de Wet.

2. Bürger im Felde außerhalb der Grenzen von Transvaal und O. R. K. und alle kriegsgefangenen Bürger, die jetzt außerhalb Südafrikas sind, sollen bei Erklärung ihrer Annahme des Status von Untertanen Seiner Majestät König Eduards VII, gruppenweise zu ihren Wohnungen zurückgebracht werden, sobald Transportmittel und die Mittel für ihre Existenz beschafft werden können.

3. Den Bürgern, die sich also übergeben, oder die also zurückkehren, soll nicht ihre persönliche Freiheit oder ihr Eigentum genommen werden.

4. Keine gerichtlichen Schritte auf dem Wege des Zivil- oder Strafprozesses sollen getan werden gegen irgend einen

Bürger, der sich also ergibt, oder der also zurückkehrt, für irgend welche Taten, die im Zusammenhang mit der Kriegführung stehen. Der Genuß dieser Klausel soll sich nicht beziehen auf gewisse Taten, die gegen Kriegsbrauch verstoßen, welche durch den Oberbefehlshaber den Burengenerälen mitgeteilt sind, und welche von einem Kriegsgericht verhört werden sollen, sofort nach dem Aufhören der Feindseligkeiten.

5. Die holländische Sprache soll gelehrt werden in öffentlichen Schulen in Transvaal und in der Oranjeflußkolonie, wo die Eltern der Kinder solches verlangen, und soll in den Gerichtshöfen zugelassen werden, wenn dies für die bessere und zweckentsprechendere Ausübung der Gerichtsbarkeit nötig ist.

6. Der Besitz von Gewehren soll bei Erwerbung der gesetzmäßigen Lizenz in Transvaal und O. R. K. den Personen zugelassen werden, die sie für ihre Sicherheit nötig haben.

7. An Stelle der Militärverwaltung in Transvaal und der O. R. K. soll an dem frühesten möglichen Datum Zivilregierung treten und, sobald es die Umstände zulassen, sollen auf Selbstregierung hinauslaufende Einrichtungen eingeführt werden.

8. Über die Frage der Verleihung von Stimmrecht an Eingeborene soll nicht vor Einführung von Selbstregierung beschlossen werden.

9. Keine spezielle Belastung soll auf festes Eigentum in Transvaal und O. R. K. gelegt werden zum Zweck die Kriegskosten zu decken.

10. Sobald die Umstände es zulassen, soll eine Kommission, in der die einwohnenden Platzbewohner vertreten sein sollen, in jedem Distrikt von dem Transvaal und der Oranjefluß-Kolonie angestellt werden unter dem Vorsitz eines Magistrats oder anderer Beamten, zum Zweck, behilflich zu sein bei der Zurückführung des Volks und bei der Beschaffung von Nahrung, Herberge und der nötigen Menge Saatgut und für die Wiederaufnahme ihres gewohnten Berufes notwendigen Gerätschaften für solche, die wegen Verluste im Kriege nicht imstande sind, sich selbst auszustatten.

Seiner Majestät Regierung wird einen Betrag von drei Millionen Pfund Sterling dieser Kommission für die obengenannten Zwecke zur Verfügung stellen und wird es zulassen, daß alle dem Gesetz Nr. 1 — 1900 zufolge von der Regierung der Z. A. R. ausgegebenen Geldnoten und alle Quittungen durch die Offiziere der gewesenen Republiken, im Felde gegeben oder auf ihre Order, überwiesen werden sollen an eine durch die Regierung einzusetzende juristische Kommission. Falls solche Geldnoten und Quittungen durch diese Kommission anerkannt, sollen sie dem vollen Werte nach ausgezahlt werden.

Außer der obengenannten freien Spende von drei Millionen Pfund wird Seiner Majestät Regierung bereit sein, Vorschüsse als Darlehen für dieselben Zwecke zu geben, zinsfrei für zwei Jahre und nach diesem Zeitraum rückzahlbar mit drei Prozent jährlich. Kein Ausländer oder Rebell soll zum Genuß dieser Klausel berechtigt sein."

Um so mehr ist es ein trauriger Friede, als für jeden Kenner unserer Lage die englischen Friedensbedingungen nicht viel gewährleisten, und im Augenblick ihrer Annahme verschwindet die eine der kriegführenden Parteien! Wer wird sich dann für Innehaltung der Versprechungen ins Zeug legen?

Zerstreut, aufgelöst und von Verbindungen untereinander abgeschnitten wie unsere Kommandos waren, erfuhr das eine Kommando früher das andere später den Friedensschluß.

So legten die einen früher die anderen später ihre Waffen nieder; jedes Kommando in seinem Heimatdistrikt. Am Tage nach mir kam unser Heidelberg-Kommando ein, mit ihm meine Ambulanz, die von den Engländern seinerzeit gefangen und jenseits der Delagoa-Bay-Bahn zu den Burenkommandos wieder freigelassen war. Seit Ende März, als ich zum Freistaat abberufen wurde, war sie von mir getrennt gewesen. Ich ritt ihr entgegen und traf sie bei der Neigel. Wie ich sie antraf, gibt das nebenstehende Bild wieder, der letzte Rest von alle dem, was während des Krieges meine Ambulanz ausmachte. Ich hatte jetzt das größte Interesse zu erfahren, ob meine Briefe

Deutsche Ambulanz des Dr. Tilemann, 6. Juni 1902.

noch da waren, die mir durch Vermittelung des auswärtigen Amtes unter der weißen Flagge durch einen englischen Parlamentär Ende März ins Feld geschickt waren, die ich aber nicht erhielt, weil ich seitdem allzuweit von meiner Ambulanz getrennt war und nach deren Gefangennahme und Wiederfreilassung überhaupt nie hörte, wo sie war. Welch ein Glück! Sie war noch da, der getreue Schuchardt, mein Pfleger, hatte sie auf dem Leib getragen, daß sie nicht verloren gingen. Nicht ohne bange Sorge öffnete ich das Paket. Den letzten Brief aus der Heimat, das Letzte aus Deutschland überhaupt hatte ich im Februar 1901 erhalten, jetzt war der 7. Juni 1902. Was konnte in der Zeit alles passiert sein! Ein Brief jungen Datums von meiner Mutter, da war ich zumeist schon beruhigt. Der Tod einer sehr nahen Verwandten war die einzige Trauernachricht.

Die letzte Gefangennahme der Ambulanz war nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Die Engländer rissen die deutschen und die Rote-Kreuz-Flaggen herunter. Die Flaggen auf dem Bilde sind provisorisch aufgesteckt. Die Engländer hatten das einzig Verschließbare, meinen Koffer, erbrochen, das Kofferschloß aufgerissen; das wenige Geld, das ich darin hatte, wichtige kriegschirurgische Aufzeichnungen hatten die Engländer daraus fortgenommen, auf Nimmerwiedersehen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Rückkehr nach Pretoria und in die Heimat.

Sobald ich in Heidelberg meine Ambulanz aufgelöst hatte, reiste ich nach Pretoria. Da gab es gleich anfangs noch eine unangenehme Überraschung. Zunächst mußte ich in einem minderwertigen Hotel übernachten, weil das Grand-Hotel überfüllt war. Billard-Räume, Drawing rooms alles war vollbesetzt. Erst am nächsten Tag konnte ich einziehen.

Im Grand-Hotel hatte ich, als ich zur Front ging, mein Gepäck untergestellt, das ich aus Europa mitbrachte: Kleider, Wäsche, Andenken von der Schiffsreise u.s.w.; alles das fand ich unversehrt vor, als ich 1901 als Gefangener nach Pretoria kam. Wenn bei der Einnahme von Pretoria etwas mit den Sachen passiert wäre, so hätte man sich sagen müssen à la guerre comme à la guerre; aber nichts war daran geschehen, und so wurde ich darin bestärkt, meine Sachen nur ruhig weiter da stehen zu lassen und das, was ich damals als Gefangener mitbrachte, interessante Beobachtungen, Originaltelegramme der kriegerischen Ereignisse, Krankenjournale, chirurgische Tagebuchaufzeichnungen noch dazu zu legen. Alles dieses war jetzt fort, nicht durch die Schuld des Hotelinhabers, sondern weil die englische Polizei, aus welchem Grunde weiß ich bis heute nicht, es eingefordert und mit sich genommen hatte. So gehe ich auf die Polizei. Daß meine Sachen da sind, wird anerkannt, und ein Sergeant mit großem Schlüsselbund wird mir mitgegeben, mir die Sachen auszuhändigen. Welch ein Hohn! Der Schuppen, wo die Sachen „aufbewahrt!" lagen, abseits von der Straße, steht offen, jeder Mann kann hineinlaufen, in der Nähe trieben sich Kaffern herum, auch sie konnten dort räubern. Im Schuppen ein Chaos von Koffern, die offenstehen, teils gewaltsam aufgebrochen sind, Berge von allen möglichen Sachen, Briefen, Rechnungen, Quittungen, Schuldverschreibungen, Pässe aus aller Herren Länder, auch deutsche Militärpässe darunter, Photographieen, Kleidungsstücke, gebrauchte schmutzige Wäsche. Hier und da fische ich einige Briefe heraus, die mir gehören, mein großer Lederkoffer ist überhaupt nicht vorhanden. Dann wieder Wäschestücke mit meinem Namen gezeichnet. Was mir das Wichtigste, meine Tagebücher zusammengebündelt „found in box of Dr. Tilemann" sind wunderbarerweise erhalten geblieben, nicht aber die betr. „box" mit Kleidern, Wäsche, Geld, Andenken u.s.w. — Wie hatte ich mich gefreut, bei Ankunft in Pretoria meine Lumpen ausziehen, namentlich ein frisches Hemd anziehen zu können, jetzt mußte ich mich von Kopf bis zu Fuß ganz neu

ausstatten. Dann ging ich aufs Konsulat und nahm Briefe in Empfang, die sich dort inzwischen für mich angesammelt hatten.

Noch eine Aufgabe wartete meiner. Ich wollte doch endlich in Erfahrung bringen, was die Engländer mit meinen Ambulanzleuten angefangen hatten, die sie im Januar beim Überfall meines Hospitals in die Gefangenschaft abgeführt hatten, — tatsächlich in Gefangenschaft! Meine Leute waren in der Liste der Kriegsgefangenen aufgeführt, und da sah ich, daß sie als solche am 13. Februar nach Indien kriegsgefangen verschifft waren. Und das war geschehen, ohne daß sie sich je eines Vergehens gegen die Genfer Konvention schuldig gemacht hätten. Ausgestattet mit Rote-Kreuz-Päffen waren die Leute so behandelt, denen meine Kranken und Verwundeten und denen ich für treue Pflichterfüllung in schwierigster Lage stets durch Dankesschuld verpflichtet bleibe.

Bezeichnend für den Jammer und das Elend der Burenfamilien, wie für die Art der Kriegführung ist die folgende Unterhaltung.

Eines Tages, wie ich in Pretoria über die Straße gehe, kommt von der anderen Seite eine Dame auf mich zu, eine hochgeschätzte Afrikanerin. In werktätiger Liebe und Hingebung hatte sie sich von Beginn an für ihre Volksgenossen aufgeopfert. Sie ist erfreut mich wiederzusehen, findet fast nicht genug Worte der Anerkennung, daß unsere Kommandos so getreu bis zuletzt ausgehalten haben, und daß auch ich als „vremdeling" der Burensache treu geblieben und so viel Schweres erduldet habe, aber, sagt die Dame:

„Tegen wel is de oorlog gevoert? Yulle menzsche hebb 3700 mannen in het veld door den dood verlooren, mar daar zijn meer as 20000 onschuldige vrouwen en kinderen dood in de engelsche concentratiecampen. Tegen wel is de oorlog gevoert? vraag ik voor dokter." („Gegen wen ist der Krieg geführt? Ihr Menschen habt 3700 Mann im Feld durch den Tod verloren; aber da sind mehr als 20000 unschuldige Frauen

und Kinder tot in den englischen Konzentrationslagern. Gegen wen ist der Krieg geführt? frage ich, Herr Doktor!") Ein befreundeter Arzt teilte mir mit, daß nach einem amtlichen, in der englischen Staatsdruckerei angefertigten Dokument 25000 Frauen und Kinder in 12 Monaten in den englischen Lagern starben. —

Kommandant-General Louis Botha überreichte mir in Pretoria namens seines Volkes ein Dankschreiben.

Es traf sich, daß in jenen Tagen Generalkonsul von Lindequist in Pretoria anwesend war. Am Tage nach meiner Ankunft gaben die Deutschen in Pretoria ihm zu Ehren einen Bierabend im Grand-Hotel. Konsul Biermann lud mich ein. Herr von Lindequist hatte die Liebenswürdigkeit, in einem Toast mich als deutschen Arzt zu ehren — eine Anerkennung, die mir wertvoll war, weil sie von deutscher Seite kam.

Wir alle kehrten aus dem Feld völlig abgerissen zurück. So weit man Geld hatte, kaufte man zunächst Kleider. Was es in den Kleiderläden gab, war schnell vergriffen. Früher kannte man sich schon von weitem an seinen Kleidern, an den Flicken, mit denen man die Löcher in seinen Kleidern gedichtet hatte. In dieser Beziehung ging das Individuelle durch den uniformierenden Einfluß der Kleiderläden bald verloren, und es war schwerer, daß man sich jetzt auf der Straße erkannte. Neben den getreuen Buren gingen Überläufer und National-Scouts ähnlich gekleidet. Aber waren sie äußerlich nach den Kleidern nur wenig zu unterscheiden, so mehr schon daran, daß die National-Scouts glatt rasiert gingen wie die Engländer oder die englische Barttracht angenommen hatten. Aber der Blick des Buren war frei, gesund, verwittert sein Aussehen. Der Verräter mußte seinen Blick zu Boden senken, durch den Makel an seiner Mannesehre war er gezeichnet. Für die Landesverräter hat die schwere Zeit eines bis an ihr Lebensende sie drückenden Schuldgefühls begonnen. Manche, die es früher nicht waren, sind zu Trinkern geworden. Große Betrunkenheit sah man bei den englischen Soldaten, am schlimmsten soll es

in Johannesburg gewesen sein, als man das von den Buren übernommene Verbot des Verkaufs geistiger Getränke aufgehoben hatte, und es dauerte nicht drei Tage, da sah sich die englische Regierung wieder gezwungen, das Verbot aufs neue in Kraft treten zu lassen.

Die Straßen Pretorias waren dicht behangen mit englischen Fahnen, Guirlanden, Lampions u. s. w. Ehrenbogen waren errichtet, Festbanketts für die Königskrönung waren arrangiert, aber, einige Stunden vor Abhaltung derselben wurden dieselben zum großen Schaden der Wirte wieder abbestellt; der König, der gekrönt werden sollte, lag, so hieß es, im Sterben und wurde schon tot gesagt. Die Prophetin schien recht zu bekommen, daß der Prinz von Wales nie die Krone tragen sollte. — Am Abend vor meiner Abreise von Pretoria überreichten mir Damen aus Pretoria zu meiner großen Überraschung ein goldenes Medaillon, das auf der einen Seite das Transvaal-Wappen trug, auf der Rückseite waren für den deutschen Arzt die Worte: „Auf Wiedersehen" eingraviert.

Am folgenden Tage reiste ich nach Johannesburg ab. Ich wollte doch die Stadt des Goldes gesehen haben, um die sich in Südafrika alles drehte, dessen Gold auch diesen unglückseligen Krieg heraufbeschworen hatte. Johannesburg, inmitten der weltberühmten Goldminen von Witwatersrand gelegen, ist die größte und betriebsamste Stadt in Südafrika. Vor mehr als zwanzig Jahren war die Stelle, an der jetzt Johannesburg sich erhebt, kahles Feld von sehr geringem Bodenwert. Groß waren die Klagen in Johannesburg, denn statt eines Steigens hatte der Termin des Friedensschlusses ein Fallen der Minenaktien zuwege gebracht, und diese waren noch weiter im Fallen. Die Stimmung war sehr flau. Der Stand der „Shares" bildet in Johannesburg für sehr weite Kreise das Hauptinteresse. Es wurde mir gesagt, daß jene Elemente unter den Johannesburger Leuten, die stets zum Kriege geschürt hatten, die auch in das Jameson-Komplott verwickelt gewesen waren, jetzt das „late government with the old grievances" (die vormalige Regierung

mit den alten Mißständen) zurückwünschten. Diese Einsicht kam den Leuten recht spät. In Johannesburg fand ich gastliche Aufnahme im Hause des deutschen Arztes, Herrn Dr. Mangold. In Johannesburg wie auch später in Kapstadt trugen die treuen Bürger ein kleines grünes Band am Anzuge; das diente als Erkennungszeichen und schloß die Aufforderung ein, daß der eine den andern mit Rat und Tat unterstützen sollte.

Am Mittwoch morgens setzte ich mich in Johannesburg in den Eisenbahnzug, am Sonnabend morgens traf ich in Kapstadt ein. Der Zug blieb eine Nacht in Bloemfontein liegen. Vom Zuge aus hatte ich gute Gelegenheit zu sehen, welche Anstrengungen von den Engländern gemacht werden mußten, um die Bahnlinie zu sichern. Die Stationen waren zu Forts umgewandelt. Bis auf halber Höhe waren die Fenster durch Sandsäcke verbarrikadiert; viele Schießscharten starrten einem entgegen; tiefe Laufgräben verbanden die einzelnen Stationsgebäude. Außerdem waren hie und da Blockhäuser längs der Bahnlinie errichtet, ein starker Drahtzaun gezogen und auch flach über den Boden Draht ausgespannt. Ebenso liefen auf beiden Seiten der Bahnlinie Schützengräben. Mit einem der untersten Drähte des Drahtzauns war in kurzen Distanzen ein Henry-Martini-Gewehr angebracht. Diese geladenen Gewehre sollten die Engländer signalisieren, wenn bei den nächtlichen Übergängen die Drähte durchschnitten wurden, von denen der eine mit dem Abzug des Gewehres in Verbindung stand und beim Durchschneiden des Drahtes einen Schuß abgab. Das kleine Häuflein Buren — so mußte ich immer bei den kostspieligen Unternehmungen der Engländer denken — was hat es den Engländern doch zu schaffen gemacht! Bahn- und Blockhauslinien konnten eine Verbindung der durch sie abgeteilten Burenkommandos gewiß nicht verhindern, aber ein großes Hindernis waren sie doch und immer ein Etwas, mit dem gerechnet wurde, trotzdem mancher Bur ihrer spottete. In das Abteil, in welchem ich mich mit englischen Offizieren unterhielt, kam auch ein Mann in englischer Uniform herein, den ich trotz seines nach englischer Manier zu-

gestutzten Bartes sofort als Buren erkannte. Es war ein Verräter, ich würdigte den Lumpen keines Worts. Er merkte denn auch bald, wen er vor sich hatte. Seine Anbändeleien hatten keinen Erfolg und was geschah? Der Mann, der in Offiziersstellung den Engländern wertvolle Verräterdienste geleistet hatte, wurde sehr einfach von den englischen Offizieren an die Luft gesetzt, als er unbequem wurde. Engländer hatten ja nun die Verräter nicht mehr nötig. „Der Nagel ist eingeschlagen, den Hammer kann man wegwerfen", sagt der Bur.

In Pretoria, Johannesburg und auch in Kapstadt hörte ich viele Vorwürfe über den Friedensschluß. Aber überall fand ich auch, daß man unsere Lage im Feld als allzu günstig angesehen hatte. Ja, wären die Verhältnisse doch nur so günstig gewesen, wie so mancher sich vorgestellt hat! Hätte es doch nur vor allen Dingen nicht so viel Verrat gegeben! Daß die Stimmung der Kapkoloniſten dem englischen Regime nicht sehr günstig ist, weiß jedermann. Über den Umfang und die Intensität der Opposition war ich gleichwohl überrascht. Niemals hat Kapstadt solche Empfänge erlebt als an dem Tage, da Botha, de Wet und de la Rey Ende Juli eintrafen. Und das, obwohl Kapstadt noch unter den Kriegsartikeln stand. Für die englischen Soldaten, auch für die englischen Offiziere waren die Burengenerăle die Helden des Tages. Die Soldaten schwenkten die Mützen und stimmten ein in die begeisterten Hochrufe für die Burenhelden, mancher englische Offizier in Zivil schlüfte mit hinein in den Saal der reformierten Gemeinde, um gemeinsam mit den Burenfreunden, den Afrikandern die Generăle durch Händedruck zu begrüßen. Nicht die Burengenerăle schienen die Besiegten zu sein. Auf den Schultern trug man die Generăle aus der Kirche. In Kapstadt, in Stellenbosch wurden den Generälen vor den Wagen die Pferde ausgespannt. In Stellenbosch spannte sich die akademische Jugend ein. Am 28. Juli fand in Kapstadt ein Privat-Diner zu Ehren der Burengenerăle statt, zu dem ich als Gast geladen war. Vorsitzender des Komitees war der Herr Sauer. Bei Tisch erhob sich auch de Wet.

Mit großer Zuversicht und starken Hoffnungen sprach er sich über die Zukunft Südafrikas aus. Von Kapstadt aus besuchte ich Robben Island, eine der Taselbai vorgelagerte kleine Insel, wo die Aussätzigen der Kapkolonie, namentlich Schwarze, kaserniert sind. Über 500 solcher Unglücklichen waren dort. Ehe ich Kapstadt verließ, wurde ich noch zu Frau Koopmanns de Wet geladen, die mir namens ihres afrikanischen Volkes danken wollte. Das Haus dieser auch von fremdherrlichen Diplomaten hochgeschätzten Dame gilt als Hochburg der Afrikander-Sache. Die Generäle waren nach Kapstadt gekommen, um von hier aus die Reise nach Europa anzutreten. Die Beweggründe zu dieser Reise waren verschiedener Art. Am 30. Juli schiffte ich mich auf dem englischen Postdampfer Saxon der Union Castle Line mit den Generälen ein. Eine große Menschenmenge hatte sich am Kai eingefunden, den Generälen zuzujubeln und ihnen die Hand zu drücken, ehe sie Afrika verließen. Von den Generälen hatte noch keiner eine Seereise gemacht. Da wir in den ersten Tagen bewegte See hatten, so litten sie mehr oder weniger an der Seekrankheit. Die Begleitung der Generäle setzte sich zusammen aus deren Sekretären, den Herren van Velden, Ferreira, Brebner, dem Feldprediger Kestell, der Frau des Generals de la Rey, Frau Ferreira, Frau van Velden, Fräulein Molteno und dem elfjährigen Sohn von Louis Botha, der auch im Felde seinen Vater stets begleitet hat. Ohne uns gegen die übrigen Fahrgäste ängstlich abzuschließen, die in der ersten Klasse fast ausschließlich aus zurückkehrenden englischen Offizieren bestand, waren wir doch meistens unter uns. Insgesamt waren wir 2400 Passagiere. Im Zwischendeck allein 1500 Soldaten, die in die Heimat zurückbefördert wurden. Ein Soldat starb an Bord; sang- und klanglos, ohne irgend einen Akt der Pietät wurde die Leiche den Fluten übergeben. An den beiden ersten Tagen der Reise war die See bewegt, später blieb sie bis nach Southampton ruhig. Während wir anderen die Zeit unserer sechzehntägigen Reise gemächlich lebten, saß General de Wet fast die ganze Zeit in seiner Kabine und arbeitete an seinem Werk „Der Kampf zwischen Bur und Brite“. Diese

Beharrlichkeit schriftstellerischer Arbeit vollendet den Ruhm seiner Energie, zumal de Wet sein bisheriges Leben gewiß nicht hinter dem Schreibtisch zugebracht hatte. Ein Passagier an Bord benahm sich so auffällig, daß es gar nicht erst nötig gewesen, ihn uns schon in Kapstadt zu avisieren. Wo die Generäle sich niedersetzten, da rückte er alsbald seinen Stuhl in die Nähe. Von mir wollte der Mann unter anderem erfahren, ob der Friede unter Protest unterzeichnet sei, ob das Abkommen in Vereeniging nicht bis dahin unbekannte Klauseln enthalte. Ein anderes Mal tat er sehr vertraulich und teilte mit, daß in der Nähe von Pretoria noch ein starkes Burenkommando liege, das die Waffen nicht niedergelegt habe. Ein Burenkommandant Maritz sei mit 400 Mann über die deutsche Damarraland-Grenze gegangen, führe viele Munition bei sich und werde wohl eines Tages mit den Engländern fechten und was des Geschwätzes mehr war. Der Bur handelt nach dem Grundsatz, der ihn schon in der Jugend gelehrt wird, keinem Menschen „Anstoß" zu geben, auch wenn er sein Vorhaben durchschaut. Doch als wir eines Abends wieder politische Dinge verhandelten und der Spion oder Reporter wieder mit seinem Stuhl langsam angeschoben kam, winkte Louis Botha ihm in nicht mißzuverstehender Weise ab, das half für den Augenblick, der Mann war impertinent genug, in den nächsten Tagen sein Geschäft fortzusetzen.

Den Besuch von Cecil Rhodes in Berlin brachte Botha in Zusammenhang mit einem Geheimvertrag, der betreffs Südafrika zwischen Deutschland und England bestehen soll. Botha erkannte an, daß die deutsche Regierung vor dem Kriege die Transvaalregierung gewarnt habe, Krieg zu beginnen und zugleich mitgeteilt habe, daß die Transvaalregierung nicht auf Unterstützung von Deutschland rechnen dürfe. Interessant war, was de Wet mir eines Tages erzählte. Als er sich wegen Friedensverhandlungen in Pretoria aufhielt, machte sich auch ein englischer Offizier im Hauptmannsrang an ihn heran, in der gelinde gesagt unverschämten Absicht ihn, den Höchstkommandierenden, der das Vertrauen seiner Bürger in überreichem

Maße bewährt, deſſen tatkräftige Treue die Achtung der ganzen Welt gefunden hatte, in engliſche Dienſte zu locken. Dann wolle man gemeinſam den Kampf gegen Deutſchland aufnehmen. Als de Wet ihm entgegegentrat und er unter anderem bemerkte, daß die Deutſchen ſich bei den Buren ſo gut geſchlagen hätten, entgegnete der Engländer, Deutſchland werde zu mächtig. Gegen dies Land müßten Bur und Brite ſich verbinden. — Faſt an allen Tagen war das Promenadendeck durch die Sportunterhaltungen und Tanzereien der Engländer ſtark blockiert. Der Krönungstag Eduards VII., Sonnabend den 9. Auguſt, wurde durch nichts anderes ausgezeichnet, als daß am Abend nach dem Diner im Salon ein Konzert ſtattfand, wonach „God save the King“ geſungen wurde. Wir nahmen am Konzert nicht teil. Sonntags wurde von der Burengemeinde in der Bibliothek Gottesdienſt abgehalten; die Engländer benutzten zu dieſem Zweck den Salon. Am 11. Auguſt machte ſich zum erſtenmal die Hitze unangenehm bemerkbar. Unter dem Äquator, den wir in der Nacht zum 8. Auguſt paſſiert, hatten wir unter der Hitze wenig zu leiden. Dienstag, den 12. Auguſt morgens kamen wir nach Madeira. Es war gerade, als wir einliefen, ein däniſches Kriegsſchiff auf der Rhede eingetroffen, das mit dem im Hafen liegenden portugieſiſchen Kriegsſchiffe den Geſchützſalut austauſchte. Vom Lande her ſchwammen eine Menge Boote an unſer Schiff heran, ſie boten Früchte und Madeiraſachen feil. Eine Deputation deutſcher Herren kam an Bord, die Burengenerale feierlichſt zu begrüßen und unſere ganze Geſellſchaft zu einer Fahrt an Land einzuladen. Bald lag eine Dampfpinaſſe längsſeits und brachte uns an Land, allein de Wet ließ ſich keine Zeit und blieb mit ſeinem Sekretär an Bord. In Madeira erreichte uns ein Telegramm aus Brüſſel, das uns den plötzlichen Tod des Generals Lukas Meyer meldete. Ein Jahr war es, da hatte ich den General unterſucht; ſchon damals war der Geſundheitszuſtand ein ſolcher, daß man mit einem plötzlichen Tode rechnen mußte. Aber bis zum letzten Tage war General Lukas Meyer im Felde geblieben. Sehr viel

Freude machte das Telegramm über den günstigen Gesundheitszustand von Präsident Steyn, des so hoch verehrten und geachteten Afrikaners. Eine nur zwei Tage alte telegraphische Nachricht von meiner Mutter und andere Willkommensgrüße hatten für mich persönlich das größte Interesse. An der Landungsstelle standen Einheimische und Fremde, dicht gedrängt, um den Burengenerälen ihre Sympathieen kund zu tun. Die Lebhaftigkeit des Südländers kam zum Ausbruch. Louis Botha wurde umarmt, den jungen Botha küßte man auf die Stirn, und da man mich für de Wet hielt, nahm man auch mich in die Arme. Für die Generäle standen Reitpferde bereit, während wir, die übrige Gesellschaft mit den Damen, die von kleinen flinken Ochsen bespannten Schlitten bestiegen und in munterem Trab über die Straßen glitten, die mit glatten Geröllsteinen gepflastert sind. Ochsentreiber mit langen Stöcken liefen neben den Schlitten her, die Ochsen anzutreiben, hatten wohl Mühe, um beizubleiben. An allen Straßenecken liefen Bettler und Krüppel herbei, liefen eine Weile neben den Schlitten her, bis man ihnen ein Geldstück zugeworfen hatte oder ohne den gewünschten Erfolg das Laufen aufgaben. Blumen, Buketts regnete es von beiden Seiten in die Schlitten hinein. Unsere Schlitten brachten uns durch viele enge Straßen zu einem Platz, wo wir wieder mit den Generälen zusammentrafen, um von dort aus gemeinsam die Zahnradbahn zur Höhe des die Stadt Funchal überragenden Berges zu benutzen. Wir genossen von der Höhe aus eine herrliche Aussicht anf die Stadt, den Hafen und das Meer. Sehr weit sah man nicht; der von der Sahara herwehende Wind, der Leste, führte solche Mengen Wüstensand mit sich, daß er das Gesichtsfeld sehr beschränkte. Es war gerade ein sehr heißer Tag, so heiß sollte es im ganzen Jahr noch nicht gewesen sein, so sagte man uns. Wir litten unter dieser Temperatur noch nicht. Oben hatten sich die Honoratioren der Stadt eingefunden. Viel Händedrücken gab es da. Unermüdlich war man, Autogramme von den Burengenerälen zu erhalten, und des Shnapschot'tens der Amateurphotographen war

kein Ende. Als wir da oben luſtwandelten und uns einer Kathedrale näherten, da war's, als wenn ein Gefecht angehen ſollte, eine ſolche Schießerei brach los. „Waarvoor doet hulle dat?" „Weshalb tun die Leute das?" war immer wieder die verwunderte Frage des kleinen Botha. Raketen und ſonſtiges Feuerwerk ging in die Luft; am folgenden Tage war hoher kirchlicher Feſttag! In der Kathedrale wurden wir auf das freundlichſte von der Geiſtlichkeit begrüßt, der Organiſt rannte zur Orgel und intonierte ein ſchönes Orgelſpiel.

In einem Reſtaurant oben, wo neben der portugieſiſchen die deutſche und die engliſche Flagge wehte, nahmen wir das Eſſen ein, da gab es Erdbeeren, Bananen und Weintrauben in den ſchönſten Exemplaren. Etwas Ungewohntes für uns war der feurige Madeira, der kredenzt wurde, wir verſtanden uns beſſer auf Sodawaſſer. Die erſte Strecke abwärts wurde wieder per Schlitten zurückgelegt, dieſes Mal waren aber keine Ochſen vorgeſpannt, die Schlitten glitten von ſelbſt, es ging bergab ſchon bei leiſem Anſtoß. Zwei Männer ſteuerten den niederſauſenden Schlitten. Wo es dann nicht mehr ſo abſchüſſig war, ſtanden für uns Herren wohlgepflegte Hengſte bereit. Seitdem ich aus dem Felde zurück war, ſaß ich hier wieder zum erſten Mal im Sattel. Die Erinnerung an die Zeit, wo wir manche kalte lange Nacht auf überangeſtrengten Pferden vor den Engländern flüchten mußten, blieb nicht aus. General Botha ritt einen ſchönen arabiſchen Schimmelhengſt, ich ſelbſt einen temperamentvollen Braunen. In einer deutſchen Kneipe taten wir einen Satteltrunk. Eine ſtattliche Kavalkade durchquerten wir die ſehr ſauberen Straßen Funchals. Noch einmal hielten wir, wir mußten abſteigen und uns zu einer mit den herrlichſten Früchten beſetzten Tafel niederſetzen. Am Landungsplatz wartete unſer eine ungeheure Menſchenmenge, ununterbrochen wiederholten ſich die Hochrufe auf die Generäle und auf die Buren. Nach Begrüßung einiger offizieller Perſönlichkeiten ging es an Bord des Saxon zurück. Aber die Generäle wurden erſt dann in Ruhe gelaſſen, als der Saxon unter Dampf ging.

In den europäischen Gewässern machte sich ein kühleres Klima ziemlich unvermittelt bemerkbar. General de la Rey erkrankte nicht unbedenklich an einem Bronchialkatarrh. In der Nacht zum Sonnabend den 15. August sollte die englische Küste in Sicht kommen. Mit Sonnenaufgang sollten wir in Southampton einlaufen. Glockensignale und das heisere Geschrei der Dampfpfeife machten mich wacker. Wir waren der englischen Küste nahe, sehen konnten wir nichts; wir waren in dichtem Nebel und mußten vor Anker gehen. Der Nebel verzog sich, und ein wunderschönes Küstenpanorama bot sich uns dar. In einiger Entfernung passierten wir Spithead, wo in diesen Tagen die englischen Schiffe zur Flottenschau versammelt waren. Viele Dampfer begegneten uns, vollgepfropft von schaulustigen Menschen.

Noch vor Southampton kam der Adjutant von Kitchener an Bord, ließ sich bei den Burengenerälen melden, um ihnen mitzuteilen, daß sie in Southampton von Lord Roberts, Lord Kitchener und von Chamberlain erwartet würden. Am Kai in Southampton stand eine große Menge Menschen versammelt. Die Hochrufe der Menge, die hüteschwenkend grüßte, galten nicht den Landsleuten, sie galten allein den Burengenerälen, die hier zum erstenmal Englands Boden betraten. Nach kurzer Besprechung gingen Schalk Burger und die Generäle von Bord und begaben sich zu Lord Roberts, Lord Kitchener und Chamberlain, die schon seit früh am Morgen auf die Ankunft der Generäle gewartet hatten. Sehr dringlich wurden die Generäle namentlich von Lord Kitchener eingeladen, der Flottenschau beizuwohnen, ein Dampfer liege bereits zur Abfahrt bereit. Doch die Generäle dankten für diese Zumutung.

Ob Chamberlain ohne politische Hintergedanken handelte, wenn er den Führern des kleinen, am Boden liegenden südafrikanischen Volkes einen Überblick über Englands Wehr zur See, über die Größe der englischen Flotte verschaffen wollte? Das Gepäck der Generäle und unserer ganzen Gesellschaft ging unrevidiert durch. Ein im Anschluß an die Ankunft unseres

Schiffes abgelaſſener Spezialzug brachte uns in kurzer Zeit nach London, Waterloo-Station. Am Bahnhof war die Ankunft der Burengenerăle nicht bekannt; der kritikloſe engliſche Zeitungsleſer mußte die Burengenerăle bei der Flottenſchau vermuten. Doch ſchon bald ſtrömten die Menſchen auf dem Bahnhof zuſammen und bereiteten den Generălen einen ſtürmiſchen Empfang, ſodaß die Polizei Mühe hatte, uns den Weg zu den Wagen zu bahnen, die uns zu dem Abſteigequartier, nach Horrex-Hotel, brachten. Von Stund ab war das Burenquartier von einer Menſchenmenge belagert. Es war während des Londoner Aufenthalts unmöglich, auszugehen, oder man hatte die Menge hinter ſich, und immer wieder andere Neugierige ſchloſſen ſich an. Die Generăle mit Sekretăr Ferreira fuhren am folgenden Tage nach Southampton zurück, wo ſie von Kitchener, Roberts und Chamberlain empfangen und zum König geleitet wurden. Die Audienz dauerte nur kurze Zeit; der König zeigte ſich entgegenkommend, aber irgend welche weitere Bedeutung wurde dem Beſuch der Burenführer nicht zugeſchrieben. Roberts und Kitchener begleiteten die Generăle nach London zurück. General de la Rey kam krank und elend zurück, legte ſich ins Bett, aber auch dann kamen noch viele Damen und Herren, dem General die Hand zu reichen, bis ich ein ărztliches Machtwort ſprach. Die Nederlandsche Steamschip-Maatschappy hatte den Generălen einen Spezialdampfer zur Verfügung geſtellt; mit dem fuhren wir am Montag abend aus der Themſe. Seitens der Rhederei und der Schiffsmannſchaft der Batavia III. geſchah alles, um es uns unter holländiſcher Flagge ſehr wohl ſein zu laſſen. Am Morgen kam die holländiſche Küſte in Sicht. Von Maaßluis bis Rotterdam wurde von den Deichen aus den Generălen zugejubelt. Kleine Dampfer, von Paſſagieren vollbeſetzt, fuhren unſerm Schiff entgegen. Des Hochrufens und ohrenbetäubenden Sirenengeſchreies war kein Ende. Beim Paſſieren tippten die verankerten und vertäuten Schiffe mit der Flagge. Die erſte deutſche Flagge ſah ich auf der Roſtocker Bark „Pomona“ fallen. Andere gaben Böllerſchüſſe ab. Das

setzte sich so fort, bis der Dampfer am Landungsplatz anlegte, wo eine unabsehbare Menschenmenge, Kopf an Kopf gedrängt, die Ankunft der Generäle erwartete.

Schon vorher war der Transvaalgesandte Dr. Leyds zu uns an Bord gekommen. Als ich dann mit General Botha und dem kleinen Botha auf der Brücke stand, legte sich ein kleiner Dampfer uns an die Seite. Frau Botha kam an Bord. Das sehen und die Treppe herunterstürzen zur Gattin und Mutter, war Sache eines Augenblicks.

Ehe wir das Schiff verließen, wurden viele Begrüßungsreden gehalten, die unter den Jubelrufen vom Lande her nur wenig verständlich waren. In Wagen ging es durch die von einer vielköpfigen Menschenmenge belebten Straßen Rotterdams zum Bahnhof und von dort mit einem Extrazuge nach dem Haag. Selbst längs der Schienen standen die Menschen, um den schnell vorbeisausenden Eisenbahnzug zu sehen. Im Haag setzte sich der Triumphzug der Generäle fort.

Im Hotel „Oude Doelen" stiegen wir ab. Nachdem ich mit der Familie Botha gespeist, nahm ich Abschied von den Generälen und fuhr nach Utrecht. Präsident Krüger reichte mir die Hand, um mir namens seines afrikanischen Volkes für meine Hilfe zu danken.

Dann fuhr ich in die Heimat, und eine Mutter freute sich.

Anhang.

Das dem Verfaſſer durch Kommandant-General Louis Botha überreichte Dankesſchreiben hat folgenden Wortlaut:

Het geeft my groot genoegen om by het beeindigen van dezen stryd te kunnen getuigen, dat de Wel Ed. Zeer Geleerde Heer Dr. Hero Tilemann, van de Duitsche Ambulance, ons Volk onbetaalbare diensten bewezen heeft als Dokter.

Hij was niet alleen trouw in de eerste dagen van zonneschijn, mar in de latere dagen van donkerheid leerden wij voor al zijn sterke humaniteits-gevoel en geest van zelfopoffering waardeeren. Toen de trouw van velen bezweek onder de zware toets die doorgemaakt moest worden, stond hij pal als en held in het uitvoeren van zijne plichten onder de moenlykste omstandigheden.

Voor zijne bekwamheid als Dokter, zijne geest van zelfopoffering hebben wij het grootste respect gekregen, en ik moet namens mij ent het gansche Afrikaansche Volk hem hiermede onzen hartelijken dank betuigen en hem verzekern van onze waardering van die diensten.

Pretoria, op de 31. Mej 1902.

Louis Botha.
Commandant-Generaal v. d. Z. A. Republiek.

Eine dem Verfaſſer in die Heimat nachgeſandte Adreſſe der Kommandos, die er im letzten Kriegsjahre als Arzt vornehmlich verſorgt hatte, ſagt:

Den Wel Ed. Zeer Geleerden Heer Dr. Hero Tilemann, Hoofd van de Duitsche Ambulance, behoorende aan de Heidelberg-, Pretoria-, Standerton- en Bethal-Commandos.

Wel Ed. Zeer Geleerde Heer en Vriend!

Wij de ondergeteekende, namens de Officieren en Burgers van de Commandos, waaran U voor zulk een langen tijd onvermoeid uwe diensten hebt gegeven, wenschen U bij het voltooien van dezen bloedigen strijd, waar U thans op het punt staat ons land te verlaten, een kleinen blijk van onze hooge waardering van uw werk, in ons midden gedaan, te geven.

Niet alleen hebt gij uw Vaderland en Maatschap vrijwillig verlaten om tot ons over te komen om van dienst te zijn aan ons Volk, niet alleen hebt U de dagen van zonneschijn in het begin van den strijd met ons doorgebracht, maar voor al wardt gij trouw bevonden toen dagen van donkerheid over ons kwamen en velen, zelfs van ons eigen Volk, ons den rug toekeerden. Het was eerst in die dagen, toen uw humaniteitsgevoel en geest van zelfopoffering de sterksten toets moest doorstaan, dat wij U hebben leeren bewonderen als een Held in uw werk. Gij hebt uw de grootste opofferingen getroost, geen koude, hitte of ongemak, ja niets in de wereld deed U, terugdeinzen als een roepstem om hulp tot U kwam, gij waart altijd bereid om in te springen en het med van de lijdenden, te verzachten te genezen. Voor uwe bekwaamheid als Dokter hebben wij de grootste achting gekregen.

En nu, zeer geachte Dokter, namens ons en onze Burgers, ja, namens het geheele Afrikaansche Volk, wenschen wij U de verzekering te geven van onze innige dankbarheid jegen U en onze liefde tot U; het ligt niet in ons vermogen uwe kostbare

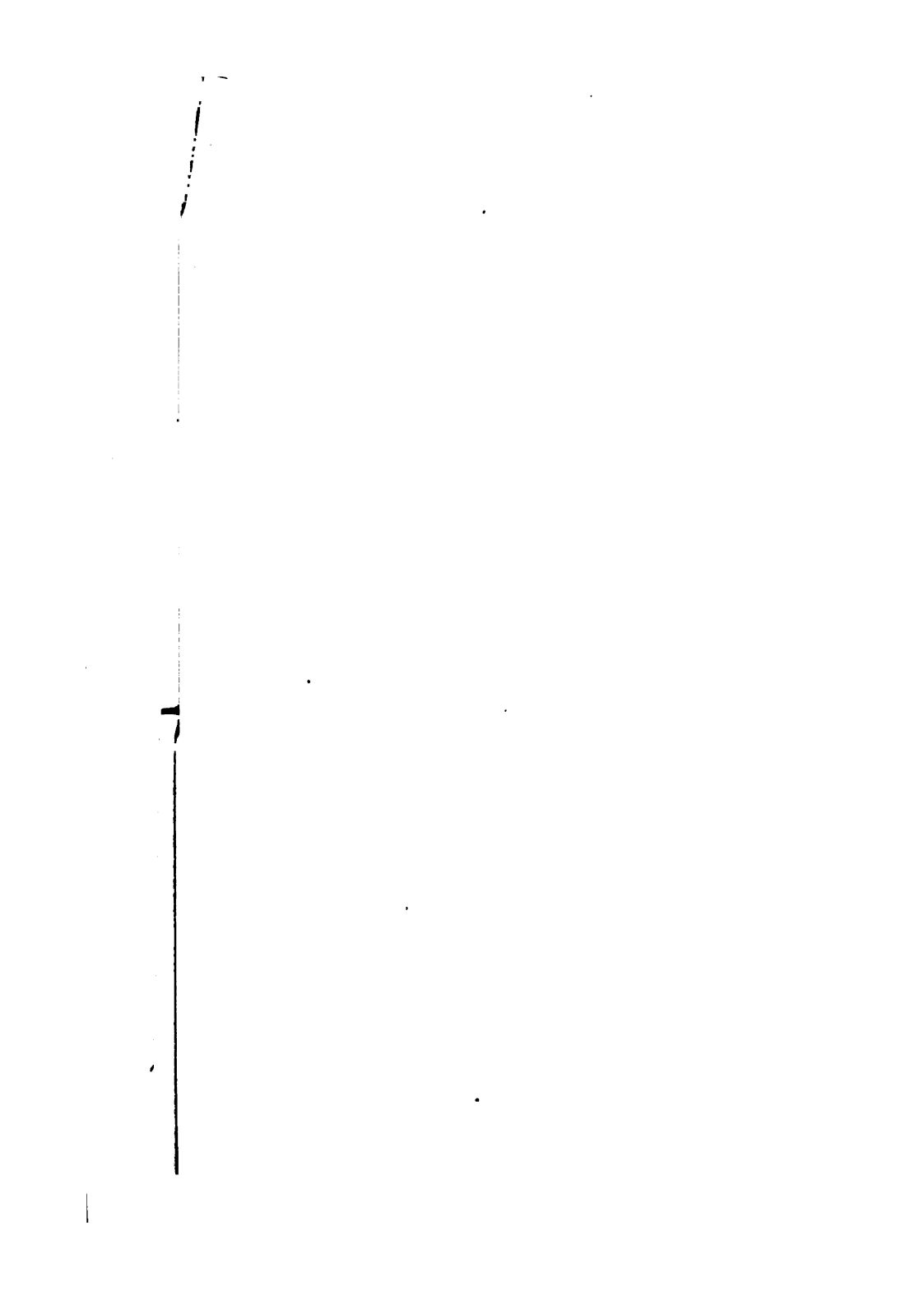
diensten te beloonen, mar wij willen vertrouwen en bidden dat onze rijke God U wardiglijk beloonen zal, gedurende geheel uw leven hier en hiernamaals.

Wij wenschen U toe eene voorspoedige reis naar uw Vaderland en Volk en willen den wensch hier uitspreken, dat U besluiten mocht, weer naar onze gewesten spoedig terug te keeren, om verder in ons midden te blijven en arbeiden. Vaarwel.

Met Hochachting.

H. A. Alberts
Vechtgeneraal Z. A. R.

J. J. Naudé
Kapitein en Hoofd van spezial diensten Z. A. R.



Im gleichen Verlag erschienen:

Fr. Seiner:

Der Burenkrieg 1899–1902

Ein stattlicher Band von 22 Bogen gr. 8° mit vielen Illustrationen von Ernst Zimmer. Elegant gebunden M 3.50

Fr. Seiner:

Ernste und heitere Erinnerungen eines deutschen Burenkämpfers

2 Bände mit Karten und Plänen. Elegant gebunden M 6.30
(Auch einzeln käuflich: I. M 2.80 — II. M 3.50)

Schilderungen von höchster Lebendigkeit und Anschaulichkeit, stets fesselnd, niemals langweilig, Taneras flotter Schreibweise kaum nachstehend. Einige Kapitelüberschriften illustrieren am besten den Inhalt:

Aus Band I:

Unsere Ausrüstung — Der erste Reitversuch — Bei Oom Paul — Ins Feld! — In Feindesland — Lagerleben — Im Artilleriefeuer — Vor dem Gefechte — Die Erstürmung des Kerumskop — Die vergessenen Vorposten — Eine gefährliche Jagd — Die Gefahren der Karroo — Schwere Zeiten — Im Gefecht mit Kolonialtruppen — Die Übergabe Cronjes — Ein Ehrentag des deutschen Korps ꝛc. ꝛc.

Aus Band II:

Eine schwere Nacht — Das Dynamitattentat in Johannisburg — Die Jagd nach Dewet — Zusammenstoß mit den Australiern — Schlacht von Dalmanutha — Auf Vorposten — Ein Sonntag in der Schlachtlinie — Auf dem Rückzuge — In portugiesischer Gefangenschaft

---

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Die Fröschweiler Kriegsbücher

Fröschweiler Chronik

Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870

von **Karl Klein**

vormals Pfarrer in Fröschweiler

Volksausgabe:

24. Auflage. XII, 241 Seiten 8°, elegant kartoniert M 2.80

Prachtausgabe:

Reich illustriert von Ernst Zimmer. Mit 40 Vollbildern, 250 Textbildern und 1 Karte. **11.—15. Tausend.** XII, 277 Seiten 4°, elegant gebunden M 10.—

Die „Fröschweiler Chronik" findet ihre Ergänzung durch die

Fröschweiler Erinnerungen

Ergänzungsblätter zu

Pfarrer Kleins Fröschweiler Chronik

von **Katharina Klein**

4. Auflage. VI, 92 Seiten 8°

Geheftet M —.80 Kartoniert M 1.25

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Tanera's Kriegsschriften

Carl Tanera

Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers 1870/71

Prachtausgabe

Illustriert von Ernst Zimmer

13.—16. Tausend — Elegant gebunden M 14.—

Volksausgabe

9. u. 10. Auflage. 2 Bände — Elegant kartoniert je M 2.40

Inhalt:

Nach Frankreich. 2. Der Tag von Wörth, 6. August 1870. 3. Charbogne. 4. Die erste Schlacht, 30. August 1870. 5. Autrecourt und Remilly, 31. August 1870. 6. Die Schlacht von Sedan, 1. September 1870. 7. Das Erschießen französischer Pferde am 9. September 1870. 8. Von Sedan nach Paris, 11.—23. September 1870. 9. Der Streifzug durch die Wälder zwischen Longjumeau und Orleans. 10. Die erste Schlacht bei Orleans am 11. Oktober 1870. 11. In und um Orleans. 12. Das Treffen von Coulmiers am 10. November 1870. 13. In der Perche, 17.—22. November 1870 und das Gefecht von Thiron-Gardais am 21. November. 14. Ein Ordonnanzritt. 15. Verschiedenes Los. 16. Châteaudun und Varize, 27. und 29. November 1870. 17. Loigny (Bazoches-les-Hautes), 2. Dezember 1870. 18. Die zweite Schlacht bei Orleans am 3. und 4. Dezember 1870. 19. Der 5. und 6. Dezember 1870 und das Gefecht von Vilorcy. 20. Mein schwerster aber schönster Tag, 8. Dezember 1870. 21. In der Weihnachtszeit von 1870. 22. Wieder vor Paris. Verwundet, 5. Januar 1871. 23. Wie wir während des Waffenstillstandes in Charenton lebten. 24. Zum erstenmal in Paris, 3. März 1871. 25. Bei Paris nach dem Friedensschluß. 26. Corbeil 1871. 27. Während der Kommune. 28. Verschiedene Besuche von Paris in Zivil. 29. Chateau St. Affise. 30. Der Marsch in die Okkupation im Herbst 1871. 31. In Sedan während der Okkupation 1871 und 1872. 32. Die Umgegend von Sedan und Ausflüge während der Okkupation. 33. In Rocroi. 34. Ein Stein aus der Festungsmauer von Rocroi und der Heimmarsch 1873. Schlußwort.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

In Verbindung mit anderen

herausgegeben von

Carl Tanera

Hauptmann a. D.

7 Bände. **4. und 5. Auflage**

Preis: Geheftet M 2.—, eleg. kart. M 2.50 für den Band

Inhalt: I. Weißenburg, Wörth, Spichern. Von Hauptmann Carl Tanera. Mit 4 Karten. — II. Um und in Metz. 1870. Von Dr. J. Steinbeck. Mit 1 Karte. — III. Die Schlachten von Beaumont und Sedan. Von Tanera. Mit 1 Karte. — IV. Straßburg unser! — Bis ans Meer. Von Pressentin. Mit 3 Karten. — V. An der Loire und Sarthe. Von Tanera. Mit 1 Karte. — VI. Belfort, Dijon, Pontarlier. Von Dr. J. Steinbeck. Mit 3 Karten. — VII. Die Belagerung von Paris. Von Tanera. Mit 1 Karte.

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Tanera's Kriegsschriften

Eine vaterländische Bibliothek für das

deutsche Volk und Heer

von

Carl Tanera

Hauptmann a. D.

Mit zahlreichen Karten und Plänen

9 Bände

Geheftet à M 2.— Elegant kartoniert je M 2.50

Inhalt: I. Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV. (1672 bis 1714). — II. u. III. Die Kriege Friedrichs des Großen. Erster Teil: Der erste und zweite schlesische Krieg (1741—1745). Zweiter Teil: Der siebenjährige Krieg (1756—1763). — IV. u. V. Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege. Erster Teil: Von Valmy bis Austerlitz (1792—1805). Zweiter Teil: Von Jena bis Moskau (1806—1812). — VI. u. VII. Die deutschen Befreiungskriege. Erster Teil: 1813. Zweiter Teil: 1814—15. — VIII. u. IX. Die deutschen Einigungskriege. Erster Teil: Schleswig-Holstein meerumschlungen 1848 bis 1864. Zweiter Teil: Der Krieg von 1866.

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Einzeldarstellungen von Mitkämpfern im Kriege 1870/71

Kleine Bücher aus großer Zeit

Unter General von der Tann. Feldzugserinnerungen eines Kompagnieführers von Hauptmann a. D. **Hugo Arnold.** 2 Bände. Geheftet je M 2.—, kart. je 2.50

Kriegserlebnisse eines Kaiser-Alexander-Garde-Grenadiers im Feld und im Lazarett von Leutnant a. D. Hofrat **H. Dinckelberg.** 2. Aufl. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Erlebnisse eines Einjährig-Freiwilligen des VII. (rhein.-westf.) Korps. Von **Ernst Esch,** Prof. am Gymnasium zu Barmen. Geh. M 1.60, kart. M 2.20

Erlebnisse eines Württembergischen Feld-Soldaten. Von **Karl Geyer,** k. württemb. Ministerialrat und Hauptmann der Landwehr. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers. Von **Th. Gümbel,** Pfarrer. 2. Auflage. Geheftet M 2.25, kart. M 2.80

Bei den Fahnen des XII. (kgl. sächs.) Armeekorps. Von **C. L. Hähnel,** Oberlehrer. 2. Auflage. Geh. M 1.60, kart. M 2.20

Erinnerungen eines kriegsfreiwilligen Gymnasiasten. Von **Werner Jösting,** Superintendent in Remscheid. Geh. M 1.60, kart. M 2.20

Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzuge 70/71. Von Dr. **Ad. Kayser.** Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Bei den Fahnen des III. Armeekorps von Metz bis le Mans. Von Hauptmann a. D. **G. Koch.** Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Drei Jahre in Frankreich. Erinnerungen eines Truppenoffiziers. Von Hauptmann a. D. **Fr. Koch-Breuberg.** Geh. M 2.—, kart. 2.50

Erlebnisse eines freiwilligen Jägers. 4. Aufl. 1905. Von Pfarrer **Oskar Leibig.** Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Vier Monate vor Paris. 2. Aufl. Von **Otto Liebmann,** Prof. in Jena. Geh. M 3.50, geb. M 4.50

Im großen Hauptquartier. Feldbriefe in die Heimat. Illustriert. Von Dr. **P. Matthes,** Leibarzt Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen. Geh. M 2.50, kart. M 3.50

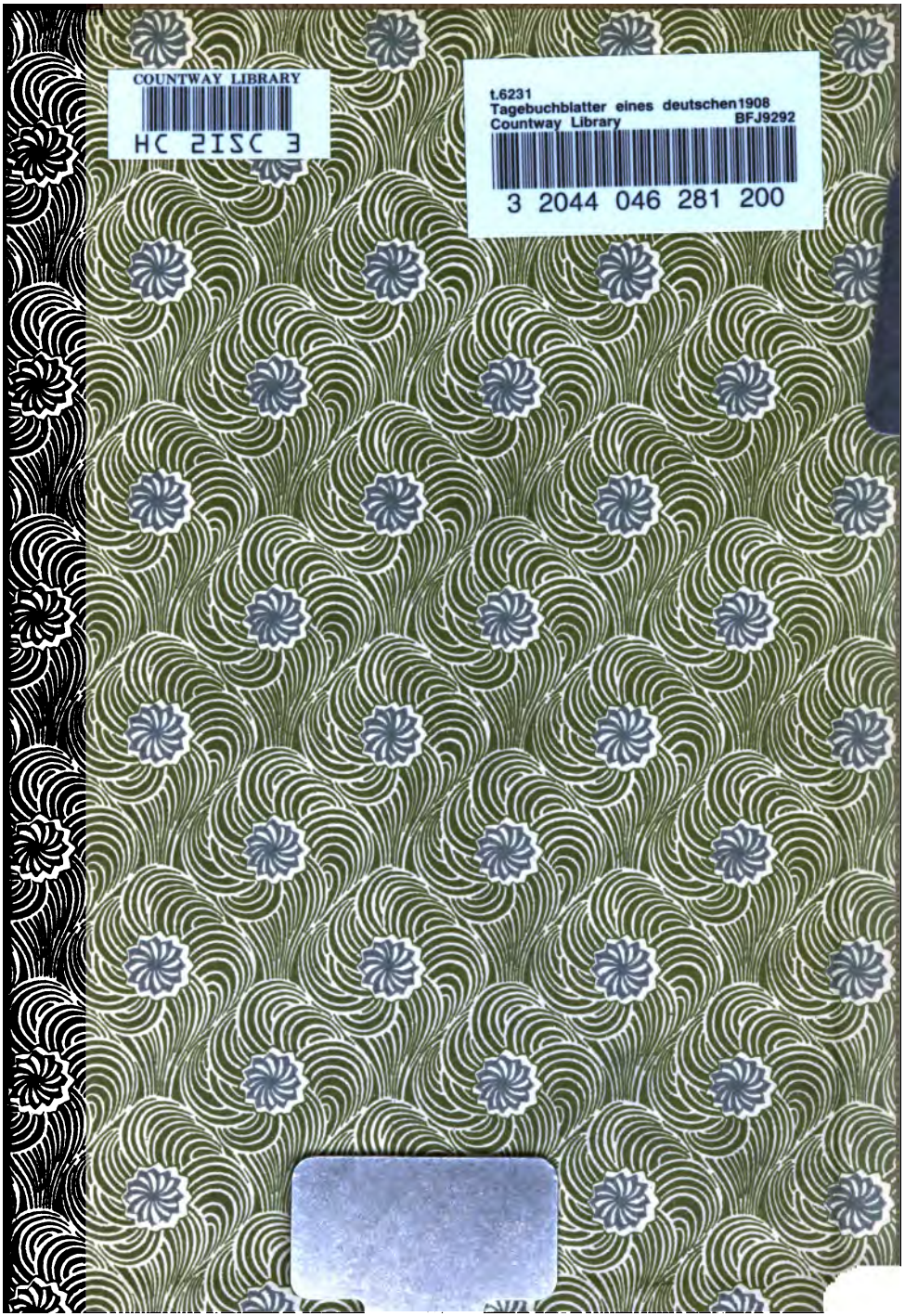
Bei höheren Stäben. Adjutanten-Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre. Von Major **Ad. Ott.** Geh. M 2.—, kart. M 2.50

Erinnerungen eines Feldgeistlichen. Von **Edm. Pfleiderer,** ord. Prof. der Philosophie. Geh. M 2.25, kart. M 2.80

Unter Prinz Friedrich Karl. Erlebnisse eines Musketiers. Von **E. Stier,** Oberlehrer. 3. Auflage. Geh. M 2.—, geb. M 2.50

Kriegserlebnisse bayerischer Artilleristen. Von Mitkämpfern erzählt. Herausgegeben von Major a. D. **L. Hütz** u. Major a. D. **O. Schmalz.** 2 Teile. Geheftet je M 2.25, kart. je M 2.80

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München


COUNTWAY LIBRARY
HC 2ISC 3
t.6231
Tagebuchblatter eines deutschen1908
Countway Library BFJ9292
3 2044 046 281 200

t.6231
Tagebuchblatter eines deutschen1908
Countway Library BFJ9292
3 2044 046 281 200